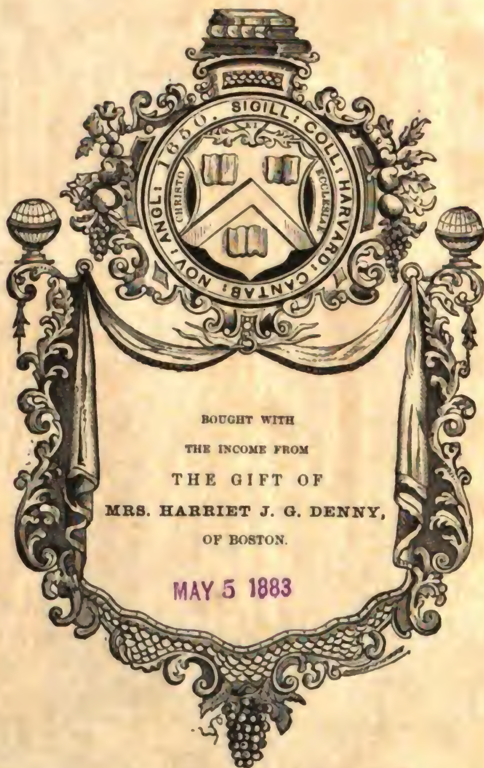


Alruna

Franz Otto Spamer


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE

Asruna.

Familienbuch der schönsten Haus- und Volksmärchen,

Sagen und Schwänke.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Alruna.

Familienbuch der schönsten Haus- und Volksmärchen,

Sagen und Schwänke.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Otto Spamers
Illustrirte
Jugend- und Hausbibliothek.

Mit
vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, kolorirten Bildern, Karten 2c.

Alruna.

Der Jugend Lieblings-Märchenschatz.

Neunzig
der schönsten Haus- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke.

Herausgegeben
von
Franz Otto.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1883.



Otto, Märchenschatz. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Max, der Freischütz, begnadigt von dem Fürsten.

Alruna.

Der Jugend Lieblings-Märchenschatz.

Familienbuch

der schönsten

Haus- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke

aus aller Herren Ländern.

Herausgegeben

von

Franz Otto, pseudon. f.:
Johann Christian Gottlob Franz Otto Spamer.



Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 180 Text-Abbildungen und buntem Titelbilde.

Nach Zeichnungen von C. Bechstein, Konrad Ermisch, Rob. Kretschmer, B. Mörlins, C. Schell, A. Toller, Erdmann Wagner, C. Waibler u. a.

Leipzig und **Berlin.**

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.

Bunte Träume meiner Kindheit, Märchen, sagt, wo seid ihr hin?
Hab' mich oft nach euch gesehnet, auch seit ich kein Kind mehr bin.
Jene Tage, wo ich spielte in dem fernen Wunderland,
In den ewig grünen Gärten, an des Meeres weißem Strand,
Wo ich kannte, wo ich liebte Elfen, Nixen, Wasserfeen,
Wo ich den Sirenen lauschte und dem Muschelhorngetön.

A. W.

Vorwort zu den drei ersten Auflagen.

Gleichzeitig mit diesem Buche erschien in demselben Verlage wiederum eine neue Auflage von Lauschs „Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke". Wie aus dem Titel erhellt, ist jedoch dies anmutige Büchlein zunächst für die Kinderwelt bestimmt, weniger für die reifere Jugend und den Familienkreis im weitern Sinne. — In dem vorliegenden Bande wird nun auch dem ebengenannten Teile der Lesewelt eine Anzahl teils bekannter, zumeist aber weniger oft gehörter Märchen, Sagen und Schwänke in buntem Wechsel dargeboten.

„Erinnerungen aus fernen Zeiten, die weit jenseit aller Geschichte liegen" — so sagt Th. v. Bernhardi in seinem Vortrage „Volksmärchen und epische Dichtung" — „aus der Kindheit unsres Volkes, umschweben von Geschlecht zu Geschlecht unsre eigne Kindheit, umgeben im weiten Vaterlande fast jeglichen Fels, fast jede eigentümliche Schöpfung der Natur mit dem Zauberschmucke der Poesie." — Im Kindermärchen wie in der Volkssage spinnen sich durch Tausende von Jahren, wie bei uns so auch bei unsern Nachbarn, den Franzosen, Italienern rc., fast dieselben Phantasiegebilde fort, und aus ihnen formen sich bis in die Gegenwart neue Gestaltungen.

Je größere Wandlungen unser Volkstum auf den Bahnen seiner Entwickelung durchleben mußte, um so inniger und vielgestaltiger haben sich Geschichte, Sage und Märchen in die Volkspoesie verwebt und sich fortgebildet. In kaum minder mannigfaltigen Formen sind Märchen und Sagen aber auch bei unsern Nachbarn im Osten weitergepflanzt worden. Meist derselben Quelle entsprungen wie die lieblichen Phantasiegebilde unsres Stammes, haben Sitte und Empfindung der großen slawischen Völkerfamilie den überlieferten Märchen- und Sagenstoff gemäß ihrer Eigenart umgeschaffen und neu gestaltet. Dem hochinteressanten Märchenkreis der Slawen hat sich allerdings bisher eine sympathische Aufmerksamkeit weniger zugewendet, und es erscheint dies recht auffallend, wenn wir uns erinnern, wie enge sich die germanischen Kultur-Vorposten mit unsern östlichen Nachbarn vergesellschaftet haben. Wir lernen diese aber hinsichtlich ihres Denkens und Fühlens aus Volksmärchen und Sagen gewiß nicht weniger zutreffend kennen als durch die Geistesprodukte der hervorragenden Meister ihres Schrifttums.

In diese dufterfüllte Phantasiewelt führen wir nun die Leser dieses Buches um so lieber ein, je zahlreicher die Anklänge sind, welche, gleich den deutschen Märchen, so auch bei denen unsrer Nachbarn in Böhmen, Rußland, Polen rc., an ihre ferne indische Heimat gemahnen. Selbst an der äußersten Grenze sind ja deutsche Überlieferung und deutsche Sitten nicht geschwunden; gerade im Märchen und in der Sage läßt sich der Einfluß des deutschen Wesens im Osten weiter verfolgen. (Man vergl. u. a. das deutsche Märchen „Der junge Riese" mit dem mährisch-walachischen „Vom starken Jura" u. s. w.)

Märchenbücher für die Jugend gibt es in Hülle und Fülle. Freilich vermochten sich nur wenige Sammlungen auf der Oberfläche der Flut zu halten.

Kein Wunder! Erschien uns doch gar manche der bekannter gewordenen Anthologien gar nicht unbedenklich. Ohne weiteres werden da die Arbeiten berühmter Märchenerzähler, die ihre Phantasiegebilde in erster Linie gar nicht für die Jugend ersonnen hatten, diesem Leserkreis vorgesetzt. Man macht sich wahrlich nicht der Übertreibung schuldig, wenn man behauptet, daß selbst von namhaften Autoren herausgegebene Märchenbücher einen Inhalt bieten, der oft schnurstracks den erziehlichen Zwecken zuwiderläuft.

Wir sind nicht sehr empfindsam. Aber jene saftige Zukost und die berückenden Beimischungen, welche z. B. unser Klassiker Musäus seinem Leserkreis auftischen durfte, sind weder schmackhaft noch erscheinen sie uns heute „zeitgemäß".

Wir sind moralischen Vorlesungen, zumal in Kinderschriften, nicht besonders zugethan. Ergreift nicht der Gegenstand der Erzählung, ihr Inhalt Herz und Gemüt der Leser, ruft er nicht unwillkürlich Befriedigung und den Ausdruck der Freude, des Mitgefühls oder des Abscheues hervor, so helfen weder salbungsvolle Ermahnungen noch eindringliche Warnungen. Um so ernstlicher aber sollte selbst im Märchen der alte platonische Grundsatz, die Idee des Guten, also Tugend und edle Sitte, im Gewande der Schönheit vorzutragen, zum Ausdruck gelangen; am wenigsten sollte das Häßliche herangezogen werden zum Behufe der Sinnenreizung.

Leider aber herrschen selbst unter hervorragenden Schulmännern eigentümliche Ansichten über das in Märchenbüchern Zulässige. Ein sprechender Vogel, ein singender Baum, eine fliegende Harfe, eine Henne, welche goldene Eier legt, mögen für berechtigte Wunderfiguren des Märchens gelten; Zauber- und Feenkünste, prophetische Gestalten, das Erscheinen von Geistern, das Herumwandeln von Abgeschiedenen, das Eingreifen der Mächte des Bösen, kurz Spukgestalten aller Art helfen im mannigfachsten Wechsel den Inhalt der Volkssage formen, die einen so wichtigen Teil unsrer Kulturgeschichte darstellt, und welche fortwährend sich weiter ausbreitet und je nach dem Entwickelungsgange eines Volkes sich umbildet. Aber alles Übernatürliche und Phantastische hat schließlich seine Grenzen, und die maßlose Übertreibung des Wunderbaren weist der rechte Takt zurück. Allerdings ist der Geschmack ein gar verschiedener. So war uns von zwei geschätzten Freunden unsrer Bestrebungen für vorliegende Sammlung ein Märchen dringend anempfohlen worden, dessen Handlung mit darin gipfelt, daß eine frühreife, sentimentale Kleine aus Liebe und Inbrunst zu ihrem verzauberten Schätzlein — eine Kröte — und zwar eine recht häßliche, kalte! — auf ihrem Busen trägt und schließlich noch in Stellvertretung einen häßlichen Köter hätschelt. .... Welch eine Geschmacksverirrung liegt in dieser Sentimentalität — mag nun der behandelte Gegenstand selbst von einem unsrer klassischen Erzähler herrühren! — Durch Widernatürliches und Häßliches Wundersames schaffen oder ein widersinniges Wunder berechtigt erscheinen lassen wollen, ist unsres Erachtens eine Sünde am reinen Geiste derer, bei denen man durch das Märchen doch vor allem das Gefühl der Befriedigung rege machen möchte, und wo immer es gehen will, zur Nachfolge im Guten und zur Freude am Schönen aneifern sollte. — Bei dem vorhin angezogenen Märchen ereignet sich im Grunde etwas Übernatürliches nicht. Gewiß aber widerspricht die zugelassene

Unnatur dem innersten Wesen des Märchens, das bei allem Zauber des Wunderbaren sich im Absonderlichen nicht bis zum Abgeschmackten verirren darf.

„Suchen wir uns von dem Eindrucke Rechenschaft zu geben", sagt in seinem oben erwähnten Vortrage Th. v. Bernhardi, „den Volkssage und Märchen auf uns machen, so finden wir etwas darin, das uns selber überrascht und zum Nachdenken auffordert. Sie stehen oft nur unvollständig, vielfach sogar verstümmelt vor uns, und dennoch fesseln sie uns mit einer Gewalt, die über den Wert, den sie als Werke freier willkürlicher Dichtung haben könnten, weit hinausgeht." — Sicher aber wird der Eindruck nur abgeschwächt empfunden, wenn wir auf Verstümmelung oder Lücken stoßen oder auf Unerklärliches und Nichtmotivirtes, oder wenn sich die selbst im Märchen nicht überflüssige Logik der Folgerungen missen läßt.

Diese Lücken hier und da auszufüllen, wohl auch dem Gegenstand ein aufhellendes Motiv beizugesellen, halten wir hier für statthaft, wenn es mit geschickter Hand geschieht und wenn die Zuthat sich nicht zu breit macht.

Der Charakter des Märchens liegt vornehmlich mit darin, daß die Verwickelung oder Entwickelung an Dinge sich knüpft, die platterdings unmöglich sind, so daß der kleinste Leser selbst alsbald das Märchen herausfühlt. Selbst weniger anmutige Dinge, wenn sie nicht möglich sind, dagegen durch meisterhafte Darstellung die Spannung erhalten — ungeheuerliche und schauerliche Vorkommnisse, soweit sie nicht dauernd den Geist belasten — mögen unter dieser Voraussetzung als zulässig gelten. Denn die Steigerung des Wunderbaren an und für sich thut dem Märchen ja keinen Eintrag, mag im Gegenteil sogar dem Zauber zu Hilfe kommen. Indes jene Folgerichtigkeit oder Logik, von der wir eben sprachen, muß der Märchendichtung — bei der Volkssage ist's freilich nicht immer der Fall — innewohnen. Wo dieses nicht stattfindet, verfehlt eine solche Unterhaltung ihren Zweck, zumal bei dem denkenden Teile der Jugend, der kopfschüttelnd zu kritisiren geneigt ist: „Da weiß auch keine Seele uns zu sagen, weshalb dies und das geschehen ist." Wir dürfen unsre Pfleglinge nicht mit uns in den Fall kommen lassen, das Ganze zu verwerfen infolge des Wunderbaren, das mit sich selbst im Widerspruch erscheint und dann des rechten Zaubers entbehrt.

Wir sind für das Märchen als Jugendbildungsmittel, wie es in manchen hier in Betracht zu ziehenden Schriften auftritt, keineswegs in hohem Grade eingenommen. Soll der Phantasie, ihren luftigen Gebilden doch einmal Zugang zum Gemüte des Kindes gestattet werden, so biete man wenigstens etwas, das anregend oder erziehlich wirkt, vor allem solche Stoffe, an denen klassische Erzähler gleich H. C. Andersen, E. M. Arndt, Ludwig Bechstein, Adalbert von Chamisso, Ch. Dickens, E. Diethoff, Brüder Grimm, Wilhelm Hauff, E. T. A. Hoffmann, Richard Leander, Fr. H. K. Baron de la Motte-Fouqué, Ludwig Tieck, J. W. Wolf u. a. ihre Erzählungskunst geübt haben.

Bei manchen Sagen und Märchen ist es uns nicht leicht gefallen, unter den bekannteren der Heimat, beziehentlich unter jenen germanischen Ursprungs und denen unsrer östlichen Nachbarn die rechte Wahl zu treffen. Wir zogen nicht selten die letzteren als die weniger oft gehörten vor, zumal durch H. Pfeils „Sagenbuch" die deutschen Sagenstoffe ausschließlicher berücksichtigt werden.

Gerade die Märchenwelt der Westslawen und Magyaren bietet einem Familienbuche gleich dem vorliegenden blinkende Perlenschnüre. Wir gedenken hier nur unter vielem andern des slowakischen Märchens „Von den zwölf Monaten“ nebst der böhmischen Sage „Die Waldfrau“, welche unterdessen mehrfach, und zwar mit auf Grund unsrer Fassung, in andre neuere Sammlungen übergegangen sind.

Damit die heitere Beithat nicht mangele, nahmen wir keinen Anstand, in etlichen Beispielen, die sich wie gute Schwänke lesen, die mährisch-walachische Auffassung vom Treiben böser Geister hier auf Erden wiederzugeben. — So eigentümlich dem russischen wie dem dänischen Volksmärchen die Dreizahl — drei Väter, drei Söhne, dreimaliges Ausziehen des dreißigjährigen Helden, ehe er Erfolg hat ꝛc. — der magyarischen sowie der russischen Sage das dürre, unscheinbare Zauberpferd ist, welchem der russische Held durchs Ohr kriecht, bei den nordischen Märchen die Naivität auffällt, mit welcher die Erzähler den Eintritt des Menschen in das Dasein behandeln, so merkwürdig erscheint für die Auffassungsweise des gutmütigen, in Mähren eingewanderten walachischen Hirtenvolkes dessen Vorstellung vom Wesen der Höllensippschaft. Die Satansgesellen erscheinen hier, wie unter den Wenden in der Lausitz (vergl. „Ausland“ 1877, S. 856), als lustige, gutartige Kumpane, bei welchen selbst eine Art Moral vorwaltet, und denen man daher nicht gram wird. Es läßt sich mit ihnen auskommen, denn sie zeigen sich hilfreich braven Menschenkindern, welche nicht lästern. An solchen Teufeln ist wahrlich noch nicht Hopfen und Malz völlig verloren.

Mit Vorliebe haben wir gern volkstümliche Stoffe der neueren Zeit gewählt und sie selbst neu erzählt oder solche in veränderter Einkleidung erzählen lassen, von denen mit Recht behauptet werden darf, daß sie gleich einer lieben Jugenderinnerung den heutigen Menschen von Kindesbeinen an begleiten, und die sich um so leichter bei jung und alt fortpflanzen. Fortwährend bleiben im Munde der Leute beispielsweise der „Freischütz“, die Sage von den „Bergwerken von Falun“, die von „Hans Heiling“, vom „Fliegenden Holländer“, vom „Rattenfänger von Hameln“ — welche sämtlich durch die edle Musika verewigt sind, während etliche Anregung zu Meisterwerken der bildenden Kunst gegeben haben, wie z. B. „Die sieben Raben“, „Die schöne Melusine“ u. a. m.

Absichtlich haben wir nur wenige von Andersens Märchen in unsern „Märchenschatz“ aufgenommen, denn es befindet sich bei der Verlagsbuchhandlung des vorliegenden Werkes eine Ausgabe der vorzüglichsten Schöpfungen des dänischen Meisters in Vorbereitung. Diese Sammlung wird ebenso trefflich ausgestattet sein, sowohl in bezug auf Illustrirung durch Erdmann Wagner, und sorgsamen Druck wie — nach sachverständigem Urteile — durch meisterhafte Wiedergabe des Originaltextes seitens des Herrn E. Lobedanz.

Noch hat der Herausgeber der Mitwirkung zu gedenken, welche ihm bei Herstellung der letzten Auflage durch gütiges Entgegenkommen des Herrn Gymnasialdirektors G. Stier in Zerbst zuteil geworden ist; nicht minder hat er für Einlieferung etlicher Schwänke und Schnurren seinem Landsmann Herrn Gymnasiallehrer Dr. Nover in Mainz besten Dank zu sagen.

Leipzig, den 29. August 1877. Der Herausgeber.

Vorwort zur vierten und fünften Auflage.

Innerhalb sechs Jahren sind fünf und zwanzigtausend Exemplare dieses Buches hinausgegangen und es hat sich dasselbe sonach in allen Kreisen der Lesewelt eingebürgert. — Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. In vorgedachtem Sinne sind unserm Familienbuche auch diesmal eine Anzahl Märchen und Sagen neu einverleibt oder neu erzählt worden, denen ein sittlicher Gedanke zu Grunde liegt. Absichtlich wurden Züge des menschlichen Wesens herangezogen, an welche sich als Nutzanwendung eine Sittenregel von selber knüpft: Eltern-, Kindes-, Geschwister- und Nächstenliebe, Freundschaft, Edelmut und Dankbarkeit, Treue und Ausdauer, Vergeben und Vergessen von Unbill, Folgen des Ungehorsams und der ungezügelten Leidenschaft ꝛc. —

Die Mitbewerbung um die Gunst des Publikums hat unserm Buche wenig Schaden gebracht, vielmehr seine Eigentümlichkeiten nur um so mehr hervortreten lassen. Daß andre Ähnliches bezwecken — darin liegt durchaus nichts Besonderes; daß jedoch Autoren, welche sich auf Namen und Berufsstellung etwas zugute thun, Stücke in der Fassung unsres „Märchenschatzes“ entlehnen, statt ihrem Ursprunge nachzugehen, und daß sie diese bequeme Mache üben, ohne dieses Werkes auch nur mit einem Worte zu gedenken — dagegen muß der Unterzeichnete doch ein ernstliches Wort der Verwahrung einlegen.

Nur wenige unsrer Gaben sind wortgetreu ihren Quellen entnommen. Vielmehr sind die russischen Volksmärchen aus der Sammlung von A. Dietrich, die magyarischen Märchen und Sagen des verdienstvollen G. Stier sowie die von demselben Autor nach dem Texte des Johann Erdelyi herausgegebenen, weiterhin die dem Gaalschen Märchenbuch entlehnten, sodann das prächtige esthnische, mittlerweile nach **unserm Text** mehrfach ohne Quellenangabe nachgedruckte Märchen von Kreutzwald meist neu erzählt oder doch im Hinblick auf unser Publikum mehr oder weniger, manchmal sogar wesentlich verändert worden; ebenso hat der Herausgeber die slawischen Märchen von J. Kulda, J. B. Maly, B. Němec (aus Wenzigs „Westslawischem Märchenschatz“), sodann die polnischen nach Glinski (Godin), kurz den bei weitem größern Teil unsrer Stücke mit Berücksichtigung unsres Publikums unter der großen Menge plangemäß ausgewählt und sie dem Geiste dieses Buches gemäß gestaltet.

Kurz, die größere Zahl unsrer Märchen ist teils umgedichtet, nicht selten von kundiger Hand ganz und gar umgearbeitet worden, oder sie ist überhaupt Original: so die im Inhaltsverzeichnis mit * bezeichneten. Ein Dritteil des Buches besteht sonach aus Originalarbeiten, an welchen wir uns hiermit ausdrücklich unser volles Eigentumsrecht wahren, indem wir gegen widerrechtlichen Abdruck derselben protestiren.

Aber wir warnen auch vor Abdruck der von uns umgearbeiteten Stücke ohne Namhaftmachung der Quelle, wie dies auch wieder von einer Seite

geschehen ist, von der man sich eines solchen Eingriffes am wenigsten versehen sollte. Wir werden ganz energisch dieser Freibeuterei ein Ziel zu setzen suchen.

Wir betonen alles dieses ausdrücklich, damit diejenigen sich diesmal besser vorsehen, welche so gern vom hohen Pferde herab reden und dennoch sich dazu hergeben, aus zwanzig Büchern ein einundzwanzigstes zustande zu bringen. — Und damit sich unser „Märchenschatz" von den nachgeahmten Machwerken besser unterscheiden lasse, haben wir seinem Titel schon in der vierten Auflage den von Friedrich Ludwig Jahn für ein Märchenbuch dieser Gattung vorgeschlagenen Namen „Alruna" vorangestellt; in Bezug auf Mannigfaltigkeit der Auswahl und Darstellung aber die Anwendung von Ludwig Tiecks Worte, womit derselbe das Märchen verherrlicht hat, zu verdienen gesucht:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steige auf in alter Pracht!

Die vorliegende Sammlung ist nicht von heute auf morgen entstanden, willkürlich zusammengeschweißt oder etwa auf Bestellung gearbeitet, dieweil der Erfolg eines Vorgängers den Nachtretern keine Ruhe läßt. Der Herausgeber hat sich viele Jahre damit beschäftigt, und es sind von ihm eine Menge Märchen und Sagen zusammengebracht und gelesen worden, ehe er sich am Ziele sah. Er ging dem Urquell der beliebtesten Märchengebilde nach, welche in ihrer Mehrzahl unsern Stammeltern aus ihren ältesten Wohnstätten im Innern Asiens gefolgt oder später aus dem Gebiete des indischen Fünfstromlandes zu ihnen gelangt sind oder durch Vermittelung der Perser seitens der phantasiereichen arabischen Kulturträger auf deren Handelswegen oder Eroberungszügen den Völkern Europas zugeführt wurden. Da es uns jedoch an Raum fehlte, die gewonnene Ausbeute in einem Werke niederzulegen, so haben wir litterarische Freunde der Firma Otto Spamer zur Bearbeitung und Herausgabe von verwandten oder ergänzenden Stoffen veranlaßt.

So entstanden in den letzten Jahren in der Ausstattung von „Alruna":

Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke. Von Ernst Lausch. Fünfzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 60 Text-Illustrationen, zehn Ton- und Buntbildern. (Elegant kartonirt ℳ 2. 50.)

Die vorliegende neue Auflage dieser längst zu einem Lieblingsbuch der Kinderwelt zählenden Märchensammlung ist nicht nur textlich, sondern auch illustrativ gehoben worden und läßt im Vergleich mit den früheren Auflagen auch sonsthin wesentliche Umgestaltungen zu gunsten des Ganzen erkennen.

H. C. Andersens Sechsundfünfzig auserwählte Märchen. Neu übersetzt von Edmund Lobedanz. Samt Nachschrift: Erinnerungen an H. C. Andersen und Andersens letzte Tage nach Nikolai Bögh. Mit 100 Text-Illustrationen von Erdm. Wagner und einem bunten Titelbilde von H. Vogel. (Eleg. gebunden ℳ 6.)

Die schönsten Märchen aus Tausend und eine Nacht für die Kinderstube. Ins Deutsche übertragen von Alexander König. Neu bearbeitet von C. Michael. Mit 50 Text-Illustrationen nach Zeichnungen von Erdm. Wagner, nebst einem bunten Titelbilde von Herm. Vogel. (Elegant kartonirt ℳ 4.)

Die schönsten Märchen aus Tausend und eine Nacht für den Familientisch. Neu bearbeitet von **C. Michael.** Mit 40 Text-Illustrationen von Erdm. Wagner, nebst einem bunten Titelbilde. (Elegant kartonirt ℳ 6.)

Eine folgende Sammlung wird noch weitere Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ sowie eine Reihe morgenländischer (vornehmlich persischer und indischer) Märchen enthalten. Durchgängig neu illustrirt und vorzüglich ausgestattet, reihen sich die „Märchen aus Tausend und eine Nacht“ der gut aufgenommenen Ausgabe von „Andersens Märchen“ würdig an.

Weihnachtsmärchen und Christfestgeschichten. Die schönste Festzeit in Dichtung und Wahrheit. Herausgegeben von **Heinrich Pfeil.** Mit 40 Text-Illustrationen und einem Tonbilde. (Elegant gebunden ℳ 4.)

Die schönsten griechischen Sagen aus dem Altertum. Von **Prof. F. Carl.** Nach dessen Tode herausgegeben von Hermann Mehl. Mit 64 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. (Elegant kartonirt ℳ 4.)

Deutsche Sagen. Wiedererzählt von **Heinrich Pfeil.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 45 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde von Herm. Vogel. (Elegant kartonirt ℳ 4.)

Unsre Vorzeit. Herausgegeben von **Dr. Wilhelm Wägner.** In zwei für sich bestehenden Bänden. (Preis des Bandes elegant geb. ℳ 8. 50.) Enthaltend:

Erster Band: I. **Nordisch-germanische Göttersagen.** Dritte durchgesehene Auflage. Mit 140 Abbildungen und sieben Tonbildern. — II. **Nordische Heldensagen.** Odins Nachfolger. Rolf und Thorborg. Hjalmar und Ingeborg. Die Brawalla-Schlacht. Hrolf Kraki. Hamlet. Frithjof und Ingeborg. Ragnar Lodbrok. — Die Heldenlieder der Edda. — Die Niflungen-Sage.

Zweiter Band: **Deutsche Heldensagen.** Zweite verbesserte Auflage. Mit 90 Text-Abbildungen sowie fünf Tondruckbildern. I. **Sagenkreis der Amelungen.** In drei Abschnitten. II. **Sagenkreis der Nibelungen.** In drei Erzählungen. — Gudrun. Beowulf. — III. **Karolingischer Sagenkreis.** König Artus und der heilige Gral. — Tristan und Isolde. — Tannhäuser.

Elfenreigen. Deutsche und nordische Märchen aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, der Elfen, Nixen und Kobolde. Von **Villamaria.** Mit 50 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbilde von B. Mörlins. Vierte verbesserte Auflage. (Elegant gebunden ℳ 6.)

Unter Kobolden und Unholden. Sagen und Märchen aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, Gnomen, Wichte und Kobolde, Elfen und Nixen. Herausgegeben von **Franz Otto.** Mit einer Einführung von Villamaria. Mit 42 Text-Illustrationen und buntem Titelbilde. (Elegant kartonirt ℳ 3.)

Im Geisterkreis der Ruhe- und Friedlosen. Sagenhafte Gestalten in den Überlieferungen des deutschen Volkes. Herausgegeben von **C. Michael** unter Mitwirkung von **Franz Otto.**

Enthaltend: Der ewige Jude. Die schlafenden Helden und verzauberten Herrscher. Der wilde Jäger und das Geisterheer. Von den Jagdzauberkünsten (Freischütz und Freikugeln). Der Hörselberg und Ritter Tannhäuser. Die weiße Frau und die Ahnfrauen. Im Zauberreich der unterirdischen Ruhelosen. Von Irrlichtern und Schatzgräbern 2c. Ruhelose Seefahrer. Der fliegende Holländer. Mit 52 Text-Illustrationen und buntem Titelbilde. (Elegant kartonirt ℳ 4.)

Aus dem Wigwam. Uralte und neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Von **Karl Knortz.** Mit zahlreichen Text-Illustrationen und Tonbildern. (Elegant gebunden ℳ 4. 50.)

Märchen aus dem so vielgestaltigen und anmutigen Bereiche der Elfen, Nixen und Kobolde sind absichtlich nur wenige in unsern „Märchenschatz“ aufgenommen worden, ja wir haben bei der fünften Auflage sogar noch einige der Elfensagen ausfallen lassen — darunter freilich nur ungern die „Undine“ von F. H. K. de la Motte-Fouqué, welche inzwischen in die erwähnte Sammlung „Unter Kobolden und Unholden“ überging — hauptsächlich um für das von mehreren Seiten vermißte klassische Märchen von Adalbert von Chamisso „Peter Schlemihl“, welches nun in dieser Auflage, im Auszug von Dorothea Waldner geboten wird, dann um für etliche skandinavische und polnische Märchen sowie für J. von Jaminiets schöne Sage aus dem Wasgau „Toula“ Raum zu gewinnen.

Auch der besondern Berücksichtigung des Sagenkreises des Nordlands konnten wir uns entschlagen. Freunde der nordisch-germanischen Sagenwelt finden gewiß ihr Genüge in W. Wägners Prachtwerken: „Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen“ und „Deutsche Heldensagen“ (Leipzig, Otto Spamer).

Auch auf die vorliegende neue Auflage wurde großer Fleiß verwendet. Kaum ein Stück ist völlig unverändert geblieben; an die große Mehrzahl dieser Lieblingsmärchen hat der Herausgeber die bessernde Hand gelegt. Von welchem Gesichtspunkte aus dies bisher und bei dieser Auflage ebenfalls erfolgte, darüber haben wir uns bereits in der vorhergehenden Vorrede genügend ausgesprochen. —

Die vorliegende Auflage verdient daher die Bezeichnung als eine vielfach verbesserte; auch hat der Herausgeber alles irgendwie Bedenkliche entfernt. Er hat sich auch sorgsam gehütet, dem Wunderglauben in die Hände zu arbeiten, der in unseren Tagen von einflußreicher Seite wieder gepflegt wird, was die neu auftauchenden Wahlfahrtsstätten und ein Blick auf dem Sympathiemittel-Schrein mancher unsrer Hausfrauen darthun.

Wiewohl der Umfang dieses Buches seit Erscheinen der dritten Auflage sich wiederholt — im ganzen sogar um acht Bogen erweitert hat — ist sein Preis doch nur um eine Mark erhöht worden. —

Wir dürfen mit gutem Gewissen diese Sammlung unsrer Jugend zuführen, beziehentlich allen gebildeten Familien warm empfehlen.

Leipzig, im August 1882.

Franz Otto.



Gegen Nachdruck der mit * bezeichneten Stücke wird auf Grund des Gesetzes vom 11. Juni 1870 Verwahrung eingelegt.

Bemerkungen und Erklärungen

zu dem Märchen „Die Auswanderer" (S. 636).

Damit das gedachte Märchen zugleich belehrend sei — wie es denn überhaupt ein Stück geheimes Walten der Naturkräfte zur Anschauung bringen soll — werden zu den darin genannten Pflanzen deren wissenschaftliche Namen angeführt und zugleich einige Erläuterungen gegeben.

1) Steinbrech = Saxifraga, in vielen Arten, am Boden, besonders auf feuchten Felsen sich ausbreitende Pflanzen, welche meist moosartige Polster bilden. 2) Dryade = Dryas octopetala, eine häufig am Fuße der Felsen in Steingeröllen vorkommende Alpenpflanze mit weißer Blüte. 3) Alpen- und Schneehahnenfuß = Ranunculus alpestris und glacialis, beide mit weißen Blüten. 4) Blauer Enzian = Gentiana acaulis, verna, bavarica und andre reizende blaue Blumen; gelber Enzian = G. lutea, purpurea und punctata. 5) Rote und bläuliche Schlüsselblumen — Primula minima, villosa, viscosa, longiflora 2c.; gelbe Aurikel sind die auf den Alpen wildwachsenden Stammpflanzen der Gartenaurikel mit dunkelgelben, wohlriechenden Blumen. 5) Aretia und 7) Alpensilene = Aretia alpine und Silene acaulis, zwei reizende, rotblühende, Rasen bildende Pflanzen. 8) Alpennelke = Dianthus alpinus, eine prächtige rote Nelkenart. 9) Mannsschild = Androsace, ähnlich der Silene und Aretia. 10) Bergelsen oder Erlen = Alnus viridis. 11) Rankendes Moos, bilden mehrere Arten von Lycopodium und Selaginella; höchst zierliche Pflanzen. 12) Alpenlöwenmäulchen = Linaria alpina, ein prächtig blühendes Pflänzchen, das besonders gern auswandert. 13) Alpenglöckchen = Soldanella alpina und andere. 14) Kriechweiden sind Salix herbacea, reticulata 2c., welche sich am Boden festklammern und so das rollende Gestein befestigen. 15) Saxifraga, wie 1), besonders aizoides, longifolia, caesia und ähnliche Arten. 16) Edelweiß = Gnaphalium Leontopodium, eine im höchsten Gebirge, aber auch zuweilen an ihrem Fuße wachsende seltene schöne Immortelle, die vorzüglich den Jägern zum Hutschmuck dient. 17) Rhododendron oder Alpenrose (Almröschen) = Rhododendron hirsutum und ferrugineum, nicht selten in die Tiefe steigend. 18) Alpenglocke = Campanula barbata und viele andre, besonders pusilla. 19) Niedriger Enzian = Gentiana acaulis. 20) Die sogenannten englischen Aurikel haben mit Puder (einer Art Wachsbildung) überzogene Blumen.

Achtzig
Haus- und Volksmärchen

von
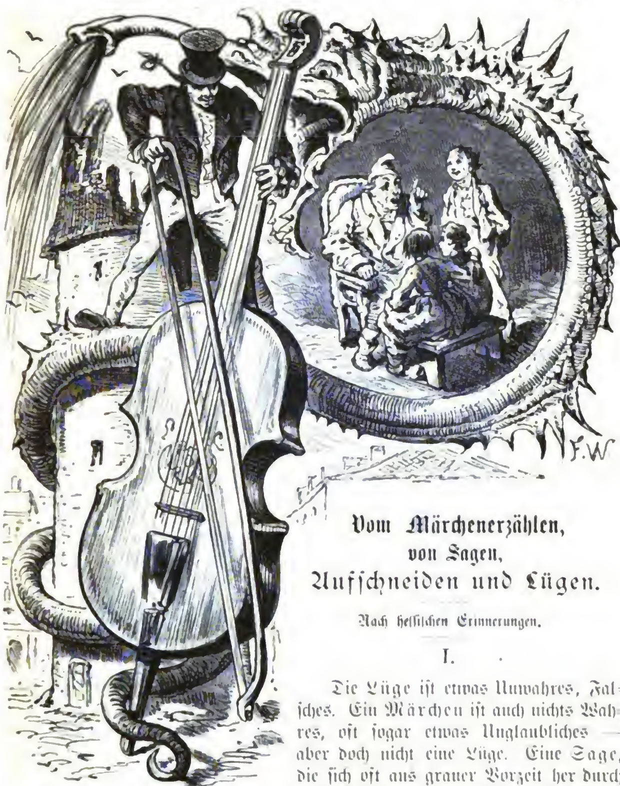
G. Bötticher, E. Diethoff, H. Jäger, E. Lausch, R. Leander, Franz Otto, G. Stier, Villamaria, Elise und Dorothea Waldner

sowie nach

H. C. Andersen, E. M. Arndt, Ludwig Bechstein, A. v. Chamisso, D. Ch. Dickens, A. Dietrich, F. H. K. de la Motte-Fouqué, G. Gaal, Glinski, Brüder Grimm, S. Grundtvig, W. Hauff, J. P. Hebel, E. Th. A. Hoffmann, J. v. Jaminiet, Dr. Kreutzwald, J. Kulda, J. B. Masy, Graf J. Mailáth, Rudolf Müldener, J. K. A. Musäus, B. Němec, Chr. Perrault, Carmen Sylva, V. Tursey, Villamaria und andern.

Benutzte Werke.

Insbesondere: E. M. Arndts Märchen und Jugenderinnerungen, Band I. — H. C. Andersens Märchen. — P. Ch. Asbjörnsen, Norwegische Volksmärchen. — Bechsteins Märchen- und Sagenbuch. — Ad. v. Chamissos Peter Schlemihl. — A. Dietrich, Russische Volksmärchen. — F. H. K. de la Motte-Fouqués ausgewählte Werke. — Glinski, Polnische Volksmärchen. — Brüder Grimms Märchen. — S. Grundtvigs Dänische Märchen von W. Leo. — W. Hauffs Märchen. — J. P. Hebels Schatzkästlein. — E. Th. A. Hoffmanns Gesammelte Schriften, Erster Band. — J. v. Jaminiet, Lothringisch-französische Volkssagen. — R. Leanders Träumereien an französischen Kaminen. — Löhrs Anthologie. — Johann Graf Mailáths Magyarische Märchen und Sagen. — R. Müldeners Nordisches Märchenbuch. — Musäus' Volksmärchen. — Alb. Richter, Lustige Geschichten. — Otto Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. — G. Stiers und G. v. Gaals Sammlungen ungarischer Märchen. — B. Turley, Schwedische Volksmärchen. — Verschiedene Bände der „Welt der Jugend." — Wenzigs Westslavischer Märchenschatz. — Überhaupt ältere und neuere deutsche, englische, französische, russische und slavische Litteratur.



Vom Märchenerzählen, von Sagen, Aufschneiden und Lügen.

Nach hessischen Erinnerungen.

I.

Die Lüge ist etwas Unwahres, Falsches. Ein Märchen ist auch nichts Wahres, oft sogar etwas Unglaubliches — aber doch nicht eine Lüge. Eine Sage, die sich oft aus grauer Vorzeit her durch viele Jahrhunderte im Munde der Leute forterbt, kann ebenso oft Eingebildetes als wirklich Geschehenes „überliefern". — Von Lug zu Trug ist selten mehr als ein Schritt. Ein richtiger Lügner bringt allerdings viel leichter etwas zustande als ein Märchenerzähler; denn das Märchenerzählen ist doch schwerer als das Lügen.

Wenn ich so des Abends in die Kinderstube komme, den kleineren Enkeln etwas zu erzählen, dann laufen die Stapelmätzchen flugs zusammen, setzen sich hin und spitzen die Ohren. Und Liesel sagt zu dem Kleinsten: „Nun haltet Ruhe, ihr Plappertaschen, der Großvater erzählt heute ein funkelstahlneues Märchen, das nicht in dem hübschen Märchenbuch von Lausch steht."

Indes Maxel, der Lateiner, legt Einsprache ein und sagt: „Großpapa ist uns ja immer noch „Die Sage vom Meistertrunk“ schuldig, die kommt zuerst an die Reihe.“ — Fange ich nun an und beginne nicht recht ernsthaft, so merkt Martin alsbald, wo's hinaus will, und spricht: „Großpapa macht uns heute nur ein Wippchen vor!“ — Und wenn gar der Onkel Richard, der um die weite, weite Welt gesegelt ist, unerhörte Wunderdinge zum besten gibt, z. B. daß gerade unter unsern Beinen, auf der andern Seite der Erdkugel, die Nackfrösche mit gutem, frischem Eise Feuer anmachten: so merken alle, daß er aufschneidet, daß es pufft, und man's schier prasseln hören kann, wie dürres Holz. Und dann kichern die Kleinen; Ina sagt altklug: „ach, das hat schon in den „Fliegenden Blättern“ gestanden!“ Hans dagegen rümpft die Nase und spricht nichts als: „Meidinger!“

Ich kannte einen weit gereisten, berühmten Mann; ja — der schnalzte ordentlich aus Herzensgrund, wenn es sich um Aufschneiderei oder um Schnurrpfeifereien handelte. Wenn man ihm so zuhörte, so ist er an allen Orten gewesen, und was unter zehn Weltfahrern kaum einer erlebt hat, das ist ihm selbst alles begegnet, am Nord- und Südpol, bei den Chinesen, Mohikanern und Feuerländern, die er alle einzeln mit Namen kennt. Im Lande Kappadokien hat der Fritz die Berge hin- und herrutschen sehen, so ungefähr wie man just heutzutage in Amerika Häuser und Straßen verrückt; dann sah er bei den Japanesen Menschen schneller fliegen als daheim die Stößer und Falken, und am Kap hat er deutlich wahrgenommen, wie der stille Mond am Schnupfen gelitten und wie der Mondsichel ordentlich die Nase geschwollen, und als er — der Mond, vielleicht aber auch einer der Mondbewohner — gar zu heftig geniest habe, da konnte man im ganzen Hottentottenlande über drei Breitengrade hin „Prosit!“ oder „Wohl bekomm's!“ rufen hören.

So urgemütlich macht's ein echter Lügner nicht; der kennt seine Leute und weiß, daß die „gründlich Dummen ja nie alle werden“, wie das Sprichwort sagt; und doch merken's selbst die Kinder schon, sobald sie übers siebente Jahr hinaus sind, wenn man ihnen zu arg vorflunkert. Ein rechter Lügner lügt zum Zeitvertreib darauf los, immer aus dem ff, denn er lügt aus Gewohnheit. Ein solcher Erzlügner führt Vater und Mutter an, schlabbert bei seinen Schwestern ins Gelage hinein und macht seinen jüngeren Brüdern regelmäßig ein X für ein U vor. Der Gewohnheitslügner lügt bei Tag und Nacht, sobald er den Mund aufthut; er lügt öffentlich und heimlich und befindet sich nur beim Lügen schlau. Zuletzt glaubt er seine eignen Lügen und schwört auf sie, wie einer aufs Evangelium. — Ein Märchen aber, das wissen alle von der Flunkerei zu unterscheiden; und wenn's noch so seltsam klingt: jung und alt läßt sich's doch gefallen, dafür ist's eben ein Märchen. Selbst solche Dinge, die im Grunde Unsinn sind, wie Hexenspuk und Geistererscheinungen, Wahn und Aberglaube, die passieren im Märchen; doch im Ernst sollen uns damit die alten Weiber und schwachköpfigen Gesellen vom Halse bleiben.

Aber es gibt Plaudereien, die weder Lügen noch Märchen und doch nicht so recht wahr, das heißt nur eingebildete Wahrheit sind — Dinge, die sich Leute in den Kopf gesetzt haben, weil andre es schon lange vorher ebenso gethan haben. Da kannt' ich einen alten Schloßverwalter, der in Schwaben zu

Haus und nachmals ein großer Jägersmann vor dem Herrn geworden war. Der rühmte sich, „die Sprache der Tiere“ zu verstehen. „Hörst du nicht deutlich, was eben der Frosch im Unkenteich gequakt oder hinausgeschrieen hat?“ fragte er mich eines Tages. „Müßt' lügen, wenn ich sagen wollte, ich hätte etwas andres gehört als Unk, unk — tulunk — unk, unk!“ — „Ach Papperlapp“, belehrte mich der Alte, „vernehmbar hat er gerufen: 'n Trunk, 'n Trunk, du Lump!“ „Ja, wer nur die Vogelsprache verstände!“ fuhr der alte Nimrod fort. „Wer sie jedoch nicht versteht, der braucht sich auch nichts aus des Gimpels Kreischen zu machen, selbst wenn der krächzt wie ein ungeschmierter Schubkarren.“ — So sagte der Schloßverwalter des Grafen von Erbach.

Da vorhin von Spuk und Gespenstern die Rede war, so paßt's recht gut, wenn ich bei dieser Gelegenheit erzähle, was es damit meist für eine Bewandtnis hat und wie ebengedachter Vogelsprachkenner in die Dienste des Herrn Grafen gelangt ist. Letzterer suchte vor Jahren für ein sehr einsam gelegenes Jagdschloß einen erfahrenen Förster und beherzten Kastellan. Daraufhin meldete sich unser Mann. Um nun dessen Mut auf die Probe zu stellen, ließ ihn der Graf des Nachts in einem entfernten Turmgewölbe schlafen, wo es nicht recht geheuer sein sollte. Unser Jäger legt sich nieder und schläft bald sorglos ein. Plötzlich war es ihm, als ob eine eiskalte Hand über sein Gesicht gefahren wäre. Er wacht auf und sieht eine große weiße gespensterartige Gestalt vor seinem Bette stehen. „Bist du ein Mensch oder ein Geist?“ ruft er, ohne sich lange zu besinnen. „Ich bin ein Geist!“ — antwortete in dumpfem Ton der Spuk. — „So“, versetzte gleichgültig der Förster, „ich wollte, du wärest ein Mensch — da solltest du aber was erleben!“ — sagt's, legt sich gelassen auf die andre Seite und schnarcht in tiefem Brustton weiter darauf los.

Das war ein Mann, wie ihn sich der Graf wünschte. Die volle Gunst seines Herrn und die Stelle als Schloßverwalter hat sich mein furchtloser Freund durch einen Trinkspruch auf seinen Gebieter erworben. Dieser Trinkspruch lautete folgendermaßen: „Meine Herrn! Wenn ich all das sage wollt', was ich an diesem unerhört feschtliche Tage alles sage könnt, so wüscht ich werklich gar net, was ich all sage und net sage sollt. Da sag ich lieber gar nix! — Aber was ich sage wollt: — Ens muß ich doch sage, es hat gar nix ze sage, daß niemand net weeß, was mer sage soll. Denn ens muß mer ja sage, meine Herrn, dieses Fescht spricht für sich alleen!“

Das eben Erzählte ist nicht erlogen; ich habe es dem Alten nacherzählt, der sich nie damit abgegeben, aus dem Lügen ein Geschäft zu machen.

II.

Das Aufschneiden steht gewissermaßen zwischen Märchen, Lüge und Schnurre mitten drin. Aufschneider, die's verstehen, gibt's genug. Doch hat kaum einer dieses Zeichens seine Sache so gründlich verstanden als mein Vetter, der alte Förster. Er gehört einer Familie an, bei der das Aufschneiden, Nachreden und Ausdüfteln alles dessen, was sich im Städtchen begeben, regelrecht von der Großmutter auf das Enkelkind und vom Vater auf den Sohn sich vererbt hat, wie bei Leuten andern Schlages, z. B. bei mir, das Märchenerzählen.

Der Urahn meines Vetters hatte zum Ausdüfteln der unerhörtesten Dinge hinlänglich Zeit, denn er war seines Zeichens ein Nachtwächter. Sintemalen und alldieweil jedoch die Nachtwächterei zu keiner Zeit ein absonderlich ausgiebiger Erwerb gewesen ist, so haben sich die Nachkommen jenes ehrsamen Spießträgers lange schon vor der Zeit, aus der ich erzähle, in ihrer Heimat besser lohnenden, wenn auch etwas blutigeren Geschäften, nämlich der achtbaren Wurstmetzgerei sowie der hochedlen Kunst des Weidwerks, zugewendet. Aus letzterer Linie stammt nun der Jagd- und Forstheld, von dem zwischen Darm, Main und Rhein die wunderbarsten Schnurren der Nachwelt durch eine zahlreiche Sippschaft getreulich überliefert worden sind. Was der gutmütige Oberförster sein Lebtag zusammenphantasiert hat, haben nur Scheelsüchtige für sträfliche Aufschneiderei genommen; die aber einen Spaß verstanden, erblickten darin guten Ulk und unschädliche Schnurrpfeiferei. — Nur in Wiesbaden hieß der immer lustige hessische Münchhausen der „Lügenheinrich", sonsthin kannte der gemeine Mann ihn jedoch nur unter dem Namen „Lügenfröhlich", daher wir denselben unter diesem Namen auch unsern Freunden vorführen.

Schon der Großvater des Herrn Oberförsters, der „Jägerfritz", verstand sich, wie schon das „Fabelbuch" erzählt, sehr wohl darauf, faustdick aufzutragen. Er hatte sich als junger Bursche mit Junker Balthasar, dem Sohne des Gutsherrn, auf Reisen lange kreuz und quer umhergetrieben. — Als der Fritz nun wieder daheim unter seinesgleichen weilte, da brachte er nach und nach alle Wunderdinge aufs Tapet, die ihm begegnet sein sollten, und das waren in der That meist unerhörte Abenteuer.

„Ihr mögt's glauben oder nicht, Vetter Klaus", versicherte er eines Abends dem Nudelmüller beim Nachhausegehen, „aber der Hund, dem ich in Holland schier zwischen die Beine geraten wäre, war just so groß wie Euer größter Gaul!"

„Das ist stark, Vetter Fritz", erwiderte der reiche Müller; „indes gibt's sonderbare Dinge in der Welt. So kommen wir gleich links im Bruch, beim Geistersteg, nach einer Brücke; dort liegt der Lügenstein, und an den stößt unfehlbar jeder, der am selben Tage gelogen hat; ja er stürzt unfehlbar hin und bricht ein Bein, wenn's ihm nicht noch schlimmer ergeht. Die Sach' ist ausgemacht."

Da schrak der Jägerfritz zusammen und sagte zu seinem Begleiter etwas bedenksam: „Gemach, Vetter, was eilt Ihr so? — mir pressiert's so gewaltig nicht! .... Doch um wieder auf besagten Hund zu kommen, so war derselbe erst ein halbes Jahr alt und, wenn auch nicht so groß als der Schecke, Euer großer Gaul, denn doch so groß als die Bläß, Eure Kuh......"

Der Nudelmüller redete nicht ein Wort. Erst nach einer kleinen Weile sagte er: „Schau dorthin, Fritze, wir kommen nun zum Geistersteg."

Da ward's dem armen Schächer etwas schwupprig. „Vetter!" begann er kleinlaut, „zwischen groß und groß ist am Ende doch ein kleiner Unterschied. Die Bläß, Eure Kuh, hält mancher für größer als sie ist — der Fleischerhund aber, den ich im Niederland gesehen, war wahrlich größer als ein Kalb." Der Nudelmüller zuckte mit den Schultern, als wollt' er sagen: — — was scheren mich Hund und Kalb. „Mag sein, Fritze", sprach er dann laut; „doch nun paß auf, wir sind gleich an der Brück'. Weißt' was — ich geh' besser voran."



„Schau dort, Fritze, den Geistersteg!“

Da faßt der Fritze den Vetter ängstlich am Zipfel und flüstert, indem er sich zwingt zu lachen: „Vetter, seid kein Narr und laßt Euch nichts weiß machen! Ihr könnt mir es aufs Wort glauben: der Hund, von dem ich sprach, war größer nicht als sonst die Hunde sind....“

Von Lug zu Trug kommt man rasch. Ein „bissel Lug und Trug“ lassen sich freilich auch sonsthin ganz brave Leute zu schulden kommen. — Gelogen ist nicht immer betrogen — und es mag wohl hingehen, wenn einer in seiner Not eine Unwahrheit sagt, wie der Bürgermeister von Lichtenau, als er einst einem durchreisenden Ratsherrn von Nürnberg einen Ehrentrunk kredenzen sollte.

Zu solchem Zweck war ein Fäßlein echten Lichtenauer Weines auserkoren, das im Ratskeller lagerte. Der Nürnberger, als echter Weinkenner, schnellte die Flüssigkeit gegen den Schlund und räusperte sich, wie wenn er sich gegen die zusammenziehende Wirkung des edlen Stoffes auflehnen wollte. „Baut ihr Herren keine bessere Sorte Wein in Lichtenau?“ fragte der verwöhnte Feinschmecker. Da geriet der würdige Ortsvorstand in Verlegenheit; denn — die Wahrheit zu sagen — die Lichtenauer bildeten sich ein, ihr einziger und alleiniger Wein müsse der allerbeste sein.

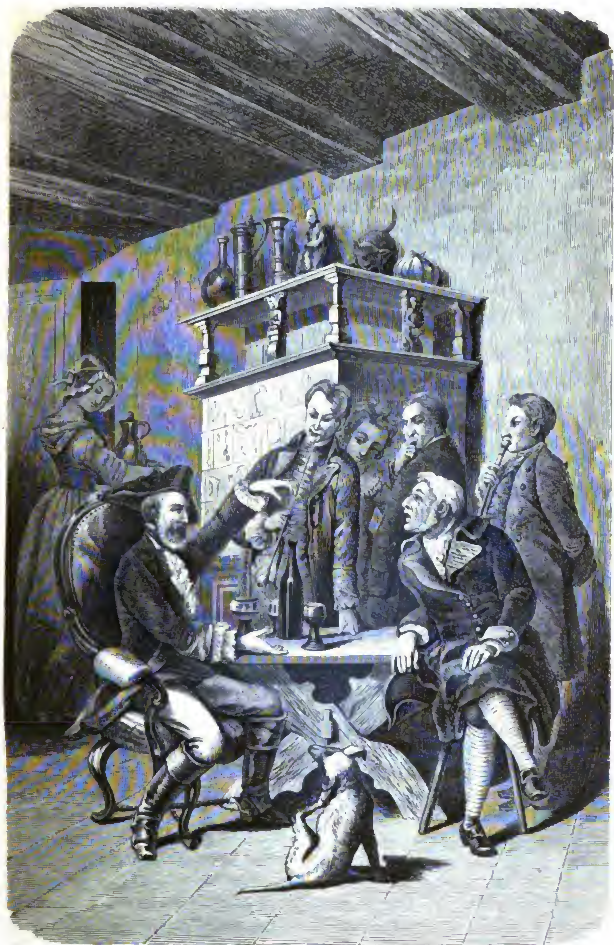
Indes um die Ehre des Ratskellers zu retten, erwiderte der wohlweise Bürgermeister, die Ratsherren hielten allerdings noch eine Sorte in Reserve, und er wolle sogleich dem lieben Gaste jenen bessern Stoff kredenzen. Sprach's, ging und füllte in einem zierlich schönen Humpen einen neuen Labetrunk — aus demselben Fasse.

Der Ratsherr führte bedächtig die Kanne unter die Nase und von da an den Mund und sprach schmunzelnd: „Herr Schultheiß, der ist besser — aber von Eurem besten ist's doch nicht?“ ... „Dies weniger“, erwiderte der Gestrenge, „gehen wir einen Schritt weiter“ — und er langte nach einem andern Kännlein von gutem Silber und füllte dies mit demselben Stoff aus demselben Faß. „Der läßt sich trinken“, versicherte der Reichsstädter — „wenn's Euch, lieber Herr, recht ist, bleiben wir bei dem.“ Und nun sagten sich die beiden Kenner die schönsten Komplimente. Der Nürnberger meinte: „Niemals habe er geglaubt, daß in Lichtenau eine solche Rarität feinen Weines gedeihe“, und der Herr Schultheiß versicherte, nicht alle seine Gäste seien solche ausgesuchte Feinschmecker — zu sich aber sagte er im stillen, „wie leicht läßt sich doch ein solcher Überüberkluger hinters Licht führen; so geht's, wenn einer mit dem Einbildungszipfel in zu nahe Berührung gekommen ist.“ —

Als aber der liebe Gast aus Nürnberg wieder daheim war und seinen Freunden die Geschichte vom Lichtenauer Labewein zum besten gab, da endigte er den Bericht: „Ja, wenn man reisen thut, muß man sich gar vieles gefallen lassen, sogar an Lichtenauer Wein sich gewöhnen können.“

Ob sich die Wohlweisen vom Rate gegenseitig angelogen? — jedenfalls haben sie sich übereinander lustig gemacht — läßt die Sage unentschieden.

Es ist zu allen Zeiten viel Schnurriges vorgekommen, wenn vornehme und gestrenge Herren und geringes Volk beim Becher beisammen saßen und dasjenige, was sich dann bisweilen ereignete, hört sich nicht selten wie arge Aufschneiderei oder das Gerede dreister Lügner an, vornehmlich so manche der Sagen, welche sich an die Leistungen durstiger Zecher knüpfen. Wenn von gutem Trunke und achtbarem Durste die Rede ist, so fällt mir unwillkürlich das Stücklein vom Ritter Boos von Waldeck ein, das ich an einer andern Stelle euch ausführlicher erzähle. Hier nur so viel, daß besagter Rittersmann durch einen Meistertrunk dem Rheingrafen den Ort Hüffelsheim abgewann, indem er vollbrachte, weshalb er gewettet, und einen mächtigen Kurierstiefel voll würzigen Weines auf einen einzigen Zug leerte, ohne inne zu halten. Damit nicht zufrieden, begehrte er aber auch noch, wie der Dichter Gustav Pfarrius uns belehrt, nach dem andern Stiefel, indem er rief:



Der Oberförster in der „Alten Post“.

„Herr Rheingraf, ließ der Kurier,
Nicht auch den andern Stiefel hier?
Wasmaßen in einer zweiten Wette
Auch Roxheim gern verdient mir hätte!“ —

Solches berichtet die Sage, die gleich vielen andern wie bare Münze im Umlauf geblieben ist, weil niemand zweifelt, daß Thaten, wie sie Ritter Boos verübte, je vorgekommen sind; gibt es doch wohlbeglaubigte Überlieferungen, welche kaum weniger sagenhaft lauten. Während des wüsten Treibens im Dreißigjährigen Kriege gedieh gar wundersam das Geschlecht derer, welche einen „Stiefel vertragen konnten“. Damals stiftete eine Anzahl kaiserlicher Zechbrüder einen Trinkverband, den vom „goldenen Pulverhorn“ und andre durstige Kehlen den Ordensbund der „silbernen Muskete“. Zum ersten Verein ward einer zugelassen, welcher anderthalb Quart, zum zweiten derjenige, welcher zwei Quart auf einen Zug „hinter die Binde“ verschwinden ließ. — Dreizehn volle Schoppen dagegen — verhältnismäßig noch wenig — bewältigte zu jener Zeit der wackere Bürgermeister von Rothenburg an der Tauber, um durch diesen „Meistertrunk“ die Hälse der von dem zürnenden Tilly zum Tode verurteilten Ratsherren der widerspenstigen Freireichsstadt — die zu den Schweden gehalten hatte — zu retten (wie der Volksdichter Hörber in seinem Volksschauspiel erzählt, das in unsern Tagen die braven Bürger jener Stadt mit soviel Glück und Geschick zur Aufführung gebracht haben).

Das ist schon mehr wie Sage und gründet sich auf ein stattgefundenes Ereignis, was sich von der Schnurrpfeiferei des Bürgermeisters von Lichtenau keineswegs sagen läßt, ebensowenig wie vom Ursprung der Fröhlichschen Flunkereien.

Wir haben gesehen, wie der Großvater des Lügenfröhlich schon im Aufschneiden etwas Erkleckliches zu leisten wußte — gegen sein Enkelkind blieb er jedoch sein Lebtag ein Stümper. — Zu meiner Zeit, als ich noch ein Bube war, da stand vor dem großherzoglichen Schloß ein Gasthof, die „Alte Post“, und nebendran erhob sich der „Weiße Turm“. Was sich nun zwischen dem Weißen Turm und dem Schloß begab — das kann nur der Fröhlich berichten.

Noch ehe der weltberühmte Paganini auf anderthalb Violinsaiten spielte, machte unser Oberförster in der „Alten Post“ die Bekanntschaft eines viel wunderbareren und größeren Meisters. Gegen den war der Italiener nur ein lappiger Zigeuner. Meines Landsmanns Freund konzertierte nämlich auf einer turmhohen Baßgeige und strich sie noch meisterlicher als der Genueser Virtuos seine Violine. Um nun den Saitenreißer in den Stand zu setzen, auf seinem riesengroßen Brummbaß sich hören lassen zu können, da hat man das Dach vom „Weißen Turm“ abdecken müssen, wie hätte sonst der Fiedler mit dem Bogen an den Saiten auf und nieder fahren können? Ja — lacht nur! — dafür, daß dies nicht etwa erfunden, berief sich mein Landsmann auf das Zeugnis des Herrn Großherzogs von Darmstadt! —

Wenn der Fröhlich nicht faustdick gelogen hat, so verkehrte er überhaupt mit dem durchlauchtigen Herrn auf dem vertraulichsten Fuße. „Da geh' ich euch“, so erzählte er einst seinen Zuhörern auf dem „Dippelshof“ bei Darmstadt, „am Schloß vorüber — ich hatt' g'rad Eil', denn ich sollt' bei einem

guten Freund frühstücke, der regelmäßig Schlag neun Uhr seinen Morgenimbiß einnahm, während er sich barbier'n ließ — da hör' ich jemand „Holdrio!", „Bst", „Ehen" — „Bst", rufe und hastig das Fenster aufreiße. Ich guck' mich rings um, und wie ich 'nauf nach dem Schloßaltan schau, da sehe ich den alten Herrn, unsern Großherzog, obe steh'n und mir mit dem Finger droh'n. Ich zuck' die Achseln und will eilig vorüber. Da reißt aber dem Herre die Geduld und verdrießlich schreit er herunner, daß die Leut' auf der Gass' stehen bleibe: „Hör' mol, Fröhlich, wie oft soll ich dir's noch einschärfe, daß du net an meinem Haus vorbeigeh'n sollst, ohne e mol ruf zu komme. Allons, toute de suite — besinn' dich net lang und komm ruf!" — No, was konnt' ich anners mache und steig' nuf, geh' an all dene Lakaie vorbei grad' in die Wohnstub'. Der Durchlauchtigste Großherzog im Schlafrock macht selber die Thür uff und hinter ihm steht die Luwise, seine Fra Gemahlin, im allerschenste Neglischeh. „Hör' emal, Fröhlich", schreit der gnädig' Herr mich an, „daß du dich net wieder unterstehst, dich am Schloß mir nix, dir nix vorbeizudrücke! — Seit wann bist du hier? — Na — es ist gut, heut' bleibst du bei uns zum Mittagesse, net wahr, Luwise?" — „Mir is es recht", sagt die Fra Großherzogin, „wir hawe aber heit nur Gewärmtes; Sie müsse ewe vorlieb nehme!" — No, ich bleib' also da. Nachhender, wie's Esse vorbei ist, will ich mein' Geschäfte besorge, aber ach, da noch, hält mich der Großherzog zurück und sagt: „Halt, Fröhlich, erst trink mer noch Kaffee und roche e Pfeif' Tubak. Sei so gut, Luwise, und hol' ach dem Fröhlich e Köhlche uff sein Pfeif'!" — Wie wir zwei nachgehens alleen war'n, fragt' mich der Großherzog noch über allerhand aus, über unsern neue Bergermeister, den alten Baron und den närr'schen Schulmeister. Indes kommt die Fra Großherzogin wieder in die Stub' herein und will durchaus wisse, was wir zwa so geheim zu „bispern" gehabt hätte. Der gnädig' Herr aber klopft ihr auf die Schulter und sagt: „Luwische — die Weibsleut' brauche net allen Mischkemaschk (Mischmasch) von Unrat zu wisse." — Und am End' hat der gnädig' Herr dabei so unrecht net gehabt."

So trefflich der Fröhlich mit dem Durchlauchtigsten Herrn Großherzog umzugehen wußte, ebensowenig brachten ihn auch etwas mißliche Begegnungen und „funkelstahlneue" Bekanntschaften aus der Fassung. Zu einer Jagd im Bickenbacher Forst eingeladen, geht der Fröhlich spät in der Nacht durch die „Eberstädter Tann", einem düstern Nadelholzwald; da tritt mit einem Male an ihn heran ein dürrer baumlanger Geselle, auf dem „Kopp" einen Schlapphut mit einer roten Kickels- oder Hahnenfeder. Dem Oberförster fiel es sogleich auf, daß der Strolch mit einem Beine hinkte, und wie er genauer hinschaut, da sieht er deutlich auch den Pferdefuß. Der mit dem Pferdefuß mußte heut besonders guter Laune sein. „Fröhlich", so ruft er unserm Landsmann ganz vertraulich zu, „was rennst du so eilig dahin? — und schau, schau, was baumelt dir an deiner Seite?" und damit zeigt er auf des Oberförsters Flinte. „Das is mei' funkelstahlneue Tabakspfeif'", sagt der Fröhlich mit aller Seelenruhe. „Möchtst wohl ach emal rache?" Wie nun der Geselle mit der Hahnenfeder zustimmend nickt, da steckt ihm der Fröhlich, wie zum Spaß, den Flintenlauf in den Mund und drückt — piff! paff! puff! — los.

Er denkt natürlich: „Der hat nu de Krach!“ Doch der Hinkebein spuckt die Ladung von Pulver und Blei wieder ganz gemütlich aus, schüttelt sich dann vor Lachen einmal über das andre Mal und sagt endlich: „Pfui Deiwel, Fröhlich, was rauchst du da für'n elenden Kneller (schlechtes Kraut)!“ Damit wendet er dem Fröhlich den Rücken zu und geht pustend seiner Wege. — „Seitdem hab' ich den hinkenden Kerl net widder gesehn, ich glaub' er hat Respekt vor mir gekriegt.“ — So endigte der Fröhlich die „Teufelsgeschichte“.

Dem Fröhlich machte es aber dasselbe Vergnügen, in der „Alten Post“ seinen Zechbrüdern etwas vorzuflunkern, als daheim auf seiner Försterei oder in den benachbarten Orten seine Leute „hereinfallen zu lassen“. — So kam er, nachdem er sein Revier beritten, bei grimmer Kälte spät abends nach einem Wirtshaus, wo die Ortsbewohner um den mächtig großen Ofen dicht beisammen saßen, so daß ein neuer Gast keinen Platz mehr finden konnte. An Zusammenrücken ist bei der Art nicht zu denken; ein rechter Dörfler stemmt breitspurig seinen Arm auf den Tisch und braucht daher viel mehr Platz als ein Städter.

Der Oberförster, halb erstarrt, schüttelt den Schnee vom Flauschrock, schlägt die Arme ineinander und pustet den warmen Atem in die vor Frost steif gewordenen Fäuste, die zuletzt kaum noch den Zaum des Pferdes zu halten vermocht hatten. Des Jägers Hund, Waldmann, macht wenig Federlesens, er huscht zwischen den bäuerlichen Gliedmaßen hindurch unter den großen Wirtstisch und von da nach dem warmen Ofen. Auch sein Herr sucht es sich so bequem wie möglich zu machen; aber da nur noch ein zweiter entfernt vom Ofen stehender Tisch unbesetzt ist, so bleibt ihm keine Wahl, er muß hier Platz nehmen. Aber er ist auch schon mit sich selbst im Reinen. Zur Wirtin sich wendend, sagt er:

„Frau! mach' sie rasch für meinen Gaul ein ordentliches Nachtesse zurecht; 'ne tüchtige Schüssel Kartoffelsalat und sechs Klotzage (Eier auf Butter) dazu.“

Die Wirtin sperrt Mund und Ohr auf, als habe sie den Oberförster nicht verstanden. „Na, was steht sie da und starrt mich so an, als wenn sie Lots Weib wär'!“ fuhr der Fröhlich fort, „spute sie sich lieber, der Gaul wird sich's schon schmecke lasse. Setze sie ihm nur ene reichliche Mahlzeit vor!“

Das geschah — — und ein Bauer nach dem andern verließ seinen Platz am warmen Ofen; bald befanden sich alle auf dem Wege nach dem Pferdestall, um einen Gaul anzustaunen, der Kartoffelsalat mit Eier auf Butter essen sollte. Der Oberförster konnte sich nun den schönsten Platz am warmen Ofen auswählen — er fackelte auch nicht lange und that dies flugs.

Nicht lange und es ward lebendig auf der Hausflur; die Bauern stürmten herein in die Wirtsstube, der Hausknecht aber lüftete sein Käppchen und berichtete: „Herr Jäger, seine Mähre mag kenen Kartoffelsalat net und frißt ach net Eier.“

„I, das dumme Vieh“, lacht der Oberförster, „solch 'ne Mahlzeit schmeckt doch so prächtig — na', wenn der einfältig' Gaul das gute Esse net will, so bringt es mir herein und einen Maßkrug Bier dazu, ich werd' damit schon fertig.“ — Ihr könnt euch denken, was für Augen die Bauern machten, so groß wie ein Scheunenthor, und sie rissen ihre Augen noch weiter auf, als sie am Ofen wieder Platz nehmen wollten und nun merkten, wie viel Raum der Oberförster, sein Kartoffelsalat und der Waldmann, der nun neben seinem Herrn saß, bedurfte.

Einer nach dem andern schlich davon; keiner aber redete von dem Streich, welchen der Fröhlich ihnen gespielt. Das war auch gar nicht nötig — denn der Fröhlich that es selber, und als er die Schnurre dem Herrn Großherzog erzählte, wollte sich der gnädige Herr ausschütten vor Lachen.

So gut wie es meist ablief, wenn der Fröhlich die „alten Massematten aus Meister Hans Sachs' Zeiten“ — wie der „schepp Kirchhöffer“, ein schiefer, verwachsener Schulmeister a. D., des Försters Schnurren benamste — in der „Alten Post“ erzählte, so glatt ging es doch nicht ab, als er eines schönen Tages, so recht in seinem „Esse“, seinen Zuhörern folgendes Stückchen auftischte.



Wie Waldmann den erfrorenen Handwerksburschen apportiert.

„Da geh' ich euch mit meinem Waldmann vier Tag' vorm Winter-Quatember 'naus in den Forst. Awer so sehr ich aufpaß, ich seh' und hör' nix, es will mir ach gar nix in de Weg komme, bis uf emol mein Waldmann wie närr'sch sich gebehrdt, ins Gebüsch stürzt und wie toll heult und bellt. Ich ruf' ihm, ich pfeif' ihm — alles umsonst! Um ihn zu locke, schieß' ich jetzund die Flint' los; aber ich hör' nur ein Geplumpse, wie wenn auer hinfällt. Das Ding war mir doch net einerlei, ich lad also uff alle Fäll' widder mein' Flint' und geh' uff den Ort los, von dem her ich das Geräusch vernomme hatt'. Da kömmt mei Waldmann aus dem Gebüsch und — was glaubt ihr, was das Öchsche mir apportiert? — einen leibhaftigen — erfrorenen Handwerksbursch' — und er hält den Schlaukel mit samt seinem Felleisen im Maul!“ —

Diesmal aber ist dem Lügenfröhlich sein Jägerlatein recht schlecht bekommen. Ein Spaßvogel, der Schuhmacher Wamboldt, der die Geschichte mit angehört hatte, zeigt beim Gericht an, der Fröhlich habe einen Handwerksburschen — wie er selbst gestanden — lebendig oder tot — erschossen.... Der Fröhlich wird nun vors Landgericht geladen. Die vorgebrachte Ausrede, daß seine Worte nicht so ernst zu nehmen seien, halfen ihm nichts. „Von einem großherzoglich hessischen Oberförster, einer an sich schon glaubwürdigen Person, ist solch eine Aufschneiderei kaum denkbar“, meinte der Gerichtsvorstand, „das müsse Sie mir schriftlich gebe, Herr Oberförster.“ Und sieh' da: es blieb dem Fröhlich nichts übrig, als zu Protokoll niederschreiben zu lassen, daß er gelogen oder wie er sich ausdrückte, etwas aufgeschnitten habe. Indes war damit der Spaß noch nicht zu Ende. Um den schnurrigen Jäger „ganz rabbiat“ zu machen, erschien die saubere Geschichte in einem Bauernkalender abkonterfeit. Auf dem Bilde war zu sehen, wie der Fröhlich auf dem Anstand steht und „starr und steif ist“, als sein Waldmann den erfrorenen Handwerksburschen mit samt dem Felleisen apportiert. — Daß ihn die empfangene Lehre aber von seiner Aufschneiderei kuriert hätte, läßt sich nicht behaupten.

III.

Aus dem, was ich soeben erzählt habe, erfuhren die Leser, daß bei all seiner Praxis im Jägerlatein, alles in allem, mein Landsmann doch ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen sein mußte. Ihr hättet nur sehen sollen, wie weit die Bauern in der Umgegend des Vogelsberger Forstes ihre Augen aufrissen, wenn der Oberförster zu ihrem und seinem Hauptgaudium die alten Geschichten aus den alten Volksbüchern als wirklich und leibhaftig selbst erlebte Jagdabenteuer auftischte, so ernsthaft und geheimnisvoll flüsternd, daß unsereiner beim Anhören ganz rot vor Scham ward. Als ich ein kleiner Bube war, hört' ich erzählen, wie dieser hessische Baron von Münchhausen mit Hilfe seines Dachshundes Waldmann einen Haifisch gefangen, der sich in die Lahn verirrt hatte. Der Meerwolf soll „drei Wegesäulen“ lang gewesen sein und in einem fort Zeugs wie Äpfelwein mit Selterwasser ausgespuckt haben. Allerdings wäre dem Haifischjäger das Nachhauseschaffen des Seeungetüms ohne seinen Jägerburschen kaum gelungen. Der letztere, ein kaum anderthalb Brabanter Elle hoher Knirps, stammte aus der Vogelsberger Gegend. Dort war er auf die Suche gegangen, weil sich im Forstrevier der gefürchtete Räuberhauptmann Schinderhannes herumtreiben sollte. Dieser hatte sich bei einer Promenade vom Rhein nach der Rhön verirrt und war von hier nach dem Spessart und dann ins Oberhessische geraten. Des Jägers Leibzwerg hatte nun den Blutmenschen in der Nähe von Biedenkopf „gestellt“ und alsbald mit ihm ernstlich „angebändelt“. Acht volle Tage lang dauerte die Katzbalgerei, d. h. das Zusammenrennen und Wiederdavonlaufen der beiden Strolche. — Während dieser Zeit konnten sich beide vergnüglich die Sonne in ihre Mägen scheinen lassen; denn zu essen und zu trinken gab's in dem unwirtbaren Reviere nichts, und Zeit dazu konnten die beiden sich auch nicht nehmen, so wütig hatten sie sich ineinander „verheddert“. Endlich aber fällte

der kecke Wicht den Flüchtigen, auf dessen Einfangen ein hoher Preis gesetzt war, und griff — denn er hatte sich wohlweislich schon vorgesehen — nach einem zur Hand befindlichen Kartoffelsack, und da hinein stopfte er, ohne viel Federlesens zu machen, seine Jagdbeute. Mit dieser Last auf dem Rücken war er schon stundenlang in der Quere umhergeirrt; sein Herr, welcher ihn suchte — mit seinem Haifisch und seinem Dachs hinter ihm drein. Endlich am elften Tage stieß der streitbare Schildknappe auf seinen Gebieter, den Haifischfänger. Nun machte sich die Sache schon besser: fortan unterstützten sich beide, indem sie abwechselnd die schwere Last auf ihre Schultern nahmen. Als sie jedoch nicht mehr weiter konnten, machte der Förster kurzen Prozeß und hing den Sack mit dem strampelnden Räuberhauptmann an einen Baumast, hundert Fuß und höher, wenn nicht noch höher. Dort ließ er vorerst den Schinderhannes ruhig baumeln und ging weiter, als ob gar nichts passiert sei. Um den Eingesackten aber versammelte sich eine saubere Gesellschaft, bestehend aus einem zerrissenen Quersack ohne Loch, einem Bierkrug ohne Öffnung und Deckel, einem Messer ohne Klinge, dem der Stiel fehlte, nebst einer Ofengabel ohne Zinken, welche sämtlich ein gleich sicheres Unterkommen, wie der Räuberhauptmann, suchten. Zu ihnen aber gesellten sich bald schon recht zudringliche Genossen: ein Dreifuß mit vier Beinen und ein Sauerkrautfaß ohne Dauben, Boden und Reifen. Um die Sippe los zu werden, ward der eingesackte Räuber von dem hohen Ast heruntergelassen und hinter Dach und Fach gebracht. Dann ging die ganze Klerisei auf und davon, und mit ihnen ein Lahmer, der auf einem Beine einem Hasen nachlief und statt des Hasen nur dessen verlorene Löffel einfing. Den Hasen aber hascht ein nackiger Frosch und steckte ihn in seinen Flauschrock. Und solches sah ein Blinder, der nicht reden konnte und deswegen Zetermordio schrie, und was er gesehen, teilte er weit und breit allen Leuten mit, die in einer menschenleeren Einöde wohnten.

Doch das heißt man nicht mehr lügen! — Solch handgreifliches Geflunker ist im Grunde auch nicht aufgeschnitten! — Und an dergleichen Schnurren hat es zu keiner Zeit gefehlt. Wenn es jedoch gilt, sich in diesem Fache nach einem guten Vorbild zu richten, so kann man sich den „Schweizer Aufschnitt“ zum Muster nehmen. Danach soll es in den Schweizer Landen Birnen gegeben haben, wohl tausendmal größer als die heutigen; die hieß man die „überwelschen“. Wenn diese Riesenbirnen vom Baume abfielen, mußten sie in den Keller gerollt werden, wollte man ihnen den Saft abzapfen. Zwei Männer brauchte man, um den Stiel abzusägen, und dazu noch eine Waldsäge und vier Rößlein, um das Holz in die Sägemühle zu fahren, wo der Stiel zu Tischlerholz verarbeitet wurde. — Und erst die Urkühe auf der Alp?! — Die waren so groß, daß man Teiche graben mußte, um darin die Milch abzulassen. Und eigne Schifflein brauchten die Senner, um auf dem Milchsee den Rahm abzuschöpfen. Aber wundersamer noch waren die Hörner des Rindviehs: wenn man zu Ostern hineinblies, so kam der Ton erst zu Pfingsten wieder heraus, so lang waren die Kuhhörner. — Bei solchem „Ulk“ merkt man den Erzählern gleich an, wo sie hinaus wollen, und es bringt auch keinen Schaden, wenn man selber krampfhaft dazu lacht.

So ist schon in uralten Büchern zu lesen gewesen, wie ein mißgünstiger Borstwisch der Miezekatze erzählte, daß in ihrer Abwesenheit die beste Melkekuh über das Gartenspalier gewalzt sei, um den Nachbar Esel darauf aufmerksam zu machen, daß er seine Haut verloren, und wie dieser vor Überraschung nun erst recht aus seiner Pergamentdecke kreuzweise herausgefahren sei u. s. w.

Es hörte sich ganz lustig zu, wenn der Fröhlich diesen und andern „uralten Kohl“ von neuem aufwärmte und ganz ernsthaft erzählte, wie seine Großmutter selig in der Darmstädter Hofküche einen verhexten Topf mit leibhaftigen Augen gesehen, der dem Koch das gesottene Huhn an den Kopf geworfen, darob alle Pfannen, Schüsseln und Kessel vor Vergnügen zu bersten angefangen.

Das meiste, was der Lügenfröhlich zum besten gab, hatte er, wie er bestimmt behauptete, „eigenhändig gehört und gesehen“. Dabei war er seiner Sache so gewiß, daß er solche Wunderdinge auch bisweilen dem Durchlauchtigen Großherzog vorflunkerte, worüber der gnädige Herr so herzlich lachen mußte, daß sich die Balken im alten Darmstädter Schlosse bogen und die wackeligen Wände im Pfarrhause zu Kettenheim erbebten. Als er jedoch mit seinen Aufschneidereien gar nicht fertig werden konnte, da sagten der Herr Großherzog:

„Sapperment! Fröhlich, ich hab' dich zum Kaffee und einer Pfeife Tubak eingelade, aber nicht zum Lüge, daß alles biegt und kracht, und der Kaffee überfließt und die Pfeif' vor Lache ausgeht — aber der Dunner und der Deixel! wo ist denn während deiner Flunkerei der Saitenreißer hingekomme, mit dem du heute deine „wahrhaftigen Geschichten“ angefange, und der die ganze Zeit über vom „Weißen Turm“ herunter so herzhaft drauf los gigg?“ —

Für diesmal hatte sich aber der Fröhlich selbst „ausgegiggen“. Er empfahl sich daher dem Herrn Großherzog, um Erkundigungen einzuziehen, wo der Meister Fiedler geblieben. Doch er hat den gnädigen Herrn längere Zeit auf Auskunft warten lassen. Und als er sich schließlich wieder einstellte, lautete ein Bericht immer anders als der vorhergegangene, so daß dem gnädigen Herrn die Geduld riß und er schließlich rief:

„Scher dich zum Deixel — du lügst ja ärger noch als gedruckt!“ — —

Und doch hatte der Lügenfröhlich diesmal die Unwahrheit nicht gesprochen. Er wußte wahrlich selber nicht, was aus dem Baßgeigenheld geworden war — — er selbst hatte sich gänzlich „verheddert“.

Den wirklichen und wahrhaftigen Lügnern geht es gemeiniglich samt und sonders nicht besser — einmal fallen sie alle herein in ihr Vergnügen. Sie stricken und walken alle Maschen ihres Lügengewebes zu einem recht groben Lügensacke zusammen; je mehr so einer lügt, desto sicherer, so meint er, kriegt er das Blaue vom Himmel herunter.

Und wenn der Fröhlich noch lebt, so lügt auch er weiter fort — wie gedruckt. — Der Lügenfröhlich war jedoch, wie ihr gesehen habt, kein schlimmer Lügner. Auch haben seine Schnurren keiner Seele Schaden gebracht. Aber es gibt auch recht gefährliche Lügner, bösartige Verleumder und tückische Ehrabschneider. Die Art aber mag uns hundert Schritte vom Leibe bleiben!

Franz Otto.



Der Brunnenmann.

Eine nächtliche Geschichte für furchtsame Leutchen.

I.

Wer jetzt zur Nachtzeit am Hause des Stadtrat Engelhart vorüberging, konnte noch helles Licht an den Fenstern gewahr werden, obwohl es bereits drei Viertel elf vom Turme geschlagen hatte und für gewöhnlich dort um zehn Uhr schon alles dunkel zu sein pflegte.

Das hatte aber seinen guten Grund, denn es war noch Besuch da oben.

Gegenüber vom Stadtrat, der behaglich seine Pfeife schmauchend im Sofa lehnte, saß eine sonderbare, langhagere Figur in Perücke und altmodischem Anzug, an dem kurze, nur bis ans Knie reichende Hosen, helle lange Strümpfe und blitzende Schnallenschuhe besonders auffällig waren. Herr Sebaldus Klingsohr war's, in der Familie kurzweg „der Vetter“ genannt, ein weitläufiger Verwandter der Frau Stadträtin, der seit vielen Jahren in seinem alten, am Ende der Stadt gelegenen Häuschen ein einsames, von aller Welt abgeschlossenes Leben führte, mit niemand außer Stadtrats, seinen einzigen Verwandten, verkehrte und auch diese nur selten einmal besuchte. Er kam gewöhnlich abends, nahm dann mit der Familie den Thee ein und spielte mit dem Stadtrat, der ihn seiner

mancherlei Kenntnisse halber nicht ungern sah, eine Partie Tricktrack. Das Gespräch hierbei drehte sich hauptsächlich um städtische Angelegenheiten, das einzige Thema, welches den Vetter, der eine lebendige Chronik der Stadt genannt werden konnte, zu interessieren schien.

Abseits von den beiden Männern saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, die Frau Stadträtin, die von Zeit zu Zeit die geleerten Tassen wieder voll schenkte und sich an der Unterhaltung der beiden nur dann beteiligte, wenn einer der Männer ein Wort an sie persönlich richtete.

Die Frau Stadträtin war — im Gegensatz zu ihrem Gatten — dem Vetter nicht eben sonderlich gewogen, weil ihr sein wunderliches, menschenscheues Wesen nicht zusagte, besonders aber seine Art mißfiel, die Kinder fast immer durch allerlei seltsame Schnurren und gruselige Neckereien in Angst zu versetzen, woran er ein absonderliches Ergötzen zu finden schien.

Sie hatte deshalb auch heute, wie immer, wenn der Vetter da war, die Kinder noch zeitiger als gewöhnlich ins Bett geschickt, was ihr indessen nur mit den beiden jüngsten, Georg und Martin, gelungen war, während das neunjährige Mariechen inständigst darum gebeten hatte, heute abend noch so lange bei der Mutter im Zimmer bleiben zu dürfen, bis das Dienstmädchen wieder von einem Ausgange zurückgekehrt sei. Das Kind fürchtete sich nämlich, ohne ihre alte Christel in der dunkeln Kammer zu schlafen, und so hatte die Mutter endlich nachgegeben; deshalb saß Mariechen zu so später Stunde noch im Zimmer bei den Eltern und hatte sich dicht an die Mutter geschmiegt. Durch die Anwesenheit des unheimlichen Vetters war ihre Furcht noch mehr erregt worden; um alles in der Welt hätte sie sich jetzt nicht bewegen lassen, allein in der finstern Stube zu Bette zu gehen. — Von Zeit zu Zeit blickte sie wohl auch mit offenbarer Scheu nach dem gefürchteten Manne hinüber, der beständig die Augen und Lippen zusammenkniff und zuweilen wohl auch ein meckerndes Lachen hören ließ, abwechselnd Karten auswarf und einstrich und Thee schlürfte.

„Marie!“ sagte der Vater plötzlich, „geh', hol' dem Vetter noch schnell ein Glas frisches Wasser vom Brunnen!“

„Schick' doch das Kind nicht so spät noch auf die Gasse“, wagte die Mutter einzuwenden. „Wir haben ja Wasser draußen stehen, der Vetter nimmt's gewiß nicht übel, wenn er einmal kein ganz frisches erhält.“

„Ach was — der Katzensprung wird dem Mädel nichts schaden! Der Vetter hat schon zweimal danach verlangt, du scheinst es gar nicht gehört zu haben — mach' vorwärts, Marie, flott, spute dich, daß der Wächter nicht indes abschließt, es muß gleich elf schlagen.“

„Ach bitte, liebste, beste Mama, laß mich bei dir bleiben“, bat Mariechen leise die Mutter, „es ist ganz finster draußen und ich fürchte mich so vor dem alten Brunnen.“

„Geh, wer wird sich denn vor einem steinernen Brunnen fürchten, du großes Ding!“ sagte die Mutter lächelnd, und leiser fügte sie hinzu: „Komm nur, ich leuchte dir hinab, Papa will es einmal; du weißt, er wird sonst böse, und dann ist ja auch der Brunnen ganz in der Nähe — — aber zuvor

will ich dir erst ein Tüchelchen umbinden, die Abende sind schon ziemlich kühl und es scheint recht windig zu sein.“ Damit war sie aufgestanden, um Glas und Tuch zu holen.

„Kannst auch dem Brunnenmann einen Gruß von mir ausrichten, ich würde später vorüberkommen!“ rief der Vetter mit einem meckernden Lachen Mariechen nach, als diese jetzt, sorglich eingehüllt, das Zimmer verlassen wollte.



Der Brunnenmann.

„Setzen Sie doch den Kindern nicht immer solches Zeug in den Kopf, liebster Vetter, sagte der Stadtrat vorwurfsvoll, als sie jetzt allein waren. „Die Kinder schwätzen so schon dummes Zeug genug über den alten Brunnen mit seinem Fratzengesicht. Ich bin recht froh, daß das abgeschmackte Ding nun wirklich einmal da wegkommen wird. In der gestrigen Sitzung ist das Projekt mit dem neuen Brunnen endlich durchgegangen.“

„Schade ums Geld“, sagte der Vetter höhnisch, den letzten Stich einstreichend — „könnten was Gescheiteres damit thun, die Ratsherren! Wenn sie wenigstens Besseres dafür hinsetzten! Aber — prosit die Mahlzeit! — ein modernes Spielzeug kommt hin, was in zwei Jahren kaput ist! — Na, es wird dem alten Burschen auch närrisch vorkommen, so schmählich in den Ruhestand versetzt zu werden — gönn's ihm aber, Vetter, gönn's ihm von Herzen — hat manche liebe Nacht gewacht! — und mancherlei gesehen! Mancherlei, was kein Stadtrat weiß! nur er und ich, er und ich — hihihihi.“ Und der Vetter kicherte und rieb sich wie ein Närrischer die knöchernen Hände.

Der Stadtrat, der des Vetters Weise kannte, hatte diesen Worten nur halbe Aufmerksamkeit geschenkt, denn er langte sich unterdessen eine frisch

gestopfte Pfeife vom Fensterbrett herüber und setzte dieselbe mit ein paar kräftigen Zügen in Brand.

„Ich leugne es gar nicht“, sagte er nun, daß der Brunnen sich als brauchbar erwiesen und dem Geschmacke unsrer Voreltern wohl zugesagt haben mag — in unsrer Zeit ist jedoch dieses Fratzenwerk unverständlich und bereitet in vieler Hinsicht Ärgernis. Die Kinder z. B. sind schon gar nicht mehr zu bewegen, abends im Finstern das Wasser zu holen, obwohl es gerade dort sehr gut ist.“ — — —

Während im Zimmer die Männer also sprachen, hatte draußen die Mutter Mariechen die Treppe hinabgeleitet und stellte jetzt den Leuchter auf eine der untersten Stufen. „Bring' das Licht dann wieder mit herauf“, sagte sie, als sie für Mariechen die schwere Hausthür geöffnet hatte. „Und hörst du, nimm dich ja recht in acht, daß du mir das Glas nicht zerbrichst, es ist eins von unsern guten, geschliffenen!“

Die Nacht war dunkel und windig; am Himmel trieben schwarze Wolken, die den Mond nur selten zum Vorschein kommen ließen. Trotzdem waren die Laternen nicht angezündet. — Mariechen sah sich wiederholt ängstlich um; jeden Augenblick meinte sie jemand hinter sich zu hören, aber es war nur der Wind, der in den engen, winkeligen Gassen sauste, stöhnend und pfeifend in Dachluken und Schornsteine drang, an schlecht verschlossenen Läden rasselte und pfauchend unter den Erkern und Vorbauten der hohen, schmalen Häuser hinstrich. Mariechen eilte vorwärts, obgleich der Wind in ihrem Kleidchen wühlte und ihr das Kopftüchelchen zu entreißen drohte. Das Glas hielt sie fest an sich gedrückt, während ihre hellen Augen ängstlich nach allen Seiten umblickten. —

Licht war nirgends mehr in den Häusern zu sehen.

Jetzt noch zwei Häuser entlang und dann quer über die Straße weg, um die Ecke herum, dort stand der Brunnen, vollständig in ein unheimliches Dunkel gehüllt.

Mariechen klopfte das Herz heftig, als sie jetzt bedächtig darauf zuschritt.

Es war hier stiller, vom Winde merkte man wenig, denn der kleine Platz, auf dem der Brunnen stand, war nach allen Seiten durch hohe Häuser geschützt.

Nur das Wasser hörte man leise murmelnd in das Becken rinnen.

Noch einmal sah sich Mariechen scheu um, ehe sie an den Brunnen trat. Dann bog sie sich schnell über das Becken und hielt ihr Glas, ohne die Augen zu erheben, unter den Wasserstrahl.

In diesem Augenblicke trat der Mond hinter den Wolken hervor und erhellte alles rings herum. Der Wasserstrahl stockte plötzlich und hörte ganz auf zu fließen. Mariechen mußte nun doch in die Höhe sehen. Der Mond schien hell auf die steinerne Fratze des Brunnenmannes, aus dessen Munde die eiserne Röhre ragte, und vor Entsetzen ganz starr, sah Mariechen, wie sich in dem steinernen Gesicht gespenstige Augäpfel langsam umdrehten.

Plötzlich schoß das Wasser gurgelnd wieder hervor.

Mariechen fuhr vor Schreck so heftig zusammen, daß das Glas ihren Händen entglitt und klirrend auf den Steinfliesen zerschellte.

Der Mond war schon wieder hinter Wolken verschwunden, und Mariechen überkam jetzt ein unheimliches, ängstliches Gefühl. Dennoch wagte sie nicht, sich von der Stelle zu rühren, und starrte regungslos, wie gebannt, auf das Steinbild, das ihr in der Dunkelheit noch viel unheimlicher erschien. Endlich versuchte sie doch, die Füße leise rückwärts setzend und dabei immer die Augen auf das Steinbild gerichtet, sich langsam von dem Brunnen zu entfernen. Sie hielt dabei den Atem an, denn es war ihr, als müßte bei dem geringsten Laut der gespenstige Steinmann eine Bewegung machen oder sonst etwas Schreckliches geschehen.

So war sie — die Augen starr auf den Brunnen geheftet — fast an die Ecke des Platzes gekommen, als sie plötzlich sich am Halse berührt fühlte, mit einem Schrei herumfuhr, beim Anblick einer dunkeln Gestalt entsetzt davonlaufen wollte, nach wenigen Schritten aber, überwältigt von Schreck und Aufregung, bewußtlos zu Boden stürzte.

„So, mein Püppchen!“ sagte der Vetter, denn er war die dunkle Gestalt gewesen, hob hierauf Mariechen vom Boden auf, und sie leicht auf seinen Arm nehmend, schritt er mit ihr über den Platz weg und verschwand in einer der engen, dunklen Gassen. — — —

Auf dem Platze, wo der Brunnen stand, war die frühere Stille eingetreten. Das Wasser plätscherte eintönig wie immer in das Becken. Um den alten Brunnenmann bekümmerte sich niemand weiter. Selbst der Mond stand heute von weiteren Besuchen bei ihm ab. Er hatte sich fest in seine Wolken gehüllt und war bald nachher schlafen gegangen. — Vom Stadtturm schlug die zwölfte Stunde.

II.

Als Mariechen wieder zu sich kam, rieb sie sich verwundert die Augen. Denn es war ein ihr ganz fremdes Zimmer, in dem sie sich befand. Wunderlich geschnitzte Schränke standen an den Wänden, und sie selbst saß in einem hohen, weichgepolsterten Lehnstuhl. Neben ihr stand auf einem Tischchen ein großer goldiger Vogelbauer, in dem ein bunter, fremdartiger Vogel schläfrig auf einer Stange hockte.

Alle diese Dinge hatte Mariechen vorher noch nie gesehen. Das gedämpfte Licht, welches im Zimmer herrschte, schien vom andern Ende desselben auszugehen, und als Mariechen die Augen dahin wandte, sah sie zu ihrer Verwunderung, wie der Vetter an einem Schranke in etwas Glänzendem, Klingendem herumwühlte. Mariechen konnte bei genauerem Hinsehen erkennen, daß es blitzblanke Zahlpfennige waren, die der Vetter aus einem Kasten nahm, in Rollen verpackte und diese wieder in Reihen ordnete.

Sie hatte sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, als sie Schritte die Treppe heraufkommen hörte. Gleich darauf ward heftig an die Thür gepocht. Der Vetter warf hastig Rollen und Zahlpfennige in den Kasten zurück, schob diesen in den Schrank und wandte sich dann, nach der Thür zu gehen.

Mariechen hatte gerade noch Zeit, sich schlafend zu stellen, ehe der Vetter an ihrem Stuhle vorbeikam und den Riegel von der Thür schob.

Die Thür ward von außen aufgemacht, und zu Mariechens neuer Überraschung trat jetzt der Brunnenmann herein.

Sie schloß schnell die Augen, denn jetzt mußten die beiden an ihr vorbei.

„Ihr kommt spät, Alter!“ hörte sie den Vetter sagen, und beide mußten dann an den hintern Tisch getreten sein; sie hörte Stühle rücken, und als sie die Augen wieder zu öffnen wagte, sah sie, daß der Vetter eine Flasche in der Hand hielt und roten Wein in zwei wunderlich geformte Gläser schenkte.

„Konnte nicht eher“, sagte der Brunnenmann mit tiefer Stimme, und Mariechen sah erst jetzt, daß er die eiserne Wasserröhre noch im Munde hatte, wie er dann einen Pfeifenkopf aus der Tasche zog, den er daran schraubte, und hierauf dem Vetter gegenüber Platz nahm. Dieser hatte die Flasche wieder weggestellt und ein Paket abgegriffener Spielkarten auf den Tisch geworfen.

„Werde doch nach und nach ein bißchen wackelig“, brummte der Brunnenmann weiter, indem er sich aus dem daliegenden Tabaksbeutel langsam seine Pfeife zu stopfen begann; „ja, ja — 's ist kein Wunder, 's sind nun anderthalbhundert Jahre, daß ich da unten stehe — daß greift an auf die Dauer! — Die Leute werden auch immer nachlässiger, niemand denkt daran, mich einmal abputzen zu lassen — ja, ich werde ganz moosig, ganz grün, bemerkt Ihr nichts?“ —

„Ja wohl, alter Schwede!“ grinste der Vetter; „laßt's Euch nicht anfechten, grün ist 'ne schöne Farbe; wißt Ihr noch, vorgestern, als es den ganzen Abend Trumpf war? — hehehehe! — Kommt nicht gleich wieder vor — siebenmal hintereinander und immer die Karte voll Trümpfe! War 'n tolles Spiel, Alter, he?! — Na, macht's wett heute!“ und damit stürzte er ein Glas Wein hinunter.

„Weiß der Teufel, wie Ihr's anfangt“, knurrte der Brunnenmann verdrießlich; „habt ein heidenmäßiges Glück — müßt doch den ganzen Schrank da vollstecken haben. — Aber macht schnell, mischt und gebt, doch vorher gießt mir erst noch einen tüchtigen Schluck auf — war ein Hexenwetter heute da draußen.“

„Gleich, Alterchen!“ schmunzelte der Vetter, der ein volles Glas ergriffen; er trat hinter den Brunnenmann, der ruhig weiterrauchte, öffnete an dessen Hinterkopf eine Art Klappe und goß den Wein langsam in die Öffnung, daß es wie in einer Steinrinne rauschte. „So — Alterchen!“ und Mariechen lief es kalt über den Rücken, als sie nun die Klappe wieder zuschlagen und richtig in die Feder einschnappen hörte.

„Na, Ihr kriegt ja ordentlich rote Backen!“ kicherte der Vetter, der wieder Platz genommen und die Karten gemischt hatte. „Hier — und hier! — Herz ist Trumpf! Herz hat jeder — was? Oder habt Ihr etwa keins unter Eurer Steinjacke, he?! und der Vetter grinste und kicherte von neuem.

„Laßt die Possen“, sagte der Brunnenmann, verdrießlich in seinen Karten blätternd — und Mariechen sah nun, wie die beiden das Spiel begannen —

und sie sah, wie die Blätter hurtig auf den Tisch flogen und wie die Augen des Vetters funkelten, wenn er seine Karte auswarf und dann gewöhnlich den Stich einstrich! — und wie er ein Glas nach dem andern trank. Immer hastiger folgten die Stiche aufeinander — immer hitziger wurden die Spieler.

Der Brunnenmann brachte mehrmals einen großen Lederbeutel hervor und nahm eine Hand voll eben solcher Zahlpfennige, wie sie Mariechen beim Vetter gesehen, heraus, die in kurzer Zeit auf die Seite des Vetters wanderten.

Der Haufen Zahlpfennige neben dem Vetter türmte sich immer höher und des Vetters vergnügte Stimmung schien in gleichem Maße zuzunehmen. Von Zeit zu Zeit goß er dem Brunnenmanne ein Glas Wein in den Hals, was diesen noch immer mehr aufzuregen schien, denn er fluchte und wetterte jetzt bei jedem Verlust.



Endlich als der Beutel ganz geleert, das letzte Stück verspielt worden war und der Vetter schmunzelnd in dem glänzenden Haufen, der vor ihm lag, herumwühlte, sprang der Brunnenmann, der seinen Ärger schon lange nicht verhehlt und Blicke auf den Gewinner richtete, vom Stuhle auf und schrie mit vor Aufregung heiserer Stimme: „Gebt mir mein Gold wieder heraus — Ihr habt falsch gespielt!“

„Laßt Euch nicht auslachen, Alterchen“, sagte der Vetter höhnisch und dabei ruhig sitzen bleibend. „Habt Euern schlechten Tag heute — hättet nicht so vielen Wein trinken sollen, das macht hitziges Blut — will Euch ein Glas Wasser holen, he? Wartet, Alterchen.“ — —

„Geht zum Teufel mit Eurem Wasser!“ schrie der Brunnenmann noch heftiger und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Goldstücke tanzten — „mein Gold will ich! Gebt mir mein Gold oder ich nehme mir's!“

„Laßt's Euch nicht beikommen, Alter!“ sagte der Vetter mit drohender Stimme. „Ihr habt verspielt und damit basta!“ — und die Goldstücke mit beiden Händen zusammenraffend, wollte er aufstehen, um sie fortzuschaffen.

Aber der Brunnenmann war schon auf ihn zugesprungen und hatte ihn auf den Stuhl niedergedrückt — „du Lump, du Halunke!“ brüllte er außer sich vor Wut, „willst du mir mein Gold geben oder ich erwürge dich!!!“ —

Mariechen hatte in steigender Angst sich aufgerichtet und sah nun, wie der Vetter aufsprang, den Brunnenmann von sich abschüttelte, sodann einen

schweren Hammer, der auf dem Schranke lag, blitzschnell ergriff und in drohender Haltung nun einen neuen Angriff erwartete.

„Stirb, du Hund!“ schrie der Brunnenmann, und die Augen traten ihm aus dem Kopfe heraus, als er sich jetzt von neuem auf den Vetter warf.

„Sachte, mein Alter!“ keuchte dieser — denn er hatte alle Mühe, den Alten abzuwehren — und führte im nächsten Augenblicke einen mächtigen Schlag nach dem Haupte des Brunnenmannes. Mariechen schrie laut auf vor Entsetzen, als der Hammer auf dem Steinkopfe hell erklang — aber ihr Schrei verhallte in dem Getöse des Kampfes. Wieder und wieder dröhnten die wuchtigen Hammerschläge, daß ein Steinsplitter sogar bis in Mariechens Schoß sprang. Der vom Schlaf aufgeschreckte Vogel kreischte gellend dazwischen hinein.

„Schlage nur zu!“ höhnte der Brunnenmann, der seinem Gegner immer näher auf den Leib gerückt war — „wenn auch der Leib in Stücke fällt — ich habe eine eiserne Seele im Leibe!“ Und damit krallten sich seine Steinfinger in die Kehle des Vetters, dessen Hammerschläge matter und matter wurden, und der zuletzt mit einem dumpfen Hilfeschrei den Hammer fallen ließ. Aber enger nur schlossen sich die steinernen Hände, bis endlich der Vetter kraft- und leblos hinterrücks zusammenbrach. — — —

Mariechen war, an allen Gliedern zitternd, vom Stuhle heruntergerutscht und in Todesangst nach der Thür geeilt. Aber noch war sie nicht dahin gelangt, als ihr Fuß an ein Stuhlbein geriet und sie zu Boden stürzte.

Auf dieses Geräusch hin drehte sich der Brunnenmann, der auf dem Vetter kniete, um und sah starr nach Mariechen hin.

„So — mein Mäuschen!“ sagte er und seine Stimme hatte etwas grauenhaft Freundliches — „du hast gehorcht — warte, mein Kindchen, ich will dir auf dein Köpfchen ticken, daß du nicht wieder horchen sollst, warte, warte“ — und aufstehend humpelte er langsam auf Mariechen zu, die sich wieder aufgerafft, aber vor Entsetzen nicht von der Stelle zu rühren vermochte. Sie wollte laut aufschreien, doch der Ton blieb ihr in der Kehle stecken.

Da — als der Brunnenmann bereits die steinerne Faust erhob — kam ihr die Stimme wieder und sie stieß einen durchdringenden Schrei aus. Zugleich sprang sie hinter den Lehnstuhl und fuhr fort um Hilfe zu schreien.

„Schrei' du nur!“ höhnte der Alte, „schrei' nur dein Hälschen wund — es hört dich doch niemand, mein Vögelchen“ — und dabei suchte er Mariechen, die entsetzt vor ihm floh und bald einen Stuhl vorrückte, bald hinter den Tisch sprang — zu haschen. „Bleib stehen, Kindchen, bleib stehen! Schlage dir nur dein Köpfchen ein“, kicherte der Brunnenmann, der mit satanischer Freude erkannte, wie das Kind vor Angst schon fast atemlos war, wie ihr ganzer Körper zitterte — nur noch wenige Augenblicke und sie befand sich in seinen Händen.

Mariechen war bis an den hintern Tisch zurückgewichen.

Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Da hörte sie einen tiefen Seufzer neben sich — er kam vom Vetter, der mit gerötetem Halse und Gesicht am Boden lag. Mariechen hatte nur einen entsetzten Blick dahin geworfen, aber der Brunnenmann benutzte diesen Verzug, um auf sie zuzuspringen. In Todesangst wollte sie über den Körper des Vetters wegsetzen, stolperte und —

war im nächsten Augenblicke in den Händen des Brunnenmannes. „Thu' mir nichts!" konnte sie nur mit angsterstickter Stimme hervorbringen. — Doch der Brunnenmann hatte plötzlich, durch ein Geräusch erschreckt, sich umgewandt. Die Stelle, wo eben noch der Vetter gelegen, war leer. Aus der Betäubung erwacht, war er nach dem Ofen gekrochen, wo seine Axt stand, und hatte diese eben ergriffen, als der Brunnenmann sich umwandte und die Gefahr bemerkte. Allein es war schon zu spät.

Mit einem Satze stand der Vetter, die Axt hoch schwingend, vor ihm, und im Nu schmetterte ein gewaltiger Schlag den Brunnenmann nieder, daß der steinerne Kopf mit dumpfem Klange zersprang. Ein zweiter Hieb und eine Menge Steinstücke polterten auf die Diele und die Wasserröhre ward bloßgelegt. Mit der linken Hand hatte der Vetter die Röhre ergriffen, während die Rechte Hieb auf Hieb nach dem Haupte des Brunnenmannes führte, der laut stöhnend die Röhre festhielt.

„Hab' ich deine Seele endlich!" schrie nun jener triumphierend, die Axt wegwerfend und mit einem furchtbaren Ruck die Röhre an sich reißend, daß sie wohl eine Elle lang heraustrat und der Brunnenmann gellend aufschrie. Noch ein Ruck — und die Röhre fuhr völlig aus dem Körper heraus, den Kopf mit sich reißend, der von der Gewalt des Ruckes losgelöst ward. Der Steinkörper stürzte dumpf aufschlagend zu Boden. —

Mariechen war schon vorher zur Thür hinausgeschlüpft, die Treppe hinab und in fliegender Hast nach Hause geeilt. In der dunkeln Kammer tastete sie sich ins Bett und fiel sogleich in tiefen Schlaf. —

Gellendes Vogelkreischen weckte sie daraus.

„Decken Sie das Thier zu", hörte sie eine leise Stimme sagen.

Mariechen richtete sich auf. Am Fenster saßen die Mutter und ein fremder Mann in leisem Gespräch.

Als Mariechen sich regte, stand die Mutter auf und trat an ihr Bett heran.

„Wie geht's dir denn, Mariechen? Bist du wieder wohl?"

„Bin ich noch immer beim Vetter?" fragte Mariechen schlaftrunken. Die Mutter schüttelte besorgt den Kopf.

„War denn das nicht des Vetters Vogel, der eben schrie?" —

„Freilich", sagte die Mutter. „Denke dir, der Vetter hat ihn schon früh dir herübergeschickt, er hätte dir immer von ihm erzählt. — Fühlst du dich denn aber auch wirklich wieder ganz wohl? — Du hast uns rechte Sorge gemacht."

„Bin ich denn krank gewesen?" sagte Mariechen erstaunt. „Ich war doch beim Vetter und bin bloß fortgelaufen, weil der Brunnenmann so gräßlich schrie — hat ihn der Vetter gänzlich totgeschlagen?" —

„Sie hat noch immer Fieber, Herr Doktor", sagte bekümmert die Mutter zu dem fremden Manne, der lächelnd näher getreten war.

An der Thür wurde eben gepocht und — der Vetter trat ins Zimmer. Er sah wie gewöhnlich aus, nur daß er — wahrscheinlich des schlechten Wetters wegen — einen dicken Shawl um den Hals gewickelt trug. „Guten Morgen allerseits!" sagte er, der Stadträtin die Hand reichend und dem Doktor sein Spanioldöschen offerierend. „Wie geht's dem Vögelchen? Fieber vorbei? he?!"

„Erzählen Sie doch dem Herrn Doktor einmal, wo Sie das Kind fanden, liebster Vetter."

„Von Herzen gern, Frau Base. Gehe also am Brunnen vorbei, um das Kind, das beim Wasserholen eine Ewigkeit ausbleibt, nach Hause zu schicken. Plötzlich thut es einen Schrei, und da liegt auch schon das Püppchen vor mir und rührt und regt sich nicht —"

„Sie werden das Kind wahrscheinlich absichtlich erschreckt haben!"

„Thun mir Unrecht, liebste Frau Base! — Nehme also das Püppchen, das vor Schreck wie tot war, und trage es schleunigst hierher in sein Bettchen." —

„Das ist nicht wahr!" — schrie Mariechen plötzlich dazwischen — „der Vetter hat mich zu sich mitgenommen — und er hat den Brunnenmann auf den Kopf geschlagen, aber der hat den Vetter dafür am Halse gepackt und ich habe es wohl gesehen, daß er ganz rot am Halse war. Laß ihn nur einmal den dicken Shawl abthun, Mama, da wirst du die Flecken sehen! — Und sie haben Karten gespielt und zuletzt hat der Vetter dem Brunnenmann die Seele ausgerissen — und da bin ich fortgelaufen — und hierher" — — —

„Immer noch Fieberchen, hehehehe!" meckerte der Vetter. „Muß noch im Bettchen bleiben! — Seele ausgerissen! hehehehe!" —

„Lassen Sie das Kind noch ein paar Stunden ruhig schlafen, das wird am ehesten helfen", sagte der Arzt. „Und lassen wir es vor allem allein — es mag heute noch im Bett bleiben." — — — — — —

Zwei Tage hat es doch gedauert, ehe Mariechen wieder ganz gesund geworden war; dann aber konnte sie wieder zur Schule gehen.

Auf dem Platze um den alten Brunnen herum waren Arbeiter mit Pochen und Graben beschäftigt. Das Becken stand noch da, aber es war kein Wasser darin. Von der alten Steinfigur war nichts zu sehen.

„Weißt du's denn schon", sagte Bürgermeisters Anna zu Mariechen, „wir bekommen einen neuen Brunnen und Papa sagt, er wäre viel schöner als der alte, und einen gußeisernen Gockelhahn hat er auf der Spitze." — —

Mariechen lächelte geheimnisvoll. „Wohin ist denn der Brunnenmann gekommen?" fragte sie ungläubig. — „Aufs Rathaus!" meinte Anna. —

Und Mariechen fragte auch die Mutter: „Wohin ist denn der Brunnenmann gekommen?" —

„Aufs Rathaus, wie der Vater sagt", erwiderte auch die Mutter.

Aber Mariechen lächelte wiederum geheimnisvoll. Das wußte sie besser. Sie war ja dabei gewesen, wie der Vetter den Brunnenmann zu Grunde gerichtet hatte. Nun lagen die Stücke wahrscheinlich auf dem Boden beim Vetter, und der Vetter hatte die Seele, woran der Kopf stak, in den Schrank gehängt, dachte Mariechen. Aber sagen mochte sie nichts von alledem. — Viel später erst hat sie einmal ihrem Onkel die Geschichte erzählt, damit dieser sie in ein Buch schreibe und das — hat er nun gethan.

Georg Bötticher.



Beim Eintritt in den Garten des Paradieses.

Der Garten des Paradieses.

Ein Märchen aus dem Dänischen.

Es war einmal ein Königssohn; niemand hatte so viele und so schöne Bücher wie er; alles, was in dieser Welt geschehen, konnte er sich erlesen und die Abbildung in prächtigen Kupferstichen erblicken. Von jedem Volke und jedem Lande konnte er Auskunft erhalten, aber wo der Garten des Paradieses zu finden sei, davon stand kein Wort darin; und der, gerade der war es, an den er am meisten dachte.

Seine Großmutter hatte ihm erzählt, als er noch ganz klein war, aber anfangen sollte, zur Schule zu gehen, daß jede Blume im Garten des Paradieses der süßeste Kuchen, die Staubfäden der feinste Wein wären; auf einem ständen Geschichte, auf einem andern Geographie oder Tabellen; man brauche nur

Kuchen zu essen, so könne man seine Lektion; je mehr man speise, um so mehr Geschichte, Geographie und Tabellen hätte man inne.

Das glaubte er damals; aber schon, als er ein größerer Knabe wurde, mehr lernte und klüger war, begriff er wohl, daß eine ganz andre Herrlichkeit im Garten des Paradieses sein müsse.

„O, weshalb pflückte doch Eva vom Baume der Erkenntnis? Weshalb speiste Adam von der verbotenen Frucht? Das sollte ich gewesen sein, so wäre es nicht geschehen! Nie würde die Sünde in die Welt gekommen sein!“

Das sagte er damals, und das sagte er noch, als er siebzehn Jahre alt war. Der Garten dieses Paradieses erfüllte alle seine Sinne.

Eines Tages ging er im Walde; er ging allein, denn das war sein größtes Vergnügen.

Der Abend brach an, die Wolken zogen sich zusammen und es kam ein Regenwetter, als ob der ganze Himmel eine einzige Schleuse sei, aus der das Wasser stürze; es war so dunkel, wie es sonst des Nachts im tiefsten Brunnen ist. Bald glitt er im nassen Grase aus, bald fiel er über die nackten Steine, welche aus dem Felsengrunde hervorragten. Alles triefte vom Wasser, es war nicht ein trockner Faden an dem armen Prinzen. Er mußte über große Steinblöcke klettern, wo das Wasser aus dem hohen Moose quoll, und war nahe daran, ohnmächtig zu werden; da hörte er ein sonderbares Sausen, und vor sich sah er eine große, erleuchtete Höhle. Mitten in derselben brannte ein Feuer, so daß man einen Hirsch dabei braten konnte, und das geschah auch; der prächtigste Hirsch mit seinem hohen Geweihe war auf einen Spieß gesteckt und wurde langsam zwischen zwei abgehauenen Fichtenstämmen herumgedreht. Eine ältliche Frau, groß und stark, als wäre sie eine verkleidete Mannsperson, saß am Feuer und warf ein Stück nach dem andern hinein.

„Komm nur näher!“ sagte sie; „setze dich an das Feuer, damit deine Kleider trocknen.“

„Hier zieht es sehr!“ sagte der Prinz und setzte sich auf den Fußboden nieder.

„Das wird noch ärger werden, wenn meine Söhne nach Hause kommen!“ erwiderte die Frau. „Du bist hier in der Höhle der Winde, meine Söhne sind die vier Winde der Welt; kannst du das verstehen?“

„Wo sind deine Söhne?“ fragte der Prinz.

„Ja, es ist schwer zu antworten, wenn man dumm fragt“, sagte die Frau. „Meine Söhne treiben es auf eigne Hand, sie spielen Federball mit den Wolken dort oben im Königssaal!“ und dabei zeigte sie in die Höhe hinauf.

„Ach so!“ sagte der Prinz. „Ihr sprecht übrigens ziemlich barsch und seid nicht so mild wie die Frauenzimmer, die ich sonst um mich habe!“

„Ja, die haben wohl nichts andres zu thun! Ich muß hart sein, wenn ich meine Knaben in Respekt erhalten will, aber das kann ich, obgleich sie Trotzköpfe sind. Siehst du die vier Säcke, die an der Wand hängen? Vor denen fürchten sie sich ebenso, wie du früher vor der Rute hinterm Spiegel. Ich kann die Knaben zusammenbiegen, sag' ich dir, und dann stecke ich sie in den Sack! Da sitzen sie und dürfen nicht eher wieder herumstreifen, bis ich es für gut erachte. Aber da haben wir den einen!“

Das war der Nordwind, der mit einer eisigen Kälte hereintrat; große Hagelkörner hüpften auf dem Fußboden hin und Schneeflocken stöberten umher. Er war in Bärenfell-Beinkleidern und Jacke; eine Mütze von Seehundsfell ging über die Ohren hinab; lange Eiszapfen hingen ihm am Barte und ein Hagelkorn nach dem andern glitt ihm vom Jackenkragen herunter.

„Geh' nicht gleich an das Feuer!“ sagte der Prinz. „Du könntest sonst leicht Gesicht und Hände erfrieren!“

„Erfrieren!“ sagte der Nordwind und lachte laut auf. „Kälte! das ist gerade mein größtes Vergnügen! Was bist du übrigens für ein Schneiderlein? Wie kommst du in die Höhle der Winde?“

„Er ist mein Gast“, sagte die Alte, „und bist du mit dieser Erklärung nicht zufrieden, so kannst du in den Sack kommen! — Verstehst du mich nun?“

Sieh, das half, und der Nordwind erzählte, von wannen er kam und wo er nun fast einen ganzen Monat gewesen. — „Vom Polarmeere komme ich“, sagte er; „ich bin auf dem Bären-Eilande mit den russischen Walroßjägern gewesen. Ich saß und schlief auf dem Steuer, als sie vom Nordkap wegsegelten; wenn ich mitunter ein wenig erwachte, flog mir der Sturmvogel um die Beine. Das ist ein komischer Vogel, er macht einen raschen Schlag mit den Flügeln, hält sie darauf unbeweglich ausgestreckt und hat dann Fahrt genug.“

„Mache es nur nicht so weitläufig!“ sagte die Mutter der Winde. „Und so kamst du denn nach dem Bären-Eilande?“

„Dort ist es schön! da ist ein Fußboden zum Tanzen, flach wie ein Teller, halbgetauter Schnee mit ein wenig Moos, scharfe Steine und Gerippe von Walrossen und Eisbären lagen da, wie Riesenarme und -Beine mit verschimmeltem Grün. Man möchte glauben, daß die Sonne nie darauf geschienen hätte. Ich blies ein wenig in den Nebel, damit man den Schuppen sehen konnte: das war ein Haus, von Wrackholz erbaut und mit Walroßhäuten überzogen; die Fleischseite war nach außen gekehrt, sie war voller Rot und Grün; auf dem Dache saß ein lebendiger Eisbär und brummte. Ich ging nach dem Strande, sah nach den Vogelnestern, sah die nackten Jungen, die da schrieen und den Schnabel aufsperrten; da blies ich in die tausend Kehlen hinab und sie lernten den Schnabel schließen. Weiterhin wälzten sich die Walrosse wie lebendige Eingeweide oder Riesenmaden mit Schweineköpfen und ellenlangen Zähnen!“ —

„Du erzählst gut, mein Sohn!“ sagte die Mutter. „Das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich dich anhöre!“

„Dann ging das Jagen an! Die Harpune wurde in die Brust des Walrosses geworfen, so daß der dampfende Blutstrahl einem Springbrunnen gleich über das Eis spritzte. Da gedachte ich auch meines Spieles! Ich blies auf und ließ meine Segler, die turmhohen Eisberge, die Boote einklemmen. Hui! wie man pfiff und wie man schrie, aber ich pfiff lauter; die toten Walroßkörper, Kisten und Tauwerk mußten sie auf das Eis auspacken; ich schüttelte die Schneeflocken über sie und ließ sie in den eingeklemmten Fahrzeugen mit ihrem Fang nach Süden treiben, um dort Salzwasser zu kosten. Sie kommen nie mehr nach dem Bären-Eiland!“

„So hast du ja Böses gethan!“ sagte die Mutter der Winde.

„Was ich Gutes gethan habe, mögen die andern erzählen!“ sagte er. „Aber da haben wir meinen Bruder aus Westen, ihn mag ich von allen am besten leiden, er schmeckt nach der See und führt eine herrliche Kälte mit sich!“

„Ist das der kleine Zephyr?“ fragte der Prinz.

„Ja wohl ist das Zephyr!“ sagte die Alte, aber er ist doch nicht so klein. Vor Jahren war es ein hübscher Knabe, aber das ist nun vorbei!“

Er sah aus wie ein wilder Mann, aber er hatte einen Fallhut auf, um nicht zu Schaden zu kommen. In der Hand hielt er eine Mahagonikeule, in den amerikanischen Mahagoniwäldern gehauen. Das war nichts Geringes.

„Wo kommst du her?“ fragte seine Mutter.

„Aus den Waldwüsten!“ sagte er, „wo die dornigen Lianen eine Hecke zwischen jedem Baume bilden, wo die Wasserschlange in dem nassen Grase liegt und die Menschen unnötig zu sein scheinen!“

„Was triebst du dort?“

„Ich sah in den tiefen Fluß, sah, wie er von den Klippen stürzte, Staub wurde und gegen die Wolken flog, um den Regenbogen zu tragen. Ich sah den wilden Büffel im Flusse schwimmen, aber der Strom riß ihn mit sich fort; er trieb mit dem Schwarm der wilden Enten, welche in die Höhe flogen, wo das Wasser stürzte; der Büffel mußte hinunter, das gefiel mir, und ich blies einen Sturm, daß uralte Bäume segelten und zu Spänen wurden.“

„Und weiter hast du nichts gethan?“ fragte die Alte.

„Ich habe in den Savannen Purzelbäume geschossen, ich habe die wilden Pferde gestreichelt und Kokosnüsse geschüttelt. Ja, ja, ich habe Geschichten zu erzählen! Aber man muß nicht alles sagen, was man weiß. Das weißt du wohl, du Alte!“ — und dann küßte er seine Mutter, so daß sie fast hintenüber gefallen wäre; er war ein schrecklich wilder Bube.

Nun kam der Südwind mit einem Turban und fliegendem Beduinenmantel. „Hier ist es recht kalt, hier draußen!“ sagte er, und warf Holz zum Feuer; „man kann merken, daß der Nordwind zuerst gekommen ist!“

„Es ist hier so heiß, daß man einen Eisbären braten kann!“ sagte der Nordwind.

„Du bist selbst ein Eisbär!“ antwortete der Südwind.

„Wollt ihr in den Sack gesteckt werden?“ fragte die Alte. — „Setze dich auf den Stein dort und erzähle, wo du gewesen bist.“

„In Afrika, Mutter!“ erwiderte er. „Ich war mit den Hottentotten auf der Löwenjagd im Lande der Kaffern. Da wächst Gras in den Ebenen, grün wie eine Olive! Da lief der Strauß mit mir um die Wette, aber ich bin doch noch schneller. Ich kam nach der Wüste zu dem gelben Sande; da sieht es aus, wie auf dem Grunde des Meeres. Ich traf eine Karawane; sie schlachteten ihr letztes Kamel, um Trinkwasser zu erhalten, aber es war nur wenig, was sie bekamen. Die Sonne brannte von oben und der Sand von unten. Grenzenlos dehnte sich die unermeßliche Wüste aus. Da wälzte ich mich in dem feinen, losen Sande und wirbelte ihn in großen Säulen auf, das war ein Tanz! Du hättest sehen sollen, wie mutlos das Dromedar dastand,

und der Kaufmann zog den Kaftan über den Kopf. Er warf sich vor mir nieder wie vor Allah, seinem Gott. Nun sind sie begraben, da steht eine Pyramide von Sand über ihnen allen; wenn ich die einmal fortblase, dann wird die Sonne die weißen Knochen bleichen; da können die Reisenden sehen, daß hier früher Menschen gewesen sind. Sonst wird man das in der Wüste nicht glauben!"

„Du hast also nur Böses gethan!" sagte die Mutter. „Marsch in den Sack!" und ehe er es sich versah, hatte sie den Südwind um den Leib gefaßt und in den Sack gesteckt; er wälzte sich rings umher auf dem Fußboden, aber sie setzte sich darauf, und da mußte er stille liegen.

„Das sind muntere Knaben, die Sie hat!" sagte der Prinz.

„Ja wohl", antwortete sie, „und züchtigen kann ich sie! Da haben wir den vierten!"

Das war der Ostwind, er war wie ein Chinese gekleidet.

„Ah! kommst du von jener Gegend?" sagte die Mutter; „ich glaubte, du wärest im Garten des Paradieses gewesen."

„Dahin fliege ich erst morgen!" sagte der Ostwind; „morgen sind es hundert Jahre, seitdem ich dort war! Ich komme jetzt von China, wo ich um den Porzellanturm tanzte, daß alle Glocken klingelten. Unten auf der Straße bekamen die Beamten Prügel, das Bambusrohr wurde auf ihren Schultern zerschlagen, und das waren Leute vom ersten bis zum neunten Grade; sie schrieen: „Vielen Dank, mein väterlicher Wohlthäter!" aber es kam ihnen nicht von Herzen, und ich klingelte mit den Glocken und sang: „Tsing tsang, tsu!"

„Du bist mutwillig!" sagte die Alte. „Es ist gut, daß du morgen nach dem Garten des Paradieses kommst, das trägt immer zu deiner Bildung bei. Trinke dann tüchtig aus der Weisheitsquelle und nimm eine kleine Flasche voll für mich mit nach Hause!"

„Das werde ich thun!" sagte der Ostwind. „Aber weshalb hast du meinen Bruder vom Süden in den Sack gesteckt? Heraus mit ihm! Er soll mir vom Vogel Phönix erzählen, davon will die Prinzessin im Garten des Paradieses immer hören, wenn ich jedes hundertste Jahr meinen Besuch abstatte. Mache den Sack auf, dann bist du meine süßeste Mutter und ich schenke dir meine beiden Taschen voll Thee, so grün und frisch, wie ich ihn selbst an Ort und Stelle gepflückt habe!"

„Nun, des Thees halber, und weil du mein Herzensjunge bist, will ich den Sack öffnen!" Das that sie, und der Südwind kroch heraus, aber er sah ganz niedergeschlagen aus, weil der fremde Prinz es gesehen hatte.

„Da hast du ein Palmenblatt für die Prinzessin!" sagte der Südwind; „dieses Blatt hat der alte Vogel Phönix, der einzige in der Welt, mir gegeben! Er hat mit seinem Schnabel seine ganze Lebensbeschreibung, die hundert Jahre, die er lebte, hineingeritzt! Nun kann sie es selbst lesen, wie der Vogel Phönix sein Nest selbst in Brand steckte und darin saß und verbrannte, wie die Frau eines Hindu. Wie knisterten doch die trocknen Zweige, es war ein Rauch und ein Dampf! Zuletzt schlug alles in Flammen auf, der alte Vogel Phönix wurde zu Asche, aber sein Ei lag glühend rot im Feuer, es barst mit einem großen Knall und das Junge flog heraus; nun ist dieses Regent über alle

Vögel und der einzige Vogel Phönix in der Welt. Er hat ein Loch in das Palmenblatt, welches ich dir gab, gebissen, das ist sein Gruß an die Prinzessin!"

„Laßt uns nun etwas essen!" sagte die Mutter der Winde. Und so setzten sie sich alle heran, um von dem gebratenen Hirsche zu speisen; der Prinz saß zur Seite des Ostwindes, und deshalb wurden sie bald gute Freunde.

„Höre, sage mir doch", sprach der Prinz, „was ist das für eine Prinzessin, von der hier soviel die Rede ist, und wo liegt der Garten des Paradieses?"

„Hoho!" sagte der Ostwind, „willst du dahin, ja dann fliege morgen mit mir! Aber das muß ich dir übrigens sagen, dort ist kein Mensch seit Adams und Evas Zeit gewesen. Die kennst du ja wohl schon aus deiner biblischen Geschichte?"

„Ja wohl!" sagte der Prinz.

„Damals, als sie verjagt wurden, versank der Garten des Paradieses in die Erde, aber er behielt seinen warmen Sonnenschein, seine milde Luft und all seine Herrlichkeit. Die Feenkönigin wohnt darin; da liegt die Insel der Glückseligkeit, wohin der Tod nie kommt, wo es herrlich ist! Setze dich morgen auf meinen Rücken, dann werde ich dich mitnehmen; ich denke, es wird sich wohl thun lassen; aber nun mußt du nicht mehr sprechen, denn ich will schlafen!"

Und dann schliefen sie allesamt ein.

In der frühen Morgenstunde erwachte der Prinz und war nicht wenig erstaunt, sich schon hoch über den Wolken zu finden. Er saß auf dem Rücken des Ostwindes, der ihn noch treulich hielt; sie waren so hoch, daß Wälder und Felder, Flüsse und Seen sich wie auf einer illuminierten Landkarte darstellten.

„Guten Morgen!" sagte der Ostwind. „Du könntest übrigens füglich noch ein bißchen schlafen, denn es ist nicht viel auf dem flachen Lande unter uns zu sehen, ausgenommen du hättest Lust, die Kirchen zu zählen; sie stehen gleich Kreidepunkten auf dem grünen Brette." Das waren Felder und Wiesen, die er das grüne Brett nannte.

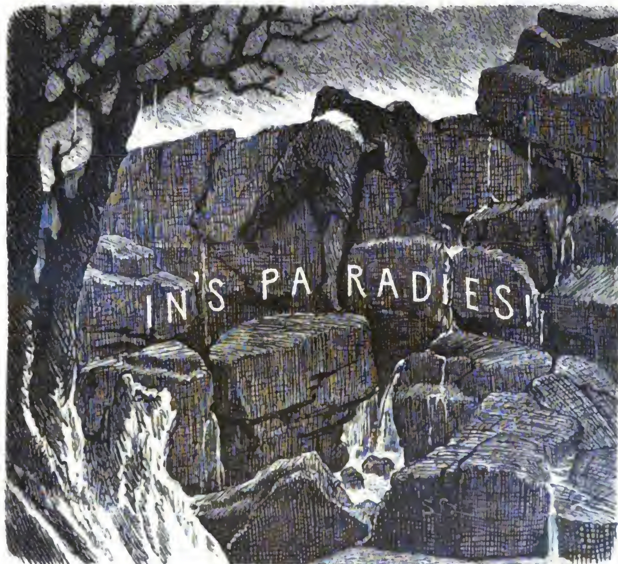
„Es war unartig, daß ich deiner Mutter und deinen Brüdern nicht Lebewohl gesagt habe!" meinte der Prinz.

„Wenn man schläft, ist man entschuldigt!" sagte der Ostwind, und darauf flogen sie noch rascher von dannen; man konnte es in den Wipfeln der Bäume hören, denn wenn sie darüber hinfuhren, raschelten alle Zweige und Blätter; man konnte es auf dem Meere und den Seen hören, denn wo sie flogen, erhoben sich die Wogen höher und die großen Schiffe neigten sich tief in das Wasser hinunter, gleich schwimmenden Schwänen.

Gegen Abend, als es dunkelte, sahen die großen Städte ergötzlich aus; die Lichter brannten dort unten, bald hier, bald da; es war gerade, wie wenn man ein Stück Papier angezündet hat und alle die kleinen Feuerfunken sieht, wie einer nach dem andern verschwindet. Und der Prinz klatschte in die Hände, aber der Ostwind bat ihn, das sein zu lassen und sich ja fest zu halten, sonst könnte er leicht hinunterfallen und an einer Kirchturmspitze hängen bleiben.

Der Adler über den schwarzen Wäldern flog zwar leicht, doch der Ostwind flog noch leichter. Der Kosak auf seinem kleinen Pferde jagte über die Ebenen davon, doch der Prinz jagte noch schneller.

„Nun kannst du den Himalaja sehen!“ sagte der Ostwind; „das ist das höchste Gebirge in Asien; hinter ihm werden wir bald nach dem Garten des Paradieses gelangen! Dann wendeten sie sich mehr südlich, und bald duftete es dort von Gewürzen und Blumen. Feigen und Granatäpfel wuchsen wild, und die wilde Weinranke hatte blaue und rote Trauben. Hier ließen sie sich beide nieder und streckten sich in dem weichen Grase, wo die Blumen dem Winde zunickten, als wollten sie sagen: „Willkommen!“



Auf dem Wege zum Paradiese.

„Sind wir nun im Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

„Nein, bewahre!“ erwiderte der Ostwind; „aber wir werden bald dorthin kommen. Siehst du die Felsenmauer dort und die große Höhle, wo die Weinranken gleich einer großen, grünen Gardine hängen? Da hindurch werden wir hinein gelangen! Wickle dich in deinen Mantel, hier brennt die Sonne, aber einen Schritt weiter und es ist eisig kalt. Der Vogel, welcher an der Höhle vorbeistreift, hat den einen Flügel hier draußen in dem warmen Sommer und den andern drinnen in dem kalten Winter!“

„So, das ist also der Weg zum Garten des Paradieses?“ fragte jetzt der Prinz.

Nun gingen sie in die Höhle hinein. Hu, wie war es dort eisig kalt! aber es währte doch nicht lange. Der Ostwind breitete seine Flügel aus, und sie leuchteten gleich dem hellsten Feuer; nein, welche Höhlen! Die großen Steinblöcke, von denen das Wasser träufelte, hingen über ihnen in den wunderbarsten Gestalten; bald war es da so enge, daß sie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald so hoch und ausgedehnt wie in der freien Luft. Es sah aus wie Grabkapellen mit stummen Orgelpfeifen und versteinerten Orgeln.

„Wir gehen wohl den Weg des Todes zum Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

Der Ostwind antwortete keine Silbe, zeigte vorwärts, und das schönste blaue Licht strahlte ihnen entgegen. Die Steinblöcke über ihnen wurden mehr und mehr ein Nebel, der zuletzt wie eine weiße Wolke im Mondschein aussah. Nun waren sie in der herrlichsten milden Luft, so frisch wie auf den Bergen, so duftend wie bei den Rosen des Thales. Da strömte ein Fluß, so klar wie die Luft selbst, und die Fische waren wie Silber und Gold; purpurrote Aale, die bei jeder Bewegung blaue Feuerfunken sprühten, spielten unten im Wasser und die breiten Nixenblumenblätter hatten des Regenbogens Farben; die Blume selbst war eine rotgelbe, brennende Flamme, der das Wasser Nahrung gab, gleichwie das Öl die Lampe beständig im Brennen erhält; eine feste Brücke von Marmor, aber so künstlich und fein ausgeschnitten, als wäre sie von Spitzen und Glasperlen gemacht, führte über das Wasser zur Insel der Glückseligkeit, wo der Garten des Paradieses blühte.

Der Ostwind nahm den Prinzen auf seine Arme und trug ihn hinüber. Da sangen die Blumen und Blätter die schönsten Lieder aus seiner Kindheit, aber so schwellend lieblich, wie keine menschliche Stimme hier singen kann.

Waren das Palmenbäume oder riesengroße Wasserpflanzen, die hier wuchsen? So saftige und große Bäume hatte der Prinz früher nie gesehen: in langen Guirlanden hingen da die wunderlichsten Schlingpflanzen, wie man sie nur mit Farben und Gold auf dem Rande alter Heiligenbücher oder sich durch die Anfangsbuchstaben schlingend abgebildet findet. Das waren die seltsamsten Zusammensetzungen von Vögeln, Blumen und Schnörkeln. Dicht daneben im Grase stand ein Schwarm Pfauen mit entfalteten, strahlenden Schweifen. Ja, das war wirklich so! Als der Prinz daran rührte, merkte er, daß es keine Tiere, sondern Pflanzen waren: das waren die großen Kletten, die hier gleich des Pfaues herrlichem Schweif strahlten. Der Löwe und der Tiger sprangen gleich geschmeidigen Katzen zwischen den grünen Hecken, die wie die Blumen des Olivenbaumes dufteten, und der Löwe und der Tiger waren zahm; die wilde Waldtaube glänzte wie die schönste Perle, schlug mit ihren Flügeln den Löwen an die Mähne, und die Antilope, die sonst so scheu ist, stand und nickte mit dem Kopfe, als ob sie auch mitspielen wolle.

Nun kam die Fee des Paradieses, ihre Kleider strahlten wie die Sonne, und ihr Antlitz war heiter, wie das einer frohen Mutter, wenn sie recht glücklich über ihr Kind ist. Sie war jung und schön, und die hübschesten Mädchen, jede mit einem leuchtenden Stern im Haare, folgten ihr. Der Ostwind gab ihr das beschriebene Blatt vom Vogel Phönix und ihre Augen funkelten vor Freude;

sie nahm den Prinzen bei der Hand und führte ihn in ihr Schloß hinein, wo die Wände Farben hatten wie das prächtigste Tulpenblatt, wenn es gegen die Sonne gehalten wird; die Decke selbst war eine große, strahlende Blume, und je mehr man zu derselben hinaufsah, desto tiefer erschien ihr Kelch. Der Prinz trat an das Fenster und sah durch eine der Scheiben; da sah er den Baum der Erkenntnis mit der Schlange, und Adam und Eva standen dicht dabei.

„Sind sie nicht verjagt?“ fragte er. Die Fee lächelte und erklärte ihm, daß die Zeit auf jeder Scheibe ihr Bild eingebrannt habe, aber nicht, wie man zu sehen gewohnt, nein, es war Leben darin; die Blätter und Bäume bewegten sich, die Menschen kamen und gingen wie in einem Spiegelbilde. Er sah darauf durch eine andre Scheibe, und da war Jakobs Traum, wo die Leiter gerade bis in den Himmel ging, und die Engel mit großen Schwingen schwebten auf und nieder. Ja alles, was in dieser Welt geschehen war, lebte und bewegte sich in den Glasscheiben; so künstliche Gemälde konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte ihn in einen Saal, groß und hoch, dessen Wände transparent erschienen. Gemälde, worin das eine Gesicht immer schöner als das andre; da waren Millionen Glückliche, die lächelten und sangen, so daß es in eine Melodie zusammenfloß; die Allerobersten waren so klein, daß sie kleiner erschienen als die kleinste Rosenknospe, wenn sie wie ein Punkt auf das Papier gezeichnet wird. Und mitten im Saale stand ein großer Baum mit üppigen Zweigen; goldene Äpfel, große und kleine, hingen wie Apfelsinen zwischen den grünen Blättern. Das war der Baum der Erkenntnis, von dessen Frucht Adam und Eva gegessen hatten. Von jedem Blatte tröpfelte ein glänzend roter Tautropfen; es war, als ob der Baum blutige Thränen weinte.

„Laß uns nun in das Boot steigen!“ sagte die Fee, „da wollen wir Erfrischungen auf dem schwellenden Wasser genießen! Das Boot schaukelt und kommt nicht von der Stelle, aber alle Länder der Welt gleiten an unsern Augen vorbei.“ Und es war wunderbar anzusehen, wie sich die ganze Küste bewegte. Da kamen die hohen, schneebedeckten Alpen, mit Wolken und schwarzen Tannen, das Horn erklang so tief wehmütig, und der Hirte jodelte hübsch im Thale. Nun bogen die Bananenbäume ihre langen, hängenden Zweige über das Boot nieder, kohlschwarze Schwäne schwammen auf dem Wasser und die seltsamsten Tiere und Blumen zeigten sich am Ufer: das war Neuholland, der fünfte Weltteil, der mit einer Aussicht auf die Blauen Berge vorbeiglitt. Man hörte den Gesang der Priester und sah den Tanz der Wilden zum Schall der Trommeln und der knöchernen Trompeten. Ägyptens Pyramiden, die bis in die Wolken ragten, umgestürzte Säulen und Sphinxe, halb im Sande begraben, segelten vorbei. Die Nordlichter leuchteten über ausgebrannte Vulkane des Nordens; das war ein Feuerwerk, das niemand nachmachen konnte. Der Prinz war glückselig; ja, er sah wohl hundertmal mehr als wir hier erzählen.

„Und ich kann immer hier bleiben?“ fragte er.

„Das kommt auf dich an!“ erwiderte die Fee; „wenn du nicht, wie Adam, dich gelüsten läßt, das Verbotene zu thun, so kannst du für immer hier bleiben!“

„Ich werde die Äpfel auf dem Erkenntnisbaume nicht anrühren!“ sagte der Prinz. „Hier sind ja Tausende von Früchten, ebenso schön wie die!“

„Prüfe dich selbst, und bist du nicht stark genug, so gehe mit dem Ostwinde, der dich herbrachte; er fliegt nun zurück und läßt sich in hundert Jahren hier nicht wieder blicken: die Zeit wird an diesem Ort für dich vergehen, als wären es nur hundert Stunden, aber es ist eine lange Zeit für die Versuchung und Sünde. Jeden Abend, wenn ich von dir gehe, muß ich dir zurufen: „Komm mit!“ ich muß dir mit der Hand winken, aber bleibe zurück. Gehe nicht mit, denn sonst wird mit jedem Schritt deine Sehnsucht größer werden; du kommst in den Saal, wo der Baum der Erkenntnis wächst; ich schlafe unter seinen duftenden, hängenden Zweigen, du wirst dich über mich beugen und ich muß lächeln; drückst du aber einen Kuß auf meinen Mund, so sinkt das Paradies tief in die Erde, und es ist für dich verloren. Der Wüste scharfer Wind wird dich umsausen, der kalte Regen von deinem Haare träufeln. Kummer und Drangsal wird dein Erbteil.“

„Ich bleibe hier!“ sagte der Prinz, und der Ostwind küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Sei stark, dann treffen wir uns hier nach hundert Jahren wieder! Lebe wohl! Lebe wohl!“ Und der Ostwind breitete seine großen Flügel aus; sie glänzten wie das Wetterleuchten in der Erntezeit oder wie das Nordlicht im kalten Winter.

„Lebe wohl! Lebe wohl!“ ertönte es von Blumen und Bäumen. Störche und Pelikane flogen wie flatternde Bänder in Reihen und geleiteten ihn bis zur Grenze des Gartens.

„Nun beginnen wir unsre Tänze!“ sagte die Fee; „zum Schlusse, wo ich mit dir tanze, wirst du, indem die Sonne sinkt, sehen, daß ich dir winke; du wirst mich dir zurufen hören: „Komm mit!“ Aber thue es nicht! Hundert Jahre lang muß ich es jeden Abend wiederholen; jedesmal, wenn die Zeit vorbei ist, gewinnst du mehr Kraft, zuletzt denkst du gar nicht mehr daran. Heute abend ist es zum erstenmal; nun habe ich dich gewarnt!“

Und die Fee führte ihn in einen großen Saal von durchsichtigen weißen Lilien; die gelben Staubfäden in jeder bildeten eine kleine Goldharfe, die mit Saitenlaut und Flötenton erklang. Die schönsten Mädchen schwebten im Tanze und sangen, wie herrlich es hier zu leben sei, und daß sie nie stürben, und daß der Garten des Paradieses ewig blühen würde.

Und die Sonne ging unter, der ganze Himmel wurde ein Gold, welches den Lilien den Schein der herrlichsten Rosen gab, und der Prinz trank von dem schäumenden Wein, welchen die Mädchen ihm reichten, und fühlte eine Glückseligkeit wie nie zuvor; er sah, wie der Hintergrund des Saales sich öffnete, und der Baum der Erkenntnis stand in einem Glanze, der seine Augen blendete; der Gesang war dort weich und lieblich, wie seiner Mutter Stimme, und es war, als ob sie sänge: „Mein Kind! Mein geliebtes Kind!“

Da winkte die Fee und rief so liebevoll: „Komm mit! Komm mit!“ und er stürzte ihr entgegen, vergaß sein Versprechen, vergaß es schon den ersten Abend, und sie winkte und lächelte. Der Duft, der gewürzige Duft rings umher wurde stärker, die Harfen ertönten weit lieblicher, und es war, als ob die Millionen lächelnder Köpfe im Saale, wo der Baum wuchs, nickten und sängen: „Alles muß man kennen! Der Mensch ist der Herr der Erde.“



Die Fee des Paradieses führt den Prinzen in ihr Schloß.

Und es waren keine blutigen Thränen mehr, welche von den Blättern des Erkenntnisbaumes fielen, es waren rote, funkelnde Sterne, die er zu erblicken glaubte. „Komm mit! Komm mit!“ lauteten die bebenden Töne, und bei jedem Schritte brannten des Prinzen Wangen heißer, sein Blut bewegte sich rascher. „Ich muß!“ sagte er; „es ist ja keine Sünde, kann keine sein! weshalb nicht der Schönheit und der Freude folgen? Sie schlafen sehen will ich nur; es ist ja nichts verloren, wenn ich es nur unterlasse, sie zu küssen, und das thue ich nicht, ich bin stark, ich habe einen festen Willen!“

Und die Fee warf ihre strahlende Tracht ab, bog die Zweige zurück, und nach einem Augenblick war sie darin verborgen.

„Noch habe ich nicht gesündigt!“ sagte der Prinz, „und will es auch nicht“; hierauf zog er die Zweige zur Seite, da schlief sie schon, schön, wie nur die Fee im Garten des Paradieses sein kann; sie lächelte im Traume, er bog sich über sie nieder und sah zwischen ihren Augenlidern Thränen beben!

„Weinst du über mich?“ flüsterte er; „weine nicht! Nun begreife ich erst des Paradieses Glück, dieses strömt durch meine Gedanken, die Kraft des Cherubs und des ewigen Lebens fühle ich in meinem irdischen Körper; möge es ewig Nacht für mich werden, eine Minute wie diese ist Reichtum genug!“ und er küßte die Thränen aus ihren Augen. — —

Da krachte ein Donnerschlag, so tief und schrecklich, wie niemand ihn je gehört, und alles stürzte zusammen: die schöne Fee, das blühende Paradies sank; es sank so tief, so tief, der Prinz sah es in die schwarze Nacht versinken; wie ein kleiner, leuchtender Stern strahlte es aus weiter Ferne; Todeskälte durchschauerte seinen Körper; er schloß sein Auge und lag lange wie tot.

Der kalte Regen fiel ihm in das Gesicht, der scharfe Wind blies um sein Haupt, da kehrten seine Sinne zurück. „Was habe ich gethan!“ seufzte er; „ich habe gesündigt wie Adam; gesündigt, so daß das Paradies versunken ist!“ Und er öffnete seine Augen; den Stern, weit weg, den Stern, der wie das gesunkene Paradies funkelte, sah er noch — es war der Morgenstern am Himmel.

Der Prinz erhob sich und gewahrte, daß er sich im großen Walde befand, dicht bei der Höhle der Winde, und die Mutter der Winde saß zu seiner Seite, sie sah böse aus und reckte ihren Arm in die Luft.

„Schon den ersten Abend!“ sagte sie; „das dachte ich wohl! Ja, wärest du mein Sohn, so müßtest du in den Sack!“

„Da soll er hinein!“ sagte der Tod. Das war ein starker alter Mann mit einer Sense in der Hand und mit großen schwarzen Schwingen. „In den Sarg soll er gelegt werden, aber jetzt noch nicht; ich zeichne ihn nur, lasse ihn dann noch eine Weile in der Welt herumwandern, das, was er gethan, zu sühnen, gut und besser zu werden — ich komme später schon — wenn er es dann am wenigsten erwartet, stecke ich ihn in den schwarzen Sarg und fliege damit gegen den Stern empor; auch dort blüht des Paradieses Garten, und ist er gut und fromm, so wird er hineintreten; sind aber seine Gedanken böse und das Herz noch voll sündigen Verlangens, so sinkt er mit dem Sarge tiefer, als das Paradies gesunken, und nur jedes tausendste Jahr hole ich ihn wieder, damit er tiefer sinke oder auf den Stern gelange, den funkelnden Stern dort oben.

H. C. Andersen.



Leiden.

Ein Märchen von Carmen Sylva.

Das Leiden war ein schönes, schlankes Kind mit schwarzen Haaren, welche sein bleiches Gesicht umrahmten. Die feinen Lippen waren fast immer geschlossen, die schwarzen Augen so todestraurig, daß niemand sie ansehen konnte, ohne zu weinen. Das arme Kind hatte keine Heimat und wanderte stets ruhelos von Ort zu Ort. Bald kehrte es in die Hütten der Armen ein, bald in die Paläste der Reichen. Es war so still und kummervoll, daß alle es aufnahmen, aber sonderbar, wer es ansah, der wurde von einem furchtbaren Weh befallen. Der eine verlor sein einziges Kind, der andre seine Ehre, sein Hab und Gut, der dritte wurde von seinen Feinden unschuldig verfolgt; wieder einem andern mißrieten alle seine Kinder, so daß er vor der Zeit ergraute. Oder es kam Unfrieden unter die Eheleute, oder einer aus der Familie fiel auf das Krankenlager und stand in Jahren nicht wieder auf. Die Leute sahen sich

erstaunt an, woher ihnen soviel Ungemach käme, und wußten nicht, daß sie dem stillen, blassen Leiden selbst die Thür geöffnet, es selbst an ihren Tisch gerufen hatten. Das arme Kind kehrte zuweilen desselben Weges zurück und erfuhr dann, welche schrecklichen Gaben es ausgestreut. Dann vermied es lange Zeit, die nämlichen Häuser zu besuchen. Doch hatte es einige Menschen liebgewonnen und verging vor Sehnsucht nach ihnen, merkte auch nicht immer, daß es sie zu oft besuchte. Da kam dann Trübsal auf Trübsal über sie, bis das traurige Kind den Wanderstab ergriff und ihnen mit schwerem Herzen und überströmenden Augen Lebewohl sagte. Es ging so still des Weges, nicht hastig, nicht stürmisch, und doch ging es schneller als der Bergstrom, schneller als der Westwind, und kehrte bei allen, allen Menschen ein. Das Schrecklichste war, wenn es sich zu Kindern gesellte, und die armen Wesen wurden Waisen, oder es überkam sie langwierige Krankheit, so daß ihre schönen Gesichtchen ebenso bleich und zart wurden wie Leidens Antlitz, und ihre Augen so dunkel und traurig. Wenn Leiden das sah, dann weinte es bitterlich und blickte lange Zeit kein Kind mehr an, ja es drehte den Kopf weg, wo Kinder spielten.

Eines Tages lag es unter einem Apfelbaum und sah, wie die kleinen Äpfel so prachtvolle rote Backen hatten, daß man ganz fröhlich wurde, wenn man sie anschaute. „O lieber Apfelbaum", rief das Leiden, „schenke mir so schöne rote Backen, man sähe mich viel lieber an!" — „Nein", sprach der Apfelbaum, „hättest du schöne rote Backen, so würde man dich nicht mehr so mitleidig aufnehmen und beherbergen."

Traurig stand Leiden auf und wanderte des Weges. Da kam es in einen Garten am Fluß; aus dem erscholl ein solches Vogelsingen, daß einem das Herz lachte. „O ihr lieben, kleinen Vögel", rief das Leiden, „schenkt mir euren lieblichen Gesang, daß ich die Menschen erfreue!" — „Nein, liebes Kind", zwitscherten die Vögel, „kämest du nicht so leise und gingest so still, da würden die Menschen dich nicht so bald vergessen und merken, daß du das Leiden bist und Schmerzen bringst."

Und weiter wanderte das arme Leiden und kam in einen hohen Wald. Der duftete so lieblich, und es ging sich so weich auf dem dicken Moos unter den Bäumen. Hier und da stahlen sich die Sonnenstrahlen durch das flüsternde Laub und zitterten und tanzten auf dem Moos dahin und vergoldeten die welken Blätter. Es war eine Pracht. Leiden lehnte müde an einem Baum. „Hier darf ich einkehren und bringe keinem Schmerzen; hier darf ich ausruhen, und keiner sieht sich krank an mir." Da kam ein Sonnenstrahl durch das Laub geschlüpft, sah die wunderschönen, lichtlosen Augen, sprang hinein, erleuchtete sie hell und drang dem Leiden bis ins Herz. Und der ganze Wald sah das wunderbare Leuchten in dem zarten Mädchengesicht und rauschte auf vor Freude und Bewunderung. Das Leiden wußte aber nicht, daß es schöner geworden, sondern fühlte den Sonnenstrahl nur heiß und fröhlich in seinem Herzen zittern. „O lieber Wald", rief es laut, „schenke mir einen einzigen deiner tausend Sonnenstrahlen, ich wäre glücklich!" Da wurde es

mit einem Male totenstill im Walde, die Bäume sahen einander traurig an, der Sonnenstrahl entwich aus Leidens Augen, streifte eine schimmernde Eidechse und versteckte sich unter hohen Farnkräutern. „Du armes, armes Kind", sagte eine alte Eiche, „ein einziger Sonnenstrahl machte dich zu schön, die Menschen würden dich zu viel herbeirufen, und dann müßten sie Schmerzen ertragen weit über ihre Kräfte! Du mußt ohne Glanz und ohne Wärme bleiben!" Langsam fiel eine heiße Thräne auf den Waldmeister zu Leidens Füßen; der schickte süßen Duft hinauf und flüsterte Dank für den Tau.

Weiter ging die ruhelose Maid und kam an einen großen, stillen See. Da rührte sich nichts; nur der Abend schritt über das Wasser, er selbst im Schatten, aber um ihn her zogen rosige Streifen durch das Wasser, und hier und da fiel ein Stern hinein und schwamm unbeweglich auf der stillen Fläche. Leiden tauchte ihre zarte Hand in den See und legte sie an die Stirn. Der Abend kam auch an ihr vorbei und flüsterte: „Gute Nacht! Schlaf traumlos! Vergiß dein Weh!" Sie sah ihm lange nach und seufzte leise: „Einmal habe ich Ruhe gefunden im Wald; einmal mein Weh vergessen mit dem Sonnenstrahl im Herzen, das ist vorüber!" Im Traum verloren schaute das Kind in den See; aus dem wehte es kühl und in den Nebeln schwebten die Nixen darüber hin.

Da sah das Leiden ein rötliches Licht hineinfallen, größer, feuriger als die Sterne und fortglimmen durch die Nacht. Wie es seine Augen erhob, merkte es, daß das Licht aus einem Hause am See fiel; das war dicht mit Ephen überwachsen, nur aus dem spitzbogigen Fenster, das offen stand, fiel der Lichtschein. Sonderbar, dachte das Leiden, hier bin ich noch nie eingekehrt, und doch wacht dort jemand! Sie schlich zum Fenster; da saß eine wunderschöne Frau mit schneeweißen Haaren in einem langen, weichen Gewand, ein feines Tuch um den Kopf gelegt. Sie schrieb emsig in ein großes Buch mit fester Hand, und fest und streng lag eine tiefe Furche zwischen den Brauen. Aber um die feinen Nasenflügel und Lippen lag es wie zarteste Weiblichkeit und edelste Herzensgüte. Das Leiden stand in Betrachtung verloren, da erhoben sich zwei wunderbare, graue Augen, sahen sie ruhig an, und eine tiefe, klangreiche Stimme sagte: „Komm nur herein, Kind, ich habe schon lange auf dich gewartet!"

Erstaunt trat Leiden ein, das hatte sie noch nicht gehört. Mit einem Mal umschlangen es weiche Arme, es ward auf den Schoß genommen und geküßt, und die wunderbare Frau sagte: „Liebes Leiden! Du mußtest mich finden, ich durfte dich nicht suchen; denn ich komme niemals ungerufen. Ich bin die Mutter Geduld und sitze hier und horche und wache. Der See trägt mir die Stimme aller derer zu, die mich rufen. Oft bin ich auf deiner Spur gegangen, aber leider nicht immer." Die Falte in der Stirn wurde tiefer. Leiden barg seinen Kopf an der mütterlichen Brust. „O geh' doch immer mit mir!" bat es leise. „Mein Kind, wenn du mich rufst, dann komme ich, und wenn du müde bist, kehre bei mir ein. Ich muß das Buch des Lebens schreiben, da habe ich viel zu thun!" Das arme, kleine Leiden blieb die ganze

Nacht bei der Mutter Geduld, und morgens wanderte es gestärkt hinaus. Da blühte und grünte die ganze Welt, es war Erntezeit. Leiden sah den Mohn und die Kornblumen an und dachte: „Ihr Armen! jetzt blüht ihr so lustig und glänzt in der Sonne, und heute werdet ihr doch abgeschnitten!" Da stand ein herrliches Mädchen allein im Feld und mähte so rasch wie drei Männer. „Guten Morgen, blasses Lieschen", rief sie schelmisch, „komm und hilf mir!" und damit sprang sie herzu, und ihre Zöpfe flogen, und die blauen Augen lachten wie der liebe Sonnenschein.

„Wer bist du denn?" fragte sie erstaunt, als sie Leidens dunkle Augen sah. „Ich bin das Leiden und muß ewig wandern. Und wer bist du?" „Ich bin die Arbeit, siehst du es denn nicht! Siehst du nicht, wie gesund ich bin und was für starke Arme ich habe?" Und damit nahm sie das Leiden wie ein Kind auf die Arme und lief mit ihm über das ganze Feld und lachte und jodelte dazu. Über Leidens Gesicht war eine leichte Röte geflogen, und es sagte lächelnd: „Geh' du mit mir! Ich darf niemals ruhen und bin doch oft so müde." „Das geht nicht, Schwesterlieb; denn ich muß schlafen, um bei Tage wieder frisch zu sein. Ich bin an allen Orten überall und nirgends, und muß lachen, und wenn ich immer deine Augen sehe, dann stirbt mir das Lachen da drinnen. Aber wenn du mich rufst, dann komm' ich und bleibe zurück, wo du scheidest, um die Gesichter wieder hell zu machen!"

Und weiter schritt das Leiden in den glitzernden Morgen hinein und durch die weite Welt. Geduld und Arbeit hielten aber Wort und wurden seine treuen Gefährten. Oft versammelten sie sich abends im Hause am See und lasen im Buch des Lebens oder schrieben hinein.

Carmen Sylva (Pseudonym der Königin Elisabeth von Rumänien). — Abgedruckt aus „Nord und Süd". 1882.





Die liebliche Spielgefährtin im Traum des Kindes.

Das unsichtbare Königreich.

Ein deutsches Märchen.



lüchtig schwebt sie dahin, die liebliche Spielgefährtin im Traum des Kindes — pfeilschnell Welle auf Welle zerrinnt im Strom des Lebens, ein Phantasiegebilde, ein Ideal nach dem andern. — Fern, weit ab von heute liegen die Jahre des Lebensfrühlings, die wir im traulichen Kreise verbrachten, der sich in der Kinderstube, am Kamin= oder Herdfeuer allwöchentlich zweimal versammelte, um zu den Füßen der Großmutter dem Märchenerzählen zu lauschen. Etwas ist aus jener Festzeit des Lebens übrig geblieben, die Lust am Fabulieren und die Freude am Ergehen in den Irrgängen des Phantasiereiches. Unvermutet huschen dann die alten Gestalten und neuen Gebilde aus der Zeit der Kindheit hervor und drängen sich aus den Erinnerungen der Vergangenheit in den Vordergrund der Gegenwart. — Und die eignen Einfälle gesellen sich zu den Träumereien an weit entfernt liegenden Kaminen.

Solches ist von jeher so gewesen im Prachthaus der Reichen, wie zwischen den vier Wänden der engen Hütte des Armen — dafür ist man ja ein Deutscher, die sich von jeher aufs Träumen, Phantasieren und aufs Erjagen idealer Gebilde verstehen.

Die Kleineren meiner Freunde wissen aus dem Vorhergehenden, welche Bewandtnis es mit so mancherlei Einfällen, Wunderdingen, Sagen und Schnurren hat, die den Inhalt der Märchenbücher bilden — und die Kleinsten verstehen, auch ohne das Beispiel des Jägerfritzen und des Vetters Fröhlich, was lügen und aufschneiden heißt. Und die Großen wissen erst recht, daß bei keinem Volke öfter sinnigere Gebilde, gemütvollere Stoffe zu Märchendichtungen sich gestalten und zu Tage treten, wie bei uns, die wir im Herzen Europas wohnen. In unserm lebens- und liebeswarmen Treiben entstehen alle Tage neue Märchen und mehren den reichen Märchenschatz der Heimat, und was sich nicht in der Tiefe des deutschen Gemütes formt, das modelten zu anmutigen Gebilden die Bewohnern andrer Herren Länder. Wenn wir darin unsern Nachbarn voraus sind, so kommt das auch noch daher, weil man uns Deutschen nachsagt, wir seien eben so emsige Dichter und tiefe Denker als ernsthafte Träumer; träumten wir doch oft selbst dann, wenn wir die Augen offen haben, daß wir uns das bunte wirkliche Leben rings um uns recht gründlich anschauen.

Wenn sie dann die Augen sich offen gerieben haben, da merken die guten Deutschen, daß es unterdessen wieder Frühling geworden — und Frühling wird's ja immer wieder, in jedem neuen Jahr, solange die Welt steht! — Mutig durch den Winter, die ihr noch träumet — wachet auf zu neuem Leben im neuen Lenz! —

So hat vielleicht auch der gedacht, der im Jahre 1870, gleich so vielen braven Söhnen von Mutter Germania, gegen den alten Erbfeind mit ausgezogen ist. Am „französischen Kamine“ selbst haben ihn die Genien seiner Phantasie nicht verlassen. Vor Paris, inmitten aller Aufregungen des Lazarettdienstes, hat er Zeit genug gefunden, manch liebliche „Träumerei“ in Form reizender Märchen grüßend nach der Heimat zu entsenden.

Richard Leander nennt sich der Wundermann, der uns so gründlich dargethan hat, was es mit „Träumen und Träumereien“ für eine Bewandtnis hat, seit er unsern Märchenschatz mit dem seinigen vermehrt hat. In sein Königreich, ins Reich einer lieblichen Traumwelt, möge der Leser nun eintreten.

In einem kleinen Hause, welches wohl eine Viertelstunde abseits vom Dorfe auf halber Berghöhe lag, wohnte mit seinem alten Vater ein junger Bauer, Namens Jörg. Es gehörten zu dem Hause so viele Äcker Feld, daß beide eben keine Sorge hatten. Gleich hinter dem Hause fing der Wald an, mit Eichen und Buchen, so alt, daß die Enkelkinder von denen, welche sie gepflanzt hatten, schon seit mehr als hundert Jahren tot waren; vor ihm aber lag ein alter, zerbrochener Mühlstein — wer weiß, wie der dahin gekommen war. Wer sich auf ihn setzte, der hatte eine wundervolle Aussicht ins Thal, auf den Fluß, der das Thal durchströmte, und die Berge, die jenseit des Flusses aufstiegen. Hier saß der Jörg am Abend, wenn er seine Arbeit auf dem Felde

gethan hatte, den Kopf auf die Hände und die Ellbogen auf die Kniee gestützt, oft stundenlang und träumte. Und weil er sich wenig um die Leute bekümmerte und still und in sich gekehrt einherging, wie einer, der an allerhand denkt, nannten ihn die Leute spottweise „Traumjörge“. Dies war dem Jörge jedoch völlig gleichgültig.

Je älter er aber ward, desto stiller wurde er, und als sein alter Vater endlich starb und er ihn unter einer großen alten Eiche begraben hatte, wurde er ganz still. Wenn er dann auf dem alten, zerbrochenen Mühlsteine saß, was er jetzt noch viel häufiger that als zuvor, und hinab in das herrliche Thal sah, wie die Abendnebel an dem einen Ende hereintraten und langsam an den Bergen hinwandelten, wie es dann dunkler wurde und dunkler, bis zuletzt der Mond und die Sterne in ihrer ganzen Herrlichkeit am Himmel heraufzogen: dann wurde es ihm so recht wunderbar ums Herz. Da fingen die Wellen im Fluß zu singen an, anfangs ganz leise, bald aber deutlich vernehmbar, und sie sangen von den Bergen, wo sie herkämen, vom Meere, wo sie hin wollten, und von den Nixen, die tief unten im Grunde des Flusses wohnten. Darauf begann auch der Wald zu rauschen, ganz anders als ein gewöhnlicher Wald, und erzählte die wunderbarsten Dinge. Besonders der alte Eichbaum, der an des Vaters Grabe stand, der wußte noch viel mehr als alle die andern Bäume. Die Sterne aber, die hoch am Himmel standen, schienen Lust zu haben, herabzufallen in den grünen Wald und in den blauen Strom; sie flimmerten und zitterten, wie jemand, der es gar nicht mehr aushalten kann. Doch die Engel, von denen hinter jedem Sterne einer steht, hielten sie jedesmal fest und sagten:

„Sterne, Sterne, macht keine Thorheiten! Ihr seid ja viel zu alt dazu, viele tausend Jahre und noch mehr! Bleibt im Lande und nähret euch redlich!“

Es war ein wunderbares Thal! — Aber alles dieses sah und hörte blos der Traumjörge. Die Leute, welche im Dorfe wohnten, ahnten gar nichts davon, denn es waren ganz gewöhnliche Menschen. Dann und wann schlugen sie einen von den alten Baumriesen um, zersägten und zerspalteten ihn, und wenn sie eine hübsche Klafter aufgerichtet hatten, sprachen sie: „Nun können wir uns wieder eine Weile Kaffee kochen.“ Und im Fluß wuschen sie ihre Wäsche, weil ihnen das so am bequemsten war. Von den Sternen aber, wenn sie so recht funkelten, sagten sie weiter nichts, als: „Es wird heute nacht recht kalt werden; wenn nur unsre Kartoffeln nicht erfrieren.“ Versuchte es einmal der arme Traumjörge, ihnen eine andre Meinung beizubringen, so lachten sie ihn aus. Es waren eben ganz gewöhnliche Leute.

Wie er nun eines Tages wieder auf dem alten Mühlsteine saß und bei sich bedachte, daß er doch auf der ganzen Welt so mutterseelenallein sei, schlief er ein. Da träumte ihm, es hinge vom Himmel eine goldene Schaukel an zwei silbernen Seilen herab. Jedes Seil war an einem Sterne befestigt; auf der Schaukel aber saß eine reizende Prinzessin und schaukelte sich so hoch, daß sie vom Himmel zur Erde herab und von der Erde wieder zum Himmel hinaufflog. Jedesmal, wenn die Schaukel bis an die Erde kam, klatschte die Prinzessin vor Freude in ihre Hände und warf ihm eine Rose zu. Aber plötzlich

rissen die Seile, und die Schaukel mit der Prinzessin flog weit in den Himmel hinein, immer weiter, immer weiter, bis sie zuletzt nicht mehr zu sehen war.

Da wachte der Jörg auf, und als er sich umsah, lag neben ihm auf dem Mühlsteine ein großer Strauß von Rosen.

Am nächsten Tage schlief er wieder ein und träumte dasselbe. Beim Erwachen lagen richtig die Rosen wieder da. So ging es die ganze Woche hindurch.

Da sagte sich Traumjörge, daß doch irgend etwas Wahres an dem Traume sein müsse, weil er ihn immer wieder träumte. Er schloß sein Haus zu und machte sich auf, die Prinzessin zu suchen.

Nachdem er viele Tage lang gegangen war, erblickte er von weitem ein Land, wo die Wolken bis auf die Erde hingen. Er wanderte rüstig darauf zu, kam aber in einen großen Wald. Plötzlich hörte er hier ein ängstliches Stöhnen und Wimmern, und als er auf die Stelle zugegangen war, von welcher das Gestöhn und Gewimmer herkam, sah er einen ehrwürdigen Greis mit silbergrauem Barte auf der Erde liegen. Zwei widerlich häßliche, splitternackte Kerle knieten auf ihm und suchten ihn zu erwürgen. Da blickte er um sich, ob er nicht irgend eine Waffe fände, mit der er den beiden Kerlen zu Leibe gehen könne, und da er nichts fand, riß er in seiner Todesangst einen großen Baumast ab. Kaum hatte er jedoch diesen erfaßt, als er sich in seinen Händen in eine mächtige Hellebarde verwandelte. Damit stürmte er auf die beiden Ungeheuer los und rannte ihnen den Spieß durch den Leib, so daß sie mit Geheul den Alten losließen und fortsprangen. Darauf richtete er den ehrwürdigen Greis auf, tröstete ihn und fragte, warum ihn die beiden nackten Unholde hätten erwürgen wollen.

Da erzählte jener, er sei der König der Träume und aus Versehen etwas vom Wege ab in das Reich seines größten Feindes, des Königs der Wirklichkeit, gekommen. Sobald dies der König der Wirklichkeit bemerkt, hätte er ihm durch zwei seiner Diener auflauern lassen, damit sie ihm den Garaus machten.

„Hattest du denn dem König der Wirklichkeit etwas zuleide gethan?“ fragte Traumjörge.

„Behüte Gott!“ versicherte jener. „Er wird aber überhaup sehr leicht gegen andre ausfällig. Dies liegt in seinem Charakter — und mich besonders haßt er wie die Sünde!“

„Aber die Kerle, die er schickte, dich zu erwürgen, waren ja ganz nackt!“

„Ja wohl“, sagte der König, „splitterfasernackt. Das ist so Mode im Lande der Wirklichkeit. Alle Leute gehen dort so, selbst der König, und sie schämen sich nicht einmal. Es ist ein abscheuliches Volk! — Weil du mir nun aber das Leben gerettet hast, will ich mich dankbar gegen dich erweisen und dir mein Land zeigen. Es ist wohl das herrlichste der Welt, und die Träume sind meine Unterthanen!“ Darauf ging der König der Träume voran, und Jörg folgte ihm. Als sie an die Stelle kamen, wo die Wolken auf die Erde hingen, wies der König auf eine Fallthür, welche so versteckt im Busche lag, daß sie gar nicht zu finden war, wenn man es nicht wußte. Er hob sie auf und führte seinen Begleiter fünfhundert Stufen hinab in eine helle erleuchtete Grotte, welche sich meilenweit in wunderbarer Pracht hinzog. Es war unsäglich schön!

Da waren Schlösser auf Inseln mitten in großen Seen, und die Inseln schwammen umher wie Schiffe. Wenn man in ein solches Schloß hineingehen wollte, brauchte man sich nur an das Ufer zu stellen und zu rufen:

„Schlößlein, Schlößlein, schwimm heran,
Daß ich in dich 'reingehen kann!"

dann kam es von selbst an das Ufer. Weiter gab es noch andre Schlösser, auf Wolken; die zogen langsam in der Luft hin und her. Sprach man aber:

„Steig' herab, mein Luftschlößlein,
Daß ich kann in dich hinein!"

so senkten sie sich langsam nieder. Außerdem waren noch da Gärten mit Blumen, die am Tage dufteten und in der Nacht leuchteten; schillernde Vögel, die Märchen erzählten, und eine Menge andrer ganz wunderbarer Sachen. Traumjörge konnte mit Staunen und Bewundern gar nicht fertig werden.

„Nun will ich dir auch noch meine Unterthanen, die Träume, zeigen", sagte der König. „Ich habe deren drei Sorten. Gute Träume für die guten Menschen, böse Träume für die bösen, und außerdem Traumkobolde. Mit den letzteren machte ich mir zuweilen einen Spaß, denn ein König muß doch auch zuweilen seinen Spaß haben." —

Zuerst führte er ihn also in eines der Schlösser, welches eine so verzwickte Bauart hatte, daß es förmlich komisch aussah.

„Hier wohnen die Traumkobolde", sprach er, „kleines, übermütiges, schabernackendes Volk. Thut niemand Böses, aber neckt gern."

„Komm einmal her, Kleiner", rief er darauf einem der Kobolde zu, „und sei einmal einen einzigen Augenblick ernsthaft."

Hernach fuhr er fort und sagte zu Traumjörge: „Weißt du, was der Schelm thut, wenn ich ihm einmal ausnahmsweise erlaube, auf die Erde hinaufzusteigen? Er läuft ins nächste Haus, holt den ersten besten Menschen, der gerade wunderschön schläft, aus den Federn, trägt ihn auf den Kirchturm und wirft ihn kopfüber hinunter. Dann springt er eiligst die Turmtreppe hinab, so daß er unten eher ankommt, fängt ihn auf, trägt ihn wieder ins Haus und schmeißt ihn sodann ins Bett, daß es kracht und der Schläfer davon aufwacht. Dann reibt der sich die Augen, sieht sich ganz verwundert um und spricht: „Ei du lieber Gott, war mir's doch gerade, als wenn ich vom Kirchturme herabfiele. Es ist nur gut, daß ich bloß geträumt habe."

„Das ist also der?" rief Traumjörge. „Siehst du, der ist auch schon bei mir gewesen! Wenn er aber wiederkommt und ich erwische ihn, soll's ihm schlecht ergehen." Kaum hatte der Jörg dies noch gesagt, so sprang ein andrer Traumkobold unter dem Tische hervor. Der sah fast aus wie ein kleiner Hund, denn er hatte ein zottiges Wämslein an, und die Zunge streckte er auch heraus.

„Der ist auch nicht viel besser", meinte der Traumkönig. „Er bellt wie ein Hund und hat Kräfte wie ein Riese. Bekommen dann die Leute im Traume Angst, hält er sie an Händen und Beinen fest, daß sie nicht fort können."

„Den kenn' ich auch", fiel Traumjörge ein. „Wenn man fort will, ist es einem, als wenn man starr und steif wie ein Stück Holz wäre. Wenn man den Arm aufheben will, geht es nicht, und wenn man die Beine rühren will,

geht es auch nicht. Manchmal ist's aber kein Hund, sondern ein Bär, oder ein Räuber, oder sonst etwas Schlimmes!"

„Ich werde ihnen nie wieder erlauben, dich zu besuchen, Traumjörge", beruhigte ihn der König. „Nun komm einmal zu den bösen Träumen, aber fürchte dich nicht, sie werden dir keinen Schaden zufügen; sie sind nur für die bösen Menschen. Damit traten sie in einen ungeheuren Raum ein, der von einer hohen Mauer umgeben und mittels einer gewaltigen eisernen Thür verschlossen war. Hier wimmelte es von den greulichsten Gestalten und den entsetzlichsten Ungeheuern. Manche sahen wie Menschen, manche halb wie Menschen, halb wie Tiere, manche ganz wie Tiere aus. Doch der König redete ihm freundlich zu und sprach: „Willst du dir nicht genauer besehen, was böse Menschen träumen müssen?" Und er winkte einem Traume, der zunächst stand; das war ein scheußlicher Riese, der hatte unter jedem Arme ein Mühlrad.

„Erzähle, was du heute nacht thun wirst!" herrschte der König ihn an.

Da zog das Ungeheuer den Kopf in die Schultern und den Mund bis zu den Ohren, wackelte mit dem Rücken, wie einer, der sich so recht freut, und sagte grinsend: „Ich gehe zum reichen Mann, der seinen Vater hat hungern lassen. Als der alte Mann einst zu ihm kam und um Brot bat, kam der Sohn und sagte zum Gesinde: Jagt mir einmal den Hampelmann fort! Da gehe ich nun nachts zu ihm und ziehe ihn zwischen den zwei Mühlrädern durch, bis alle seine Knochen hübsch kurz und klein gebrochen sind. Ist er dann so recht schmeidig und zappelig geworden, so nehme ich ihn am Kragen, schüttele ihn und sage: Siehst du, wie hübsch du nun zappelst, du Hampelmann! Dann wacht er auf, klappert mit den Zähnen und ruft: Frau, bring' mir noch ein Deckbett, mich friert. Und wenn er wieder eingeschlafen ist, mache ich's aufs neue so!"

Als Traumjörge dies gehört, drängte er sich mit Gewalt zur Thür hinaus, den König nach sich ziehend, und rief: „Nicht einen Augenblick länger bleibe ich hier bei den bösen Träumen. Das ist ja entsetzlich!"

Der König führte ihn nun in einen prächtigen Garten, wo die Wege von Silber, die Beete von Gold und die Blumen von geschliffenen Edelsteinen waren. In diesem gingen die guten Träume spazieren. Das erste, was er sah, war ein Traum wie eine blasse, junge Frau, die unter dem einen Arm eine Arche Noah, unter dem andern einen Baukasten hatte.

„Wer ist denn das?" fragte der Traumjörge.

„Die geht abends immer zu einem kleinen, kranken Knaben, dem seine Mutter gestorben ist. Am Tage ist er ganz allein, niemand bekümmert sich um ihn, aber gegen Abend geht sie zu ihm, spielt mit ihm und bleibt bei ihm die ganze Nacht. Er schläft immer schon sehr früh ein, deshalb geht sie auch so zeitig. Die andern Träume gehen viel später. — Komm nur weiter, wenn du alles sehen willst, müssen wir uns sputen!"

Darauf gingen sie tiefer in den Garten hinein, mitten unter die guten Träume. Es waren Männer, Frauen, Greise und Kinder, alle mit lieben und guten Gesichtern und in den schönsten Kleidern. In den Händen trugen viele von ihnen alle möglichen Dinge, die sich das Herz nur wünschen kann.

Auf einmal blieb Traumjörge stehen und schrie so laut auf, daß alle Träume sich umdrehten.

„Was hast du denn?“ fragte der König verwundert.

„Das ist ja meine Prinzessin, die mir so oft erschienen ist und mir die Rosen geschenkt hat!“ rief Traumjörge ganz entzückt aus.



Im Garten der guten Träume.

„Freilich, Freilich!“ erwiderte jener; „das ist sie. Nicht wahr, ich habe dir immer einen sehr hübschen Traum geschickt? Es ist beinahe der hübscheste von allen, die ich habe.“

Da lief der Traumjörge auf die Prinzessin zu, die gerade wieder auf ihrer kleinen goldenen Schaukel sich zu schaukeln begann. Sobald sie ihn kommen sah, sprang sie herab und ihm gerade in die Arme. Er aber nahm sie an der Hand und führte sie an eine goldene Bank. Da setzten sie sich beide hin und erzählten sich, wie hübsch es wäre, daß sie sich wieder sähen. Und wenn sie damit fertig waren, fingen sie immer wieder von vorn an. Der König der

Träume aber schritt mittlerweile fortwährend auf dem großen Wege, welcher gerade durch den Garten ging, auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und zuweilen nahm er die Uhr heraus und sah nach, wie spät es wäre, weil der Traumjörge und die Prinzessin immer noch nicht mit dem fertig waren, was sie sich zu erzählen hatten. Zuletzt ging er jedoch wieder zu ihnen und sagte: „Kinder, nun ist es gut! du, Traumjörge, hast noch weit nach Hause, und über Nacht kann ich dich nicht hier behalten, denn ich habe keine Betten, weil nämlich die Träume nicht schlafen, sondern nachts immer zu den Menschen auf die Erde hinaufgehen müssen. Und du, Prinzeßchen, du mußt dich fertig machen; zieh' dich heute einmal ganz rosa an und nachher komm' zu mir, damit ich dir sage, wem du heute erscheinen und was du ihm sagen sollst."

Als dies Traumjörge gehört, ward es ihm auf einmal so mutig ums Herz, wie noch nie in seinem Leben. Er stand auf und sagte mit fester Stimme: „Herr König, von meiner Prinzessin lass' ich nun und nimmermehr. Entweder Ihr müßt mich hier unten behalten, oder Ihr müßt mir sie mit auf die Erde geben. Ich kann ohne sie nicht leben, dazu habe ich sie viel zu lieb!" Dabei trat ihm in jedes Auge eine Thräne, so groß wie eine Haselnuß.

„Aber Jörge, Jörge", erwiderte der König, „es ist ja der allerhübscheste Traum, den ich habe! Doch du hast mir das Leben gerettet, so sei es denn. Nimm deine Prinzessin und steige hinauf zur Erde. Sobald du oben angelangt bist, so nimm ihr den silbernen Schleier vom Kopf und wirf ihn mir durch die Fallthür wieder herab. Dann wird deine Prinzessin von Fleisch und Blut wie ein andres Menschenkind sein; denn jetzt ist sie ja nur ein Traum!"

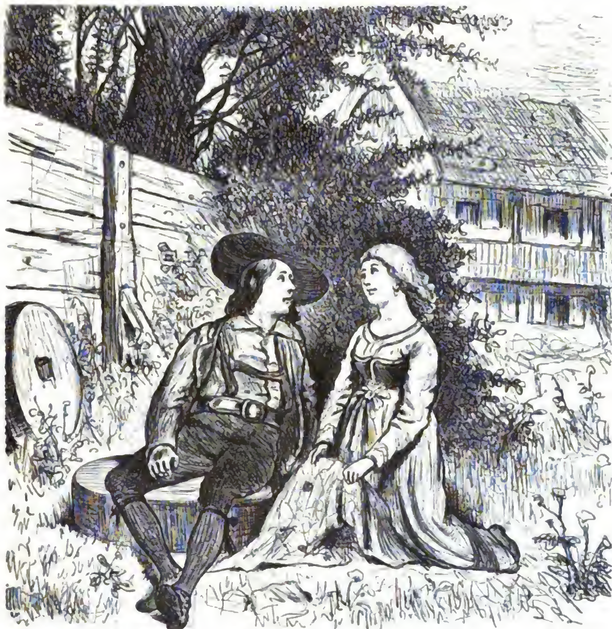
Da bedankte sich Traumjörge auf das herzlichste und sagte: „Lieber König, weil du nun einmal so überaus gut bist, so möchte ich wohl noch eine Bitte wagen. Sieh, eine Prinzessin habe ich nun, doch es fehlt mir immer noch ein Königreich; und es ist doch ganz unmöglich, daß eine Prinzessin ohne ein Königreich sein kann. Kannst du mir denn keines verschaffen, wenn es auch nur ein ganz kleines ist?"

Darauf antwortete der König: „Sichtbare Königreiche, Träumjörge, habe ich zwar nicht zu vergeben, aber unsichtbare; und davon sollst du eines bekommen und zwar eines der größten und herrlichsten, die ich noch habe." — Da fragte Traumjörge, wie es mit den unsichtbaren Königreichen beschaffen wäre; indes der König bedeutete ihn, er würde dies alles schon erfahren und sein blaues Wunder erleben, so schön und herrlich sei es mit den unsichtbaren Königreichen.

„Nämlich", sagte er, „mit den gewöhnlichen, sichtbaren ist es doch zuweilen eine sehr unangenehme Sache. Zum Exempel: du bist König in einem gewöhnlichen Königreiche, und frühmorgens tritt der Minister an dein Bett und sagt: Majestät, ich brauche tausend Thaler fürs Reich. Darauf öffnest du die Staatskasse und findest auch nicht einen Heller darin! Was willst du dann anfangen? Oder, zum andern: du bekommst Krieg und verlierst, und der andre König, der dich besiegt hat, heiratet deine Prinzessin; dich aber sperrt er in einen Turm. So etwas kann in einem unsichtbaren Königreiche nicht vorfallen!"

„Wenn wir es nun aber nicht sehen", fragte Traumjörge, noch immer etwas betreten, „was kann aber uns dann unser Königreich nützen?"

„Du sonderbarer Mensch“, sagte der König darauf und hielt den Zeigefinger an die Stirn, „du und deine Prinzessin, ihr seht es schon! Ihr seht die Schlösser und Gärten, die Wiesen und Wälder, die zu dem Königreich gehören, wohl! Ihr wohnt darin, geht spazieren und könnt alles damit machen, was euch gefällt; nur die andern Leute sehen es nicht.“



Im unsichtbaren Königreich.

Da war Traumjörge hoch erfreut, denn es war ihm schon etwas ängstlich zu Mute, ob die Leute im Dorfe ihn nicht scheel ansehen würden, wenn er mit seiner Prinzessin nach Hause käme und König wäre. Er nahm nun sehr gerührt Abschied vom König der Träume, stieg mit der Prinzessin die fünfhundert Stufen hinauf, nahm ihr dann den silbernen Schleier vom Kopfe und warf ihn hinunter. Darauf wollte er die Fallthür zumachen, aber sie war sehr schwer. Er konnte sie nicht halten und ließ sie fallen. Da gab es einen ungeheuern Knall, fast so arg, als wenn viele Kanonen auf einmal losgeschossen würden, und es vergingen ihm auf einen Augenblick die Sinne. Als er wieder

zu sich kam, saß er vor seinem Häuschen auf dem alten Mühlsteine und neben ihm seine Prinzessin, von Fleisch und Blut, wie ein gewöhnliches Menschenkind. Sie hielt seine Hand, streichelte sie und sagte: „Du lieber, guter, närrischer Mensch, du hast dich solange nicht getraut, mir zu sagen, wie lieb du mich hast! Hast du dich denn vor mir gefürchtet?" — —

Und der Mond ging auf und beleuchtete den Fluß, die Wellen schlugen klingend ans Ufer und der Wald rauschte, doch sie saßen immer noch und schwatzten. Da war es plötzlich, als wenn eine kleine, ganz schwarze Wolke vor den Mond trete, und auf einmal fiel etwas vor ihre Füße nieder, wie ein großes, zusammengelegtes Tuch. Darauf stand der Mond wieder in vollem Glanze. Sie hoben das Tuch auf und breiteten es auseinander. Es war aber sehr fein und viele hundert Male zusammengelegt, so daß sie viel Zeit brauchten, es auseinander zu falten. Als sie es vollständig auseinander gefaltet hatten, sah es aus wie eine große Landkarte. In der Mitte ging ein Fluß, und zu beiden Seiten waren Städte, Wälder und Seen. Da merkten sie, daß es ein Königreich war, und daß es der gute Traumkönig ihnen vom Himmel hatte herunterfallen lassen. Und als sie sich nun ihr kleines Häuschen besahen, war es zu einem wundervollen Schlosse geworden, mit gläsernen Treppen, Wänden von Marmelstein, Tapeten von Samt und spitzen Türmen mit blauen Schieferdächern. Da faßten sie sich an und gingen in das Schloß hinein, und als sie eintraten, waren schon die Unterthanen versammelt und verneigten sich tief. Pauken und Trompeten erschallten, und Edelknaben gingen vor ihnen her und streuten Blumen. Da waren sie König und Königin. —

Am andern Morgen aber lief es wie ein Feuer durch das Dorf, daß der Traumjörge wiedergekommen sei und sich eine Frau mitgebracht habe.

„Das wird auch was recht Gescheites sein", sagten die Leute. „Ich habe sie heute früh schon gesehen", meinte einer der Bauern, „als ich in den Wald ging. Sie stand mit ihm vor der Thür. Es ist nichts Besonderes, eine ganz gewöhnliche Person, klein und schmächtig. Auch ziemlich ärmlich war sie angezogen. Wo soll's denn am Ende auch herkommen! Er hat nichts, da wird sie wohl auch nichts haben!" — So schwatzten die dummen Leute, denn sie konnten es nicht sehen, daß es eine Prinzessin war. Und daß das Häuschen sich in ein großes, wundervolles Schloß verwandelt hatte, bemerkten sie in ihrer Einfalt auch nicht, denn es war eben ein unsichtbares Königreich, was dem Traumjörge vom Himmel herabgefallen war. Aus diesem Grunde bekümmerte er sich auch um die dummen Leute gar nicht, sondern lebte in seinem Königreiche und mit seiner lieben Prinzessin herrlich und vergnügt. Und er bekam sechs Kinder, eines immer schöner als das andre, und das waren lauter Prinzen und Prinzessinnen. Niemand aber wußte es im Dorfe, denn das waren ganz gewöhnliche Leute und viel zu einfältig, um es einzusehen.

R. Leander.

Den andern Morgen, als die Sonne anbrach, nahm Klas seinen Stecken und seine Wolfshaut und kam nach Minden, fand Arbeit bei einem Meister und blieb dort. Doch es war sein Glück, daß er mit den Köhlern in der Dorfschenke eingesprochen hatte, denn eine hübsche Bauerndirne hatte sich so in ihn verliebt, daß sie Tag und Nacht nichts andres sah, als den jungen Schuhmachergesellen Klas, und sich vor Sehnsucht und Liebe fast abzehrte.

Die Eltern suchten ihr dies vergeblich auszureden, mußten sich jedoch endlich darein geben, gingen selbst nach Minden, suchten Klas von Korbach auf und brachten den wackern Gesellen ihrer Tochter zu. Klas ließ sich nicht lange bitten, denn die junge Dirne gefiel ihm, er zog in das Dorf, legte Pfriemen und Ahle weg, nahm Pflug und Spaten dafür in die Hand und lebte als ein rechtschaffener Bauersmann und war nach einigen Jahren Schulze. Und von seinem Stecken nannte ihn alle Welt Klas Avenstaken; er aber gewöhnte sich das Wort an, das andre von ihm gebrauchten: „Grad dör", denn sie pflegten von ihm zu sagen: „Grad dör, sagt Klas Avenstaken." Und das behielten seine Enkel und Urenkel nach ihm als ein gutes Wort, das Glück und Mut bedeutet.

Dem Peter in Dümmelhusen waren nun von seiner Frau Gret Tibbeke schon viel Söhne und Töchter geboren, und die Gret hatte ihrem Manne schon oft angelegen, er solle doch einen Sohn mit dem Hauptnamen in der Freundschaft Klas taufen lassen; er hatte aber immer den Buben andre Namen gegeben. Nun geschah es, daß wieder ein Knabe geboren wurde, und daß Peter mit Gewalt wollte, daß dieser Klas heißen sollte, wogegen sich die Gret sehr steifte, denn sie und die Freundschaft wollten den Namen Johannes, weil das Söhnlein am Johannisabend zur Welt gekommen war. Auch sagte sie, indem sie das Kindlein in der Wiege betrachtete: „Sieh, Mann, wie sanft und still der Junge aussieht! Das wird dir in der Welt kein Klas, der es mit einem Wolf aufnimmt"; aber Peter antwortete: „Kikelkakel! eben deswegen soll er Klas heißen, die Frommen sind immer die besten Helden gewesen, und die wie Eisenfresser aussehen, beißen oft keinen Strohhalm entzwei!" Kurz, es half der Gret kein Bitten und Flehen. Peter war diesmal unerbittlich und sagte: „eben weil er am Johannisabend, an einem so großen Abend, geboren ist, soll er Klas heißen!" Und mit diesen Worten nahm er seine Mütze vom Nagel und setzte sie etwas quer auf, wie er es zu thun pflegte, wenn er zürnte, und ging hinaus und achtete nicht des Geschreies seiner Gret und der Muhmen und Gevatterinnen hinter ihm her. Und der Priester mußte den Knaben Klas taufen.

Dem kleinen Klas gedieh sein Name vortrefflich, er nahm unverzagt der Mutter Brust und ließ es sich gut schmecken, schoß in dem zweiten Monat seinen ersten Zahn aus, hatte den vierten Monat schon sechs Zähne und genoß nebenbei schon allerlei Speise und Trank, vor dem neunten Monat aber stand er schon auf eignen Füßen. Da nahm Peter, sein Vater, ihn auf den Arm, lächelte seelenvergnügt und hielt ihn der Gret hin und sprach: „Sieh, Gret, welch ein Klas!" Gret aber, halb böse, halb gutmütig, antwortete: „Dein Klas ist noch nicht über alle Berge, ich wollte doch, er hieße Johannes." Und Peter setzte den Buben wieder auf den Boden, sah zornig drein und verließ

verdrießlich die Stube. Solche kleine Neckereien über das Bübchen gab es öfters unter den Eheleuten, die sich übrigens von ganzem Herzen liebten. Sie schadeten dem kleinen Klas auch nicht, sondern er gedieh wohl und ward breit an Schultern und Brust und nahm es mit allen Knaben seines Alters auf.

So war er durch Essen, Trinken, Schlafen und Spielen fünf Jahre alt geworden. Nun stellte ihn der Vater im Frühling und Sommer schon hinter die Gänse, und den Winter mußte er in die Schule gehen, beten und das A-B-Ab lernen. Mit dem siebenten Jahre rückte er zum Schweinehirten auf und im neunten mußte er schon Ochsen und Pferde hüten. Alles dies that er so geschickt, daß der Vater seine Freude daran hatte.



Wie Valentin beim Schnitzen die ersten Geschichten erzählt.

Das einzige, worüber Klagen einliefen, waren Beulen, die er den Nachbarskindern schlug; Frau Gret jammerte auch oft über die vielen zerrissenen Hosen und Jacken, die er mit nach Hause brachte, oder vielmehr nicht immer mit nach Hause brachte, sondern zuweilen auf den Bäumen und an den Dornen hängen ließ; auch beschwerte sie den Vater zuweilen, wenn er seine älteren Brüder gebleut hatte, denn im Zorn konnte er alle Knaben zwingen, auch die fünf Jahre älter waren als er. Der alte Peter freute sich gewöhnlich darob, und der Schluß vom Liede war fast immer, daß Peter wohlgefällig sagte: „Ich hab's in meinen Knabenjahren gerad' so gemacht; hat denn der Klas je den Zank angefangen? Sind die andern nicht immer die Necker? Ihnen geschieht ihr Recht, wenn er sie tüchtig abstraft." Und er nahm dann seinen Klas gewöhnlich und streichelte ihn und ermahnte ihn zur Friedfertigkeit. Dessen aber bedurfte es jedoch nicht.

Klas war einer der stillsten und gutmütigsten Jungen, der keiner Kreatur etwas zuleide that. Am wenigsten mochte er schwächere Knaben necken; aber wenn er gereizt ward, gebrauchte er nicht schüchtern die Kraft seiner Fäuste.

Nicht so gut als hinter den Gänsen, Säuen und Ochsen ging es Klas hinter den Bänken des Schulmeisters. Er hatte zum Lernen wenig Lust und Geschick und konnte es in vier Jahren kaum zum Lesen bringen; denn was er im Winter gekonnt, hatte er im Sommer im Feld und Walde immer richtig wieder ausgeschwitzt, so daß seine Brüder und die Nachbarskinder in der Schule immer weit mehr gelobt wurden als er. Doch hatte der alte Schulmeister ihn sehr lieb und gab ihm das Lob des Gehorsams und der Frömmigkeit.

Im Hause gab es unter den Alten manch kleinen Verdruß. Peter, der ihn von allen seinen Kindern am liebsten hatte, was er sich aber nie merken ließ, setzte sich oft allein mit ihm hin, aber beide kamen damit doch nicht durch. Gret nannte den Klas meist ihren Dickkopf, und Peter mußte es anhören und still dazu schweigen; ja er mußte es leiden, daß seine Brüder und seine Schwestern als klügere Kinder galten. Dann sagte sie zuweilen auch wohl spöttisch — sie war sonst eine herzensgute Frau —: „Peter, wir wollen nur sehen, was aus deinem Klas wird; ich wollte, er hieße Johannes, er wäre anders geworden!“ Das schlug dann dem Fasse den Boden aus, Peter nahm die Mütze und ging auf den Hof und in den Pferdestall, daß er sich auslüftete und wieder besänne. Und wenn er sich besonnen hatte und wieder zurückkam, brummte er wohl für sich: „Klas wird doch wohl der beste werden.“ Klas gab nämlich ein andres großes Zeichen von sich, worauf der Vater Häuser baute: mit seinem vierten Jahre rief der Knabe immer „Grad dör!“ sobald er heftig ward. Das that kein andres von Peter Avenstakens Kindern, obgleich sie das Wort aus dem Munde des Vaters oft genug hören konnten. Und Peter erlebte die große Freude, daß Klas von seinem neunten Jahre an im ganzen Dorfe von alt und jung „Klas Grad dör“ genannt ward, und daß die Leute zu Dümmelhusen wieder sagten: „Grad dör, sagt Klas Avenstaken.“

Klas war zwölf Jahre alt und für sein Alter ungewöhnlich groß und stark geworden. Er stand gerade und fest auf den Beinen, hatte einen großen Kopf und breite Stirn, mit langen Flachshaaren, unter welchen ein Paar trotzige blaue Augen hervorguckten. Viele Leute sagten, er wäre ein schöner Junge; Peter, sein Vater, meinte, er sei der schönste Junge im Dorfe, aber Gret wendete ein, er sei zu plump und dick, und seine Brüder seien viel schöner. Da kam der dreizehnte Herbst seines Lebens, und mit dem November jenes Herbstes verschwand Klas durch eine der wunderbarsten Begebenheiten.

Peter hatte vor einiger Zeit einen Knecht gemietet. Dieser hieß Hans Valentin und war schon ein ältlicher Mann von fünfzig Jahren, doch schloß er mit den Knaben eine sonderliche Freundschaft, am meisten aber mit Klas. Valentin wußte nämlich viele Geschichten und Märchen und erzählte sie abendlich nach der Arbeit den Kindern; und er ward durch seine schönen Geschichten bald so berühmt, daß auch die Kinder der Nachbarschaft häufig in Peters Haus kamen, damit sie ihn hörten. Dies geschah meistens des Sonntags und Sonntags abends, wo Valentin Zeit zum Erzählen hatte. Die Buben brachten

dem Valentin Äpfel und Nüsse mit und andre schöne Sachen, und so setzte die Genossenschaft sich in eine Ecke hin und schmauste und erzählte.

Das war aber das Besondere, daß von allen Kindern keines die Geschichten besser behielt und lebendiger wieder erzählte als der Klas, so daß Peter ihm oft mit Wohlgefallen zuhorchte und schmunzelnd der Gret zurief: „Hörst du's, Gret? Hörst du's, wie der Klas, der Blitzjunge, erzählen kann?“ Sie aber ließ es kalt abgleiten und sagte wohl: „Ja, ein Klas ist er und ein Klas bleibt er, ein rechter Märchenklas, aber Schulze wird er nie werden, denn er kann ja nicht schreiben.“ —

So sprachen die Eltern über Klas, jedes auf seine Weise; sie merkten aber nicht, wie in Klas, als er etwas älter wurde, eine große Veränderung vorging, und daß die Geschichten, welche Valentin erzählte, den Knaben viel lebendiger und im Herzen viel lustiger machten. Sie ergriffen den Jungen so, daß er nichts andres sah und hörte, dichtete und träumte, als Hexen und Hexenmeister, Drachen und Riesen, bezauberte Prinzessinnen und verwünschte Schlösser. Ja, es ging so weit, daß der Knabe manche liebe Nacht davor gar nicht schlafen konnte, sondern nicht selten die Augen noch offen hielt, wenn der Hahn durch seinen fünften Schrei schon verkündigte, der Himmel wolle seine geschlossenen Augen wieder aufthun.

So hatte Valentin den Buben und Mädchen bis zum heiligen Christfest hin erzählt und darüber hinaus, als die langen Abende und vielen Festtage zum Märchenerzählen erst recht Anlaß gaben. Alle Welt freut sich dann gern so recht von Herzen, und Freunde und Nachbarn leben mit Nachbarn von einem Tag zum andern lustig dahin. Valentin hatte bis auf diese fröhliche Zeit seine besten Geschichten aufgespart. Von allen Geschichten aber, die er der kleinen Sippschaft auftischte, wurde diese am meisten erfreut durch die von dem Pfannkuchenberge und von dem „gläsernen Berge“, zu welchen er mit heller Stimme folgende fein klingende Reime zu singen pflegte:

Wer sagt mir an, wo der Pfannkuchenberg liegt,
Gespickt mit Ochsenbraten,
Mit Zucker und Marzipan gefüllt
Und Scheffeln voll Dukaten?

Gläserner Berg, gläserner Berg,
Wann springst du auf?
Spielender Zwerg, künstlicher Zwerg,
Wann wachst du auf?

Wenn die Glocke Zwölfe schlägt,
Wenn der Dieb Säcke trägt,
Dann spring' ich auf;

Wenn der Hahn zum zweiten kräht
Und die Sonn' am höchsten steht,
Dann wach' ich auf.

Diese Geschichten gefielen so sehr, daß sie wenigstens vier Tage hintereinander immer mit neuen Ausschmückungen erzählt werden mußten, schon weil die beiden Berge in der Nachbarschaft lagen, in dem hohen Forst, in welchem Valentin den Knaben, die dort so oft schon das Vieh gehütet, die Eiche und

Buche ganz deutlich beschrieben und bezeichnet hatte, die auf ihrem Gipfel ständen. „Bei Tage“, setzte er hinzu, „kann man diesen Bergen freilich nicht ansehen, was sie eigentlich sind, dann sehen sie aus wie alle andern Berge; aber um die Mitternacht sind sie, was sie sind, der eine von dem allerklarsten und allerdurchsichtigsten Glase, wodurch Mond und alle Sterne scheinen bis auf den Grund, und der andre der prächtigste Pfannkuchen, so prächtig, als er nie in einer Pfanne gebacken ist. Die Sage geht“, meinte er dann freundlich und mit leiserer Stimme, „daß, wer in den Pfannkuchenberg steigt, ein großer König wird, und wer in den gläsernen Berg springt, ganze Säcke mit Dukaten und goldenen Bechern und silbernen Schalen mit nach Hause trägt; aber wer hat dazu den Mut? Solche Leute werden nicht alle Tage geboren.“

Das Wörtlein: „Aber wer hat dazu den Mut?“ gab nun, wie es unter Knaben zu geschehen pflegt, Gelegenheit zu vielen Neckereien; sie foppten einander damit, und einige Wochen hörte man am Schluß jeder Geschichte immer durchklingen „aber wer hat dazu den Mut?“ und einige Schälke auch wohl: „Klas Grad dör hat den Mut!“ Und Klas zuckte es dann immer in den Fingern, und er hätte sie gebraucht, wenn der Vater nicht dabei gewesen wäre; denn Peter strafte es hart, wenn die Buben sich in seiner Gegenwart rauften. Indessen gingen die Neckereien immer fort, und auch das Wort „Klas Grad dör hat den Mut“, so daß es dem Knaben endlich zu toll ward und er bei sich selbst dachte: es wäre doch auch schlecht, wenn ich den Mut nicht haben sollte.

Und eines Abends, als sie wieder so stichelten und stachelten, entfiel ihm im Zorn das Wort: „Ja, Klas Grad dör hat den Mut, wenn ihr den Mut habt, mit dabei zu sein; und ihr könnt nun wählen, was ihr wollt, ich nehme mir den Pfannkuchenberg, worin der König sitzt, wo die große Buche steht, und will voransteigen als der Erste, wenn ihr mitsteigt.“ Und sie schämten sich und schrieen alle: „Ja, ja, wir wollen mit!“ denn es war eben der helle Mittag, und sie däuchten sich alle des Mutes überflüssig zu haben und hatten ihn damals auch. Und so neckten sie sich den ganzen Tag und Abend fort und fort, und Valentin und Peter und Gret und die Knechte und Mägde, die es hörten, zogen sie auf; denn sie glaubten nicht, daß es ihr Ernst sei. Die Knaben aber wurden dadurch nur noch entschlossener, ihren Vorsatz auszuführen, und der kleine Klas hielt die älteren fest, indem er ihnen alles auf das herrlichste vormalte, wie lustig sie dort leben und mit welchen Schätzen und Herrlichkeiten sie nach Hause zurückkommen würden.

So war es Abend geworden, und es schlug zehn Uhr vom Kirchturm, da rief Klas: „Frisch, Gesellen, hinaus! Es ist Zeit, wir haben über eine halbe Meile bis zum Walde.“ Und die jungen Gesellen zogen hinaus mit ihm, seine drei Brüder und noch fünf andre Knaben, alle in Sonntagskleidern und mit weißen Stöcken in der Hand, denn mit weißen Haselstöcken soll man Geistern und Abenteuern entgegengehen. Und die Alten riefen und lachten hinter ihnen her, und der Valentin lachte am lautesten, und sie dachten: „Die werden keine Berge sprengen, sondern bald wieder hier sein.“

Und die Knaben eilten geschwind über das Feld hin, und Klas lief allen voran, so sehr brannte die Lust ihm, und sie krächzten und kakelten und jauchzten,

wie Krähen krächzen, wenn man sie von den Bäumen jagt, und wie Hühner kakeln, wenn man ihnen den Flug aufthut. Und alle blieben bei ihrem Vorsatz und waren voll Mutes, bis sie die Bäume des Waldes sehen konnten; da aber wurden sie fast alle still. Als sie aber an den Wald kamen und die hohen Bäume rauschen und die Wasser der Gießbäche aus der Ferne brausen hörten, da standen sie still; Klas war der einzige, welcher hineinlief. Und da er die andern nicht folgen sah, schalt er sie; sie aber achteten nicht darauf, sondern es sagte der eine dies, der andre das, und keiner wollte mit. Da nannte er sie Memmen und rief ihnen spöttisch zu: „Klas Grad dör hat den Mut!“

Dann rauschte er spornstreichs durch die Sträuche fort, immer bergan. Sie aber rauschten über das Feld zurück nach Hause und machten so lange Schritte, als spürte ein jeder ein Gespenst an den Fersen.

Und Klas lief eilends seines Weges auf manchen krummen Pfaden, die er kannte, bergauf, bergab, bis er auf der höchsten Höhe des Forstes die Buche nicken sah. Da mußte er auch still stehen, und ihm wollte der Mut auch fast klein werden, zumal wohl vier Kirchenglocken aus der Ferne eben Zwölf schlugen. Aber da er ein wackerer Bube war, so sprach er sich das Wort zu, das sein Vater ihm so oft gesagt hatte, ein tapferer Kerl dürfe nie von einem Entschlusse ablassen, den er in lustiger Stunde gefaßt habe. Und so rief Klas „Grad dör!“ daß der Wald widerhallte, und so sauste er den Berg hinan. Und er kam hin, wo er eben die Buche noch gesehen hatte, aber sie stand nicht mehr da, wohl aber duftete und schimmerte der schönste Pfannkuchenberg im Mondschein. Und Klas bedachte sich nicht lange, that beherzt seine beiden Augen zu, richtete sich mit beiden Füßen auf die Zehenspitzen, wagte den Sprung und rief: „Grad dör, sagt Klas Avenstaken.“

Und der Sprung mißlang nicht; er glitt sanft in den Berg hinein und sank langsam hinab. Und es däuchte ihm, er ward lieblich hinabgeschaukelt und hinabgewiegt, so daß er entschlief und in wundersamen Träumen ihm sein alter Hans Valentin erschien und gar freundlich zulächelte.

Und als er erwachte, da war es dämmerig um ihn her; er fühlte aber, daß er in einem weichen Bett lag, auf so weichen und feinen Kissen, als Gret, seine Mutter, sie ihm nie untergelegt hatte. Und das gefiel ihm sehr. Aber ihn hungerte, und das gefiel ihm nicht. Da fing es an hell zu werden und er bedachte und besann sich über gestern und über die vorigen Tage und sprach: „hier soll ich ja im Pfannkuchenberg sein; will sehen, ob Valentin mir was vorgelogen hat.“ Und er rieb sich die Augen auf und es ward lichter um ihn, es fiel aber nur ein dämmerndes Licht von oben herab. Und seine Augen freuten sich, und sein Herz freute sich noch mehr; denn was ward er gewahr? daß er nun wirklich mitten in dem Pfannkuchenberge war, und daß der alte Valentin nicht gelogen hatte. Denn er war nun in einem Zimmer, worin ein Bett und ein Tisch und eine Bank war, fast wie in seines Vaters Hause, nur alles netter und zierlicher. Und es waren die Wände mit gebratenen Gänsen und Enten und Hühnern, Schnepfen, Rebhühnern und Wachteln und Kramtsvögeln wie mit den schönsten Tapeten in buntester Mannigfaltigkeit verziert und mit Hasen, Hirschen und Rehen in großer Menge, und die schönsten

Schüsseln, Teller und Messer und Gabeln hingen dabei. Das war die eine Seite. Und die andre Seite war mit Kuchen ausgeschmückt und mit Zuckerwerk und Marzipan und mit köstlichen Früchten, Pfirsichen, Aprikosen, Apfelsinen, Weintrauben, Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Nüssen, und was Zunge und Zahn sich in ihrer Lüsternheit nur wünschen mögen. Und an den beiden schmaleren Enden des Zimmers standen blühende Bäume und Bäume voll Früchte, und unter den Bäumen liefen je zwei Quellen heraus; an dem einen Ende war eine Wasserquelle und eine Milchquelle, und an dem andern Ende war eine Bierquelle und eine Weinquelle. Klas kümmerte sich um die zwei Quellen gar wenig, nämlich um die Wasserquelle und die Bierquelle, sondern gebrauchte allein die Milchquelle und die Weinquelle. Dieses ganze Zimmer war ein Wunder, aber das größte Wunder daran war, daß jeder verzehrte Braten und jede verschlungene Birne oder Traube gleich wieder an derselben Stelle wuchs, wie er sie weggegessen hatte, und daß die lautere Milchquelle und blinkende Weinquelle nie versiegten.

Und unser Klas aß und trank, ja er aß und trank übermäßig, und es bekam ihm doch nicht übel. Aber das geschah ihm immer, daß er sogleich nach dem Essen und Trinken einschlief, so daß man fast sagen mag, er kannte nichts andres als Essen, Trinken und Schlafen. Weil dies nun sein tägliches Leben war und sein dämmerndes Zimmer ihn an nichts erinnerte, was er dort oben auf der Erde erlebt und gesehen hatte, so verschwand ihm das Vergangene fast gänzlich aus dem Gedächtnisse. Nur seines Vaters Peter gedachte er zuweilen und des treuen Valentin und des freundlichen alten Schulmeisters; aber auch das war ihm nur wie ein Traum. Eines aber hielt er fest, daß er jedesmal, ehe er aß, die Hände faltete und betete. Er konnte aber nur ein nicht sehr langes Gebet:

Fürchte Gott, liebes Kind!
Gott der Herr sieht und weiß
Alle Dinge.

So hieß es. — Seine Schlafstunden bei Tag und auch bei Nacht, wo er im Bett lag, waren ein ewiges Träumen, in welchem alle Valentinischen Geschichten wieder zum Vorschein kamen, wobei er immer ungeheure Thaten vollbrachte, Drachen und Riesen erschlug, eiserne und diamantene Thore zersprengte, Prinzessinnen befreite und endlich — König ward.

Klas verbrachte auf diese Weise, ohne daß er wußte, wie ihm geschah, in seinem Pfannkuchenberge ein ganz vergnügtes Leben. Es war aber in dem Traume jemand da, der ihm die Geschichten erzählte oder vormachte. Dies war nicht Valentin, sondern seine verstorbene Großmutter, die er in seinen frühesten Kindesjahren noch in seines Vaters Hause gesehen hatte. Diese schien dann zu seinem Haupte zu stehen oder auf den Knieen vor ihm zu hocken und über ihm zu beten, und zuletzt erzählte sie ihm immer schönere Geschichten. So hatte er es in späteren Jahren oft mit tiefer Bewegung erzählt und gemeint, wenn etwas Gutes aus ihm geworden, so verdanke er es den stillen Gebeten dieses frommen und von Gott erlösten Geistes, der seinen Irrtum, womit er in den Berg hinabgesprungen, zum Guten gewendet habe.

So warem ihm fünf Jahre vergangen wie ein Tag. Essend und trinkend

war er immer tiefer hinabgesunken, und sein Zimmer hatte sich mit ihm gesenkt. Er hatte sich glücklich durch den zauberischen Berg gefressen: „denn durchfressen muß sich, wer hineinspringt“, das hatte Valentin gesagt, anders konnte er nimmer aus dem Berge erlöst werden. Wieviel er aber in der langen Zeit gegessen und getrunken hat, wer vermag das auszurechnen? In dieser Zeit war er ein starker und riesiger Jüngling geworden. Davon wußte er aber nichts, denn er hatte niemand, an dem er's hätte versuchen können, auch war kein Spiegel in seinem Zimmer, der es ihm verraten hätte.

Als nun die fünf Jahre um waren, und Klas sich unten bis an den Rand durchgefressen hatte, und nun wieder herausfallen sollte auf die Erde, damit sein Schicksal erfüllt würde, versank er in einen tiefen Schlaf und ihn träumte sonderbarer als je. Die alte weise Frau nämlich, die immer bei ihm saß und ihm Geschichten erzählte und aussah wie seine selige Großmutter, erschien ihm sehr traurig und gebärdete sich, als wenn sie Abschied von ihm nehmen wollte, ja sie sagte es ihm. Und es däuchte ihm, als wenn sie unter vielen Thränen über ihn betete und ihn dann aus dem Bett nahm und ihn wusch, wie man ein kleines Kind wäscht, bis er weiß ward wie ein Schwan, und als wenn sie ihm dann ein weißes Hemd anzöge und einen sehr zierlichen neuen Rock und neue Schuhe und Strümpfe und dann verschwand. Und auch ihm schien sehr traurig zu sein in seinem Herzen. Und dies war wirklich kein Traum gewesen, sondern er war drinnen rein gewaschen worden und neu gekleidet, vom Haupt bis zu den Füßen, und so war er im Traum aus dem Berge herausgefallen. Er hatte es aber nicht gemerkt, sondern diese Wundergeschichte verschlafen.

Weil Klas Avenstaken nun wieder auf der Erde erscheinen soll, so muß ich erzählen, wie es die fünf Jahre, die er im Pfannkuchenberge verlebte, in seines Vaters Hause zugegangen war. Es hatte sich dort seit seinem Verschwinden nichts Ungewöhnliches begeben, sie lebten gottlob noch alle, die Eltern und die Geschwister, und seine mitternächtliche Pfannkuchenbergfahrt war wirklich das einzige Außerordentliche, was das Haus in so langer Zeit erlitten hatte. Es war lange Trauer um ihn gewesen, besonders in dem Herzen seines Vaters, der es sich aber nicht merken ließ, auch in dem ehrlichen Valentin, den die Mutter überdies wegen seiner Geschichten noch gar oft ausgescholten hatte. Es war seit jener Zeit alle Freude von dem Alten gewichen und kein Märchen mehr über seine Lippen gekommen, und er, der sonst so munter und scherzhaft war, war fast stumm und grämlich geworden. Auch hatte er aus dem Hause und dem Dienst weggewollt, Peter aber in seiner Gutmütigkeit hatte es nicht zugelassen und gesprochen: „Hat der Valentin so großes Leid mit uns erfahren, so soll er auch das bißchen Brot mit uns essen bis an sein Lebensende.“ Von Klas ward übrigens fast nicht mehr gesprochen oder doch nur leise geflüstert. Die meisten Leute und auch seine arme Mutter meinten, die bösen Geister seien mit ihm abgefahren und das Knäblein werde in diesem Leben nicht wiederkommen. Nur Valentin und Peter sprachen zuweilen unter sich noch von dem Knaben und hegten Hoffnung, er könne doch wohl noch einmal wiederkommen. Und siehe! ihre Hoffnung betrog sie nicht. Denn Klas kam wirklich wieder. Nun muß ich erzählen, wie dies geschehen ist.





Vor dem Eintritt in den Pfannkuchenberg und nachher.

2.
Klas' Rückkehr nach Hause, Flucht und Todesgefahr.

Weil Wunder immer auf das wunderbarste geschehen, so begab es sich, daß Klas gerade auf derselben Stelle, wo er einst versunken, aus dem Pfannkuchenberge wieder in diese Welt hineingefallen war. Das konnte nun doch nicht anders geschehen, als daß der Pfannkuchenberg sich umgekehrt, und daß die ganze Welt sich mit ihm umgekehrt hatte. Eines von beiden mußte geschehen sein, und weil es so war, deswegen heißt es ein Wunder; denn ein Wunder ist, was jeder Mensch wohl erleben, aber doch kein Mensch begreifen kann. Kurz und gut, als Klas erwachte, lag er nicht in seinem weichen Bett, sondern im grünen Grase und sah seine wohlbekannte Buche wieder und den hohen Berg, worauf er so oft die Rinder getrieben hatte, und den ganzen Wald und das Feld drunten, und die Dörfer und ihre Kirchtürme kamen wieder wie alte Bekannte zum Vorschein; jene fünf im Pfannkuchenberge verlebten Jahre aber waren ihm wie ein Traum, und es war ihm nicht anders, als sei nur eine Nacht vergangen zwischen dem Abend, wo seine Brüder und Gesellen von ihm liefen, und diesem Morgen, wo die Lerchen der Erde ihn wieder wach sangen.

Klas lag nicht lange im Grase und gaffte, sondern er machte sich bald auf und lief geschwind durch Wald und Feld, gerade auf seines Vaters Haus zu.

Und er fand, als er in die Stube trat, seine Eltern und Geschwister und den Valentin alle um den Tisch stehend, die eben die Hände zum Gebet gefaltet hatten, denn sie wollten frühstücken. So trat er unter sie. Er war sehr groß und schön, beinahe einen halben Kopf größer als Peter, der gerade kein kleiner Mann war, und er hatte schöne neue Kleider an. Und deswegen sahen sie alle auf und verneigten sich vor ihm, denn sie meinten, er sei ein Fremder. Er aber fiel Vater und Mutter, Schwestern und Brüdern um den Hals, herzte und küßte sie und sagte: „Ich bin Klas und bin wieder aus dem Pfannkuchenberge gekommen!“ Und auch den alten Valentin, seinen sehr lieben Freund, küßte er recht herzlich. Und sie erkannten ihn nun wieder an manchen Zeichen und erstaunten sehr und freuten sich, daß er so groß und hübsch geworden.

Als nun aber das erste Erstaunen vorbei war, da wollten sie alle wissen, wie es ihm gegangen war in den fünf Jahren und drei Monaten, die er weg gewesen; und das ganze Dorf war herbeigelaufen, daß es Klas Avenstaken sähe, und das erste Wort war immer: „Nun, lieber Klas, erzähle uns, wie ist es ergangen, und wie sieht es in dem Pfannkuchenberge aus?“ Er wußte ihnen aber nicht viel zu sagen, sondern was er berichtete, kam recht dunkel zum Vorschein, wie Träume und Gespenstergeschichten, so daß einige ihn mit erschrockenen Augen anguckten, als sei es nicht geheuer mit ihm, und als trieben schlimme Geister in ihm ihr Spiel. Andre flüsterten wohl hier und da: „Der Klas lügt, er ist nicht in dem Pfannkuchenberge gewesen, er ist von seinen Eltern gelaufen und ist nun wiedergekommen, und der schlaue Schulze hat die ganze Geschichte erfunden.“ Die meisten indessen hatten Glauben zu dem Abenteuer und fanden großen Gefallen an der Erzählung und glaubten ihm, denn sie sahen es seinen starken und schönen Gliedern und seinen rosenroten Wangen und funkelnden Augen wohl an, daß er die Zeit über nicht gehungert hatte. Seine Mutter aber war die erste, die ihn voll Ungeduld nach den Säcken mit goldenen Dukaten fragte und ob er keine mitgebracht habe? Als er nun antwortete, da müsse der Valentin sich in der Geschichte versprochen haben, denn von Gold und Silber habe er in dem Pfannkuchenberge auch kein Pröbchen gesehen, kopfschüttelte sie und meinte, dann habe er die fünf Jahre ebenso zu Hause bleiben und die Wirtschaft mehren und an ihrem Tische essen können; denn was helfe es ihm nun, daß er Fasanen und Waldschnepfen gegessen und den köstlichsten Wein geschlürft habe? Ohne Geld möge er sich nur nicht einbilden, daß er ein Menschenkönig werden könnte, was der einfältige Valentin ihm vorgefabelt habe.

Die ersten Tage waren die Leute im Dorfe außer sich über Klas und stürmten fast Peters Haus, die ersten Wochen verwunderten sie sich sehr, die ersten Monate sprachen sie viel davon — nach einem Jahre war die Geschichte von den meisten schon wieder vergessen. Die aber immer noch viel von der Geschichte sprachen, das waren die jungen Dirnen, denn ihnen gefiel Klas über alle Maßen, und wo sie es sagen durften, riefen sie fast einstimmig: „Klas Avenstaken bleibt doch der schönste Junge im Dorfe!“

Klas war in seinem achtzehnten Jahre und befand sich wieder auf der Welt, wie er gar wohl wußte. Er machte sich rüstig an die Arbeit, denn dazu hatte er Sehnen und Knochen, und ging mit seinem Vater pflügen und säen,

Steine brechen und Holz hauen, Gras und Korn mähen und that all sein Werk still und bescheiden und schaffte so viel als drei andre. Und der Vater hatte ihn überaus lieb, und der alte Valentin ergötzte sich an ihm. Doch der Mutter war er nicht recht zu Sinne und ihr däuchte er zu still und einfältig und nicht so geschickt und anstellig als ihre andern Kinder. Und wirklich, viele Worte konnte Klas nicht machen; auch hatte er in den fünf Jahren, die er in dem Berge gesessen, gar nichts zugelernt, sondern schier alles vergessen, was er aus der Schule mitgebracht hatte, so daß er weiter nichts wußte als sein kurzes Gebetchen. Das einzige, was man mit Recht an ihm tadeln konnte, war, daß er abendlich und nächtlich viel außer dem Hause war. Denn das konnte er nicht lassen, besonders an Sonntagen und Festtagen. Sowie die Sonne unterging, mußte er in Feld und Wald spazieren, und gar oft besuchte er dann auch den Berg, wo er sein Abenteuer bestanden. Da saß er unter der grünen Buche und träumte die lustigen Träume des Pfannkuchenberges noch einmal und kam stets in sich gekehrter zu Hause, als er ausgegangen. Wenn Greth ihn nun darüber auch nicht schalt, so mußte es der Peter entgelten, wenn er den Klas lobte. Sie brummte dann wohl für sich hin: „Ja, was ist denn dein Klas? Was hat ihm die ganze Bergfahrt gefrommt, wovon man soviel Geschrei macht? Reicher ist er nicht geworden, klüger wahrhaftig auch nicht, unser Speck und Brot hätte ihn ebenso stark machen können und er hätte uns noch Geld dazu verdient. Er ist als der blöde und stumme Dickkopf wiedergekommen, als welcher er weglief. Dein Klas ist ein Klas geblieben!" Solche Reden mußte Peter gar oft hören und verschlucken, und er grämte sich und durfte doch kein Wort dazu sagen. Doch in seinem Herzen däucht es ihm alles anders, und er und Valentin ließen es sich nicht nehmen, daß Klas ein rechter Biedermann werde.

So waren wieder viertehalb Jahre vergangen und Klas war noch stärker und schöner geworden. Da begab sich, was sich begeben mußte, damit er aus dem Bauernkittel herauskäme und zu hohen Ehren gelange.

Er war mit seinem Vater in den Wald gegangen, Holz zu fällen. Sie hieben an zwei verschiedenen Seiten einige hundert Schritt voneinander, so daß sie nur den Schall ihrer Äxte hören konnten und nichts weiter. So mochten sie wohl einige Stunden gearbeitet haben, als Klas mit einem Male von der Stelle her, wo Peter hieb, ein klägliches Ächzen hörte. Er ließ seine Arbeit und lief schnell hin und sah, wie vier Männer in grünen Röcken seinem Vater die Hände auf den Rücken gebunden hatten und ihn mit Prügeln forttrieben. Da ergrimmte er, sprang hinzu, riß die Bande los, stieß die Männer weg und fragte sie, mit welchem Recht sie das thäten. Sie antworteten ihm, er komme zu guter Stunde, und ihm werde dasselbe geschehen; denn er und sein Vater seien Holzdiebe und hauten nicht auf ihrem Grunde, sondern sie schädigten des gnädigen Herrn Wald. Es waren aber diese vier Männer Jäger des Grafen, dem das Land gehörte; der Wald aber, in dem Peter und Klas das Holz fällten, war nicht des Grafen eigner Wald, sondern er gehörte zu Dümmelhusen. Und sie wortwechselten darüber noch viel miteinander; als die Jäger sich aber unterstanden, den Alten wieder zu binden und auch den Klas binden wollten, da kam der Zorn über ihn und er rief mit gewaltiger Stimme „Grad dör!" und hieb

mit der Axt um sich und hieb sie alle vier nieder, daß auch kein Lebenszeichen in ihnen blieb. Seinen Vater aber tröstete er des Schimpfes und ging mit ihm nach Hause, wo er jedermann offen erzählte, was sich im Walde begeben hatte.

Es ward ihm und seinem Vater aber nicht so geglaubt, sondern es hieß, er habe die Jäger angegriffen und niedergeschlagen. Und der Graf sandte viele hundert Mann mit Spießen und Stangen nach Dümmelhusen, daß sie den Klas einfingen und ins Gefängnis abführten. Klas entwich nicht, wiewohl er es gekonnt hätte, weigerte und wehrte sich auch nicht, sondern ließ alles Schlimme ruhig über sich ergehen, als man ihn nach der Stadt hinwegführte, wo der Graf wohnte. Denn er sprach bei sich: „Der Obrigkeit soll man gehorchen und unterthan sein, und Gott wird Recht und Unrecht schon aus Licht bringen.“

In der Hauptstadt angekommen, ging es dem Klas schlecht; sie legten ihm Hände und Füße in Eisen, gleich einem Missethäter, und warfen ihn in ein dunkles Gefängnis, wo weder Sonne noch Mond hineinschienen, und hielten ein strenges Gericht und verdammten ihn zum Tode, da er des Landes Frieden gebrochen und vierfachen Mord begangen hätte. Und alsbald ließ der Graf, der über den Tod seiner Jäger sehr erzürnt war, einen neuen Galgen bauen vor den Thoren der Stadt, schier an die fünfzig Ellen hoch, woran Klas Avenstaken gehängt werden sollte. Und es waren an dem Tage, an dem er gerichtet werden sollte, viele tausend Menschen aus allen Ecken und Enden herbeigelaufen, denn das Gerücht von seiner Stärke und Schönheit hatte sich überall hin verbreitet. Auch das Märchen von dem Pfannkuchenberge war wieder aufgetaucht und, mit vielen neuen Wundern ausgeschmückt, von neuem erzählt worden.

Als die Sonne des Morgens anfing, wo Klas als ein armer Sünder sterben sollte, ward er aus dem Stadtthor hinausgeführt und trug seine schweren Ketten so leicht, als wären es Strohhalme; er schritt wohlgemut und festen Angesichts daher, denn er hatte recht andächtig gebetet und tröstete sich, da er sich keiner freiwilligen Schuld bewußt war. Der Jüngling aber dänchte den Leuten schöner als je, und aller Augen flossen in Thränen über, daß ein so junges Blut sterben sollte; besonders aber jammerten die Weiber und Jungfrauen, und manche dachte wohl: „Könntest du ihn vom Galgen lösen, du nähmest ihn gleich zum Manne und schämtest dich seiner nicht.“ Als aber Klas unter den Galgen geführt ward, und die Priester mit dem Kreuze in der Hand um ihn her standen, zu ihm sprachen und geistliche Lieder sangen, und die Henker die Leiter und Stricke zurecht machten, da ward das Weinen ein lautes Schluchzen rings um das Hochgericht. Unter andern war auch eine schöne Frau da, welche sich durch den Haufen gedrängt hatte und dem Klas gerade gegenüberstand, so daß sie ihm ins Gesicht schauen konnte. Diese rief so laut, daß alle Leute es hörten und er es auch hören konnte: „O thäte dieser doch nur den Schergen und Henkern wie Simson den Philistern und zerbräche seine Bande!“ Und Klas fiel die Geschichte von Simson wieder ein, und er dachte: „Versuchen kannst du es wohl, ob es Gottes Wille wäre!“ Und er raffte seine Kräfte zusammen, spannte seine Sehnen an und rief voll Zorns: „Grad dör!“ Und die eisernen Ketten sprangen, als wären es Rohrseile gewesen, und er warf die Henker und Schergen beiseite und stürmte hin durch alles Volk.



Klas Avenstaken entrinnt dem Schaffot.

Das Volk aber jauchzte und schrie: „Grad dör, Klas!“ und Klas lief wie ein Hirsch über das Feld hin in den Wald, und die ihm zu Fuß und zu Pferd nachjagten, konnten ihn nicht einholen. Die Henker aber, ergrimmt, daß sie so ihre Beute verloren hatten, griffen die schöne junge Frau, die den Simsonschen Wunsch ausgesprochen hatte, und meinten, sie könnten sie nun hängen. Aber das Volk schrie laut dagegen und die Priester schalten sie, da die Frau ja nur aus menschlicher Barmherzigkeit mit einem armen Sünder also gesprochen habe, und der Graf, der auf das Getümmel wegen Klasens Flucht herbeigekommen war, befahl, daß man die Frau frei ließe. Und so geschah es auch. Es war aber ein gewaltiges Jauchzen und Frohlocken unter allem Volke, daß Klas entronnen war; denn daß sie ihn wieder fangen würden, glaubten sie nicht. Auch fingen ihn die nicht wieder, die ihm nachgejagt waren. Ich glaube auch nicht, daß sie besonders große Lust gehabt haben, sich an ihn zu wagen. Denn sie hatten gehört, wie er jenen vier Jägern begegnet, und sie hatten eben gesehen, was seine Knochen und Sehnen vermochten, und wie Schergen und Henker und alles Volk, das ihm im Wege stand, unter seinen Fäusten hingestürzt waren. Auch in Dümmelhusen hörten sie bald, was unter dem Galgen geschehen war, und sie freuten sich; und die Eltern und Geschwister richteten sich wieder auf aus dem Elend und der Schmach, und Peter faltete die Hände und betete: „Gott, du bist gerecht, Klas ist kein Mörder, er hat sich für mich und sich nur ungerechter Gewalt erwehrt.“

Als Klas in den Wald gekommen war, wo es keine offenen Straßen gab, lief er nicht mehr, sondern ging sachte weiter und hörte seine Jäger und Verfolger ruhig um sich her toben. Er hatte sich aber einen tüchtigen knotigen Ast von einer geschmeidigen Eiche gebrochen und zurecht gemacht und dachte: „Laß sie nur kommen, zehn, ja zwanzig von ihnen thun mir nichts, wenn Gott nicht wider mich ist.“ Sie lärmten, tosten und tummelten gewaltig mit Hunden und Pferden durch den Wald, aber auf ihn stieß keiner; und er ging seines Weges fort, bis es Nacht ward. Da nahm er Herberge bei einem Köhler. So ging er noch einen Tag fort, da gelangte er auf das Blachfeld, das zwischen der Weser und Elbe hinstreicht bis ans Meer, und er dachte: „Hier mußt du dich mehr in acht nehmen, weil sie in hellen Haufen hinter dir hersetzen können.“ Daher schlug er abgelegene Wege ein, durch Wälder und Sümpfe, und kehrte meistens ein an einsamen Orten, bei Hirten, Köhlern und Müllern im Walde.

3. Klas, der Wikingerheld.

Als der fünfte Tag anbrach, da sah er zum erstenmal in seinem Leben das Meer und erstaunte ob der Gewalt und Pracht desselben und fiel auf sein Angesicht und betete und dankte Gott, daß er ihm bis dahin so durchgeholfen. Das ahnte er aber nicht, was das Meer aus ihm machen sollte.

Klas war an der Elbe angelangt, in der Gegend, wo sie bald ins Meer fällt und sehr breit ist, und er schritt längs dem Strande auf etliche Schiffe zu, welche er in der Ferne liegen sah. Es war eben die Zeit der Ebbe und der Strand gar flach. Er wußte aber nichts von Ebbe und Flut. So war er denn einige Stunden am Strome in Gedanken fortgeschlendert und hatte

nicht gemerkt, wie das Wasser zunahm. Nun fing aber die Flut wieder an und wuchs bald mit solcher Heftigkeit, daß er in einem Augenblick rings mit Wasser umschlossen war, das ihm bald bis über den Gürtel stieg. Da lief er, was er konnte, den Schiffen zu, die nun nicht mehr fern waren, und half sich mit einer langen Stange weiter, die an ihn herangeschwommen kam und welcher er sich nun bestens bediente. Aber das nächste Schiff, zu dem er gelangte, lag auf der Tiefe, wohl zwanzig Schritte vom Lande. Klas aber nahm seine Stange, schwang sich daran empor und rief „Grad dör!" dann schnellte er sich fort und gelangte plötzlich mitten auf das Schiff. Die Leute aber, welche in den unteren Räumen sich befanden, erschraken nicht wenig über den Plautz, und kamen nun auf das Verdeck herauf, denn es hatte gekracht, als hätte ein Gewitter eingeschlagen. Und sie erstaunten, als sie den großen und stattlichen Mann mit der Stange erblickten, und fragten ihn, was er hier wolle, ob er komme als Freund oder Feind, als Heide oder Christ. Als er ihnen gesagt, daß er sowohl als Freund wie als Christ komme, so schüttelten sie ihm alle nacheinander die Hand, und bald brachte ihm einer eine große Schale voll Met und hieß ihn trinken; und er trank und jeder von ihnen trank der Reihe nach. Das sollte ein Zeichen des Friedens und der Brüderschaft sein.

Es waren wohl fünfzig Männer auf dem Schiffe, starke, stockgliederige Gesellen, von wildem und rauhem Ansehen. Klas hatte in seinem Lande dergleichen nie gesehen und hätte sie leicht für Räuber und Heiden gehalten, wenn an dem Maste nicht das Zeichen des Kreuzes eingehauen und die Flagge nicht wie ein Kreuz ausgeschnitten gewesen wäre. Und sie waren allerdings Christen, aber Räuber waren sie auch. Das sagten sie ihm unverhohlen, nachdem er ihnen einen Teil seiner Geschichte erzählt hatte und wie er dem Galgen entlaufen war.

Sie hatten ihn anfangs barsch angesehen, als ob sie ihm nicht trauten; aber die wilden Gesichter wurden immer freundlicher, je weiter er in seiner Erzählung vorschritt. Und als er geendigt hatte, trat derjenige unter ihnen zu ihm, der ihr Hauptmann war, schüttelte ihm die Hand und sprach: „Willkommen, Klas! Solche Leute können wir brauchen, du sollst hinfort unser Bruder sein auf Leben und Tod und Ehre und Beute mit uns teilen." Und der Hauptmann erzählte ihm, sie seien friesische Männer von den Inseln und Küsten und lebten meist vom Raube, den die See darbiete und die Küsten der Heidenlande, aber Christen ließen sie unangetastet. Als Klas das hörte, schlug er getrost ein und ließ sich's gefallen, mit ihnen zu ziehen.

Sie lagen wohl noch zehn Tage da vor Anker am Ufer des Stromes, weil der Wind aus Westen wehte, und Klas lernte sehr bald, wie man das Schiffsgerät und Ruder und Segel handhaben muß. Er ward nun auch gewaffnet nach Art der Meerfahrer oder Wikinge. Bald stand Klas wie ein Wiking da. Er trug in voller Rüstung einen Kettenpanzer, einen eisernen Helm und einen runden Schild mit Buckeln, führte in der Rechten eine scharfe Streitaxt und an der linken Seite ein kurzes, breites Schwert; Speere aber zum Werfen und Stangen zum Schlagen und Stoßen lagen im Schiffe genug, die jeder auf seine Weise gebrauchen mochte, wenn der Feind angriff. Auch gab es mächtige Stahlbogen und Pfeile in Menge, und damit wußte Klas wohl

umzugehen, weil er während der letzten Jahre mit seinem Vater oft auf die Jagd ausgezogen war. Er spannte aber den stärksten Bogen so leicht, daß seine Kameraden erstaunten; denn selbst dem Hauptmann, der unter ihnen für den Stärksten galt, gelang es nur zuweilen, ihn aufzuziehen. Als er ihnen vollends den Sprung noch einmal vormachte, den er mit der Stange von dem Ufer auf das Schiff gethan, da jauchzten und frohlockten sie aus Leibeskräften.

Den zehnten Tag hatte der Sturm aus Westen abgeweht und es blies ein frischer Südost. Die Wikinge hißten die Segel und ließen das Schiff gegen die Inseln der Heiden hinlaufen. Da gab es manchen heißen Kampf zur See und an den Küsten, und manches Heidenschiff ward erstiegen und die Heiden wurden erschlagen oder gefangen, und die Wikinge erbeuteten Gold und Silber. Und Klas machte sich bald schon einen Namen auf der See, denn wenn der Streit begann, und er rief sein „Grad dör!“ mit gewaltiger Stimme, so entfiel dem Feinde sogleich der Mut, und der der Freunde wuchs so, daß sie fast immer den Sieg davontrugen. Und der Hauptmann, wie sehr er den Klas ob seiner Stärke und seines Kriegsruhmes beneidete, hatte es auf die Bitte seiner Leute geschehen lassen müssen, daß sie auf dem Spiegel des Schiffes einen riesigen Mann mit einer langen Stange errichteten, aus dessen Munde die goldenen Buchstaben „Grad dör“ wehten. Und „Grad dör“ hieß das berühmteste Schiff der Nord- und Ostsee und weithin nach Nordwesten bei den Inseln der Heiden. Und es verließen die besten Kämpfer der Wikinge die andern Fahrzeuge und traten zu dem Hauptmann des „Grad dör“ über. Sechs Monate nach dem Tage, an dem Klas erschienen war, konnte er statt fünfzig Kämpfer wohl über zweihundert zählen, und sein Zuwachs an Ehre, Ansehen und Reichtum läßt sich gar nicht beschreiben.

Man kann nicht sagen, daß dieses wilde und unstäte Leben dem Klas sonderlich behagte, aber er ließ es sich gefallen. Das erfrischende Element des Meeres und die kühnen Geister, die auf ihm brausen und hausen — dies paßte zu seinem Jugendmut, und mutige Thaten erquickten Leib und Seele; die Heiden zu bekämpfen, dünchte ihm nicht als Sünde, zumal sie als arge und blutdürstige Räuber die Inseln und Küsten der Christen überfielen und ausplünderten die Bewohner als Sklaven wegführten und in ein fernes Elend verkauften. Er schien gegen solche einen guten Streit zu führen. Auch hat es gar nicht lange gewährt, so ist Klas Hauptmann des Schiffes „Grad dör“ geworden.

Sie waren im zweiten Jahre seiner Seefahrt aus Westen hinaufgesegelt hoch gegen Norden und landeten den vierzigsten Tag ihrer Fahrt nach manchem harten Strauß, den sie mit Menschen und Stürmen bestanden, auf einer kleinen Heideninsel, die von einigen Hundert Menschen bewohnt war. Diese wohnten in ärmlichen Hütten und lebten, wie es schien, von den Seegvögeln und Fischen. Als die Wikinge ans Land stiegen, kamen die Bewohner ihnen friedlich und freundlich entgegen, trugen gebratene Fische in Schalen herbei und hielten die Metkannen hin; Waffen trug aber kein einziger von ihnen. Da ließ der Hauptmann zum Angriffe blasen und ermahnte die Kämpfer unter schallendem Hohngelächter, daß sie die Männer niederhauen sollten. Und sie rüsteten sich, die arglosen Leute aber entflohen unter jammervollem Geheul zu ihren Hütten.

Als nun eben die Männer dem Hauptmann Gehorsam zollen wollten, da sprang Klas plötzlich vor, zückte seine Axt und rief „Haltet ein!“ Zugleich entblößte er sein Haupt vor dem Hauptmann, und flehte ihn an, daß er so schwere Schuld nicht auf sich laden wolle und so unchristliches Werk gegen wehrlose Männer und Weiber nicht üben lasse; denn wenn sie auch Heiden seien und von dem lebendigen Gott und von dem Heilande nichts wüßten, so seien die doch noch viel ärgere Heiden, die solch ein Unrecht thun könnten.



Wie Klas Befehlshaber des „Grad dör“ wird.

Der Hauptmann aber hörte ihn nicht an, sondern ergrimmte sich und befahl, daß man Klas als einen Aufrührer ergreife und bände; Klas aber stemmte sich auf seine Streitaxt, sah grimmig um sich und sprach: „Wer wagt's?“ — und sie standen da, keiner aber wagte es. Da befahl der Hauptmann zum zweitenmal; jetzt entstand Gemurmel unter dem Volke, und einige zeigten nicht übel Lust, an Klas Hand anzulegen. Der aber ward nun vom Zorn erfaßt, schrie „Grad dör!“ und sprang mit seiner Axt auf den Hauptmann los, der vergebens seine Wehr aufhob. Klas spaltete ihm den Kopf mitten durch. „Der ist bezahlt und hat seinen verdienten Lohn“, rief er. „Wer ein Christ ist, her zu mir!“ Und über die Hälfte der Männer traten zu ihm heran, die

andern aber, erbost über des Klas rasche Art und Weise, schickten sich an, den Tod des erschlagenen Hauptmanns zu rächen und griffen zu den Waffen. Klas aber schrie ihnen sein „Grad dör!“ entgegen, und sie standen wie vom Blitz in den Boden festgebannt. Hierauf ergriff der kühne Kamerad das Wort, indem er sie und die andern zum Frieden ermahnte und sie belehrte, wie der Hauptmann Unmenschliches befohlen habe, denn Gott sei auch der Heiden Vater und Schöpfer. Und es liefen den eisernen Männern, als sie diese Worte hörten, Thränen über die rauhen Wangen, und sie sprachen: „Der Hauptmann ist durch Gott gefallen und durch dich“, und riefen alle einstimmig: „Klas soll unser Hauptmann sein!“ Und er ward nun Hauptmann über zweihundert Mann.

Und es zeigte sich bald, wie wohl sie gethan. Klas hatte das rohe Wesen, das bisher unter ihnen geherrscht hatte, nie gern gesehen, auch für seine Person nicht daran teil genommen, aber er hatte es doch an den andern dulden müssen.

Seitdem er selbst Hauptmann geworden, führte er eine strenge christliche Zucht ein und stieß ohne Erbarmen alles von seinem Schiffe aus, was sich ihr nicht fügen wollte. Das aber galt als oberstes Gesetz, daß der ohne Gnade an dem Mastbaum baumeln mußte, wer einen unbewehrten Mann schwer verletzte oder ein Weib vergewaltigte. Klas fuhr noch immer gegen die Heiden aus und säuberte das Meer von ihren Raubschiffen. Während seiner Fahrten erlöste er viele Christen aus ihrer Gefangenschaft; auch hat er an vielen Orten, die sonst heidnisch waren, das Kreuz zum Heil der Welt aufgepflanzt und durch gerechten und milden Sinn viele Heiden zum Christentum geleitet. Und sein Name ist so gewachsen, daß sich die tapfersten Männer zu ihm gesellten und unter ihm nach Ehre und Ruhm auszogen. Im zweiten Jahre seiner Hauptmannschaft zählte er auf zwanzig Schiffen schon fünfhundert Kämpfer. Seine Redlichkeit und Gottesfurcht war so groß, wie seine Tapferkeit gefürchtet und seine Stärke unüberwindlich; gegen den Hieb seiner Axt oder den Stoß seiner Stange hätte kein Schmied Schild und Panzer schmieden können.

Im vierten Jahre seiner Seefahrten und nach Ablauf des zweiten Jahres seiner Hauptmannschaft hatte er eine Fahrt nach Irland unternommen, ward aber durch einen gewaltigen Nordwind zurückgetrieben und gegen die Westküste einer großen Halbinsel verschlagen, Jütland geheißen. Diese Halbinsel war zu jener Zeit halb heidnisch, halb christlich, und es hatte sich vor wenigen Monaten begeben, daß der Heidenkönig den Christenkönig erschlagen und dessen Land erobert hatte. Auch hatte er sich des Schlosses des christlichen Königs sowie dessen Weibes und Tochter bemächtigt. Die gefangene Königstochter aber galt für die schönste Prinzessin weit und breit. Diese wollte der Heidenkönig zwingen, daß sie sein Gemahl werden und ihm das Königreich zubringen sollte, als habe er dieses auf gerechte Weise erworben. Und er dachte in seinem Sinn, sie würde es thun. Aber sie weigerte sich standhaft, und da er nicht abließ und zuletzt hochmütig drohte, da schalt sie ihn einen Wüterich, worüber er sich so sehr ergrimmte, daß er schwur, sie solle für diese Schmach eines greulichen und qualvollen Todes sterben. Und er ließ einen großen Scheiterhaufen auftürmen auf offenem Felde, unweit des Schlosses, worin er die Prinzessin gefangen hielt; darauf sollte sie gleich einer gemeinen Missethäterin verbrannt werden.

4. König Klas, der gute Herrscher und brave Sohn.

Klas landete mit der Mehrzahl seiner Schiffe gerade an jenem Morgen, als die Hinrichtung der unglücklichen Prinzessin vor sich gehen sollte. Die Menschenmenge, die um das Schloß, an dem Strande und auf dem Felde herumwimmelte, das Geklirr der Waffen und der Schall von Trommeln und Pauken machten ihn aufmerksam, und er erkundigte sich nach der Ursache des Lärms. Man erzählte ihm alles und wie die Prinzessin in einer halben Stunde werde herausgeführt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, und wie sie nicht zu retten sei, denn der Heidenkönig habe mehr als zweitausend Krieger bei sich, die sie zum Feuertode geleiten sollten.

Klas aber, als er alles gehört, ward blutrot vor Zorn und sprach: „Das verhüte Gott und mein gutes Eisen, daß die Prinzessin also sterbe." Und er schrie „Grad dör!" daß das Ufer rings von diesem Feldrufe widerhallte. Denn seine Krieger verstanden den Schrei, und in einigen Augenblicken standen sie alle versammelt um ihn, wohl dreitausend an der Zahl. Und er rief ihnen zu: „Auf, Gesellen! frisch auf im Namen des Gottes der Christen! Wir wollen die Prinzessin und die Christen von diesen schnöden Heiden erlösen. Sind ihrer zehntausend, so ist es euer Brauch, daß jeder wohl vier bis fünf sich nehme. Frisch auf denn! Gott sieht das Herz an und nicht die Menge!" So sprach er, und noch einmal erschallte sein „Grad dör!" und riß wie ein Blitz alle mit sich fort. Gerade auf den Scheiterhaufen stürmten sie in dem Augenblicke los, als die Prinzessin aus dem Thore herausgeführt ward. Und Klas ließ das Bluthorn ertönen, die Heiden dagegen trompeteten, und der König hielt an ihrer Spitze und rief den Seinen zu: „Haltet stand und vertilgt sie! Wie die See immer vom trocknen Lande zurückfließen muß, so werdet ihr diese elenden Seeräuber in ihr Element zurückspülen!" Und sie trafen hart aufeinander, aber Klas und seine Genossen waren den Heiden zu mächtig, und sie fielen vor ihm und seinen Wikingen, wie Haferstroh vor der Sichel fällt, wann es zu reif ist. Und als die andern Christen der Stadt und des Landes sahen, daß Klas die Oberhand über die Heiden erlangte, stürmten sie von allen Seiten auf diese ein, und in wenigen Stunden ward der Heidenkönig nebst all seinem Volke erschlagen, bis auf einige wenige, welche durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde mit der Prinzessin in das Schloß zurückgeflohen waren. Diese gaben bald nach der Schlacht das Schloß und die Prinzessin auf um Leben und freien Abzug. Und Klas gestand es ihnen zu, weil ihrer so wenige waren, und ließ sie in Frieden abziehen. Als er in das Schloß einzog, da war große Freude unter dem Christenvolke, daß Gott die Heiden so gedemütigt und die Prinzessin vom Feuertode errettet hatte, und die alte Königin und die Prinzessin traten ihm an den Stufen des Schlosses entgegen und priesen sich glücklich, daß sie durch einen solchen Mann befreit worden, denn der Schlachtruf „Grad dör!" hatte sie sogleich belehrt, welch ein Held für sie gestritten. Und sie nahmen ihn an der Hand und führten ihn die Stufen des Schlosses hinauf, er aber weigerte sich und verneigte sich vor den königlichen Frauen bis zur Erde, wie es einem tapfern und ritterlichen Manne geziemt, und wollte hinter

ihnen her treten. Sie aber wehrten ihm das, und die alte Königin sprach zu ihm: „Wo ist eine Prinzessin in der Welt, die nicht die geehrteste wird, wenn ein solcher Mann und Held an ihrer Hand einhergeht?“ Und er mußte ihnen wohl gehorchen und nebst seinen Helden sich am Mahle mit ihnen erquicken und in der Burg Herberge nehmen.

Die Königin hatte aber gleich bei sich bedacht, als sie Klas gesehen, und auch ihre Räte hatten es ihr zugeflüstert: „Wo wäre ein Mann wie dieser, der das Christentum hier emporbringen und das Heidentum bändigen könnte? Hat Gott uns diesen nicht wie ein Wunder durch den Sturm hergeweht und als den König und Retter des Volkes gezeigt?“ Und sie hatte sich viele Gedanken gemacht über ihre Tochter. Aber das verbarg sie noch in ihrem Herzen und dachte: „Gott wird es schon fügen, wenn es gut ist.“ Und Gott fügte es, damit erfüllet würde, was Valentin gesagt hatte: wer sich mutig durch den Pfannkuchenberg fresse, der werde es zum König bringen.

Klas war kaum einige Minuten in den Gemächern des Schlosses, so fühlte er sich in seinem ganzen Herzen wie umgekehrt, er fühlte, daß er ein Weib gesehen hatte, von welchem seine Augen nicht weichen konnten. Die Prinzessin war auch gewiß die allerschönste, die zu jener Zeit auf der Welt lebte. Er fühlte das gar wohl, aber er bedachte zugleich, daß er der Sohn eines Dorfschulzen, sie dagegen eine Königstochter sei, und er schlug sich bei diesem Gedanken vor die Stirn und rief: „Klas, Klas, wo willst du hin in deiner Thorheit? Hier hilft dir dein „Grad dör“ zu nichts.“ Denn Klas war bei allen seinen großen Thaten immer seiner Herkunft eingedenk und immer herzlich demütig und klein vor Gott geblieben, dem er allein alles beimaß; von seiner eignen Ritterlichkeit und Schönheit, die die Herzen aller anlockte, wußte er gar nichts. So brachte er, von den Reizen der schönen Prinzessin geblendet, eine schlaflose Nacht zu, und weil sein Wunsch ihm eine Unmöglichkeit däuchte, so beschloß er, mit dem frühen Morgen nebst seinen Kameraden wieder zu Schiffe zu gehen und seinen Kummer dem wilden Element des Meeres zur Heilung zu überlassen, wenn Liebesflammen überhaupt durch Wasser gekühlt oder gelöscht werden könnten.

Und als es nun dämmerte und das Licht noch furchtsam durch die Vorhänge in die Zimmer lugte, rief er seine Männer auf, und es entstand ein Laufen und Wimmeln im Schloßhofe, daß die Königin und die Prinzessin darob erwachten und mit Staunen und Schrecken vernahmen, daß Klas wieder auf seine Schiffe zurückkehren wolle. Und die Königin bedachte sich nicht lange; sie that, was sie thun mußte, kleidete sich eilends an und trat ins Zimmer zu Klas, zu welchem sie folgende Worte sprach:

„Lieber Klas, was ist das für eine Botschaft, die wir mit Schrecken hören? So willst du fort und gönnst uns nicht einmal so viel Zeit, daß wir dir wenigstens mit Worten danken können? Also willst du uns verlassen? Du willst die Christen hier wieder auf des Schwertes Spitze stellen? Das Fürstenkind willst du wieder preisgeben, das du eben aus dem Feuer und Eisen der Heiden gerissen hast? Zwar liegt der Heidenkönig erschlagen und sein Heer speisen die Raben; aber viele Heiden wohnen noch ringsum, und der Tote

hat der reisigen Söhne und Neffen genug, welche kommen werden und seinen Tod rächen, wenn du nur erst weg bist. Unser König ist aber auch tot, unsre besten Männer liegen auch erschlagen, und wir haben keinen Sohn, keinen Bruder, keinen Bräutigam, die das Zepter und das Schwert führen könnten in der Gefahr. Hat der Wind Gottes dich nur hierher geweht, um uns desto ärger zu verderben?



Wie Klas von der Königin und ihrer Tochter empfangen wird.

Hat er dich nicht hergeweht, daß du diesen Christen ein Kriegsfürst und König gegen die Heiden, mir ein geliebter Sohn und meiner Tochter ein würdiger Ehegemahl seiest? Ja, das hat er gewollt, und das will ich — darum bin ich hier."

Die Königin sprach diese Worte ernstlich, daß sie alle Bedenken entkräfteten, die Klas noch hätte hegen können. Er konnte nicht reden, er konnte sich nur verneigen und erröten, und schweigen. Und dies that er auf eine Art, welche der Königin gar wohl gefiel, denn sie verstand, er werde sich mit seinen Schiffen nun nicht entfernen, und also fuhr sie fort in ihrer Rede:

„Du hast geantwortet, wie ein Ritter und Mann antworten soll, wenn eine Frau zu ihm spricht. Und nun will ich künftig von dir auch nichts mehr hören, daß du in einer Bauernhütte und wir in Königsschlössern geboren sind. Siehe, Gott hat an dir große Zeichen gethan und bewiesen, daß er auch die Kleinsten groß machen kann, und daß, wenn er will, Leben und Kronen geborner Könige in dem Staube liegen; er hat dir solche Demut und Tugend und Gewalt des Mutes und Glückes gegeben, daß du ein Mann heißest unter den besten Männern — dich hat die Ritterlichkeit Königen gleich gemacht, und dein „Grad dör!" ist stärker als ein Heer. Und nun komm!"

Und sie ergriff seine Hand, und er fügte sich still und gehorsam wie ein Kind und ließ sich von ihr führen, wohin sie wollte.

Und die Königin führte ihn in das Gemach ihrer Tochter, der Prinzessin, und legte die Hände der beiden zusammen und segnete sie. Und sie ließen es sich wohlgefallen, aber sprechen konnten sie kein Wort. Denn der Prinzessin war es nicht anders gegangen als Klas; sobald sie ihn erblickt hatte, war es ihr, als wolle es herausklingen aus ihrer Brust: „Der ist dein Mann und kein andrer!"

Und Klas blieb nun, und die Schiffe lagen vor Anker in der Bucht und sein Auge gab auf die Winde acht. Sie waren alle auf das Land gerichtet, niemand dachte an Segel und Taue und Ruder, sondern die Männer putzten Sporen und Waffenröcke für die Hochzeit. Diese ward in wenigen Wochen mit großer Herrlichkeit gefeiert und die schöne Prinzessin ward die Frau des Klas Avenstaken, der hinfort König Klas von Jütland hieß.

Und er wohnte manchen schönen Tag mit der Prinzessin in dem Schlosse. Es lag das Schloß aber im Süden des Landes, wo jetzt die Stadt Schleswig, steht. Jedoch vergaß er sich in der Freude nicht, sondern rüstete eifrig zum Kriege gegen die Heiden, und diese rüsteten auch. Und es begann ein langer und schwerer Kampf um die Herrschaft, bis sie unterlagen und Klas als König über die ganze Halbinsel herrschte und über die Inseln umher.

Und es war das Ende des zweiten Jahres, nachdem er den Heidenkönig erschlagen und der Prinzessin sich vermählt hatte, als er jenes Land der Heiden unter sich bezwungen hatte bis an die Elbe und das Kreuz des Heils als Panier seiner Herrschaft allenthalben aufgerichtet hatte an der Stelle der Götzen aus Stein und Holz — da stand König Klas einmal diesseits am Ufer der Elbe, und es däuchte ihm, als sehe er jenseits in der Ferne die Stelle, wo er mit der Stange auf das Schiff gesprungen war; und es war wirklich die Stelle, und er erkannte sie an drei Bäumen wieder, die auf einer Anhöhe hoch über das Gestade ragten. Und sein wunderbarer Lebenslauf zog nun an ihm in Gedanken vorüber, und in Demut fiel er auf die Erde nieder und betete und dankte Gott, daß er ihn aus so vielen Gefahren errettet und auf eine so außerordentliche Weise zum Herrn über Länder und Völker erhoben hatte. Und er nannte die Stelle, wo er stand, Glückstadt und baute dort ein Schloß; und Schloß und Stadt stehen noch von seiner Zeit her bis auf diesen Tag.

Klas war jetzt erst sechsundzwanzig Jahre alt, und es war das sechste Jahr seit jenem Morgen, wo er dem Galgen entronnen war, woran er so unschuldig hatte hängen sollen.

Und als er die Heiden bezwungen und das Land mit Schlössern und Burgen befriedet hatte, da dachte er in Sehnsucht und Liebe seiner alten Eltern und seiner Geschwister und Freunde und säumte nicht lange, sondern trat die Reise zu ihnen an. Er nahm aber sein Gemahl, die Königin mit, nebst tausend seiner Reisigen, damit er ein königliches Geleit hätte. So zog er über die Elbe gegen Süden. Und als sie vier Tage gezogen waren, und der fünfte anbrach, und sie nicht mehr fern waren von seiner Heimat, da hieß er die Reisigen zurückbleiben und ritt mit seiner Königin voran und hatte nur einen Knappen mit sich. Und es war gerade der Mittag des fünften Tages, und die Glocke schlug zwölf — da ritten sie in Dümmelhusen ein und geradezu auf seines Vaters Haus. Sie ließen die Pferde aber im Dorfe laufen, was sie laufen konnten, damit die Leute, die sie sahen, sich nicht über sie wundern, noch es seinen Eltern verraten konnten. Und als sie vor Peter Avenstakens Hause anlangten, sprang der König rasch vom Pferde und rief lustig „Grad dör", daß es durch das ganze Dorf erklang. Und Peter, der mit Frau und Kindern gerade bei Tisch saß, sprang heraus bei dem Worte und sah den Mann und die Frau mit den güldenen Kronen auf dem Kopfe. Er wußte aber sogleich, daß es sein Sohn war, und rief: „nun Gott sei Dank, daß du wieder da bist und ein König geworden! Wir haben schon davon gehört, sie haben es uns aber nicht glauben wollen, auch deine eigne Mutter hat es nicht glauben wollen; nur ich und Valentin habe es immer geglaubt, denn wir wußten wohl, daß etwas Rechtes aus dir werden mußte." Und er rief in der Freude überlaut: „Valentin! Valentin! komm' doch heraus, daß du siehst, was aus unserm Klas geworden ist!"

Und Valentin kam, und die Mutter und alle Geschwister kamen, und es war ein Herzen und Küssen, daß es kein Ende nehmen wollte. Und als der König und die Königin hineingegangen waren und sich an der Eltern Tisch gesetzt und mit gegessen und getrunken hatten, in Demut gegen Gott und in Liebe zu ihnen, da übermannte den alten Peter die Freude, und er wußte nicht, was er sprechen sollte, er sprach aber vor Freuden fast zu viel. Und da hat er der Greth in die Ohren geflüstert, und es ist wohl nicht recht gewesen in solchem Augenblicke: „Nun Greth, ist mein Klas der Klas geblieben? Hätte aus deinem Johannes wohl mehr werden können?"

Und Klas hat manchen Tag und manche Woche bei seinen Eltern geweilt und hat fröhlich mit ihnen gelebt und hat sie und seine Geschwister und die Nachbarskinder reichlich beschenkt, den alten Valentin aber hat er mitgenommen und zu ihm gesprochen: „Lieber Valentin, du sollst meinen Söhnen auch lustige und weidliche Geschichten erzählen, wie ein jeder tüchtige Mensch mit Gottes Hilfe etwas werden kann, damit brave Männer und Helden aus ihnen werden."

Und Valentin ist gern mit ihm gezogen, denn er bildete sich auf König Klas viel ein und dachte bei sich, er habe ihn eigentlich zum König gemacht. Auch seinen jüngsten Bruder hat der König mitgenommen und seine jüngste Schwester; und es ist der Bruder ein Graf und seine Schwester eine Gräfin geworden und leben noch viel vornehme Leute in der Welt, die von ihnen herstammen.

Das hat er sich aber ausbedungen vor der Abreise, daß, wenn der Vater stürbe, ihm das Bauerngut zufallen solle, und hat er es seinen Brüdern gleich um den zehnfachen Wert abgekauft. Und der Vater und die Brüder haben es ihm zugesagt und gehalten.

Denn er sagte: „Ich will einen meiner Söhne hinschicken, der soll wieder ein Bauer werden und seine Kinder und Kindeskinder sollen Bauern bleiben, denn Bauern sind älter und halten länger aus als die Könige."

Und König Klas ist wieder heimgezogen in sein Reich und hat noch manches liebe Jahr glücklich mit seiner Königin gelebt und regiert, und viele Söhne und Töchter sind ihm geboren worden, und es haben viele Könige und Königinnen aus seinem Blute nach ihm geherrscht. Aber das glorreiche Geschlecht der Avenstaken ist nun schon lange ausgestorben, und ein andrer Stamm herrscht in den Landen, die ihn einst als König verehrten. Seines Sohnes Konrad Geschlecht dauert jedoch fort bis in unsre Tage.

Dieser Konrad war sein jüngster Sohn. Den that er alsbald nach seiner Geburt auf das Land zu einem Bauer und ließ ihn bäuerlich leben und arbeiten und sandte ihn dann in das Land seiner Heimat in Westfalen nach Dümmelhusen, wo er ihn auf das Gut seines Vaters setzte. Und Konrad ist groß und stark geworden wie König Klas, aber nicht so herrlich und mächtig vor der Welt, sondern ist als Dorfschulze gestorben, was sein Großvater Peter auch gewesen. Und von diesem Konrad, dem Königssohn, stammen bis auf diesen Tag noch alle Avenstaken her, die als Bauern in Dümmelhusen und in der Gegend leben.

Nach E. Moritz Arndt.





Die Sprache der Tiere.

Eine uralte Geschichte.

Siegfried der Drachentöter, der gefeierte jugendschöne Recke der Nibelungensage, wußte nicht allein die Kunst zu üben, sich durch seine Tarnkappe unsichtbar zu machen, sondern er befand sich auch im Besitze eines andern interessanten Geheimnisses. Wir können ihm weder das eine nachthun, noch das andre ergründen; denn Kappenmacher, die Siegfriedsche Verduftungsmützen anfertigen, gibt es leider nicht mehr, und da heute niemand mehr darauf ausgeht, Drachen und Lindwürmer zu erlegen, so wird es auch schwer halten, hinter das andre Geheimnis des Fafnirstöters zu kommen.

Als dieser nämlich dem gefällten Unhold das Herz aus dem Leibe herausgeschnitten, weil es Regin, der Zwerg, wohl gebraten zu verspeisen verlangte, war Jung Siegfried von ungefähr mit den von Schlangenblut noch triefenden Fingern nach dem Munde gefahren. Siegeswonnetrunken legte er die Fleischmasse auf das lodernde Feuer zum Braten zurecht und sprach dann, einen vielsagenden Blick dem Drachenmut begehrenden Zwerge zuwerfend, die tiefsinnigen Worte: „Na — Schlangengekröse, wirst du prächtig schmecken!“ .... In dem Augenblick, wie seine Finger die Zunge berührten, da wurden ihm mit einem Male die Augen aufgethan und er verstand jetzund die Sprache der Vögel, welche ihm auch sogleich seine Zukunft weissagten. — —

Auch einem andern gewaltigen Helden, keinem geringern als dem Kaiser Carolus Magnus, wurden „die Augen geöffnet“, und er erlangte tiefe Kunde in der Vogelsprache.

Indes noch manche andre, darunter viel geringere Leute, haben von alters her ein feines Gehör für das Vogelgezwitscher oder Vogelgeschwätze: so die Wurzeln grabenden Weiber, die ehrwürdigen Brüder Klausner, ganz besonders aber die Wald- und Weidmänner im grünen Jagdkleide älterer, ja selbst neuerer Zeit, jene liebwerte Sippe von Förstern und Buschkumpanen, von denen ich schon vorn, gleich beim Beginn dieses Buches, erzählte.

Als mein Anverwandter, der Oberförster Fritz, noch lebte, war es noch nicht Mode, höher stehenden Personen die Pistole auf die Brust zu setzen und ihnen ihre Gedanken oder Geheimnisse abzupressen. Aber ich stand mit dem Grünrock auf so gutem Fuße, daß ich es wagen konnte, ihn wegen des Geheimnisses der Vogelsprache, von dem er mehr wußte als irgend ein auf der östlichen Halbkugel lebender Erdenbewohner, zu „interviewen“ oder auszuforschen.

„Bilde dir doch nicht ein, daß dies so einfach wäre! — in dieser oder jener Weise, wie man so sagt“, versetzte der oberhessische Jäger. „Denn schon die Stöpsel, welche man sich vor allem andern in die Nasenlöcher stopfen muß — das kann der Zehnte nicht vertragen. Abgesehen, daß just der Riecher solch eines Sprachwitterers mit der Zeit einen ganz andern Zuschnitt erlangt, so merkst du auch selber nicht, wie sich nachgerade deine Stimme verändert — und dann erst das Zurichten der Ohrmuschel und des Trommelfells....

„Hast du aber dies alles auch überstanden, gründlich weg und wohl geübt, so fragt es sich noch sehr, ob die Vögel, die du belauschen willst, nach dem Umgang mit dir wirklich Verlangen tragen. So ein befiedertes Ding hat auch seine Mucken, just wie die Waldleute und andre wilde Tiere, wollt' sagen — Burschen — die Schnaps trinken! Vor allem aber mußt du dich stets erinnern, daß ein Vogel sich bei seinem Gesange, Geflöte oder Gezwitscher gerade so gut etwas denkt als ein ungefiedertes Tier, ein Mensch. Mir hat ein ernsthafter Jagdfreund aus dem sächsischen Vogtlande versichert, seine Landsleute verständen den Zaunkönig ganz wohl, wenn er von seinen Erlebnissen singt, etwa:

„Im Ungarland, wenn's is dort kalt,
Da heizt man ein,
Prügel wie ein Bein —
Juchheirassa — Juchheirassa!“

Einfacher freilich ist's, dahinter zu kommen, wer da lauschet, wenn es tönt:

„Sidiriti — sidiriti! —
'sist, 'sst, 'sst, 'sst — so früüüh!“

So ruft die Goldammer am Morgen, die Elster dagegen schreit geschwätzig:

„Gäckerack! Gäckerack!
Bist so recht nach mein'm Geschmack!“

Und der Hämmerling spricht deutlich zu dem Landmann: „Bauer, spann an, i helf der zieh (ich helfe dir ziehen)“, der Hänfling sagt grob genug: „Kerl, gih ra (geh' heran)“. Den Gesang des Zeisigs verstehen die Pfälzer so:

„Dide dile dileda,
Hänsel, weiss' mer dei Bä (Bein),
Ich weiss' der meins ä (auch).“ —

Während der Kreuzschnabel schreit: „Puk, puk“ — „Gib, gib, gib!“ — — verlangt der unverschämte Spatz geradezu: „Me, me, me, me (mehr)!“ — In des Hispaniers Ohr lautet allerdings der Sperlingsruf etwas melodiöser — dort singt der freche Gesell: „Tschio — Tschio!“ — Die Eierweiber in Bayern und Schwaben, aber auch andre Weibsen, verstehen ganz gut, was das Geglucke der Henne und Küchlein und der Ruf der übrigen Hausvögel bedeutet. Sie sagen, die Henne rufe der kleinen Brut zu:

„Gluck, gluck, gluck!
Duckeruck duck —
Thut einen kräftigen Schluck!“

Der gluckenden Henne antwortet der Hahn: „Tauch dich hi (ducke dich hin), ich bi Korp'ral!“ — und bei Tagesanbruch verkündet er: „Mein Herr ist viel schuldig!“ — Daraufhin gurrt die Trommeltaube: „Wird's schon bezahlen,

wird's schon bezahlen, wird's schon bezahlen!" — Endlich mengt sich auch das Schaf ins Gerede und blökt: „Nimmermeh, nimmermeh!" — Was beim Fortziehen singt die Schwalbe, weiß hierzulande jung und alt:

„Wie ich fortzog, wie ich fortzog,
Waren Kisten und Kasten voll,
Wie ich wiederkam, wie ich wiederkam,
War alles verze-h-rrrrrrrt!"

Die Drossel dagegen ruft dem müden Wanderer tröstlich zu:

„Di diu, di diu —
Im Walde findest
Süßen Schlummer du!"

Den Bewohnern Italiens tönt, wie Bettini uns lehrt, Philomelens schmelzendes Geflöte ins Ohr als:

Tiüuh, tiüuh, tiüuh, tiüuh, tiüuh
Zpe tiü zqua
Tiò, tiò, tiò, tiò, tix
Quotio, quotio, quotio, quotio, quotio,
Zquo, zquo, zquo, zquo,
Zi, zi, zi, zi, zi, zi, zi, zi,
Quorror tiüh zquà, pipiqui.

Auch die, welche nicht mit der Vogelsprache etwas vertraut worden sind, wissen, was es für eine Bewandtnis hat, mit dem „zu küht!" — oder „zu gütig" der Nachtigall, dem „kikkabau" der Nachteule — dem „kra, kra!" der Krähe — dem „bückwenbück" oder „bückberwück!" der Wachtel und all dem andern „Schnedderedeng" und „Tätterätäh!" des gefiederten Tierzeugs.

Als „Gick gack" bezeichnete schon der Dorfbube am Gänsetümpel das Geschrei der schnatternden Gänseherden; bekannt ist auch das alte Sprichwort:

Es flog ein Gänschen übern Rhein
Und kam als Gickgack wieder 'rein.

Die bücherschreibenden Sprachkundigen aber werden jedem, nach weitrer Ergründung dieses Gegenstandes Begierigen, einen ganzen Wust von Erforschungssätzen hinsichtlich der Naturlaute sowohl bei menschlichen wie bei gefiederten Wesen auftischen können; auch dir, mein Telemach, falls du danach Verlangen verspürst. Sie werden dir vor allem sagen — was freilich unser Gänsejunge auch schon erlauscht hat — daß die Sprache der Tiere oder ihre Stimme, ihr Ruf, ihnen nicht selten zu ihrem Familien- oder Beinamen oder zu gutem sowie schlimmem Rufe verholfen hat. Daher heißt's auch:

Der Käfer auf dem Zaune murrt
Nichts als sein: „Brumm, brumm, brumm, brumm!"
Die Biene, gleich der Fliege schnurrt,
Von jeher nur: „Summ, summ, summ, summ!"
Der Esel, der nichts Bess'res weiß,
Schreit alle Tag nur: „I — a, I — a, I — a!"
Das Pferd dagegen lacht mit Fleiß:
„Hin — hin, hin — hin!" — Wir „ha — ha — ha!"
Der Hund gauzt seine Freuden aus
Durchs Bellen: „Wau — wau", — „Hau — hau!"

Die Kuh brüllt' schon in Adams Haus
Bis heute fort: „Muh, muh, muh, muh!"
In der Mühl' geht's im Mahlgang fort:
„Klipp — klipp — klapp, klipp, klapp!"
In der Gosse auf und ab: Pardauz! liegt dort,
Die Gret' und ihr Milchtopf: „Schwipp, schwapp!" —

Kurz, es gewährte seit Adams Zeiten jung und alt Vergnügen, der Sprache der Tierwelt zu lauschen — unter Umständen kann dies sogar erstaunliche Vorteile bringen, wie aus nachstehender Geschichte eines im Grunde einfältigen Gräfleins hervorgeht. Derselbe machte sein Glück, weil er sich auf verschiedene Tiersprachen verstand, ja er ward zuletzt Papst und hätte es vielleicht noch weiter gebracht, wenn er den Weg nach dem Monde hätte finden können.



Siegfried, der Drachentöter, lauscht der Sprache der Vögel.

Vom Nutzen, die Hunde-, Vögel- und Froschsprache zu verstehen.

Ein Schweizer Märchen.

Vor langer, langer Zeit hauste auf seiner Burg im Hochgebirge ein Graf, dem das Schicksal nur einen Sohn beschert hatte, und der war nach des Vaters Meinung etwas einfältig, wenigstens zeigte er geringe Lust, etwas zu lernen. Darüber grämte sich der Graf über alle Maßen und er sprach zu seinem Jungen:

„Nichts bringst du in deinen Schädel hinein, man mag anfangen, was man will. Daher werde ich dich einem Hochgelehrten in der Rheinstadt Straßburg übergeben; der soll versuchen, ob aus dir noch was werden kann." Also ward das Gräflein auf die Hochschule geschickt und blieb bei dem gelehrten Meister ein volles Jahr. Dann kehrte er wieder heim nach des Vaters Burg.

„Nun, mein Sohn, was hast du unterdessen gelernt?“ fragte der Burgherr. — „Vater, ich weiß, was sich die Hunde sagen, wenn sie bellen.“ — „Und dies ist alles, was du Unglücksmensch gelernt hast?“ zürnte der Vater. „Ich sehe, ich muß dich zu einem andern Meister in Unterricht geben.“ —

Und der Junker ward in einer andern Stadt bei einem noch gelehrteren Meister untergebracht. Nach wiederum einem Jahr kehrte der junge Herr zum zweitenmal in das Elternhaus zurück, und auch diesmal fragte der Vater: „Nun, mein Sohn, was kannst du jetzt?“ — Der Junker antwortete flugs: „Vater, ich verstehe nun auch, was die Vögel sprechen.“ —

Hierauf geriet der Alte in heftigen Zorn: „Du verdrehter Gauch!“ rief er, „wiederum hast du soviel kostbare Zeit verloren und nichts vor dich gebracht; ich schicke dich nun zu einem dritten Lehrer; profitierst du auch bei diesem nichts, so sage ich mich von dir los; du kannst dann hingehen, wohin es dir gefällt!“

Aber auch das, was der Sohn bei dem dritten Hochgelehrten lernte, war nicht nach des Alten Geschmack. Denn auf dessen Frage: „Nun, mein Sohn, was hast du diesmal gelernt?“ — antwortete der Junker: „In diesem Jahre habe ich gelernt, was die Frösche quaken.“ Da hättet ihr nun den Zorn des Vaters sehen sollen. Der ereiferte sich gewaltiglich und wies endlich seinem Sohne die Thür; dann rief er seine Diener herbei und sprach: „Dieser Bursche ist zu gar nichts nütze, er ißt andern nur das tägliche Brot weg; deswegen führt den Tagedieb in die Waldwildnis und laßt ihn dort laufen oder umkommen.“

Die Knappen führten den Junker bis zu einem Scheidewege; als er aber flehte, ihm das Leben zu lassen, fühlten sie Mitleid und hießen ihn davonziehen.

Das Gräflein ließ sich das nicht zweimal sagen und wanderte sorglos weiter, bis er gegen Abend eine Burg vor sich sah, wo er vorsprach und um Nachtlager bat. „Du kannst da unten in dem alten Turme übernachten“, sagte der Burgherr, „es ist dort freilich lebensgefährlich. Es befindet sich da eine Meute wilder Hunde, die ohne Unterlaß bellen und heulen und sich nicht eher besänftigen lassen, als wenn man ihnen von Zeit zu Zeit einen Menschen zuweist, den sie zerreißen und zerfleischen. Nur so ist mit ihnen ein Auskommen.“

Gar manches junge Blut war den Bestien schon zum Opfer gefallen.

Doch der Junker sorgte sich deshalb nicht ab. „Gebt mir nur etwas, was man dem Hundezeug vorwerfen kann“, sagte er, „mir thun sie nichts zuleide.“ Und die Diener trugen etwas herbei, und führten den Gast dann zum Turm.

Schon als die Hunde den Junker sprechen hörten, wedelten sie vergnüglich mit den Schwänzen und knurrten ihn keineswegs unfreundlich an, sondern fraßen, was er ihnen vorwarf. Auch brachte er bei ihnen die Nacht in gesundem Schlaf zu und trat am andern Morgen zu aller Erstaunen unversehrt wieder vor den Burgherrn. „Die Hunde haben mir in ihrer Sprache offenbart“, sagte er, „warum sie so wütig sich gebärden und dem Lande soviel Schaden bringen. Sie sind verwünscht und müssen einen großen, im Turm verborgenen liegenden Schatz hüten; erst wenn dieser gehoben, gelangen die Tiere zur Ruhe. Ihr Bellen aber hat mir verraten, wie der Schatz zu erlangen ist.“

Darob erfreute sich der Herr des Schlosses und das Gesinde männiglich. Jener versprach dem Junker, ihn an Sohnes Statt anzunehmen, wenn er den

Schatz hebe und den Hunden zur Ruhe verhelfe. Darauf begab sich der Jüngling wieder in das Turmverlies und kehrte bald nachher mit einer mächtigen Truhe Goldes zurück. Das Land aber war von der Hundeplage befreit.

So weit war es dem Junker ganz gut gegangen; er verspürte jedoch bald Langeweile, und er beschloß daher, nach Rom zu pilgern. Auf dem Wege dahin hörte er das Quaken der Frösche schon aus der Ferne. Er horchte auf, und als er vernahm, was die Frösche sich vorquakten, ward er traurig und nachdenklich.

Als er dann in der ewigen Stadt angelangt war, erfuhr er, daß der Heilige Vater unterdessen gestorben sei, und die Kardinäle im Zweifel sich befänden, wen sie zum Nachfolger des Papstes wählen sollten. Zuletzt vereinigten sie sich dahin, denjenigen auf den päpstlichen Thron zu erheben, an dem sich ein göttliches Wunderzeichen offenbare. In diesem Augenblick geschah es, daß der junge Graf aus Schweizerland in St. Peter, die Hauptkirche Roms, eintrat. Die ehrwürdigen Kirchenfürsten erstaunten nicht wenig, als sie bemerkten, wie dem kaum Eingetretenen zwei schneeweiße Tauben entgegenflogen und auf seinen Schultern Platz nahmen. Kein Zweifel, dies war das sehnlichst erwartete Wunderzeichen. Die Kardinäle fragten daher den Junker auf der Stelle, ob er sich wohl getraue, Papst zu werden. Dem braven Schweizer aber ward es bei dieser Zumutung doch wunderlich zu Mute und er wußte nicht, was er antworten sollte. Indes die Tauben redeten ihm zu, so daß er endlich „ja" sagte und die Kardinäle ihr „Amen" sprachen. Also wurde er gesalbt und geweiht, und es war nun eingetroffen, was sich die Frösche erzählten, als er am Sumpf vorübergegangen und worüber er so bestürzt geworden war.

Seine liebe Not aber ist damit noch nicht zu Ende gewesen. Sie begann von neuem, als er die große Messe feiern sollte; wußte er doch kein Wörtlein zu singen. Indes die beiden Tauben blieben auf seinen Schultern sitzen und flüsterten ihm zu, was er zu thun habe. — Auf solche Weise kann man leicht Papst werden, und wer aus dieser Geschichte Nutzen zu ziehen weiß, kann am Ende auch noch auf den Stuhl Sankt Peters zu sitzen kommen.

Aus diesen der Wahrheit getreu verzeichneten Erfahrungen eines Tiersprachenkundigen erhellt die Wichtigkeit des Studiums der Tiersprachen. Das Vergnügen ist hierbei gewiß so groß als der Nutzen im Hinblick auf die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Sprachweisen in der Tierwelt. Daß aber etliche Vogelsippen mit absonderlicher Redeweisheit ausgestattet sind, das ist eine längst bekannte leider aber bei uns wieder vergessene Wahrheit — ganz anders im Orient. Schon als die Weisen im Lande der Perser und Inder die altersgrauen Veden und viel später, als die Märchenerzähler die Wundergeschichten aus dem Munde der Scheherezade niederschrieben, da war man mit dem Gethue der gefiederten Welt gar wohl bekannt, und von der Verständigungsweise unter den Vogelfamilien war eine beträchtliche Anzahl Eingeweihter vom Tigris bis hinein ins Fünfstromland und zum Himalaya unterrichtet. Dieser uralten Brahmanenweisheit verdankt auch der deutsche Märchenerzähler Wilhelm Hauff die Überlieferung der höchst merkwürdigen Storchgeschichte, die in nachstehender Erzählung zu allgemeiner Kenntnis gebracht wird. Franz Otto.



Geschichte von Kalif Storch.

Orientalisches Märchen.

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Diwan; er hatte ein wenig geruht, denn es war ein heißer Tag, und er sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, nahm dann und wann einen Schluck Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, daß es ihm recht behaglich zu Mute war.

Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er dann immer mild und leutselig war; deswegen besuchte ihn auch sein Großwesir Mansor meist um diese Zeit. An einem Nachmittag nun kam er auch, sah aber gegen seine Gewohnheit sehr nachdenklich aus. Der Kalif nahm die Pfeife aus dem Munde und sprach: „Warum machst du ein so nachdenkliches Gesicht, Großwesir?“

Der Großwesir schlug seine Arme kreuzweis über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: „Herr! ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiß ich nicht, aber da unten am Schloß steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht überflüssiges Geld zu haben.“

Der Kalif, der seinem Großwesir schon lange gern eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer heraufzuholen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner, dicker Mann, schwarzbraun von Gesicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kasten, in welchem er allerhand Waren hatte: Perlen und Ringe, reich beschlagene Pistolen, Becher und Kämme. Der Kalif und sein Wesir musterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Wesirs aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob darin auch noch Waren seien. Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin noch eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Mansor lesen konnte. „Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmanne, der sie in Mekka auf der Straße fand“, sagte der Krämer; „ich weiß nicht, was sie enthalten; Euch stehen sie um geringen Preis zu Dienst, ich kann doch nichts damit anfangen.“ Der Kalif, der gern alte Manuskripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entließ den Krämer. Hierauf wollte er aber auch wissen, was die Schrift enthalte, und fragte den Wesir, ob er keinen kenne, der es entziffern könnte. „Gnädigster Herr und Gebieter“, antwortete dieser, „an der großen Moschee wohnt ein Mann, er heißt Selim der Gelehrte, der versteht alle Sprachen; laß ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnisvollen Züge.“

Der gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim“, sprach zu ihm der Kalif, „man sagt, du seiest sehr gelehrt; guck' mal in diese Schrift, ob du sie lesen kannst; kannst du sie lesen, so bekommst du ein neues Festkleid von mir; kannst du es nicht, so bekommst du zwölf Backenstreiche und fünfundzwanzig auf die Fußsohlen, weil du dich Selim den Gelehrten nennen läßt, ohne es zu verdienen!“ Selim verneigte sich und sprach: „Dein Wille geschehe, o Herr!“ Lange betrachtete er die Schrift, plötzlich aber rief er aus: „Das ist Lateinisch, o Herr, oder ich laß mich hängen!“ — „Rede weniger und sage lieber, was drin steht“, befahl der Kalif, „wenn du Lateinisch verstehst.“

Selim fing an zu übersetzen: „Mensch, der du dieses findest, preise Allah für seine Gnade. Wer von dem Pulver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: „Mutabor“, der kann sich in jedes Tier verwandeln und versteht auch die Sprache der Tiere. Will er aber wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gegen Osten und spreche jenes Wort. Aber hüte dich, wenn du verwandelt bist, daß du nicht lachst, sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich aus deinem Gedächtnis und du bleibst ein Tier.“

Als Selim der Gelehrte also gelesen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten schwören, niemand etwas von dem Geheimnis zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großwesir aber sagte er: „Das heiß' ich gut einkaufen, Mansor! Wie freue ich mich, ein Tier sein zu können! Morgen früh kommst du zu mir. Wir gehen dann miteinander aufs Feld, schnupfen etwas Weniges aus meiner Dose und belauschen dann das Gethue in der Luft und im Wasser, was da vor sich geht und gesprochen wird!"



„Wie wäre es, wenn wir Störche würden?"

II.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großwesir erschien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergange zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er sich mit dem Großwesir ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifenpalastes, spähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probieren. Der Wesir schlug endlich vor, weiter hinaus an den Teich zu gehen, wo er schon oft Tiere in Menge, namentlich Störche, gesehen habe, die durch ihr gravitätisches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt hatten.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Vertrauten und schritt mit ihm dem Teiche zu. Dort angekommen, sahen sie zwei Störche ernsthaft auf und ab gehen, Frösche suchend und hier und da etwas vor sich hinklappernd, zugleich bemerkten sie weiter zurück, hoch oben in der Luft, einen dritten Storch heranschweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigster Herr“, sagte der Großwesir, „diese drei Langfüßler führen jetzt ein nettes Gespräch miteinander. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?“

„Wohl gesprochen!“ antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Mensch wird. — Richtig! dreimal gen Osten geneigt und „Mutabor“ gesagt, so bin ich wieder Kalif und du Wesir. Aber nur ums Himmelswillen nicht gelacht, sonst sind wir verloren!“

Während der Kalif also sprach, sah er den dritten Storch langsam sich zur Erde niederlassen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine Prise, bot sie dem Großwesir dar, der gleichfalls schnupfte, und beide riefen: „Mutabor!“

Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und rot, die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achseln und ward eine Elle lang, der Bart war verschwunden, und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großwesir“, sprach der Kalif. „Beim Barte des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen.“

„Danke unterthänigst“, erwiederte der Großwesir, indem er sich bückte; „aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch beinahe noch hübscher aus, denn als Kalif. Indes kommt, wenn es Euch beliebt, unsre Kameraden dort zu belauschen und zu erfahren, ob wir wirklich storchisch können?“ — Unterdessen war der dritte der Rotschnäbler auf der Erde angekommen. Er putzte sich mit dem Schnabel seine Füße, legte seine Federn zurecht und ging auf die ersten Störche zu.

Die beiden neuen Störche aber beeilten sich, in ihre Nähe zu kommen, und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, so früh schon auf der Wiese?“

„Schönen Dank, lieber Klapperschnabel! Ich habe mir ein kleines Frühstück geholt. Ist Euch ein Viertelchen Eidechs gefällig oder ein Froschschenklein?“

„Danke gehorsamst; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderm auf die Wiese. Ich soll heute vor den Gästen meines Vaters tanzen, und da will ich mich im stillen ein wenig üben.“

Zugleich schritt die junge Störchin mit wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Mansor sahen ihr verwundert nach. Als sie aber in malerischer Stellung auf einem Fuße stand und mit den Flügeln anmutig dazu wedelte, da konnten sich die beiden nicht mehr halten; ein unaufhaltsames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte sich zuerst wieder: „Das war einmal ein Spaß“, rief er, „der nicht mit Geld zu bezahlen ist. Schade, daß die dummen Tiere durch unser Gelächter sich haben verscheuchen lassen, sonst hätten sie gewiß auch noch gesungen!“

Aber jetzt fiel es dem Großwesir ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er teilte seine Angst dem Kalifen mit. —

„Potz Mekka und Medina! Das wäre ein schlechter Spaß, wenn ich Storch bleiben müßte! Besinne dich doch auf das dumme Wort, ich bringe es nicht heraus."

„Dreimal gen Osten müssen wir uns bücken und dazu sprechen: Mu — Mu — Mu —"

Sie stellten sich gen Osten und bückten sich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten. Aber o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen, und so oft sich auch der Kalif bückte, so sehnlich auch sein Wesir Mu — Mu — dazu rief, jede Erinnerung daran war verschwunden, und der arme Chasid und sein Wesir waren und blieben Störche.

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder; sie wußten gar nicht, was sie in ihrem Elend anfangen sollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten sie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen zu geben, denn wer hätte einem Storche geglaubt, daß er der Kalif sei, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So schlichen sie mehrere Tage recht trübsinnig umher. Nach Eidechsen und Fröschen verspürten sie durchaus kein Verlangen. Vielmehr ernährten sie sich kümmerlich von Feldfrüchten, die sie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verspeisen konnten. Ihr einziger Trost war, daß sie fliegen konnten, und so schwangen sie sich oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was da vorging.

In den ersten Tagen bemerkten sie große Unruhe und Trauer in den Straßen. Aber ungefähr am vierten Tage nach ihrer Verzauberung saßen sie auf dem Palast des Kalifen, da sahen sie unten in den Straßen einen prächtigen Aufzug. Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel saß auf einem geschmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern. Halb Bagdad sprang ihm nach, und alle schrieen: „Heil Mizra! dem Herrscher von Bagdad!" Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Palastes einander an, und der Kalif Chasid sprach: „Ahnst du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großwesir? Dieser Mizra ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grabe des Propheten wandern, vielleicht daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird."

Sie erhoben sich vom Dache des Palastes und flogen der Gegend von Medina zu. — Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Übung. „O Herr", ächzte nach ein paar Stunden der Großwesir, „ich halte es mit Eurer Erlaubnis nicht mehr lange aus, Ihr fliegt gar zu schnell! Auch ist es schon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen."

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör, und da er im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach gewähren konnte, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, mochte ehemals ein Schloß gewesen sein. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses.

Chasid und sein Begleiter stolzierten durch die Gänge, um sich ein lauschiges Plätzchen zu suchen; plötzlich blieb Mansor stehen. „Herr und Gebieter“, flüsterte er leise, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großwesir, noch mehr aber für einen Storch wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zu Mute, denn hierneben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt.“ Der Kalif blieb nun auch stehen und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen als einem Tiere anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er der Richtung folgen, woher die Klagetöne kamen; der Wesir aber bat ihn flehentlich, sich nicht in neue Gefahr zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, eilte jedoch auf den finstern Gang zu. Bald war er an einer Thür angelangt, die nur angelehnt schien und woraus er deutliche Seufzer, untermischt mit Geheul, vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Thür auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Thränen perlten ihr aus den rollenden Augen, und mit heiserer Stimme kollerte sie ihre Klagen aus dem krummen Schnabel. Aber den Kalifen und seinen Wesir, der indes auch herbeigeschlichen war, erblickend, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zum großen Erstaunen der beiden rief sie in gutem menschlichen Arabisch: „Willkommen, ihr Störche seid mir ein gutes Vorzeichen meiner Errettung, denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, ist mir einst prophezeit worden!“

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Halse, brachte seine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und sprach: „Nachteule! Deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu sehen. Aber ach! deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen werde, ist vergeblich. Du wirst unsre Hilflosigkeit selbst erkennen, wenn du unsre Erlebnisse hörst.“ Die Nachteule bat ihn, sie ihr zu erzählen.

IV.

Als der Kalif der Eule seine uns bereits bekannte Geschichte vorgetragen hatte, dankte sie ihm und sagte: „Vernimm auch meine Erlebnisse und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater ist der König von Indien, ich, seine unglückliche Tochter, heiße Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, ließ ihn die Treppe hinunterwerfen. Der Elende wußte sich unter einer andern Gestalt wieder in meine Nähe zu schleichen, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, reichte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank, der mich in diese abscheuliche Gestalt versetzte. Ich war vor Schrecken ohnmächtig, er brachte mich hierher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren:

„Da sollst du bleiben, häßlich, selbst von den Tieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen dich, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem stolzen Vater!“

„Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Tieren ein Greuel; die schöne Natur ist vor mir verschlossen, denn ich bin blind am Tage, und nur wenn der Mond sein bleiches Licht über dies Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinen Augen."

Die Eule hatte ihre Rede geendet und wischte sich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte dem armen Vogel selbst Thränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin nachdenklich geworden. „Wenn mich nicht alles täuscht", sprach er, „so findet zwischen unserm Unglück ein geheimer Zusammenhang statt; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Rätsel?"

Die Eule antwortete: „O Herr! auch mir ahnt dies; ist mir doch in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, daß ein Storch mir großes Glück bringen werde — ich wüßte vielleicht, was uns retten könnte."

Der Kalif war sehr erstaunt und fragte, auf welchem Wege sie dies meine.

„Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat", sagte sie, „kommt alle Monate einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Werke, vielleicht daß er dann das Zauberwort, das ihr vergessen habt, ausspricht."

„O teuerste Prinzessin", rief der Kalif, „sag', wann kommt er?" ...

Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: „Nehmt es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich Euren Wunsch erfüllen."

„Sprich aus! Sprich aus!" rief Chasid. „Befiehl, es ist mir jede recht."

„Ich möchte natürlich auch gern frei sein; dies kann aber nur geschehen, wenn einer von euch mir seine Hand reicht." — Die Störche waren über diese Mitteilung etwas betroffen; der Kalif winkte dem Diener und ging mit ihm hinaus.

„Großwesir", sprach vor der Thür der Kalif, „das ist ein dummer Handel, aber Ihr könntet sie schon nehmen."

„So?" antwortete dieser, „daß mir meine Frau die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr seid noch jung und unverheiratet und könntet eher einer jungen, schönen Prinzessin die Hand geben."

„Das ist es eben", seufzte der Kalif und ließ die Flügel hängen; „wer sagt dir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt eine Katze im Sack kaufen!"

Sie redeten einander noch lange zu; endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Wesir lieber Storch bleiben als die Eule heiraten wollte, entschloß er sich, die Bedingung selbst zu erfüllen. Die Eule war hoch erfreut, weil sich wahrscheinlich die Zaubersippschaft in dieser oder der nächsten Nacht schon einfinden werde. Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um sie in den Versammlungssaal zu führen; sie durchschritten einen finstern Gang, bis ihnen aus einer halb verfallenen Mauer ein heller Schein entgegenstrahlte. Dort angelangt, riet ihnen die Eule, sich ja ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, vor welcher sie standen, einen großen, von Säulen getragenen und prachtvoll ausgeschmückten Saal überschauen. Farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch, mit einer Menge ausgesuchter Speisen besetzt. Rings um denselben zog sich ein Diwan, auf welchem acht Männer saßen. In einem

dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebenmann forderte ihn auf, ihnen seine neuesten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geschichte des Kalifen und seines Wesirs.

„Wie lautet das Wort, das du ihnen aufgegeben hast?“ fragte ihn ein andrer Zauberer. „Ein recht schweres lateinisches, es heißt Mutabor.“

Als die Störche dieses Wort hörten, gerieten sie vor Freude fast außer sich. Sie liefen auf ihren Stelzfüßen so schnell dem Ausgange der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort sprach der Kalif zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er sich nach Osten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälse der Sonne entgegen, die soeben hinter dem Gebirge heraufstieg — „Mutabor!“ riefen sie; und im Nu waren sie verwandelt, und Herr und Diener lagen weinend einander in den Armen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen? Eine schöne, herrlich geschmückte Dame stand vor ihnen. Lächelnd reichte sie dem Kalifen die Hand. „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?“ Sie war es; der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmut so entzückt, daß er meinte, „sein größtes Glück bestehe darin, daß er Storch geworden sei.“

Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe, was zu ihrer Reise nötig war, und so gelangten sie bald an die Thore von Bagdad.

Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erstaunen. Man hatte ihn für tot ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, seinen geliebten früheren Herrscher wieder zu haben. Um so mehr entbrannte der Haß gegen den Betrüger Mizra. Man zog in den Palast und nahm den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten ließ der Kalif in dem Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, aufhängen. Dem Sohne aber, welcher nichts von den Künsten seines Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wolle. Als er das letztere wählte, bot ihm der Großwesir die Dose — eine tüchtige Prise und das Zauberwort des Kalifen verwandelten ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in einen eisernen Käfig seines Gartens einsperren.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chasid mit seiner Frau, der Prinzessin; am heitersten zeigte er sich, wenn ihn der Großwesir nachmittags besuchte; da sprachen sie dann oft von ihrem Storchenabenteuer, und oft ließ der Kalif sich herab, den Großwesir nachzuahmen, wie er als Storch aussah. Er stieg dann ernsthaft mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte und wedelte mit den Armen, wie mit Flügeln, und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und „Mu“ — „Mu“ — dazu gerufen habe. Bei der Kalifin und ihren Kindern erregte diese Vorstellung allemal eine Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und „Mu“ — „Mu“ — schrie, dann drohte ihm der Wesir: er wolle das, was vor der Thür der Prinzessin Nachteule verhandelt worden sei, der Frau Kalifin mitteilen.

Nach Wilhelm Hauff.



Hans Heiling.

Böhmische Sage.

Die Morgensonne glitzerte auf den Wellen der Eger und ihr Strahl schwebte wie ein goldener Kuß über den Tannen auf der Felsenhöhe an ihrem Ufer. — Dort, an einen der glatten Stämme gelehnt, über dem Haupte die leise schwirrenden Zweige, stand ein Mann in reichen Sammetmantel gehüllt, und sein Auge schweifte freudetrunken über die Lenzespracht ihm zu Füßen.

„Das also ist die Herrlichkeit der Erde, von der sie mich grausam fern gehalten bis zu dieser Stunde", flüsterte er träumerisch — „o Mutter, hab' ich nicht ein Recht an sie und ihre Kinder, kraft des irdischen Blutes, das wohl auch in meine Adern versprengt ist? — Warum die Stimme ersticken wollen, die so sehnsuchtsvoll in meinem Herzen lockt? — — Und nur *ein* Jahr — ein kurzes Jahr gestandest du deinem Sohne zu! —

Nun denn, in diesem Jahre, o Erde, laß mich schlürfen all deine Herrlichkeit, gib mir, was du Süßestes und Schönstes hast, daß ich daran zehren mag, wenn ich wieder hinabsteige zu dem einsamen Thron, dessen Glanz und Zauberpracht nimmer den lichten Strahl der Sonne mir ersetzen mag! Laß mich finden den warmen Pulsschlag eines Menschenherzen, den die Zwerge dort unter mir in der Tiefe des Berges nimmer kennen bei ihrer kalten Weisheit und ihrem toten Frieden!"

Es rauschte leise im Tann — und er wandte das Haupt und spähte erwartungsvoll in die grüngoldige Dämmerung um ihn her..., war's ein Reh, das sich in so früher Stunde von dem moosigen Lager hob? —

Nein doch, ob auch die kleinen Füße fast ebenso flüchtig das taufeuchte Gras streiften — es war ein wunderschönes, junges Menschenkind, das beflügelten Fußes auf dem Waldpfade einherschritt, während ihre langen, blonden Haarzöpfe wie zwei Sonnenstrahlen durch die Zweige schimmerten.... Jetzt war sie dicht bei ihm, und über die rosigen Lippen flog es in leichtem Aufschrei, als sie den wildfremden Mann auf dem einsamen Pfade gewahrte.

„O, erschrick nicht, holde Kleine", sagte er sanft, „ich bin ein Fremdling hier und danke dem Himmel, daß ich dich finde, von dir den Weg zu erkunden."

„O dort hinab, Herr", lächelte sie beruhigt, „dort hinab müßt Ihr gehen, den Weg durch den Tann, den ich soeben gekommen, dann gelangt ihr an unser Dörfchen; die erste Hütte ist die unsre — fragt dort mein Mütterlein, sie wird Euch weiter weisen — und nun, grüß Gott, Herr!"

„Wohin geh'st du so eilig, Kleine? laß dich ein Stücklein geleiten!"

„Bewahre Gott, Herr", wehrte sie eifrig, „was würden die Leute sagen, wenn die arme Marinka mit so vornehmem Herrn durch den Wald ginge".

„Danach würd' ich wenig fragen, Marinka", sagte er, „aber wohin gehst du so früh und so ganz allein?"

„Zum Fronvogt, Herr, dem wir den Zins für die gnädige Herrschaft schon drei Monden lang schulden; aber mein Mütterlein war krank und ich mußt' sie pflegen — so konnten wir beide nichts verdienen. — Aber der Vogt ist ein harter Mann und drohte uns gestern, unser Hüttlein zu nehmen, wenn wir nicht zahlen könnten — wohin dann aber, Herr?.... Und so nahm ich denn heut' in aller Frühe den gehenkelten Dukaten von meiner Patin selig und will ihn dem Fronvogt bringen als Pfand bis auf bessere Zeiten. — Aber nun muß ich eilen — lebt wohl, Herr!"

„Bleib' noch einen Augenblick, Marinka, und zeig' mir dein Schaustück!"

Sie griff in das Körbchen an ihrem Arm und reichte ihm vertrauensvoll ihren kleinen Schatz.

„Laß ihn mir" bat er, „es soll dein Schade nicht sein!"

Sie sah ihn zweifelnd an, aber er hing die seidene Schnur um den Hals und barg den Dukaten an seiner Brust; dann berührte er mit der Hand ihr Körbchen .... da quoll es glänzend in demselben empor, und als Marinkas Auge erstaunt hinabglitt, funkelten ihr prächtige Goldstücke in einer großen Menge entgegen.

„O Herr....", ihre rosigen Lippen verstummten in freudigem Schreck, und sie konnte nur die süßen Kinderaugen voll Staunens zu ihm emporheben.

Noch nie hatte er in ein leuchtend Menschenauge geblickt, noch nie hatte ihm ein rosiger Mund gelächelt — es war die erste Seligkeit, welche die Erde ihm gab, und sie sank unvergeßlich in sein sehnend Herz.

„O Herr, wie seid ihr gut und gnädig!“ und sie neigte sich, den Saum seines Mantels an ihre Lippen zu ziehen. — Er hätte sie am liebsten in seine Arme geschlossen, aber er fürchtete, das Kind zu erschrecken, darum faßte er nur sanft die kleine, bebende Hand, um ihr zu wehren.

„Nicht, Marinka, ich bin nicht dein Herr, nur deinesgleichen, und willst du mir deinen Dank beweisen, so laß mich noch ein Stücklein Weges mit dir gehen! — Du weißt nicht, Kleine, wie deine Stimme mich ergreift“ .... und er dachte der lispelnden Sprache der Zwerge in seinem unterirdischen Reich.

Marinka sah schüchtern zu ihm empor: „Haltet's nicht für Undank, edler Herr! aber ich darf nicht! Die Mutter würde schelten und der Andreas dazu .... aber“ — setzte sie begütigend hinzu, als sie den Schatten über sein Antlitz gleiten sah, „geht zum ersten Hüttlein links an der Dorfstraße, zeigt meinem Mütterlein meinen Dukaten und erzählt ihr, was Eure Güte an mir gethan. — Sie wird Euch bitten, zu bleiben, bis ich heimkomme, und dann will ich Euch noch einmal danken von ganzem Herzen!“

Ihre Hand hatte zutraulich bei diesen Worten in der seinen geruht, und der warme Pulsschlag der kleinen Finger hatte an seine Adern geklopft .... jetzt löste sie ihre kleine Hand aus der seinen, nickte ihm noch einmal freundlich zu und eilte flüchtiger noch als vorhin den Waldpfad entlang.

Der Fürst der Berge aber stand wie traumgebannt und schaute der süßen, kinderhaften Gestalt nach, bis die Schatten des Waldes sie ihm verdeckten.

„O Erde, wie schön, wie wunderschön bist du!“

Nun war es wieder Abend, und über Wald und Fluß breitete die Lenzesnacht ihren Sternenschleier; unter der Tanne aber, an welcher in früher Morgenstunde der Fürst der Berge gelehnt, stand jetzt eine hehre Frauengestalt. Die Krone auf ihrem Haupte funkelte im Sternenlicht und der Purpurmantel umwallte sie in königlicher Pracht, ihr dunkles Auge aber forschte voll Mutterliebe und Muttersorge durch den schlummerstillen Wald nach dem Sohne.

„Er hat des Vaters Blut geerbt und mein eigen sehnend Herz“, flüsterte sie, „und alle Sorge und Liebe seiner Mutter und seines Volkes vermag nicht, ihn fern zu halten von der verderblichen Bahn, die ihn wie alle unsres Stammes zu düsterem Ende führen wird.“

Und ihr Auge durchdrang mit Geisterschärfe, der die Ferne keine Schranke setzt, den nachtdunklen Wald bis zum fernen Dörflein an seinem Ende — dann schritt sie den Waldpfad entlang, denselben, den in der Frühe des Morgens der Fürst der Berge gewandelt.

Durch das Fenster des ärmsten Hüttleins, links am Eingang des Dorfes, leuchtete der Schein des Herdfeuers, und drin am traulichen Kamin saß Marinka, und neben ihr, im alten braunen Ledersessel des seligen Vaters, der hehre Fremdling.

Sie hatte die Hände gefaltet, fromm wie beim Ave, und berichtete mit leuchtenden Augen von dem Staunen des alten, grämlichen Vogtes, als sie ihm den blanken Goldgulden hingelegt für den rückständigen Zins, und wie's ihm sicher leid thue, daß er ihnen nun ihr Hüttchen lassen müsse.... und dann lachte sie so hell, daß dem Geisterfürsten, der so fröhliche Laute nimmer gehört, es schöner dünkte, als das Klingen der Silberglöckchen an den Nebelkappen seiner Zwerge.

„Und dann, Herr", fuhr Marinka fröhlich fort, „kaufte ich ein alles, was mein Herz begehrte und mein Mütterlein erfreuen mochte — ich wußte, Ihr würdet's mir nimmer gewehrt haben in Eurer Güte — seht nur!"

Und damit sprang sie auf, eilte zur Ecke hinter dem alten Nußbaumschrank und trug mühsam den großen Korb herbei, den ihr die Wirtin im Städtlein geliehen, da ihr Binsenkörbchen all die Herrlichkeit nicht fassen konnte.

„Seht nur!" Und sie kniete zwischen der Mutter und dem hohen Gaste am Boden nieder und förderte ihre Schätze zu Tage — „das für mein Mütterlein zu einem neuen Nachtmahlsrock, denn der alte ist arg verschlissen; dies ist eine Flasche Wein, die mir die Wirtin aufgeschwätzt zu ihrer Stärkung. Und hier, Herr, auch für Euch etwas, um meinen Dukaten daran zu hängen, denn die alte Schnur ist zu schlecht für einen so vornehmen Herrn — seht nur, wie sie glitzert!" und sie hielt ihm ein blankes Kettlein jubelnd entgegen.

„O du süße Unschuld!" flüsterte er, während seine dunklen Augen heller strahlten; denn das war das volle, reine, warme Herz, nach dem er unbewußt sich gesehnt in seinem einsamen Reich und das die Erde ihm entgegentrug auf seinem ersten Schritte. Er faßte Hand und Kette und hielt sie zärtlich zwischen den seinen: „Danke, Marinka, du Holde, daß du an mich gedacht in deiner Freude!"

„Ei Herr, wär's anders denn möglich, da Ihr ja der Geber waret? — Aber auch an mich hab' ich gedacht, Mütterlein! Du weißt ja, meinen geheukelten Dukaten gab ich dem guten Herrn, aber ich bin so gewöhnt, Sonntags zur Messe mich zu schmücken — sieh', da kauft ich dieses für mich" — und sie holte ganz verschämt ein silbernes Kreuzlein an schwarzem Bande hervor und legte es sich um den Hals, „gelt, du zankst nicht, Mütterlein, es blieb ja noch soviel Gold übrig!" — — O, er hätte sie mit allen Demanten der Erde schmücken mögen, das süße Geschöpfchen, das so scheu und doch vergnügt jetzt mit ihrem silbernen Kreuzchen vor ihm kniete.

„Nur schlechtes Silber für diesen weißen Hals, Marinka", sagte er dann, während die Mutter lächelnd über die blonden Scheitel ihres Kindes strich — „nein, du sollst edleres Geschmeide tragen! — Sieh', was ich heut' morgen dir gab, war nur ein Tropfen aus dem Meere meines Reichtums, aber es soll dich völlig mit goldenen Wogen umfluten. — Komm', setz' dich wieder zu mir und höre mich samt deinem Mütterlein!"

„Ich bin reich, aber einsam, denn mir fehlt — wonach ich mein ganzes Leben vergeblich mich gesehnt — ein reines, unberührtes Herz, das mir gehören will ganz allein, und dem ich diese Gabe lohnen will mit all den Schätzen, über die ich herrsche. — Sieh', heut' fand ich's in der Morgenfrühe — du hast es, Marinka, schenk' es mir und nimm dagegen mich selbst mit all meinen Schätzen!

Ich will dich nicht fort aus deiner Heimat nehmen, es ist ja auch die meine — nein, dort auf der Felsenhöhe, wo ich zuerst in deine süßen Augen geschaut, will ich dir einen Palast errichten, herrlicher als des Königs Schloß; dort sollst du mit deinem Mütterlein leben in Freud' und Herrlichkeit, und was dein Herz begehrt, soll dir werden — willst du?"

Sie hatte wortlos zu den dunklen Augen emporgeschaut, die zu ihr niederblickten in zauberischer Liebe und Sehnsucht. — „Soll ich Euer Weib werden, edler Herr, meint Ihr's so?" flüsterte sie, und ihr Herz pochte fast hörbar.

„So meint' ich's, Marinka!" sagte er, ihre wieder gefalteten Hände in zärtlichem Drucke lösend, „fürchtest du dich vor mir?"

„Nein, o nein, gewiß nicht, aber . . . .", sie stockte und schaute bittend hinüber zur Mutter.

„Es kommt ihr nur unerwartet, Herr", entgegnete die kluge Frau, „sie ist noch so jung und Ihr seid ihr so fremd!.... Wissen wir doch nicht einmal Euren Namen!"

„Meinen Namen . . . .", wiederholte der Fürst der Berge sinnend, und über seine Stirn huschte ein Schatten der Vergangenheit, „es ist der Name, den auch mein Vater trug und des Ihr Euch sicherlich entsinnt aus alten Tagen, denn Euer Dörfchen war seine Heimat und er hieß „Hans Heiling" — und so heiße auch ich!"

„Hans Heiling!" rief die Mutter und kreuzte sich fromm, „ei, wohl kenn' ich ihn noch! — War er doch einst mein Spielgenoß, und wurden wir doch mitsammen gefirmt und traten Seite an Seite zum Tische des Herrn; bald aber trieb ihn sein unruhiger Sinn hinaus in die Fremde und nimmer kehrt' er zurück, obgleich gar manches Aug' verstohlen ihm nachgeblickt, denn er war der schönste Bursch auf Meilen in der Runde. — Lebt er nicht mehr, Herr?"

„Nein", entgegnete der Gast ernst, „sein Fuß betrat fremdes Land, er fand Schönheit, Macht und Schätze in überirdischer Fülle; sein Herz aber blieb der Heimat treu, und als er nimmer sie wieder erreichen konnte, starb er an seiner Sehnsucht und ließ mir, seinem einzigen Kinde, als Erbe die Liebe zu seinem Heimatland. — Und sie ist's, die mich hergeführt, ob ich das Glück hier fände, dem er achtlos den Rücken gekehrt! — Und siehe, das erste Menschenkind, das meinen Pfad kreuzte, war Marinka . . . . ist's nicht ein Wink des Himmels, daß sie mein sein soll? — So gebt sie mir denn, und mein Leben soll fortan ein einziger Dank sein für Euch und Euer Kind!"

„Ja, sie soll Euer sein", sagte die Mutter, „denn Ihr seid brav und schön und reich, und mein Kind wird glücklich werden an Eurer Seite."

Sie stand auf und legte Marinkas Rechte in die Hand des Bergfürsten und das Kind wehrte es nicht, aber ihre rosigen Lippen erblichen und ihr Herz schlug angstvoll in der jungen Brust.....

Draußen aber vor dem Fenster rauschte es wie die Schleppe eines Königsmantels; die Königin der Zwerge trat zurück von dem Fensterchen, durch dessen Scheiben sie hineingelauscht und schritt schweigend zurück in den nachtdunklen Wald...., jetzt wußte sie, daß sie ihr einziges Kind auf immer verloren.

Die Rosen dufteten rings um das Hüttlein, und die Blüten der Linde rieselten auf das niedere Dach herab gleich winzigen Sternlein — drin aber war Rosenschimmer und Sternenglanz erblichen, denn Marinkas Wangen waren schneeweiß und der Glanz der blauen Kinderaugen erloschen in heimlichen Thränen.

Sie war seine Braut geworden, ohne daß man ihr Herz gefragt, und der nächste Morgen sollte sie ihm unlöslich vereinen.

Die Mutter jubelte über ihr Glück, und die Gespielinnen neideten es ihr — sie aber war trauriger geworden von Tag zu Tag, ob sie es auch dem hohen Manne nimmer zu sagen getraute, denn sowie seine dunklen Augen auf ihr ruhten in Liebe und Sehnsucht, war es, als umfinge ein Zauberbann ihre Brust und Lippen, und sie fand nie den Mut zu dem lösenden Wort.

Ihre Mutter aber hatte sie herb gescholten um ihr thöricht Sinnen.

„So meinst du, Andreas denke noch der Kindereien dort in der Fremde und käme wieder um so ein armes Dirnlein, du thöricht Ding? — Die drei Jahre sind verflossen, die du ihm zu warten gelobt, und er kann dir nimmer zürnen, daß du dich dem edleren und besseren Manne versprochen, da draußen hat er längst dich vergessen!"

Daran dachte sie jetzt, als sie still und freudlos in der Hütte waltete, denn die Mutter war in der Frühe nach der Stadt gegangen, um das Letzte zum morgenden Tage zu besorgen.... Da pochte es mit leisem Finger draußen an die Scheiben.

Marinka wandte müde das Haupt — aber plötzlich schrie sie laut auf, und über die Wangen floß es in Rosenglut, denn draußen lehnte ein liebes Angesicht und die Augen sprachen so deutlich, wie Augen nur sprechen können: „Ich habe dich nicht vergessen, meine Marinka!" — Im nächsten Augenblick flog die Stubenthür auf und er hielt sie jubelnd an seinem Herzen.

„O Andreas", sagte sie schluchzend in Wonne und Schmerz, „warum kamst du nicht früher? — o Gott, jetzt ist es zu spät!"

„Zu spät?" fragte er sie loslassend und blickte verwundert auf die schwere Goldkette um ihren weißen Nacken, „hat dich dieser Tand mir treulos gemacht?"

„O nein, nein", rief sie, die Kette abreißend, als sei sie glühend, „nein, das nicht — aber höre!" und mit fliegenden Worten erzählte sie ihm die Geschichte der letzten Wochen.

„Aber du liebst ihn nicht, Marinka?" forschte Andreas.

„Nie, nie, so gut und großmütig er auch ist!" sagte sie ernst, „aber ich scheue mich vor seinem ernsten Wesen und seinen dunklen, zauberischen Augen, doch mein Herz gehört dir allein von Kind auf!"

„Nun dann, Marinka, für ein treues Herz ist's nie zu spät!" — Morgen, sagst du, soll die Hochzeit sein? — so laß uns heut' schon hinaufgehen ins Kirchlein; du weißt — Pater Benedikt, der uns gefirmt, will uns wohl; ihm beichten wir unsre Not und unsre Liebe, und er legt unsre Hände zusammen noch in dieser Stunde. Und dann führe ich dich in die Ferne, wohin Hans Heilings Arm und Macht nimmer reichen. — Einen Palast freilich kann ich dir nicht erbauen, aber eine freundliche Wohnstätte hab' ich erworben in schönem, grünem Thal, und Raum genug ist dort auch für dein Mütterlein — sie war mir ja immer freundlich gesinnt!"



Die Rache der Zwergkönigin: Die Versteinerung des Brautpaares (S. 102).

Es klang so süß und verlockend — es war der sehnsüchtige Traum ihrer stillen Stunden gewesen, und nun stand er vor ihr in rosiger Wirklichkeit und verscheuchte die letzte Vergangenheit, die ihr Herz bedrückt — ja, das war der einzige Weg zur Rettung und sie faßte seine Hand.

„Komm, Andreas, laß uns unsre Not dem guten Pater beichten, und wie er's bestimmt, soll's geschehen!" — Und schnell, als müsse die nächste Minute schon alles Glück vereiteln, schlüpfte sie in ihren Sonntagsstaat, faßte des Jugendfreundes Hand und eilte mit ihm dem Waldpfade zu, auf dem sie vor wenig Wochen dem Hans Heiling zum erstenmal begegnet.

Die Sonne sank und ihre letzten Strahlen woben ein goldschimmernd Netz über die Tannen auf der Felsenhöhe und spielten glitzernd auf den Wellen der Eger, als hinter dem Fürsten der Berge die Thür seines Zauberreiches sich für immer schloß, und er hinanstieg zur Plattform des Felsens, wo ihm Marinka zum erstenmal begegnet. Hier stand er wie an jenem Morgen und blickte ernsten Auges über der Erde sommerliche Pracht und wieder flüsterte er wonnetrunken:

„O Erde, wie schön, wie wunderschön bist du! — Um dich habe ich zerschnitten das geheimnisvolle Band, das mich fesselte an das Reich der Geister — nichts will ich fürder sein als ein Mensch unter Menschen, der von den Geistern nur die tiefere Liebe und die festere Treue im Herzen sich wahrt — darum Erde, gib mir nun dein volles, reines Glück, für das ich all' meine unsterblichen Güter hingeworfen!" .... — Über die Berge herüber kam es wie leiser Glockenton und verhallte ersterbend im Walde.

„Sie läuten im Kirchlein drüben — gewiß ein glücklich Menschenpaar, das seiner Liebe den Segen des Himmels erfleht", sagte er lächelnd, „nur noch ein wenig Geduld, Herz, und die neue Sonne bestrahlt auch dein Glück!"

Das Glöcklein schwieg, aber durch die stille Abendluft drang nun der Klang nahender Menschenstimmen — Hans Heiling wandte das Haupt und schaute dem Zuge entgegen, an dessen Spitze ein blühend schöner Mann schritt, den der Strauß an der Brust als den glücklichen Bräutigam kündete. An seinem Arme hing ein zartes, süßes Geschöpfchen — die Sonne blendete Hans Heilings Auge — er sah nur, daß von ihrem Haupt zwei reiche, blonde Flechten herabhingen, wie von Marinkas Haupt, und daß sie ein Kreuzlein an schwarzem Bande um den Hals trug — hinter ihnen zog eine Schar jubelnder Gefährten, die, von der Arbeit kommend, sich fröhlich dem Paare angeschlossen.

Der Fürst der Berge glitt mit der Hand über die Augen, den Sonnennebel zu verscheuchen und dann blickte er den Nahenden schärfer entgegen — nun standen sie vor ihm..... Todesstille plötzlich rings umher.....

Der Geisterfürst trat einen Schritt zurück und sein Antlitz war totenbleich; Marinka aber warf sich aufschreiend an die Brust des eben vermählten Gatten.

Andreas erkannte sofort, daß er dem Manne gegenüberstand, dem er die Geliebte geraubt in älterem Rechte.

„Herr", sagte er bescheiden, aber fest, „zürnet nicht! Marinka liebte Euch nicht, nur der Mutter Wille zwang sie an Eure Seite, ihr Herz aber gehörte mir, ihrem ersten Geliebten!"

Der Fürst hörte kaum, was jener geredet, er sah nur auf das blonde Haupt, das er so sehr geliebt, und das sich doch für ewig von ihm gewendet.

„Marinka, o Marinka“, sagte er fast tonlos, „ist es wahr, daß du mich nie geliebt — mich, der ich um dich alles hingegeben — Mutterliebe, Thron und Macht; obwohl ich es dir nie verraten bis zu dieser Stunde? Sage mir nun selbst, ob du mich nie geliebt?“

„Nie, nie!“ sagte sie leise, das Haupt an des Gatten Brust gelehnt.

Da schwoll Schmerz und Zorn im Herzen des einst so mächtigen Herrschers: „Mutter“, rief er überlaut, „Mutter, o wie wahr hat dein Mund geredet: dies Geschlecht ist herzlos und treuvergessen und trägt den Tod in jede Brust, die ihm vertraut; — du hast es erfahren und dein Sohn gleich dir! — Wohl hab' ich mich von dir gelöst, aber deine Liebe ist darum nicht erloschen, o Mutter, so räche nun deinen Sohn, da er es selbst nicht vermag!“

Da rauschte es den Felsen hinan wie Eulenflügel und wisperte und raunte in leisem Grollen um die Schar, die Hans Heilings Racheschrei in lautlosem Schreck gebannt.... Die Zwerge stiegen hervor aus der Tiefe des Felsens in unzählbarer Menge, und die Nebelkappen verhüllten sie dem Blicke der Sterblichen; auf ihren Schultern aber schleppten sie braunes Felsgestein und in zauberischer Eile schichteten sie es nun um das zitternd verschlungene Brautpaar empor und dann um die Schar der schreckerstarrten Gäste....

In wenig Minuten war das Werk der Geister vollendet, und als ihr Fürst die Hände sinken ließ, in denen er sein erblaßtes Antlitz verhüllt, sah er zum letztenmal Marinka in angstvoller Liebe an die Brust des Gatten gelehnt — im nächsten Augenblick war alles vorüber, das braune Gestein umschloß in unentrinnbarer Haft die Geliebte..... Das Raunen und Flüstern verstummte, rauschend glitten die Geister wieder hinab zur Tiefe, und Hans Heiling blieb allein bei dem Gestein, unter dem warme Herzen jetzt vielleicht im letzten Schlag erstarrten.... da kam es in Todesreue über sein zuckend Herz.

„Das Reich der Tiefe ist mir verschlossen“, stöhnte er, „und die Erde ist mir verleidet — so nehmt mich denn auf, ihr Wogen, laßt mich schlummern auf eurem stillen Grund, gleitet kühlend über mein heißes Herz!“ — und im nächsten Augenblick schlossen sich die Wasser der Eger über ihn und sein zerstörtes Glück.

In der Nacht aber raunte und flüsterte es abermals um den Felsen, der den Eingang zum Reich der Zwerge barg: ihr geliebter König war tot, drum zogen sie fort in die Ferne, denn der Thron seiner Mutter konnte nimmer stehen über dem Grabe ihres einzigen Kindes.

Trauernd und weinend schieden sie, und mit ihnen schied der Segen der Berge, der sonst in goldenen Adern Land und Fluß durchzogen hatte.

In warmen Vollmondsnächten aber, wenn die Fluten der Eger bläulich glitzern, erwacht der Fürst der Berge auf dem Grunde des Stromes, die kleinen Wellen wiegen ihn empor wie in silbernem Nachen, und sein Auge hängt dann sehnsuchtsvoll an den Steingebilden der Felsenhöhe, in der sein Zorn das liebliche Kind verschlossen, das er so sehr geliebt.

Villamaria.



Ratsversammlung in Sachen des Uhus.

Die „Eule von Peine“.

Eine schnurrige kleinstädtische Bürgergeschichte.



Es sind manche hundert Jahre her, daß sich die seltsame Begebenheit, von welcher ich hier berichten will, zutrug, und es ist deshalb das Städtchen Peine durch jenes denkwürdige Ereignis zu einem absonderlichen Rufe gelangt. Damals gehörte dieser hierdurch denkwürdig gewordene Ort zu dem Stift Hildesheim, und es konnten sich die Insassen desselben damit trösten, daß sie nicht gescheiter zu sein brauchten als andre Leute.

In die baufällige Scheune eines Insassen von Peine hatte sich nun nächtlicherweile ein Uhu verflogen, oder daselbst sich eingefunden, um Mäuse zu erjagen. Der Kauz mochte sich aber dabei etwas verspätet oder das Loch nicht wieder gefunden haben, zu dem er hereingeflogen — kurz, der Tag brach an, und der Uhu saß noch an demselben Fleck der Scheune und er blieb auch da sitzen, weil Eulen überhaupt am Tage nicht ausfliegen mögen.

Nun kommt in der Frühe der Knecht des Scheunenbesitzers nach der Stelle, um Futter für Kühe und Pferde zu holen. Da glotzt ihn denn mit einem Male ein unheimlich großes Eulentier an, so unbeweglich und starr, daß der Bursche entsetzt das Futterbündel zu Boden wirft und stracks zu seinem Herrn läuft, um diesem von dem seltsamen Vorfall zu berichten. Der Herr begab sich nun auch an Ort und Stelle und erschrak nicht weniger als

sein Knecht, denn auch er gewahrt den Unhold regungslos auf dem Querbalken sitzen. Zitternd wie Espenlaub, als er die Eulenaugen wie feurige Räder an des Tieres Kopfe herumkreisen sieht, macht er, daß er fort kommt und läuft zu seinen Nachbarn von Haus zu Haus, indem er sie beschwört, ihm gegen den gefährlichen Eindringling in der Scheuer beizustehen. Das ganze Städtchen, jung und alt, rannte nun nach dem Hause des Geängstigten, und im ganzen Städtchen sprach man nur von dem seltsamen Scheunenbewohner.

Eine Schar mutiger Männer trat bald darauf zusammen und rückte im Harnisch, mit der Plempe umgürtet oder mit Spießen versehen, heran, um dem Unhold ans Leben zu gehen. Auch die wohledlen Ratsherren, der Bürgermeister an ihrer Spitze, begaben sich fürsichtigen Schrittes nach dem gefährdeten Orte. Und die sich wohl bewehrt, schlugen wie kampfbegierig die Waffen zusammen, als sei ein wohlgerüsteter Feind im Anmarsch und bedrohe mit Mörsern und Feldschlangen die Bürger und ihre Anwesen.

Natürlich hatte sich auch eine Menge Weibsvolk vor der Scheune eingefunden; doch diese verjagte man, weil zu fürchten stand, schon der Anblick des Tieres könne ihnen schaden.

Aus der Schar heftig hin und her redender Schwertträger und Spießbürger ermannte sich schließlich doch ein Zinngießer, ein großer und recht starker Mann, der wegen seines Verhaltens als tapferer Soldat im letzten Kriege sich einen Namen gemacht hatte. Der schalt heftig auf die verzagten Kameraden und sprach: „Traun, durch Klagen und Reden wird das Tier sicherlich nicht überwunden; wir müssen ernstlich vorgehen und nicht dastehen wie verscheuchte Hühner.“

Alle nickten dem beherzten Sprecher Beifall zu. Derselbe gürtete nun seinen Harnisch fester, schwang seinen langen Spieß, legte kühn und entschlossen eine Leiter an, um dem Unholde derb zu Leibe zu gehen. Diejenigen, welche dachten, weit davon sei gut vorm Schuß, empfahlen den streitbaren Kämpen der Obhut des guten Ritters St. Georg. — Der Uhu ließ sich durchaus nicht von dem Geschrei der lärmenden und gaffenden Menge beirren und er harrte auch standhaft aus, als in wildem Durcheinander die näher andrängenden Weibsen dem Manne der That Aufmunterung zu teil werden ließen. Jetzt trat er kühnlich an die Leiter heran, um an ihr emporzusteigen. Bedachtsam klomm der streitbare Zinngießer von einer Staffel zur andern und wollte eben unter dem markdurchdringenden Jubel von jung und alt sich zur obersten Sprosse emporschwingen und dem Untier ernstlich zu Leibe gehen — da fing die Eule an unruhig zu werden und sie ward schließlich kopfscheu. Geräuschvoll breitete sie ihre Fittiche aus, sträubte die Federn und ließ abmahnend ihre heisere Stimme vernehmen. Die aber fern davon standen, riefen alle dem Zinngießer zu: „Alter Stoßdegen, immer zu!“ „Stich zu!“ „Immer drauf los!“ Doch die Eule kannte ihren Mann. Sie regte sich nicht, sondern starrte ihren Feind unverwandt an, so daß dieser sich beeilte, rasch den Rückzug anzutreten, als er kaum emporgestiegen war. Unten angelangt, schüttelte er sich vor innerem Grauen und sagte: „Ihr habt gut schreien „Stich zu!“ — doch wenn ihr dort oben dem glotzäugigen Satansvogel ins Auge geschaut hättet, würdet auch ihr das Stechen haben schön bleiben lassen.“

Ratlos steckten nun die vielehrsamen Bürger die Köpfe zusammen und guckten sich angstvoll an. Keiner hatte den Mut, das Wagnis zu bestehen, vor dem der kriegskundige Zinngießer krampfhaft zurückgebebt war. Auch die Weiber kamen wieder heran, heulten und schrieen händeringend: „Hilf, heiliger Niklas, bewahr' uns vor der List des Bösen, heilige Kathrine, erlöse uns von dem Übel — rette unsre Stadt vor dem Unhold!“

Die ganze Zeit über verblieb der hochweise Bürgermeister Meyer Frock in stummes Nachdenken versunken; jetzt erhob auch er seine Stimme und sagte: „Ihr sehet, wackere Nachbarn und liebe Leute, daß ein gar schlimmes Verhängnis über uns hereingebrochen ist, und daß niemand aus der Gemeinde weiß, was hierbei zu thun oder zu lassen ist. Darum erachte ich es fürs beste, daß die ganze Bürgerschaft zur Abwendung des Übels sich enge zusammenhält. Dahero geht denn mein Rat dahin, daß wir alle zusammensteuern, um dem heimgesuchten Nachbar seine Scheune samt allem Korn und Heu, das darinnen befindlich ist, zu ersetzen, nachhero aber die Scheune und mit ihr das greuliche Spukungetüm ohne Gnade und Barmherzigkeit niederbrennen. Möge es daher den Ratsherren gefallen, sich auf die Ratsstube zu begeben und in wohlverordneter Ratssitzung durch den rechtskundigen Ratsschreiber die Beschließung in dieser wichtigen Sache zu Papier bringen und dann die Scheune durch Fritze, den Büttel, in Flammen setzen zu lassen. Solchermaßen werden wir des Übels rasch ledig, und der Schaden, der uns gemeinschaftlich trifft, drückt dann uns doch weniger schwer.“

Und die ehrsamen Insassen von Peine zollten ihrem Stadtoberhaupte einmütig Beifall, wiewohl manchem dabei um seinen Beutel etwas bange ward. Indessen wußte keiner etwas Klügeres vorzuschlagen, sich selbst aber in Gefahr zu begeben, nur um die Stadt von dem Satanstier zu befreien, das kam noch weniger einem der ehrsamen Männer von Peine in den Sinn.

Und so geschah es denn nach des Bürgermeisters Rat und Vorschlag.

Nach bangen Stunden ward den braven Mitbürgern wieder leichter und wohliger um ihr Herz, als sie die Flammen über dem Scheunendach zusammenschlagen sahen. Als das Gebälk des morschen Gebäudes prasselnd zusammenstürzte und der Unhold unter den Trümmern begraben lag, da brach ein allgemeiner Jubel aus.

So ging die „Eule von Peine“ mit Fug und Recht elendiglich zu Grunde. Ihretwegen haben freilich die Insassen der Stadt nachmals manchen Schimpf und Unglimpf über sich ergehen lassen müssen.

Einer aus der ehrsamen Bürgerschaft aber klopfte sich wohlgefällig auf seinen feisten Bauch — der Besitzer der niedergebrannten Scheune. Und er hatte auch alle Ursache, mit dem Ausgange der Sache zufrieden zu sein, als auf gemeiner Bürgerschaft Kosten an Stelle des alten baufälligen Gebäudes ein neues, viel besseres emporstieg.



Die Gelbfüßler.

Deutsches Märchen.

Wer kennt heute noch die altehrwürdige freie Reichsstadt Buchhorn — an der Stelle des heutigen emporblühenden Friedrichshafen am Bodensee? — Ihr Ruhm ist längst verschollen, und an ihre frühere Reichsherrlichkeit erinnert nur noch eine recht neckische Legende, welche getrost an die Seite derjenigen treten darf, die manche Chroniken der Städte Ladenburg, Peine, Tripstrille, Schilda 2c. den nachkommenden Geschlechtern zu Nutz und Lehr aufbewahrt haben.

Der hohe Rat von Buchhorn hatte beschlossen, einem der benachbarten Edelherren, welcher der Stadt in einer ihrer Nöte gelegentlich Beistand geleistet, etliche Schock frischgelegte Eier als Osterfreude zu überschicken. Nicht nur, daß die jungen Edelknaben und Edelfräulein gewohnt waren, vom „Osterhas gelegte Eier“ alljährlich aufzusuchen, sondern der biedere Reichsgraf selbst war ein großer Freund von Eierspeisen und hatte erst kürzlich geäußert, noch nirgends so gute Eier verzehrt zu haben als gerade zu Buchhorn. Man sammelte daher die auserlesensten frischen Eier und verpackte sie in eine schön gezimmerte Kiste von Eichenholz, die verziert war mit dem Wappen der Stadt und mit dem Reichsadler, welchen daneben zu führen die Hohenstaufen der getreuen Stadt in Gnaden verliehen hatten. Aber Unheil über Unheil — es zeigte sich, daß die Kiste viel zu klein war, um die ganze Eierauslese aufzunehmen. Da machten die Väter der Stadt kurzen Prozeß. Etliche hochangesehene Insassen hüpften flott in die Kiste und stampften mit löblichem Eifer die Eier zusammen, und in der That gelang es den Wohledlen, dieselben so zusammenzuquetschen, daß der Raum für sie alle nun ausreichte. Indes ließ sich dabei das Verhängnis nicht abwenden, daß die Eier samt und sonders zerbrachen, und daß die Beine der Ratsherren gelb gefärbt wurden. Ja, die gelbe Tunke drang in die Fuß- und Beinbekleidung ein und saß dort so steif und fest, als solle an dieser Stelle das wohlweise Thun der ehrsamen Stadthäupter verewigt werden auf alle Zeit.

Seitdem nannte man die Buchhorner ringsum am Gestade des „Schwäbischen Meeres“ die „Gelbfüßler“. — Und diese Bezeichnung hatte sich auch erhalten, selbst nachdem der altehrwürdige Name Buchhorn von der Landkarte verschwunden war.

Franz Otto.



Der Rattenfänger lockt die Kinder.



Der Rattenfänger von Hameln.

Deutsche Sage.

Im Jahre 1284 n. Chr. Gebort,
Tho Hameln worden utgewort
Hundertdreißig Kinder, daselbst geboren,
Dorch einen Piper unter den Koppen verloren.
(Ehemal. Inschrift am Rathause zu Hameln.)

Es war zu Hameln und man schrieb das Jahr 1284. Auf dem Markte hatte sich die ganze ehrsame Bürgerschaft zusammengefunden. Der Bürgermeister stand in ihrer Mitte und schloß seine Rede mit den Worten: „Also frage ich euch, was ist Grund und Ursache des Zusammenlaufes?" ... „Hochedler Bürgermeister, sie haben die Zehntscheuer ausgeraubt!" rief einer aus dem Haufen. „Meine Ernte" ein andrer. „Sie haben mein fettes Schwein nicht verschont!" ein dritter. „Ja, meiner Kuh selbst nachgestellt!" rief ein vierter. „Und sogar meinem Kinde!" bekräftigte ein fünfter. So schrieen sie alle durcheinander, die ehrsamen Bürger- und Ackersleute von Hameln.

Wie? wer? was? Sind's Kinder- und Menschenfresser? Ach, daß Gott erbarm'! nein, Ratten und Mäuse sind's, welche die Leute von Hameln so ängstigen!

„So thu' ich euch kund und zu wissen“, rief das würdige Oberhaupt der Stadt, „daß ich beschlossen habe, die Ratten und Mäuse mit Feuer und Schwert vom Erdboden zu vertilgen. Und solches geschieht — und damit — Punktum!“

Da kratzte sich die ganze ehrsame Bürgerschaft einmütig hinter den Ohren und schwieg; der Bürgermeister aber erhob seine mächtige Stimme abermals und fuhr fort: „Hat jemand etwas gegen meine Verordnung einzuwenden?“

„Ja, wir wären's schon gern zufrieden, wenn das Getier auch mal zu einem andern hinüberlaufen thät“, meinte Gevatter Schneider, „aber — Gottes große Barmherzigkeit, bei Feuer und Schwert! — Feuer steckt die Häuser an, und Schwert — wer wird das Schwert schwingen wollen gegen Ungeziefer? Ja Nähnadeln kann unsereiner schwingen, aber die thun keiner Ratte was zuleide, was soll da Feuer und Schwert helfen, die Ratten töten wir damit nimmer.“

„Nu, dann nicht; wie ihr das Ungeziefer aus der Welt schafft, das ist eure Sache“, erwiderte der Gestrenge; „also habe ich beschlossen und also geschieht's — Punktum!“

Da kratzte sich die ganze Bürgerschaft abermals einmütig hinter den Ohren und stob auseinander. Der Bürgermeister aber schritt dahin seines Weges, immer eifriger in den Syndikus hineinsprechend: „Rat muß geschafft werden“, rief er laut und unwillig; „so kann es nicht länger fortgehen!“

„Ich bin vollkommen der Meinung Eurer Gestrengen“, erwiderte der Syndikus; „seitdem die Ratten und Mäuse uns wie eine Sintflut bedräuen, ist keine Ernte mehr sicher vor dem gefräßigen Getier. Sie speisen mit uns aus der Schüssel, treiben auf Tischen und Bänken ihren Spuk, schlafen in unsern Betten: schlägt man eine tot, so treten zwei an ihre Stelle.“

„O, ich werde Ordnung schaffen, strenge Justiz üben, ich werde die Stadt säubern!“ rief der hocherregte Bürgermeister, als er sein Haus betrat. Dabei focht er mit den Armen in der Luft herum und verlor, als ihm von ungefähr ein paar Ratten zwischen die Füße gerieten, das Gleichgewicht — plauz, da lag er platt am Boden, von seinem Sturze erdröhnte das Haus und damit — Punktum!

Allerdings ward der Stadtoberste mit Hilfe des Herrn Syndikus nachgerade wieder auf seine Beine gebracht, aber eine starke Beule verunzierte die Stirn des Gewaltigen, weswegen er von neuem anfing, auf das Ungeziefer zu wettern und zu donnern, das sich unterstehe, selbst in seinem eignen Hause Unfug zu treiben und seine hochachtbare Person zu belästigen und zu bedrohen. Endlich blieb ihm vor Zorn das Wort stecken, er warf sich in seinen Sorgenstuhl und griff zum vollen Humpen Broyhan, wobei er sich so stark räusperte, daß einige Ratten, die gerade einen Ausflug ins Zimmer unternahmen, angstvoll in ihre Schlupfwinkel verschwanden. Nun kam endlich auch der Syndikus zum Wort. Er versuchte den zornigen Stadtdespoten zu beschwichtigen, doch nachdem er eine Zeitlang sehr eindringlich gesprochen, merkte er, daß der Bürgermeister mittlerweile sanft entschlummert war.

Ein paar Tage nachher trieb in derselben braven und alten Stadt, vor dem Häuschen einer fleißigen armen Witwe, eine Kinderschar ihr Wesen. Gottfried Gutmann, ein munterer, kräftiger Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, und Valentin, der wilde Sohn des Bürgermeisters, führten die Gespielen an. „Seht doch“, rief Gottfried, „wie die Sommerfäden fliegen, der

Sommer wird bald scheiden, da wollen wir ihm zum Abschied noch ein Liedchen singen; also stimmt an!" Und er faßte seine Schwester, die kleine Magdalene, an der Hand, die Kinder schlossen einen Kreis und sangen lachend und jubelnd:

„Der Sommer mit dem roten Hut,
Bringt Arbeit und viel Sonnenglut.
Da rinnet von der Stirne heiß
Den ganzen langen Tag der Schweiß.

Der Sommer legt sich unterm Baum,
Da hat er einen schönen Traum." —

Da brachen sie mitten im Singen ab und fuhren scheu auseinander. Ein alter Mann, armselig, hohläugig, ja fast blind — kurz recht traurig anzuschauen, war mit einem Male in den Kreis der Kinder geraten. Unsicher weiter tappend, hielt er seinen Hut mit bittender Gebärde vor sich. Dabei sagte er in singendem Ton:

„Ein alter Mann, ein alter Mann,
Der nicht weit mehr gehen kann,
Er bittet um ein Stückchen Brot,
Das lindert wohl des Armen Not."

Mitleidig reichte ihm die kleine Magdalene ihr Butterbrot hin, das sie in der Hand hielt. „Behalte dein Brot", rief Valentin, ärgerlich über die Störung des Spieles, „der Bettelsack soll nichts bekommen!" — „Was geht's dich an?" fuhr Gottfried dazwischen, „ihr Brot kann sie geben, wem sie will." — „Mein Vater ist der Bürgermeister!" schrie Valentin eifrig, „und er will hinter allem Gesindel her sein, das so schlimm aussieht wie der alte Landstreicher hier!" — „Und meine Mutter sagt", meinte die altkluge kleine Käthe, „solch Gesindel und die Zigeuner, die sich hier herumtreiben, die brächten das Ungeziefer mit." — „Na und ob!" bestätigte Valentin; „was gilt's, der Alte hat die Ratten und Mäuse herbeigehext, er sieht gerade aus wie ein Zigeuner, fort, aus dem Wege, Alter!" — „Ich will doch sehen, wer dem Manne etwas zuleide thut", sprach Gottfried drein und stellte sich vor den Bettler hin, „probier's!" — „Her, Kameraden! jagt den Alten hin, wo er hergekommen ist, und den Gottfried dazu, wenn er Lust danach hat!" Gewohnt, dem herrschsüchtigen Valentin zu gehorchen, stellten sich die Knaben auf seine Seite. Drohend hoben sich die Arme und Hände; da zog ein neuer Ankömmling die Aufmerksamkeit auf sich. In einem Wams von vielfarbigem Tuche, eine Feder auf dem keck aufgestülpten Hute, schritt daher ein gar listig und lustig ausschauender Geselle, ein Spielmann, wie es schien, denn er führte eine Pfeife bei sich. Der winkte den Kindern gar freundlich und sang mit lauter Stimme:

„Der Rattenfänger bin ich ja,
Zum Rattenfangen bin ich da.
Ich fang' sie alle lustig ein,
Pfeif' ich nur seine Melodein.
Drum freut euch, Leutchen, klein und groß,
Bald seid ihr eure Ratten los.
Heran, heran, herbei, herbei,
Es ist ja keine Hexerei."

Während des Singens flogen die Fenster und Thüren auf, die Leute traten heraus, die Kinder drängten, ihren Streit vergessend, dem Manne nach, die Erwachsenen folgten, und bald hatte sich eine große Menge wiederum auf dem Markte versammelt. Der Spielmann wiederholte seinen Gesang.

„Habt ihr es gehört?“ riefen sie einander zu, „er will sie fangen mit Haut und Haar!“ — „Heisa“, lachte der Schneider, „wenn er ihnen die Wege zeigt, so geb' ich ihm, was er will.“ — „Ich auch! Wir auch!“ scholl es von allen Seiten. „Aber wo ist denn der Bürgermeister? Ruft ihn, holt ihn herbei!“ Einige rannten in das Haus des städtischen Oberhauptes.

„Euer Gestrengen!“ riefen ein Dutzend Stimmen vor den Thüren. „Der Mann ist da, der sie fangen, sie ausrotten will mit Stumpf und Stiel, Kind und Kegel!“ — „Was? wie? wen?“ rief der Gewaltige, „seid ihr von Sinnen — dies alles ohne meine Erlaubnis? Werde gleich selber sothanen Rattenfänger inspizieren und examinieren!“ Und so schnell er's fertig brachte, stülpte er seinen großen Hut auf das Haupt.

„Platz! Platz!“ rief er und schob zur Seite, was ihm im Wege stand. Gewaltig mit beiden Armen rudernd, erreichte er die Mitte des Marktes. „Hier bin ich, ich, der Bürgermeister von Hameln! Pfeifer, sag' an, was ist dein Begehr?“

Der Spielmann sah behaglich auf all das Getriebe rings umher und lachte ganz wundersam vor sich hin. Seine hagere Gestalt überragte alle um Kopfeslänge. Gottfried mit den andern Kindern stand dicht neben ihm. Eiskalt lief es dem Knaben über den Rücken, wie konnte nur ein Mensch so wunderlich kichern und lachen! —

Der Pfeifer sprach: „Gestrenger Herr, mit Vergunst, Ratten vertreiben ist keine Kunst. Hab' sie von meinem Meister gelernt, gebt mir, was ich verlange, so bin ich Euer Diener.“ — „Potz Blitz!“ rief der Bürgermeister, „das wäre ein Hauptstück. Nichts dünkt uns dafür zu viel, einen Goldgulden auf den Kopf denk' ich — wenn Ihr wollt!“ — „Ja, ja, einen Goldgulden, solches zahlen wir alle!“ hieß es im Chor. „Also sei es“, sprach der Pfeifer, „aber gedenkt eures Versprechens, ehrsame Herren von Hameln!“ — „Wir zahlen, wir zahlen, schafft nur erst die Ratten fort, dann der Lohn!“

Der Rattenfänger setzte die Pfeife an und blies. „Das klingt lustig und fein“, sagte der Schneider, „da möchte man schier tanzen.“ Aber das Tanzen verging ihnen, als die Pfeife stärker ertönte und nun aus allen Winkeln, Löchern, Häusern, Kellern und Böden Ratten und Mäuse in Scharen herbeiströmten. Laufend, quiekend, raschelnd zwischen den Füßen der Leute hindurch, ihrer immer mehr erschienen. Bald bedeckte sich der Rennweg und der Bürgersteig mit den häßlichen Langschwänzen. „Platz! Platz!“ hieß es von allen Seiten, man drängte und stieß einander. „Helft! helft! ich ersticke!“ schrie der feiste Bürgermeister, um den sich ein dichter Knäuel Menschen geschart hatte, der nun selber schreiend und pustend vorwärts keuchte. Doch die Ratten thaten just noch eiliger; ohne Scheu drängten sich die Langschwänze zwischen den Leuten durch, krabbelten an einzelnen empor und eilten dann über den Häuptern der Menge auf den Rattenfänger los. Dieser stand unbekümmert ob des Lärmens da.

Er lugte wie zuvor unheimlich drein und sang zwischen dem Pfeifen:

„Ratt' und Maus, Ratt' und Maus,
Führ' sie all zum Thor hinaus,
Führ' sie weit, führ' sie weit —
Draußen ist ihr Grab bereit.“

Und vorwärts ging es: der Geselle voraus, die Tiere hinter ihm her. Wer von Zweifüßlern Lust trug, gleichfalls. Finsternis begann sich auf Stadt und Straße zu lagern. Hinaus vor die Stadt bewegte sich der Zug, weiter bis zur Weser. Dichter Nebel umlagerte den Fluß, der Spielmann verschwand darinnen... Man hörte noch die Pfeife wie aus weiter Ferne, immer neue Scharen von Ratten und Mäusen liefen aus den Feldern zusammen, drängten den andern nach, den lockenden Klängen der Pfeife folgend. Die Wellen des Flusses rauschten wie im Sturmwind, Quieken und Rascheln rings umher — ein unheimlicher Lärm! . . .



Der Rattenfänger ruft die Ratten zusammen.

Endlich schwand der Nebel, aber auch die Pfeife schwieg und die Sonne brach aus dem Gewölk hervor; der Rattenfänger kehrte zum andern Ufer zurück, und es wollte den Zuschauern recht seltsam, ja schauerlich dünken, als er so gelassen durch das Wasser dahinschritt, als sei gar nichts Absonderliches geschehen. Ratten und Mäuse waren verschwunden.

„Es ist am End' keine Kunst", sagte der Stadttrompeter zum Stadtpauker, das Schweigen der betroffen dreinstarrenden Leute unterbrechend, „so viele Goldgulden hätte unsereiner auch verdienen können."

Man kehrte zur Stadt zurück.

Am andern Morgen — es war der Tag Johannis und Pauli, am 26. Juni — erschien der Spielmann auf dem Markte, wo eben auch der Bürgermeister sich eingefunden hatte. Vor diesen trat er: „Meine Zeit ist um, Herr, gebt mir den den Lohn, der mir gebührt", sagte er. Sinnend wiegte der Gestrenge sein gedankenreiches Haupt mit der noch sichtbaren Beule, dann sprach er:

„Hört, Spielmann, mir dünkt, was Ihr gethan, konnt' ein andrer auch — Ihr habt uns einen losen Streich gespielt — ein Goldgulden für den Kopf ist zu viel des Guten, geht in Euch — laßt nach!" —

„Ich habe solches nicht verlangt, Ihr habt geboten und mir soviel gelobt."

„Das Hexenstückchen da hätten unsre Stadtmusikanten auch fertig bringen können", sagte der naseweise Schneider.

„Schweigt, Schneider", versetzte ruhig der Rattenfänger, „auch Ihr habt solchen Lohn versprochen!" — Neben dem Bürgermeister drängte sich jetzt die Gestalt des hohläugigen Bettlers hervor, um den sich vor kurzem die Kinder gestritten. Dieser murmelte zuerst leise, dann immer vernehmbarer:

„Gebt, o gebt, was ihr versprochen,
Sonst wird der Wortbruch an euch gerochen!"

Niemand achtete der Warnung, am allerwenigsten der Bürgermeister. „Versprechen hin, Versprechen her — Worthalten bringt hier großen Schaden, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen! Die in Rinteln werden uns schön auslachen! Also vernehmt: was unser Stadtpfeifer jährlich erhält, sollt Ihr auch haben — topp! nicht einen Heller mehr. — Was denkt ihr?" wandte er sich an die Bürger.

„Recht so!" riefen die Leute, „der Bürgermeister sorgt für unser Wohl."

„Gebt mir, was Ihr versprochen", rief der Rattenfänger mit dumpfer Stimme — „oder Euch treffe..." Er vollendete nicht, sondern erhob drohend die Hand mit der Pfeife und seine Augen funkelten recht unheimlich. Wieder murmelte der Alte dicht neben dem Bürgermeister seinen warnenden Spruch; er wiederholte ihn lauter; doch die Leute von Hameln achteten seiner nicht.

„Was will der Narr mit seiner Pfeife uns anhaben!" — „Will er gar drohen!" — „Schafft den Schwindler, den Narren und Rattenfänger fort!" riefen hundert Stimmen durcheinander. „Büttel her!" erscholl die mächtige Stimme des Stadtoberhauptes. Mit wildem Geschrei stürzte eine Schar auf den Rattenfänger los, da durchdrang ein schriller, gellender Pfiff das Getöse, erst laut und markerschütternd, und dann wieder so verlockend, daß jeder erschrocken und doch lauschend harren blieb. Der im wunderlichen roten Hute, der lustige Spielmann aber, in der Mitte stehend, sang:

„Ihr Knaben heran; ihr Mädchen heran,
Die Pfeife ertönt, ich führe euch an —
Auf! auf, mir nach, hinauf, hinab —
Über Berg und Thal — zuletzt ins Grab...."

Die letzten Worte waren im Geräusch der Menge, kaum verstanden, verklungen. Aber der Spielmann pfiff weiter — recht seltsame Weisen, erst leise, lockend und schmeichelnd, dann lauter und lauter in wildem Rauschen, daß der Klang in alle Häuser drang. Die Thüren öffneten sich von selbst, die Kinder eilten herzu, große und kleine drängten sich um den Spielmann; der aber blieb nicht auf der Straße stehen, sondern schritt vorwärts, alle aber folgten.

Jetzt eilten die Eltern herbei, ihre Kinder zurückzuhalten. Sie riefen, drohten, wehrten.... indes vergebens.... nach dem Klang der Pfeife folgten viele hundert Kinder dem seltsamen Pfeifer vor die Stadt.

Vergebens jammerten und flehten die Eltern — die Kinder achteten nur auf die Pfeife und den unheimlichen Spielmann.

Der aber zog von dannen und mit ihm die Lebensfreude der Bürger von Hameln. Immer vorwärts ging's — niemand vermochte die bethörten Kinder zurückzuhalten. Riesengroß blieb lange noch die Gestalt des Pfeifers sichtbar, lange tönte die Pfeife in das Ohr der nachfolgenden Eltern und Anverwandten. Dazwischen hinein erklang in kurzen Pausen das Hohngelächter des Rattenfängers und deutlich vernahmen die Zurückbleibenden die Worte:

„Für Frevelthat — die Rache naht,
Für Geld und Gut — das junge Blut.
Huhu, huhu, die Eule schreit,
Die Wohnstatt ist für euch bereit.
Mir nach, mir nach, die Pfeife ruft,
Dort öffnet sich des Berges Kluft.
Hinein, hinein, seid alle mein“

Schwarzes Gewölk senkte sich hernieder, die Mütter weinten, die Väter riefen und drohten, aber in weiter Ferne verlor sich endlich der Klang der Pfeife; die Sonne durchbrach die dunklen Wolken und beleuchtete eine Szene voll Jammer und Herzeleid: Kinder und Spielmann waren verschwunden.

Die Kinder folgten unterdessen ihrem Führer ohne Rast und Ruhe. Jetzt bot da, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzesform aufgerichtet standen, der Poppenberg dem Zuge Halt. Der that sich vor den hundertunddreißig Kindern und ihrem Führer auf und aus den Felsenwänden gähnte ihnen eine finstere Kluft entgegen. Der Pfeifer trat ein, die Kinder folgten, von seinem Zauber befangen. Seitwärts stand der Alte, welcher sie vergeblich gewarnt hatte; er breitete wie abwehrend die Arme aus, er erhob die Stimme und rief in Angst und Bangen immerfort: „Zurück, zurück!“

Süß und verlockend ertönte von neuem die Pfeife, und weiter eilten sie, vorbei an dem Warner — hinab in die Tiefe. Da fiel der Blick des Alten auf eines der letzten Kinder, fest sah er nach ihm hin, es war Gottfried. Auch er wollte der Weise des Versuchers folgen, aber in dem Auge, das unbeweglich auf ihm ruhte, lag eine Kraft, stärker, lockender als die Zaubermelodien, die noch einmal mit aller Macht hervorklangen — dann — ein donnerndes Krachen — die Pforte zur Kluft war verschwunden*).

Gottfried taumelte zu Boden.

*) Der Sage nach sollen zwei Kinder zurückgekommen sein. Das eine derselben sei blind, das andre stumm gewesen; das erstere hat daher nicht angeben können, wo die Kinderschar mit dem Pfeifer verschwunden war, das zweite hat wohl den Ort gesehen, aber nichts von dem gehört, was sonst sich zugetragen. Das in unsrer Erzählung davongekommene fromme Kind kommt auf das Knäblein heraus, welches der Sage nach umgekehrt war, weil es in der Eile im Hemde davongelaufen und wieder heimgerannt war, um noch sein Röcklein anzuziehen. Als es wieder zum Poppenberg hingelaufen war, ließ sich weder vom Spielmann noch von den Kameraden eine Spur mehr auffinden. Die im Berge Verschwundenen sollen nach einer märchenhaften Zudichtung zur Sage in Siebenbürgen wieder ans Licht der Welt gelangt sein.

2.

„Gottfried, gehe heim, deine Mutter weint um ihre Kinder“, sprach der Alte in sanftem Ton. Verstört blickte der Knabe um sich: „Ja, aber wo sind sie? Wo ist meine Schwester Lene?“ — „Sie konnten dem Zauber nicht widerstehen“, erwiderte der Alte, „sie haben meine Stimme nicht gehört, sie rannten in ihr Verderben.“ — „Magdalena, mein süßes Schwesterchen, also auch du bist verloren? Lenchen, komm, o kehre zurück!“ — „Ach, dein Ruf klingt nicht in die Tiefe“, sprach der Alte; „in einem Jahre komme wieder hierher zur selbigen Stelle, dann kann ihnen vielleicht doch noch geholfen werden! Jetzt aber gehe heim, deine Mutter weint bitterlich.“ — Er selbst ging seines Weges.

Der entsetzte Knabe eilte nach Hause. Verweinte und verstörte Gesichter kamen ihm entgegen, allen voran seine Mutter, mit lautem Jubelruf ihr gerettetes Kind umarmend. Man fragte, forschte, wie es ergangen. Der Knabe erzählte, was er zu berichten wußte. Sogar der dicke Bürgermeister kam herbei, aber Trost zu bringen vermochte er nicht; immer von neuem ergossen sich die Thränen, als könnten sie nie versiegen.

Wochen, Monate vergingen, keine Kunde erscholl in betreff der Verschwundenen; das ehemals so fröhliche Städtchen war ein Ort der Trauer geworden. Blaß und abgehärmt sahen die ehemals so frischen Leute aus; der Schneider, an und für sich schon mager genug, war dürr geworden wie Hans Klapperbein; der feiste Bürgermeister hatte bedeutend von seinem stattlichen Leibesumfange eingebüßt. „All meinen Reichtum würfe ich ihm hin“, rief er oft, „gäbe er mir nur meinen Valentin zurück.“ — Gottfried sah und hörte das alles; er sah auch, wie seine eigne Mutter täglich sich mehr absorgte — ach, er wußte ja, wem ihre Thränen galten. Tag und Nacht dachte er deshalb an die letzten Worte des Alten, die er am Berge vernommen. Er sprach aber zu niemand davon. Was half es, dachte er, wenn sie auch hofften und fürchteten, wie er selbst, und wenn dann die Hoffnung dahin schwand!

So kam der Jahrestag heran. Jäh aus dem Schlafe fuhr Gottfried frühmorgens schon empor. Er hatte im Traum Magdalena gesehen, bleich, mit hohlen Wangen, und ihm tönte noch ins Ohr ihr flehentlicher Ruf: „O, Brüderchen hilf! o hilf!“ Dazu war er bereit. Das Jahr des Kummers hatte seine Kräfte gestählt; mutig und entschlossen wollte er zur Rettung sein Leben wagen, allen Gefahren trotzend. Leise trat er in das Zimmer seiner Mutter. Sie schlief noch, spät erst hatte ein wohlthätiger Schlaf ihr die müden Augen geschlossen. Ganz

---

Der Dichter **Julius Wolff**, welcher diese Sage gar anmutig neu erzählt hat, ist damit erst hervorgetreten, nachdem unsre Erzählung (1874) niedergeschrieben und bald nachher gedruckt worden war. Er hat emsig nach der alten Stadtgeschichte geforscht, und was er davon herausgebracht, wie er in seinem poetischen Vorwort erzählt, schalkhaft in den Worten ausgesprochen:

Manch selt'ne Chronik schlug ich auf,
Urkunden, Pergamente,
Daß ich erführ' der Dinge Lauf,
Sie recht beim Namen nennte.

Doch nirgends gibt es ein Archiv,
Für Forscher was und Finder,
Als daß ein Pfeifer kam und rief,
Die Ratten und die Kinder.

sacht küßte er ihre Hand; er durfte sie nicht wecken, sie würde ihn nicht haben ziehen lassen. Er war ja ihr eines und alles. „Lebe wohl, lieb Mütterlein, deine Thränen will ich trocknen. Gott hilft!“ sprach der Knabe voll Zuversicht.

Unhörbar, leise verließ er das Haus. Berg und Thal waren noch taufrisch, kaum erst war die Sonne emporgestiegen. Da lag der Berg, die Unglücksstätte, wo Schwester und Gespielinnen verschwanden. Gottfried spähte umher nach dem Eingang, der sich voriges Jahr gezeigt; doch kalt und unheimlich starrten ihm die Felsen entgegen. „Jetzt, alter Warner, halte dein Wort, stehe mir bei!“ rief der Knabe. Eine Hand berührte seine Schulter, der Gerufene stand hinter ihm. „Ich weiß, was du willst, ziehe getrost des Weges. Dieser Stab wird die Pforte des Berges öffnen und dich schützen. Schwer ist dein Werk; aber dem Beharrlichen winkt der Sieg. Gedenke deiner Mutter; thut Hilfe dir Not, so wisse, der getreue Eckart ist nahe. Du bist ein wackerer Junge und hast einst auf meinen warnenden Ruf gehört. Und nun zaudre nicht länger, wir sehen uns wieder, lebe wohl!“ Er reichte Gottfried seinen Stab und ging. Ohne Säumen befolgte jener das Gebot. Langsam, fast wie unwillig, schoben sich die Felsen auseinander; ein schmaler Gang ward sichtbar. Ein letzter Blick nach der Heimat, nach der strahlenden Sonne dort oben, dann trat er in die Schlucht ein, und hinter ihm schloß sich der Berg. Dunkelheit umgab ihn rings, aber als er furchtlos weiter schritt, wurde es bald heller. Waren es die glitzernden Felsenzacken an den Wänden, welche das matte Dämmerlicht ausströmten?

Gottfried fühlte sich beklommen in der Totenstille hier unten, er hörte nur seinen eignen Schritt. Bald aber wurde es lebendig; aufgescheucht aus dem Schlummer rauschten und schwirrten Nachtvögel umher und schrieen und krächzten in mißtönenden Lauten. Es klang fast wie: „Schu hu, schu hu, du Menschenkind du, was störest du — da unten die tiefe Ruh'?“

Unbeirrt schritt er vorwärts, er fürchtete den Eulenruf nicht. Vorüber an schaurigen Abgründen, an rauschenden Wasserfällen führte ihn sein Weg. Immer lebendiger wurde es in der Tiefe. Flimmernder Lichtschein tanzte über die Wasser, allerlei Stimmen wurden vernehmbar, bald lärmend, als hätte sein Fuß alle Geister der Unterwelt aufgestört. Plötzlich tönte es ihm ins Ohr in schauerlichem Tone:

„Was suchst du so keck, du Menschenkind,
Hier unten, wo Tod und Schrecken nur sind?
Was störst du uns auf aus der Grabesnacht,
Und scheuchst uns hervor aus dem Felsenschacht?
Du hast uns gestört, du gehörst uns nun zu,
Komm mit zur Ruh'!“

Hoch türmten sich die Steinkolosse auf; fratzenhaft starrte den Eindringling hier ein zackiger Felsenvorsprung, dort eine nasenartige Spitze an; hier sickerte eisiges, klares Wasser von den Stalaktiten hernieder, dort schlängelte sich in zischendem Gebrause eine heiße Quelle am zerklüfteten Boden hin. Und dann wieder schienen versteinerte Gestalten ihre starren Arme gegen ihn vorzustrecken, als wollten sie ihn fassen und hinabziehen in die Tiefe der Felsenschlucht.

Mühsam, jedoch sorgsamen Blickes, verfolgte er sein Ziel. Die bleiche Mutter, die flehende Schwester und die leuchtende Hoffnung im Herzen trieben ihn vorwärts. Lange, lange dauerte die Wanderung — er merkte es kaum. Jetzt bog er um eine Ecke — und vor ihm lag ausgebreitet ein hohes Schloß aus Trachyt mit Fenstern, Zinnen und Türmen von schwarzem Marmor. Aufatmend hielt Gottfried an. Blendender Lichterglanz strahlte aus den Fenstern, Lärm und Jubel scholl ihm entgegen, aber deutlich unterschied er, trotz allem Getöse, den Klang der Pfeife, der ihn gequält und verfolgt hatte, Tage und Nächte hindurch. Die Wohnung des Rattenfängers war erreicht.

Er trat in die offene Pforte. Prächtig flimmerten und glitzerten die Wände; Gold und Silber, dunkler Marmor und Alabaster, wohin er sah, hei, wie das alles glänzte und blinkte. Schau, dort — auf sonnighellem Plane, da waren sie alle, seine lieben Gespielen, und Magdalene, die sanfte, liebliche Schwester. Dazwischen hinein aber klang schrill die Pfeife, und mit wildem Jauchzen wirbelte die Kinderschar durch die weite Halle. Fieberglut färbte die Wangen, schwer keuchte die Brust, da — dort taumelte eins zu Boden, darüber hinweg ging's, Blut färbte die Stirn des Gestürzten, aber aufspringend eilte es fort ohne Rast und Ruhen, hin im Strudel wilden Tanzes. An der Thür sank auch Magdalene nieder; aber im Nu stand Gottfried neben ihr und hob sie auf.

„Magdalena!“ rief er leise, sie sah ihn groß an, verwundert, nachdenkend. Da erklang die Pfeife von neuem, und sie riß sich los und stürmte den Tanzenden nach. Gottfried folgte ihr — jetzt bemerkten die Kinder den neu Angekommenen, sie umringten ihn: doch fest auf seinen Stab gestützt, stand der kleine Held da in dem tollen Reigen . . ., die Pfeife erscholl laut, aber sie hatte keine Macht mehr über ihn. Da schwieg der Spielmann plötzlich, die Kinder schwankten zur Seite — Gottfried stand allein mitten im Saale vor dem gefürchteten Rattenfänger.

„Was willst du in dem Reiche, wo nur ich gebiete?“ fragte er finster.

„Ich suche die Verlornen“, erwiderte Gottfried. — „Was willst du bei den Unterirdischen?“ — „Sie der Erde wiederbringen, der du sie geraubt hast“, sprach Gottfried; „wie lange gedenkst du die Schuldlosen noch festzuhalten?“ — „Sie sollen tanzen und springen, bis der Tod sie mir völlig zu eigen gibt.“ — „Das möcht' ich dir wohl wehren!“ — „Du magst dein Glück versuchen. Nur zu!“

Und wieder tönte die Pfeife. Flehend suchte Gottfried seine Freunde vom Tanze abzuhalten; er sprach von den heiteren Gefilden der Heimat, den freundlichen Gegenden zwischen der Hamel und Weser, sprach von Vater und Mutter, erzählte, wie ihr Schicksal ihm keine Ruhe gelassen und wie er hierher geeilt sei, sie, seine alten Gespielen zu sehen und zu retten; doch all seine Reden verhallten. Die Pfeife riß die Verführten von neuem fort in den wilden Reigen. Sie umtanzten auch ihn und gedachten ihn mit fortzureißen. Schauerlich ertönte das Hohngelächter des Pfeifers und seine Worte: „Schwer wiegt die Schuld; sieh' dort die Wage, wie sie sich neigt. Was verloren, ist nicht wieder zu gewinnen, und wer in meine Gewalt gelangt ist, versinkt tiefer, tiefer! Also ist's mein Recht. Weder Gold noch Schätze retten dich und jene aus meiner Macht. Suche nach etwas, was schwerer wiegt als Gold und edles Gestein.



Am Eingang zum Tanzsaal im unterirdischen schwarzen Schlosse des Rattenfängers.

Sonst bist du mein, mußt mit zum Reih'n, mußt mit!" — Grinsend verzerrte sich des Unholds Gesicht. Aufschreiend, von Entsetzen übermannt, stürzte Gottfried hinweg: heiseres Lachen gellte in seinen Ohren nach, wiewohl er schon mehrere Säle flüchtigen Fußes durcheilt hatte.

Überall glaubte er das Gesicht des Pfeifers zu erkennen, wie er ihn zu ergreifen suchte; den Stab hoch erhoben, floh er weiter, erreichte eine Pforte — sie sprang auf, um hinter ihm krachend wie die Pforte des Berges zuzuschlagen. Der Lärm war verstummt.

Tief atmend blieb Gottfried stehen. Er befand sich jetzt ganz allein. Die andern alle aber mochten noch in der Gewalt des bösen Zauberers geblieben sein. „Alter Warner, treuer Eckart, jetzt hilf!" sprach Gottfried. „Wo findet Rettung sich, wo Sühne?"

Langsam schritt er vorwärts, der Boden unter seinen Füßen war jedoch nicht mehr mit hartem Steingeröll bedeckt, über ihm rauschte es leise, als ob ein sanfter Wind in hohen Baumwipfeln wehe. Erstaunt blickte er umher, hinter ihm standen, gleich einer Schutzwehr, dunkelgrüne Tannen dichtgedrängt, und vor ihm — wohin das Auge sah — Blumen in wunderbarer Farbenpracht. Schmetterlinge schwebten auf und nieder, goldglänzende Vögel sangen in der Luft mit süßer Stimme, Springbrunnen plätscherten, und zwischen all dem Lieblichen spielten weißgekleidete Kinder umher. Keine Blume ward geknickt; leicht, als berührten die Füßchen den Boden nicht, glitten sie darüber hin. Eine hohe weiße Frauengestalt bewegte sich unter ihnen, sie erblickte den Fremdling und winkte.

Sogleich eilte eines der lieblichen Wesen auf ihn zu und faßte seine Hand. „Willst auch du bei uns bleiben? Komm mit uns zu der weißen Frau!" — Gottfried folgte der kleinen Hand, die ihn vorwärts zog. — „Du bist wohl von der Erde herniedergestiegen? denn du siehst so traurig aus, wie die Erdenkinder; wir dagegen sind hier allesamt glücklich."

„Wer seid ihr denn?" fragte Gottfried erstaunt. „Ich war auch früher auf der Erde", lächelte die zarte Kleine, „da kam die weiße Frau und brachte mich hierher, da mochte ich nicht mehr zurück." — „Ach!" forschte Gottfried leise, „hast du denn keine Mutter, die um dich weint?" — „Mein Mütterlein weint nicht um mich. Sie weiß, daß ich hier glücklich bin, viel glücklicher als dort oben. Weißt du", erzählte sie, „allnächtlich wandelt die gute weiße Frau hinauf auf die Erde und sucht die Menschen auf, die traurig sind, um sie zu trösten. Wir begleiten sie dann und erzählen den kleinen Kindern, wie schön es hier unten ist, daß sie meinen, sie hätten geträumt. Und hat dann eines rechte Sehnsucht nach der stillen friedlichen Heimat, dann kommt die weiße Frau, nimmt es auf ihren Arm und trägt es schlafend herab in den ewigen Garten."

Die weiße Frau trat nun heran; sie legte ihre Hand auf Gottfrieds Locken, beugte sich herab und küßte ihn leise auf die Stirn. Gram und Sorgen schwanden nun mit einem Male hinweg: ihm war, als dürfe er jetzt rasten und ruhen daheim sanft in seiner Mutter Arm. Er wußte nicht, war es Traum oder Wachen.

Die weiße Frau führte ihn weiter, zeigte ihm nun alle Wunder und Herrlichkeiten des Gartens, und die Engelskinder lächelten ihn an: „Bleibe bei uns!"

Aber in der Mitte war ein tiefer, unergründlicher Brunnen. Ein weißes Marmorbild schwebte darüber, und unausgesetzt fort rannen einzelne Tropfen aus den steinernen Augen und träufelten herab. Gottfried konnte den Blick nicht wegwenden. Er sah die weiße Frau an: „Sieh, mein Kind“, lächelte sie, „alle Schmerzensthränen der Menschen fallen hernieder in den Thränenborn. Ich bewahre sie auf — sie wiegen schwer; wehe dem, der solche verschuldet!“ — „Wohl wiegen schwer solche Thränen“, dachte Gottfried; war es ihm doch, als fühle er selbst ihr bleiern Gewicht.

Nur einen Augenblick hatte er seiner Mutter Kummer vergessen, seine Schwester, seine Gespielen. Jetzt sah er zu der weißen Frau, als erwarte er von ihr die Hilfe, deren er bedurfte. Sie schien seine Gedanken zu erraten. „Nicht ich kann sie erretten, die dem Bösen folgten, sie können nicht eintreten in mein stilles Reich. Kämpfe weiter, mein Sohn, mutigen Herzens, und du vollendest das Werk, das du unternommen.“ Sie schöpfte mit einem Kristallkrug aus dem Brunnen und reichte ihn hin. „Nimm“, sprach sie, „es sind die Thränen, welche auf der grünen Erde droben in Hameln um die verlornen Kinder geweint wurden. Ein Tropfen auf die Lippen der Unglücklichen, und sie werden erwachen aus dem verwirrenden Taumel; Sehnsucht und Schmerz nach den Eltern und nach der Heimat werden in ihren Herzen sich regen. Und zur Sühne der Schuld wirf diesen Krug in die Wage — sie wird gewiß sich neigen.“

Wieder küßte sie Gottfried auf die Stirn, es war ihm, als erwache er — der Garten war verschwunden, vor ihm stand das Marmorschloß des Rattenfängers. Den Krug aber hielt er in der einen Hand, in der andern seinen Stab, der ihn so treu vor den Gefahren der Pfeife geschützt hatte.

Die Pforte öffnete sich ihm wieder. Tiefe Stille herrschte in dem Zauberpalast, wie ausgestorben schienen die weiten Säle, die er durchwanderte. Angst erfaßte ihn — waren die Worte des Spielmanns schon wahr geworden? Lagen sie schon alle im Todesschlaf? Schneller als zuvor eilte er vorwärts, jetzt trat er in den letzten Saal. Auf den Ruhebetten an den Wänden lagen die Kinder und schliefen nur; er sah, wie sie noch atmeten. Leise trat er heran, Tropfen um Tropfen fielen aus seinem Kruge auf die halbgeöffneten, schmerzlich verzogenen Lippen der Schlafenden, die, so schien es, von ängstlichen Träumen gequält wurden. Ganz zuletzt kam er zu der kleinen Schwester.

Er hätte sie für eines der Engelskinder aus dem Garten der weißen Frau halten mögen, wären ihre Wangen nicht so fahl, ihr Antlitz nicht so schmerzbewegt, so angstvoll gewesen.

Ein Tropfen fiel nieder, gierig sogen die blassen Lippen ihn ein. Langsam richtete sie sich auf und sah aus großen starren Augen umher.

„Ist er nicht da?“ flüsterte sie vor sich hin; „mir war, als stehe er vor mir. Aber... nein, Gottfried, du — o so komm!“

„Magdalene!“ jubelte der Bruder, und umschlang sie freudetrunken.

Auch die andern Kinder erwachten aus dem todähnlichen Schlafe, sie erkannten den Freund und Gespielen. „Ach, Gottfried“, sagte Magdalene, „nimm mich mit nach Hause; hier ist's so schaurig, so kalt, und ich bin so müde, so matt. O nimm mich mit!“ — „Und wenn der Pfeifer kommt, müssen wir

doch immer tanzen, wie er will", sagte der trotzige Valentin. „Gottfried, warum kommst du zu uns? glaubst du, wir wären glücklich hier, wo wir tanzen, tanzen bis zum letzten Atemzuge, bis wir endlich ermattet zum Tode zu Boden sinken?" — „Mut", sprach Gottfried, „folgt mir nach, ich führe, ich befreie euch. Reißt euch los aus der Gewalt des Bösen, Gott hilft den Schwachen!"

Kühn schritt er voran — da sauste es wie Sturmwind durch den weiten Saal, und als sie sich umwendeten, erblickten sie mit Entsetzen den Pfeifer.

„Wer ist der Verwegene, der es wagt, die mir Verfallenen hinwegzulocken?"

„Ich bin es", sprach Gottfried vertrauend, „sie sind nicht dein, denn sie sind schuldlos!" An der Säule inmitten des Saales schwebte noch die Wage, und die Schale der Schuld hing tief herab bis auf den Boden. „So lege ich denn", sprach er mutig weiter, „zur Sühne der Schuld diesen Krug in die andre Schale, Thränen der Eltern, jahrelang geweint — sie wiegen schwer — doch sie sühnen." — Und er legte den Krug in die Wagschale, die leicht in der Luft schwebte, und sie sank tief nieder. „Sieh, du Böser, die Schuld ist gesühnt, frei sind die Gefangenen. Deine Macht ist jetzt zu Ende, und nun fort, ihr Freunde, zur Heimat, zu neuem Frühling und zu neuem Glück!"

Jubelnd drängten die Kinder nach der Thür — da schrillte die Pfeife — sie achteten es nicht — aber an den Wänden regte und bewegte es sich; der Zierat aus Gold und Silber verwandelte sich in riesige fratzenhafte Gebilde, umringt von Schlangen und Drachen, die sich aufbäumten und mit weit aufgesperrten Rachen den Hinwegeilenden den Ausgang wehrten.

Der Zauberer mit seiner Pfeife rief und beschwor die Geister der Unterwelt

„Herauf, herauf, der Meister gebeut,
Hervor aus Bergen und Schluchten!
Wehret den Ziehenden,
Haltet die Fliehenden,
Wehret mit starker Hand,
Haltet sie festgebannt!"

So rief er mit grausiger Stimme, den Krug aus der Schale stürzend: „Sie brachen ihr Wort, ich breche das Glas!" Gottfried schwang jedoch seinen Stab, die Kinder drängten sich an ihn. „Jetzt treuer Eckart, hilf!" rief er bebend.

Aus dem umgestürzten Gefäße rann fort und fort ein Wasserstreif. Erst wie ein Bächlein, dann mehr und mehr anschwellend zum Strom; er dehnte sich aus mit reißender Schnelle, erfüllte den Saal, stieg empor, höher und höher. Vergebens suchte der Zauberer dem Gewässer sich zu entziehen, eine mächtige Stimme rief durch das Tosen und Brausen: „In der Flut, die du beschworen, wirst du untergehen!" Hoch auf bäumten sich die Wellen empor und begruben in ihren Fluten das Schloß mit all seinen Schätzen — mit all seiner Schuld.

Gottfried aber und seine Gespielen standen in dem empörten Elemente wie auf einer sicheren Insel. Sie stiegen mit in die Höhe, und als nun die Wogen, leise murmelnd, den Untergang des Zauberschlosses verkündeten, da war es keine Insel mehr, die sie trug, es war ein Boot, groß, geräumig. Am Steuer aber stand ernst und mild der treue Eckart und lenkte die Fahrt.

Vorwärts glitt das Schiff, die Felsenzacken thaten sich auseinander, der Himmel sah herein mit seinen Sternen; Gärten und Inseln lagen in der

weiten Wasserfläche wie Blumengefilde. Leise flüsterten die Wellen, als wollten sie ihnen erzählen von Vater und Mutter, die ihrer harrten; über ihnen schwebten bunte Vöglein und hell schmetternde Lerchen und jubelten ihr Lied.

Staunend sahen die Kinder auf all die Wunderdinge; leise küßte ein kühlendes Lüftchen die heißen Stirnen und Wangen, daß sie wieder in Kraft und Jugendfrische blühten wie ehemals. Jetzt lenkte das Boot in engeren Raum; denn zu beiden Seiten erschauten sie Land, grüne Felder, Städte und Dörfer, sie erkannten die lachenden Fluren: es war die Weser, auf welcher sie fuhren.

Im Osten stieg das Morgenrot auf, der Alte am Steuer deutete nach dem Lande — vor ihnen lag Hameln im Sonnenglanz.

Und dort am Ufer rannte hin und her, was in Hameln nur noch Füße hatte. Der alte Bürgermeister schlotterte sogar auf den Füßen heran, sein Stock mußte helfen; der Schneider mit seinen ellenlangen Stelzenbeinen vor ihm her, dann Frau Gutmann, und wie sie alle hießen, laut jubelnd:

„Sie sind wieder da! der Jakob! der Valentin! der Gottfried! alle, alle!"

Das Boot landete, und voran, die Schwester an der Hand, stürzte Gottfried an seiner Mutter Hals: „Ich bringe sie dir wieder, lieb Mütterlein!"

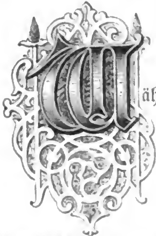
„Herzenskind", sprach sie leise, „Gott segne dich, segne euch beide!"

Seitdem hat kein Ratten- und Kinderfänger sich mehr nach Hameln gewagt, und die Bewohner der alten Stadt haben die empfangene Lehre beherzigt und halten besser ihr gegebenes Wort als vor alten Zeiten, in denen diese Geschichte spielte.

Dorothea Waldner.



Der treue Eckart, der Hüter der Kinder.



Andre Zeiten, andre Reden.

Während des Dreißigjährigen Krieges konnt' mancher, dem es an der Wiege nicht gesungen ward, es zu großen Ehren bringen, und wer vorher die Kühe gehütet oder die Elle geschwungen hatte, der stolzierte als Wachtmeister, ja als Oberster umher; und wer es nicht so genau nahm mit dem „Mein und Dein", dagegen tüchtig zugriff, der gelangte auch zu etwas. Der Soldaten gute Zeit und ihre Herrlichkeit ging jedoch zu Ende, nachdem der Friede endlich zu Münster und Osnabrück abgeschlossen war, und da stand es gar schlimm um manchen alten und jungen Kriegsknecht. Jetzt traf wieder das Sprichwort zu: „In Friedenszeiten gilt ein Soldat so viel wie ein warmer Kachelofen in den Hundstagen."

Viele der unbeschäftigten Kriegsleute zogen nun als Lungerer und Räuber und nicht selten in Scharen durch das Land, indem sie, wenn auch in andrer, für sie mitunter viel gefährlicheren Weise, ihr bisheriges wüstes Treiben fortsetzten. Da konnten denn freilich sich die Stadt- und Landleute des wiedergewonnenen Friedens noch immer nicht von Herzen erfreuen und sie waren ihrer Habe dann so wenig sicher wie vorher, als noch die kaiserlichen, die schwedischen und andre Kriegsvölker aufeinander losschlugen.

Doch gab es nicht wenige, die zu geordneter Lebensweise zurückkehrten; mancher zog den Offiziersrock aus, um durch ehrliche Arbeit, wenn auch als Handlanger in niedrigem Dienste, das Brot zu verdienen. So auch ein biederer Leutnant, dem es so schlecht erging, daß er schon manchen Tag nur erbetteltes Brot verzehrt hatte. Um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, verdingte er sich zuletzt als Knecht bei einem Bauer, dem er die Pferde putzte, Hofarbeiten verrichtete und die Kühe hütete.

Einst weidete er seine Herde nahe der Straße, als einer der Verlotterten unter seinen ehemaligen Kameraden des Weges daher kam und ihn erkannte. Voller Verwunderung hielt der Kriegsgeselle an und fragte ihn, wie er zu solch einer seiner unwürdigen Hantierung habe greifen mögen. Der frühere Soldatenführer und jetzige Kuhaufseher aber erwiderte mit guter Laune:

„Weil ich von der Kriegszeit her des Kommandierens gewohnt war, so meinte ich, es sei besser, ich bliebe in der Übung, wenn's auch nur versuchsweise bei Kühen wäre. Eins freilich verdrießt mich dabei: daß die Leute ihre Sprache so sehr geändert haben. Zog ich während des Krieges durch ein Dorf und trieb mit meinen Leuten die Kühe weg, da liefen mir die Frauen nach und riefen: „Ach, Herr Leutnant, gebt mir doch um Gotteswillen meine Kuh wieder!" Wenn ich aber jetzt des Morgens mit den Kühen durch das Dorf ziehe, da tritt aus diesem und aus jenem Hause ein Weib heraus und ruft mir zu: „Hierher, Herr Leutnant, nehmt auch meine Kuh mit!"

Wie lange dem frühern Soldaten das Kommandieren des gehörnten Viehvolkes behagt hat, kann ich nicht erzählen. Frei nach A. Richter.



Jugend ohne Alter, Leben ohne Tod.

Ein rumänisches Märchen.

Es war einmal, wie's keinmal war, wär's nicht gewesen, würde es nicht erzählt, seitdem der Floh an einem Fuß mit 99 Pfund Eisen beschlagen wurde und in den Himmelsraum sprang, um uns Märchen zu holen.

Es war einmal ein großer Kaiser und eine Kaiserin, beide jung und schön, und da sie sich Kindersegen wünschten, thaten sie alles, was dazu nötig ist, nämlich: sie gingen zu den Hexen und Philosophen, damit diese aus den Sternen lesen möchten, ob sie Kinder haben würden oder nicht. Aber es war alles vergebens. Endlich hörte der Kaiser, daß in einem nahen Dorfe ein weiser, alter Mann lebte, und schickte zu ihm, um ihn rufen zu lassen. Die Abgesandten aber kamen mit der Antwort heim: wer ihn brauche, möge zu ihm kommen. So brachen also Kaiser und Kaiserin auf und nahmen einige Herren ihres Hofstaats, Gefolge und Soldaten mit sich und gingen in das Haus des weisen Mannes. Als der Alte sie von fern kommen sah, ging er ihnen entgegen und sagte alsogleich:

„Seid willkommen! Aber was willst du wissen, Kaiser? Der Wunsch, den du hegst, wird dir Trauer bringen.“

„Ich bin nicht hier, um dich danach zu fragen“, sagte der Kaiser, „sondern um zu wissen, ob du irgend welche Kräuter hast, die du uns geben kannst, damit wir Kinder bekommen.“

„Die habe ich“, entgegnete der Alte, „aber ihr werdet nur ein Kind haben: es wird ein schöner, liebreizender Knabe sein, und er wird euch nicht erhalten bleiben.“

Nachdem der Kaiser und die Kaiserin die Heilkräuter genommen, kehrten sie froh zum Palast zurück, und nach einigen Tagen fühlte sich die Kaiserin Mutter. Das ganze Reich, der ganze Hof und alle Dienerschaft freuten sich dieses Ereignisses. Ehe aber noch die Stunde seiner Geburt kam, begann das Kind ein Geschrei, das keine Zauberkunst zum Schweigen bringen konnte. Da fing der Kaiser an, ihm alle Güter der Welt zu versprechen, aber es war keine Möglichkeit, ihn zu beruhigen.“

„Schweig, Vaters Herzenskind“, sagte der Kaiser, „denn ich werde dir dieses und jenes Kaiserreich geben; schweig, mein Sohn, denn ich werde dir zur Gemahlin diese und jene Kaisertochter geben.“ Endlich, als er sah, daß er immer noch nicht aufhörte, sagte er ihm noch: „Schweig, mein Knabe, ich werde dir die Jugend ohne Alter und das Leben ohne Tod geben.“

Darauf schwieg das Kind und kam zur Welt; aber die Hofleute schlugen die Pauken und bliesen die Trompeten, und im ganzen Reiche herrschte große Fröhlichkeit eine ganze Woche lang.

Je mehr der Knabe wuchs, desto nachdenklicher und sinnender wurde er. Er ging in die Schulen und zu den Philosophen, alle Gelehrsamkeit wurde ihm zu eigen, so daß der Kaiser vor Freude starb und wieder auflebte. Das ganze Reich war stolz vor Freude, daß es einen so weisen und wohlgebildeten Kaiser, gleichsam einen Kaiser Salomon haben würde. Eines Tages aber, als das Kind gerade sein fünfzehntes Jahr vollendete, war der Kaiser mit allen Herren und den Großen des Reiches bei Tisch und vergnügte sich, als der schöne Prinz aufstand und sagte: „Vater, jetzt ist die Zeit gekommen, jetzt mußt du mir das geben, was du mir bei meiner Geburt versprochen hast!“

Als der Kaiser solches hörte, betrübte er sich sehr und sagte ihm: „Aber mein Sohn, wie kann ich dir ein so unerhörtes Ding geben? Und wenn ich es dir damals versprach, war es nur, um dich zum Schweigen zu bringen!“

„Wenn du es mir nicht geben kannst, Vater, bin ich gezwungen, die ganze Erde zu durchwandern, bis ich das mir Versprochene finde, dessentwegen ich zur Welt kam!“

Darauf fielen alle Herren und der Kaiser ihm zu Füßen und baten ihn, das Reich nicht zu verlassen, weil, wie die Herren sagten, sein Vater jetzt alt würde, und sie ihn auf den Thron erheben und ihm die schönste Kaiserin unter der Sonne zur Frau geben wollten; aber es war unmöglich, seinen Entschluß wankend zu machen, denn fest wie der Fels bestand er auf

seinen Worten. Als sein Vater aber alles das gesehen und wohl erwogen, gab er ihm seine Erlaubnis und machte sich daran, ihm die Zehrung auf den Weg und was er sonst noch brauchte herzurichten.

Dann ging der junge Held in die kaiserlichen Stallungen, wo die schönsten Rosse des Reiches standen, um sich eines auszusuchen; aber wenn er die Hand an den Schwanz der Rosse legte, warf er sie zu Boden, und so fielen alle Pferde nieder. Endlich, als er gerade hinausgehen wollte, ließ er seine Augen noch einmal durch den Stall schweifen und erblickte in einer Ecke ein krankes, mit Geschwüren bedecktes, schwaches Pferd, auf das er zuging. Als er es an den Schwanz faßte, wandte es ihm den Kopf zu und sagte:

„Was befiehlst du, mein Gebieter? Ich danke Gott, daß er mir dazu verholfen hat, daß noch einmal eines Helden Hand mich berührt."

Und sich fest auf die Füße stellend, blieb es gerade stehen. Da sagte ihm der junge Held, was er im Sinne habe zu unternehmen, und das Pferd entgegnete:

„Um deinen Wunsch erfüllen zu können, mußt du von deinem Vater das Schwert, die Lanze, den Bogen, den Köcher mit den Pfeilen und die Kleider, die er als Jüngling trug, verlangen; mich aber mußt du mit eigner Hand sechs Wochen lang pflegen und mir den Hafer mit Milch gekocht geben."

Als er vom Kaiser die Sachen erbat, die ihm das Pferd angeraten hatte, rief dieser den Haushofmeister des Palastes und befahl ihm, alle Kleidertruhen aufzuschließen, damit sein Sohn die, welche ihm gefielen, auswählen könne. Der junge Held, nachdem er sie drei Tage lang durchwühlt, fand endlich auf dem Boden in einer alten Truhe die Rüstung und die Kleidung, welche sein Vater als junger Mann getragen, erstere aber ganz verrostet. Er machte sich mit eigner Hand daran, sie vom Rost zu reinigen, und innerhalb sechs Wochen, während der Zeit, da er auch das Pferd pflegte, gelang es ihm, die Rüstung glänzend und blank wie einen Spiegel zu putzen. Als das Pferd von dem schönen Prinzen erfuhr, daß die Kleider und das Rüstzeug gereinigt und hergerichtet seien, schüttelte es sich einmal, und alle Geschwüre fielen von ihm ab, und es stand gerade so da, wie seine Mutter es geboren, als ein starkes, wohlgebautes Pferd mit vier Flügeln. Als der Held es so sah, sagte er ihm:

„In drei Tagen brechen wir auf!"

„Lange mögest du leben, Herr, ich stehe heute schon zu deinen Diensten", antwortete das Pferd.

Am dritten Tage in der Frühe war am ganzen Hofe und im ganzen Kaiserreiche große Trauer. Der schöne Prinz, wie ein Held gekleidet, mit dem Schwert in der Hand, auf dem Pferde reitend, das er sich auserwählt, nahm Abschied vom Kaiser, von der Kaiserin, von allen großen und kleinen Herren, von dem Heere und von der ganzen Dienerschaft des Hofes, welche mit Thränen in den Augen ihn anflehten, von dieser Reise abzustehen, damit er seinen Kopf nicht etwa dem Verderben aussetze; er aber, dem Pferde die

Sporen gebend, flog wie der Wind zum Thore hinaus; ihm nach die Wagen mit der Zehrung, mit Geld und so an die 200 Reiter, welchen der Kaiser den Befehl gegeben, ihn zu begleiten.

Nachdem er über die Grenze von seines Vaters Reich gelangt und in der Wüste angekommen, hat der schöne Prinz alle seine Habe unter die Reiter verteilt, Abschied von ihnen genommen und sie zurückgeschickt; für sich behielt er nur soviel Nahrungsmittel zurück, als das Pferd tragen konnte. Und dann schlug er den Weg gen Osten ein und ritt drei Tage und drei Nächte, bis er an eine weite Ebene kam, auf der viele Menschengebeine lagen.

Als er hier anhielt, um auszuruhen, sagte ihm das Pferd: „Wisse, Herr, daß wir hier auf dem Besitztume einer Spechtfee sind, die so böse ist, daß niemand ihr Reich betreten kann, ohne von ihr ermordet zu werden. Sie war eine Frau, aber der Fluch der Eltern, denen sie nicht gehorchte, sondern die sie immer erzürnte, hat sie zu einem Specht gestaltet; jetzt ist sie bei ihren Kindern, aber morgen, in dem Walde, den du dort siehst, wirst du ihr begegnen, sie kommt, um dich zu verderben. Sie ist furchtbar groß, aber erschrick ja nicht, sondern halte den Bogen bereit, um sie mit dem Pfeil zu durchbohren, halte auch Schwert und Lanze bei der Hand, damit du dich ihrer im Fall der Not bedienen kannst."

Sie begaben sich nun zur Ruhe, aber sie wachten immer abwechselnd.

Am folgenden Tage, als sich die Morgenröte verbreitete, trafen sie ihre Vorbereitungen, um durch den Wald zu kommen; der Prinz sattelte und zäumte das Pferd, zog den Gurtriemen straffer an als bisher und machte sich auf, als er plötzlich ein schreckliches Hacken hörte. Das Pferd sagte ihm jedoch: „Halt dich bereit, Herr, denn jetzt nähert sich die Spechtfee." Als sie nun näher kam, riß sie die Bäume nieder, so eilig ging sie; das Pferd aber schnellte in die Höhe wie der Wind, so daß es fast über ihr stand, und der Prinz schoß ihr mit dem Pfeil einen Fuß ab. Als er ihr aber den zweiten Pfeil senden wollte, rief sie:

„Halt ein, junger Held, ich thu' dir nichts!" Und als sie sah, daß er es nicht glaubte, gab sie es ihm mit ihrem Blute geschrieben.

„Dein Pferd soll leben, junger Held", sagte sie zu ihm weiter, „denn es ist verzaubert; wenn das nicht gewesen wäre, hätte ich dich gebraten und verspeist; wisse, daß bis heute kein Sterblicher gewagt hat, meine Grenzen bis hierher zu überschreiten; ein paar Verwegene, die sich dessen erdreisteten, sind bis zu der Ebene gelangt, wo du die vielen Gebeine gesehen hast."

Nun gingen sie zu ihrem Hause, wo sie ihn bewirtete und wie einen Gastfreund aufnahm. Als sie aber bei Tische saßen und sich vergnügten, wimmerte die Spechtfee vor Schmerz; da zog er den Fuß, welchen er ihr abgeschossen, aus dem Reisesacke, in dem er ihn aufbewahrt hatte, setzte ihn ihr an, und er heilte auch augenblicklich. Sie aber hielt vor Freude drei Tage hintereinander offene Tafel und bat ihn, sich zur Frau eine ihrer Töchter, die alle drei schön wie Feen waren, auszuwählen; er aber wollte nicht, sondern sagte ihr, was er suche; worauf sie entgegnete: „Mit dem

Pferde, das du hast, und mit deinem Heldenmut, glaube ich, daß du es erreichen wirst."

Nach drei Tagen machte er sich reisefertig und brach auf. Er ritt und ritt und ritt weiter, lang und immer länger ward der Weg; als er aber über die Grenzen des Spechtseegebietes zog, stieg er auf eine schöne Wiese, die auf der einen Seite mit blühenden Gräsern bedeckt, auf der andern aber versengt war.

Da fragte der Heldenprinz, warum das Gras versengt sei, und das Pferd antwortete:

„Hier sind wir auf dem Gebiete der Skorpionhexe; sie ist die Schwester der Spechtsee, sie sind aber beide so böse, daß sie nicht zusammen leben können. Der Fluch der Eltern hat sie getroffen, und darum sind sie so, wie du sie gesehen, zu Untieren geworden; ihre Feindschaft ist über alle Begriffe, sie wollen sich gegenseitig immer Land entreißen; wenn diese sehr erzürnt ist, speit sie Feuer und Pech, sie muß irgend einen Streit mit ihrer Schwester gehabt haben, und um sie von ihrem Gebiet zu verjagen, hat sie das Gras, auf das sie getreten war, versengt. Sie ist noch schlimmer als ihre Schwester und hat drei Köpfe. Wir wollen jetzt etwas ruhen und morgen mit dem frühesten bereit sein."

Am nächsten Tage bereiteten sie sich vor wie damals, als sie zur Spechtsee gelangten, und brachen auf. Bald hörten sie ein Geheul und ein Rauschen, wie sie es bis dahin noch nie vernommen hatten.

„Sei bereit, Herr, denn nun nähert sich die Skorpionhexe."

Die Skorpionhexe, mit einem Kiefer im Himmel und dem andern auf der Erde, Feuer speiend, näherte sich so schnell wie der Wind; das Pferd aber bäumte sich eiligst wie ein Pfeil und stürzte sich dann etwas von der einen Seite über sie. Der Held schoß einen Pfeil ab, und ein Kopf fiel ihr herunter; als er ihr noch einen Kopf abschießen wollte, bat die Skorpionhexe selbst, er möchte ihr verzeihen, sie würde ihm nichts thun, und um ihn dessen zu versichern, gab sie es ihm mit ihrem Blute geschrieben.

Gerade wie bei der Spechtsee wurde er beherbergt, er gab ihr den Kopf zurück, der wieder angeklebt wurde, und nach drei Tagen reisten sie weiter.

Als sie über die Grenzen des Reichs der Skorpionhexe gelangt, eilten sie rastlos immer weiter, bis sie an ein Feld kamen, das nur mit Blumen bedeckt war, wo ewiger Frühling herrschte. Jede Blume war besonders schön und mit süßem, berauschendem Duft erfüllt, ein Luftzug, der sanft wehte, umfächelte alles. Hier blieben sie, um sich auszuruhen; das Pferd aber sagte:

„Bis hierher wären wir glücklich gelangt, Herr, aber eine große Gefahr haben wir noch zu überstehen, und wenn uns der Herrgott hilft, daß wir auch sie überwinden, dann sind wir tapfere Helden. Etwas weiter von hier liegt der Palast, in dem die Jugend ohne Alter und das Leben ohne Tod wohnen. Er ist aber von einem dichten, hohen Wald umgeben, in dem alle wilden Tiere der Welt sind, Tag und Nacht bewachen sie denselben und sie sind sehr zahlreich. Mit ihnen zu kämpfen, liegt außerhalb

der Möglichkeit, daß wir durch den Wald dringen, erst recht; so müssen wir versuchen, wenn wir können, über ihn fortzuspringen."

Nach einer Ruhe von etwa zwei Tagen machten sie sich wieder reisefertig, darauf sagte das Pferd, den Atem anhaltend:

„Schnall' mir den Gurt so fest um, wie du kannst; wenn du mich dann bestiegen hast, halte dich fest, auch an meiner Mähne, die Füße drücke an meinen Hals, damit du mich nicht hinderst."

Er stieg auf, machte einen Versuch, und in einem Augenblick waren sie dicht am Walde.

„Herr", sagte das Pferd, „jetzt ist's an der Zeit, nun die wilden Tiere gefüttert werden; sie sind dort versammelt, jetzt wollen wir hinüber."

„Vorwärts", entgegnete der schöne Prinz, „und der Herr erbarme sich unser!"

Sie flogen in die Höhe und sahen den Palast, der so glänzte, daß man eher in die Sonne schauen kann als auf ihn. Sie setzten über den Wald, und gerade als sie sich hinunter lassen wollten zur Treppe des Palastes, berührte das Pferd leise mit einem Fuß den Wipfel eines Baumes, worauf der ganze Wald sich in Bewegung setzte. Die Tiere begannen zu heulen, so daß einem die Haare zu Berge stehen mußten. Sie ließen sich eilig hinab, und wäre nicht die Herrin des Palastes draußen gewesen, um ihre Küchelchen (denn so nannte sie die wilden Tiere des Waldes) zu füttern, sie wären sicherlich umgekommen. Sie verschonte sie aber aus purer Freude, denn sie hatte bisher noch nie eine Menschenseele bei sich gesehen. Sie hielt die Tiere zurück, beruhigte sie und sandte sie auf ihren Platz zurück. Eine große, schlanke und liebliche Fee war sie, und gar zu schön; als der junge Held sie sah, blieb er erstarrt stehen. Wie sie ihn aber so ansah, fühlte sie Mitleid mit ihm und sagte:

„Willkommen, schöner Prinz. Was suchst du hier?"

„Wir suchen die Jugend ohne Alter und das Leben ohne Tod!"

Dann stieg er vom Pferde und trat in den Palast ein. Dort fand er noch zwei Frauen, beide gleich jung, es waren die älteren Schwestern der ersteren. Er begann der Fee zu danken, daß sie ihn aus der Gefahr befreit; sie aber mit den Schwestern bereitete ihm vor Freude ein angenehmes Nachtmahl, ganz und gar in goldenen Gefäßen. Dem Pferde gaben sie die Freiheit, zu weiden, wo es wolle, später machten sie dasselbe mit allen wilden Tieren bekannt, damit es in Frieden durch den Wald gehen könnte. Die Frauen baten ihn, von jetzt ab bei ihnen zu bleiben, denn es war ihnen, wie sie sagten, langweilig so allein; er aber ließ es sich nicht zweimal sagen, sondern nahm das Anerbieten mit der Zufriedenheit eines Menschen an, der gerade das gesucht, was er findet.

Allmählich, allmählich gewöhnten sie sich aneinander, er erzählte ihnen seine Geschichte, und was er gelitten hatte, bis er zu ihnen gelangt war, und nach einiger Zeit verheiratete er sich mit der jüngsten Schwester. Bei ihrer Verheiratung wurde ihm die Erlaubnis erteilt, überall in der Umgegend hingehen zu dürfen, wohin er wolle; nur ein Thal, das sie ihm

zeigten, baten sie ihn nicht zu betreten, denn sonst erginge es ihm schlecht; jenes Thal, sagten sie ihm, hieße das Thal der Klage.

Er brachte dort eine sehr lange Zeit zu, ohne es zu verspüren, denn er blieb immer so jung wie er gewesen, als er angekommen war. Er ging durch die Wälder, ohne daß ihm auch nur der Kopf weh that. Er ergötzte sich an den goldenen Palästen, lebte in Ruhe und Frieden mit seiner Frau und ihren Schwestern, freute sich der Zartheit der Blumen und der süßen, reinen Luft wie ein Glückseliger. Oft ging er auf die Jagd; eines Tages aber verfolgte er einen Hasen, sandte ihm einen, zwei Pfeile nach, aber traf ihn nicht. Ärgerlich lief er hinter ihm her, sandte den dritten Pfeil, mit welchem er ihn auch traf, aber der Unglückliche hatte in seiner Eile nicht darauf geachtet, daß er durch das Thal der Klage gekommen, indem er den Hasen verfolgte!

Er nahm den Hasen und wandte sich nach Hause, aber plötzlich überfiel ihn die Sehnsucht nach Vater und Mutter. Er wagte nicht, seiner Frau davon zu sprechen, aber sie und die Schwestern erkannten seinen Zustand gleich an der Trauer und der Unruhe, in der sie ihn sahen.

„Unglücklicher, du bist in das Thal der Klage gegangen", sagten sie ihm voll Schreck.

„Ich hab's gethan, meine Lieben, ohne diese Unbesonnenheit begehen zu wollen, jetzt aber vergehe ich vor Sehnsucht nach meinen Eltern! Aber auch euch kann ich nicht verlassen. Ich bin schon mehrere Jahre bei euch und habe mich über keine Kränkung zu beklagen. So werde ich also hingehen, um meine Eltern noch einmal zu sehen, und dann werde ich zu euch zurückkehren, um nie mehr fortzuziehen."

„Verlaß uns nicht, Geliebter! Deine Eltern leben schon seit Hunderten von Jahren nicht mehr, und selbst du, wenn du einmal gehst, wirst, so fürchten wir, nie mehr zurückkehren; bleibe bei uns, denn eine böse Ahnung sagt uns, daß du umkommst!"

Alle Bitten der drei Frauen, wie auch die des Pferdes waren nicht im stande, seine Sehnsucht nach den Eltern, die ihn bei lebendigem Leibe verzehrte, zu stillen.

Schließlich sagte ihm das Pferd: „Wenn du nicht auf mich hörst, Herr, wird das, was dir zustößt, nur deine eigne Schuld sein. Ich will dir etwas sagen, und wenn du meine Bedingung annimmst, bringe ich dich zurück!"

„Ich nehme sie an", sagte er, „mit allem Dank, laß sie hören."

„Sowie du am Palaste deines Vaters anlangst, steigst du ab, ich aber werde allein umkehren, falls du auch nur eine Stunde dort bleibst."

„So sei es", sagte er.

Sie machten sich reisebereit, er umarmte die Frauen, und nachdem er Abschied genommen, ritt er ab; sie aber blieben schluchzend und mit Thränen in den Augen zurück.

Sie kamen an die Stelle, wo einst das Gebiet der Skorpionhexe gewesen; dort fanden sie Städte, die Wälder waren zu Feldern geworden, er

fragte diesen und jenen nach der Skorpionhexe und ihrer Behausung; sie aber antworteten ihm, daß ihre Großväter von den Urgroßvätern gehört hätten, daß man sich einst solche alberne Märchen erzählt habe.

„Wie ist so etwas möglich?“ sagte ihnen der Prinz, „neulich bin ich noch hier vorbeigekommen“, und er erzählte ihnen alles, was er wußte.

Die Leute lachten über ihn, wie über einen, der irr redet oder wachend träumt; er aber ritt erzürnt weiter, ohne zu beachten, daß ihm Haar und Bart weiß wurden.

Als er in das Reich der Spechtfee kam, dieselben Fragen und dieselben Antworten. Er konnte nicht begreifen, wie sich die Ortschaften in einigen Jahren derart verändert hatten, und von neuem erzürnt ritt er mit einem weißen Bart, der ihm bis zum Gurt reichte, weiter und fühlte, wie ihm die Füße zu zittern begannen.

Auch von dort aufbrechend, gelangte er in das Kaiserreich seines Vaters. Hier neue Menschen, neue Städte und die alten so verändert, daß er sie nicht wieder erkannte. Endlich gelangte er an den Palast, in dem er zur Welt gekommen. Als er hier abstieg, küßte ihm das Pferd die Hand und sagte:

„Bleib' gesund, Herr, ich kehre dorthin zurück, von wo ich gekommen. Wenn du auch dorthin zu gehen wünschest, steig' schnell auf, und wir reiten los.“

„Fahr' wohl, auch ich hoffe bald zurückzukehren.“

Das Pferd flog schnell wie ein Pfeil davon.

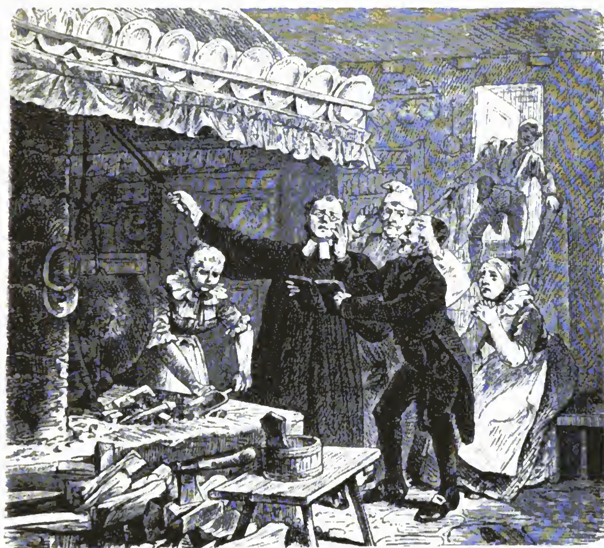
Als er die Paläste zerfallen und das Unkraut, das um sie herumwucherte, sah, seufzte er tief auf, und mit Thränen in den Augen suchte er sich zurückzurufen, wie glänzend einst diese Stätten waren. Er ging zwei-, dreimal um sie herum, suchte in jedem Zimmer, jeder Ecke sich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, suchte den Stall, in dem er das Pferd gefunden, dann stieg er in den Keller hinab, dessen Eingang mit den herabgefallenen Trümmern erfüllt war.

Hier und dort suchte er herum mit einem weißen Barte, der ihm bis zum Knie reichte, seine Augenlider hob er mit den Händen hoch und konnte kaum noch gehen; er fand nur ein altes Gerümpel von Truhe, die er öffnete, aber es war in ihr nichts drin. Er hob den Deckel empor, da sprach eine Stimme aus der Tiefe: „Sei willkommen, denn hättest du noch länger auf dich warten lassen, wäre auch ich zu Grunde gegangen.“

Da legte sein Tod, der in der Truhe schon ganz zusammengeschrumpft war, die Hand auf ihn; er aber fiel tot hin und zerfiel augenblicklich zu Staub. —

Ich schwang mich in den Sattel dann,
Damit ich's euch erzählen kann.

Aus den „Rumänischen Volksmärchen.“ Deutsch von M. Kremnitz.



Küster und Pfarrer bemühen sich umsonst am Herd des Bösen.

Fiddiwau, wau, wau.

Ein dänisches Märchen.

Es war einmal ein träger Mann und eine recht faule Frau, denen wurde ein Sohn geboren und er reckte und dehnte sich schon im Wickelbette so müde und schlotterig, daß man gar wohl merken konnte, aus ihm werde dereinst ein rechter Faulpelz werden. Und so kam es auch.

Als er älter wurde, mochte er auch nicht die allergeringste Arbeit verrichten. Dem Vater und der Mutter aber war es gerade so recht: einerlei, ob ihr Klaas zu etwas nütze sei oder nicht, wenn der Bursch' nur gedieh; denn beide Eltern hielten unbändig große Stücke auf den Buben. Und er gedieh auch recht wacker, wurde groß und stark und dick und fett, und war allezeit lustig und guter Dinge; aber niemals zeigte er Lust, etwas Nützliches anzufangen.

Als er herangewachsen war, besprachen sich seine Eltern, auf was er sich jetzt verlegen und was er werden sollte. Etwas mußte es wohl sein, damit er sein tägliches Brot habe, denn zu Hause ging es nur sehr knapp her. Aber es wäre Sünde und Schande gewesen, von ihm zu erwarten, daß er irgend

etwas arbeiten sollte — so meinte er. Dazu hatte er ja nie Lust verspürt — und nur die Lust fördert das Werk. — So wurde denn schließlich bestimmt, daß er hinausziehen und betteln gehen solle. Das war der Lebensweg, der, wie es ihnen schien, am besten für den lieben Jungen paßte.

Eine Tasche über den Rücken, einen Stock in der Hand, trabte er gemächlich fort. Er ließ sich gute Weile, denn es hatte ja keine Eile, und mit Hast mochte er auch nichts thun — denn mit Hast wird's zur Last. Als er eine kurze Strecke gegangen war, wurde er hungrig, drum setzte er sich ins Gras nieder und verzehrte, was er von zu Hause mitbekommen; und nachdem er gespeist hatte, wurde er schläfrig und drum legte er sich unter einen Baum, um zu schlafen. Als er wieder erwachte, neigte sich der Tag schon dem Abend zu, und er meinte wohl noch eine kleine Strecke marschieren zu können, ehe er irgendwo hineinging, um sich ein Nachtquartier zu erbetteln.

Wie er so den Weg entlang schlenderte, begegnete ihm ein altes Weib. „Guten Abend!“ sagte sie, „wo willst du denn hin?“ — „Ich will ausziehen und betteln gehen“, antwortete er, „und das soll jetzt mein Lebensweg sein, denn zur Arbeit tauge ich einmal nichts. Vor allem muß ich jetzt schauen, daß ich an einen Ort komme, wo man für gute Worte ein Nachtlager haben kann.“

„Na, so einen Ort könnt' ich dir schon nachweisen“, sagte das Weib. „Gehe nur in das erste Anwesen linker Hand, wo du gleich hinkommst, hinein. Dort wird man dich schon übernachten lassen, wenn du nur genau thust, was ich dir sage. Bevor du zur Thüre hineingehst, hebe einen kleinen Stein auf, der davor liegt, und stecke ihn zu dir. Und wenn du hineinkommst, sage Dank zu allem, was man zu dir sagt, und was es auch sein möge. Und wenn alle andern schlafen, dann lege den kleinen Stein auf den Herd unter die Asche, an die Stelle, wo das Feuer angemacht wird.“

„Schönsten Dank!“ erwiderte der Bursche und schlenderte langsam weiter, bis er zu dem ersten Anwesen linker Hand kam. Er hob den kleinen Stein, der vor der Thür lag, auf und ging dann hinein. Drinnen traf er eine Frau; indem er ihr einen guten Abend wünschte, bat er, hier über Nacht bleiben zu dürfen. Aber die Frau sagte: „Das geht nicht an.“ — „Schönsten Dank!“ versetzte er. „Ich sagte ja, daß es nicht sein kann“, wiederholte die Frau, „wir können keine fremden Leute beherbergen.“ — „Schönsten Dank!“ wiederholte er dennoch, indem er sich auf eine Bank niedersetzte. Da ließ ihn die Frau sitzen, weil sie ihn doch nicht geradezu hinausjagen wollte.

Bald darauf kam der Mann nach Hause. „Wer ist denn der dort?“ fragte er. „Ich weiß es wahrhaftig nicht“, antwortete die Frau; „entweder ist er taub, oder er ist ein Tölpel, denn ich habe ihm gesagt, daß er nicht dableiben könne; er sagt aber in einem fort Dank zu allem.“ Der Mann schüttelte den Kopf und setzte sich an den Tisch; die Frau aber schöpfte Suppe und Zuspeise aus dem Topf und stellte beides vor ihren Mann hin, indem sie zugleich sagte, er möge davon soviel essen, als ihm schmecke; was übrig bleibe, würde sie dann aufheben. An den fremden Burschen dachte sie freilich nicht und blickte auch gar nicht nach ihm hin. Der aber sprach: „Vergelt's Gott, tausend Dank!“ — rückte zur Schüssel hin und langte tüchtig zu, so daß dem Manne nicht das

Geringste übrig blieb. Der Mann und die Frau sahen sich verwundert an, mochten aber dem kecken Burschen nichts sagen. — Jetzt ging die Frau hinaus, machte ihrem Mann das Bett und sprach ihm zu, sich niederzulegen. Eben wie er dies thun wollte, warf der Gast seine Kleider vom Leibe, rief seinen „Schönsten Dank!" und sprang flugs ins Bett. Und ehe sich die Leute noch von ihrem Staunen erholt hatten, hörten sie ihn schon laut schnarchen. Doch konnten sie es nicht übers Herz bringen, ihn aufzuwecken und aus dem Bett herauszujagen. — So blieb er denn liegen, wo er lag; das Ehepaar aber machte es sich auf dem bloßen Fußboden bequem. Als nun alle in festem Schlafe ruhten, schlich sich der Bursche aus dem Bett, ging zum Feuerherd hin und verbarg den kleinen Stein in der Asche; hierauf legte er sich wieder schlafen.

Das Ehepaar hatte auch eine Tochter, ein großes, hübsches, blutjunges Mädchen; dieses stand nach dem Brauch des Hauses immer zuerst auf, um Feuer am Herde anzumachen. Und das sollte es auch an diesem Morgen thun. Es nahm den Feuerhaken, stöberte die Asche auf und legte neues Brennholz darauf; aber das Feuer war nicht zum Brennen zu bringen; da bückte es sich nieder, um es anzublasen, als es aber den Mund spitzte, fuhr ihm heraus: „Fff... f... f... iddiwau, Fiddiwau, Fiddiwau, wau, wau." — Und sie wiederholte in einem fort dieses Wort und brachte daher auch das Feuer nicht zum Brennen. Da fing sie an zu weinen, wobei sie fortwährend Fiddiwau rief.

Darüber erwachte ihre Mutter und fragte, was los sei? — „O, Fiddiwau!" antwortete das Mädchen, „es will nicht — Fiddiwau, wau, wau!" —

„Du stellst dich eben dumm an, und kannst deshalb das Feuer nicht zum Brennen bringen", sagte die Mutter; „ist denn aber das so etwas Großes, um davon solch ein Aufhebens zu machen!" Und sie ging nun selber zum Herd hin, stöberte die Asche auseinander und wollte zu blasen anfangen:

„Fiddiwau, Fiddiwau!" mußte sie jedoch ebenfalls sagen, und da sie nicht damit aufhörte, brachte auch sie das Feuer nicht zum Brennen.

Da heulte sie mit der Tochter um die Wette und so laut, daß der Mann davon aufwachte und verdrießlich fragte, ob sie beide etwa verrückt geworden seien. „O Fiddiwau, Fiddiwau!" riefen beide wie aus einem Mund und flennten noch lauter in die Luft hinaus. Nun machte sich der Mann auf die Beine, und als er sah, daß sie das Feuer am Herd nicht zum Brennen bringen konnten, sagte er ärgerlich: „Ja, ja, die Weibsleute haben eben keinen bessern Verstand, drum machen sie wegen nichts gleich ein solches Aufheben." Und dabei ergriff er die Feuerzange und stöberte in der Asche herum. Als er aber zu blasen begann, mußte auch er unaufhörlich „Fiddiwau, Fiddiwau, wau, wau!" rufen, wie die beiden andern.

Da beschlossen die drei, daß die Tochter zum Küster laufen solle, damit er herbeikomme und Gebete über das Feuer spreche, weil es verhext sein müsse. Das Mädchen lief so rasch es nur konnte ins Küsterhaus, dach brachte es nur mit genauer Not hervor, daß es schön grüßen solle — und — und „Fiddiwau!" „— Fiddiwau! — und daß die Eltern den Küster bitten ließen, sogleich zu kommen, um das Feuer zu besprechen — Fiddiwau, wau, wau!" — Der Küster glaubte, es könne mit dem Mädchen nicht recht richtig sein, doch ging er mit.

Als er nun sah und hörte, wie es stand, schien es ihm selbst, daß es im ganzen Hause nicht mit rechten Dingen zugehe und daß hier etwas Böses im Spiel sein müsse; — und das mußte ausgetrieben werden. Er nahm daher den Feuerhaken, um ein Kreuz über die Asche zu schlagen, und dann spitzte er den Mund zum Beten. Aber so sehr er sich auch anstrengte, zu beten oder zu blasen: — ihm ging's auch nicht besser als den andern, und er brachte nichts andres heraus, als „Fiddiwau, Fiddiwau!“ und — dabei blieb es auch.

Da mußte das Mädchen noch einmal fort und hinüber zum Herrn Pfarrer, bei dem es ganz atemlos ankam und dem es jammernd und klagend erzählte, daß zu Hause der Teufel — Fiddiwau! los sei — Fiddiwau! — und daß er den Küster schon überwunden — Fiddiwau! und sogar Vater und Mutter — Fiddiwau! — und der Herr Pfarrer möchte doch flugs erscheinen, ihnen zu helfen und den Teufel bannen — Fiddiwau, wau, wau!

Der Pfarrer zog rasch seinen Rock an, setzte die Brille auf und nahm ein mächtiges Buch unter den Arm und ging mit dem Mädchen hinüber. Er fand alle um den Herd versammelt — und das war der Herd des Bösen.

Das Feuer wollte nicht brennen, und alle schrieen wie besessen: „Fiddiwau, wau, wau!“ Der Pfarrer schlug das Buch auf und nahm den Feuerhaken zur Hand und stöberte damit in der Asche herum; dann wollte er zu lesen anfangen, um den Spuk auszutreiben. Aber das erste Wort, das auch er sagte, lautete: „Fiddiwau, Fiddiwau, Fiddiwau, wau, wau!“

Jetzt war guter Rat teuer. Nur stotternd vermochten Mann und Frau noch zu beten. In seiner Not versprach der Mann nun demjenigen, der dem Spuk ein Ende machte, augenblicklich seine einzige Tochter zur Frau zu geben und nach seinem Tode auch all sein Hab und Gut zu hinterlassen.

Der Gast, der noch im Bett schlief, erwachte um diese Zeit; er verhielt sich aber noch eine ganze Weile ruhig; doch sah und hörte er die Verwirrung und das ewige Fiddiwaurufen. Indes währte es geraume Zeit, bis ihm ein Licht aufging, wie das alles zusammenhing. Als er jedoch des Mannes letzte Worte gehört hatte, sprang er aus dem Bett und rief: „Schönsten Dank!“ Hierauf wühlte er den kleinen Stein aus der Asche heraus und warf ihn zur Thür hinaus; dann nahm er das Mädchen um den Hals und küßte es herzhaft.

Jetzt loderte das Feuer hell empor und alle waren von der Verhexung befreit; und darüber waren alle so froh, daß ein jedes den Gast umarmte. Nun war es an ihnen, „Schönsten Dank!“ zu sagen, und das thaten sie auch. Nicht lange nachher wurde Hochzeit gehalten; der Pfarrer traute das Paar umsonst und der Küster sang umsonst. Und dann lebten sie froh und glücklich miteinander. — Und so hatte der Faulpelz es doch noch zu etwas gebracht!

Swend Grundvig nacherzählt von Fr. Otto.



Der „alte Junge“ und der Fürstensohn.

Estnisches Volksmärchen.

Es war einmal ein stolzer Fürst im Goldlande, der hatte sich zufällig in einem großen Walde verirrt und konnte trotz alles Suchens den Ausweg nicht wieder finden. Da trat ein Fremder zu ihm und fragte: „Was suchst du hier im dunkeln Walde, wo nur reißende Tiere hausen?“ — „Ich habe mich verirrt und suche den Weg nach Hause“, entgegnete der Fürst. — „Versprecht mir zum Eigentum, was Euch zuerst auf dem Hofe begegnen wird, so will ich Euch den Weg zeigen“, sagte der Fremde.

Der Fürst stand eine Weile in tiefen Gedanken und sprach dann, sich besinnend: „Warum soll ich meinen guten Jagdhund verlieren? Ich kann ja wohl selbst mit der Zeit den Weg nach Hause finden.“ Da ging der Fremde fort, der Fürst aber irrte drei Tage im Walde umher, verzehrte, was er bei sich führte und konnte den Weg nach Hause doch nicht finden. Nun begegnete ihm der Fremde zum zweitenmal und sagte: „Versprecht Ihr mir nun zum Eigentum, was Euch zuerst auf dem Hofe begegnen wird?“

Indessen der Fürst blieb hartnäckig und versprach ihm noch immer nichts. Mißmutig und verdrießlich irrte er wieder umher, bis er zuletzt vor Müdigkeit niedersank und sein Ende herannahen glaubte. Da kommt der Fremde zum drittenmal zum Fürsten und spricht: „Seid doch kein Thor: was kann Euch denn so viel an einem Hunde liegen? Versprecht mir, was ich verlangte, und Euer Leben soll gesichert sein.“ — „Wohlan, mein Leben“, entgegnete der Fürst, „gilt mehr als tausend Hunde! Ein ganzes Land und Volk hängt daran. Ich will deinen Wunsch erfüllen, führe mich nach Hause!“ Kaum hatte er dieses Versprechen gegeben, so sah er sich auch schon aus dem Walde und zwar ganz in der Nähe seines Schlosses. Er schritt weiter, und das Erste, was ihm am Thore begegnete, war die Amme mit seinem Söhnchen, das dem Vater die Arme entgegenstreckte. Der Fürst erschrak, schalt die Amme aus und hieß das Kind forttragen.

Als sich des Fürsten Zorn ein wenig abgekühlt, ließ er seinen schmucken Knaben mit der Tochter eines armen Bauern vertauschen und es wuchs des Fürsten Sohn an armer Leute Herd, während des Bauern Tochter in der fürstlichen Wiege in seidenen Kleidern schlief. Nach einem Jahr erschien der Alte aus dem Walde, oder, wie ihn seitdem die Leute in Esthland hießen, der „alte Junge“, mit seiner Schuldforderung, nahm das kleine Mädchen mit sich fort und war der festen Meinung, es sei des Fürsten Kind. Der Fürst aber freute sich über die gelungene List, ließ ein großes Gastmahl anrichten und beschenkte die armen Eltern des geraubten Kindes reichlich, damit sein Kind in der Hütte keinen Mangel leide. Dennoch wagte er es nicht, den Sohn zu sich zu nehmen, da er fürchtete, der Betrug könne entdeckt werden. Die Bauern waren mit dem Tausche sehr zufrieden; sie hatten jetzt Brot und Geld in Menge.

Unterdessen wuchs der Fürstensohn zum Jüngling heran, lebte im elterlichen Hause in Freuden und in Herrlichkeit, konnte sich aber dessen doch nicht freuen. Denn als er die Geschichte von seiner Befreiung vernommen, war er in große Betrübnis geraten, daß ein armes, unschuldiges Mädchen statt seiner für das Versprechen seines Vaters hatte büßen müssen. Da faßte er den Entschluß, das Mädchen aufzusuchen, es zu befreien oder mit ihm unterzugehen. Eines Tages verkleidete er sich daher in die Tracht eines Bauernknechtes, lud sich einen Sack Erbsen auf die Schulter und begab sich nach jenem großen Walde, wo sein Vater vor achtzehn Jahren irre gegangen war.

Im Walde fing er laut an zu jammern: „Ach, ich Armer, wie hab' ich mich verirrt! Wer wird mir aus diesem Walde den Weg weisen?“ Bald darauf kam ein fremder Mann mit einem langen grauen Barte, grüßte freundlich und sprach: „Ich bin der Gegend hier kundig und kann Euch, wenn Ihr mir eine gute Belohnung versprecht, dahin führen, wohin Euer Herz sich sehnt.“ — „Was kann ich armer Mensch Euch versprechen“, entgegnete der schlaue Fürstensohn; „ich bin ein dürftiger Mensch, habe weiter nichts wie meine Seele, denn selbst der Rock auf meinem Leibe gehört meinem Brotvater, dem ich für Essen und Kleider dienen muß.“ Der Fremde bemerkte den Erbsensack und sagte: „Etwas müßt Ihr doch wohl haben, Ihr schleppt da einen Sack, der ziemlich schwer zu sein scheint.“ — „Im Sack sind Erbsen“, war die Antwort. „Meine alte Tante ist

in voriger Nacht gestorben und hat nicht so viel hinterlassen, um die Leichenwache, wie die Sitte es gebeut, mit gequollenen Erbsen abzuspeisen. Ich erbat von meinem Wirt um Gottes Lohn diese Erbsen, wollte eben heimziehen und habe mich nun verirrt." — „So bist du also eine Waise" — sprach schmunzelnd der Fremde. „Willst du vielleicht bei mir Dienst nehmen? ich suche gerade einen flinken Knecht für meine Haushaltung, und du gefällst mir." — „Wenn wir handelseinig werden", sprach der Fürstensohn, „so will ich Euch gern dienen. Zum Knecht bin ich geboren, des Fremden Brot ist überall bitter; mir gilt es ziemlich gleich, welchem Herrn ich gehorchen muß. Was versprecht Ihr mir zum Jahreslohn?" — „Nun", sprach der Fremde, „alle Tage gutes Essen, zweimal wöchentlich Fleisch, bei der Arbeit außerhalb des Hauses Butter oder Strömlinge als Zukost, Sommer- und Winterkleidung und zwei Teile Ackerland." — „Ich bin's zufrieden", sprach der schlaue Fürstensohn.

Der Alte, mit dem der Fürstensohn den Handel abgeschlossen, war der „alte Junge". Er schien über das abgemachte Geschäft sehr vergnügt zu sein, drehte sich wie ein Kreisel auf einem Fuße herum und trällerte ein Liedchen dazu. Bald darauf machte er sich mit seinem neuen Knechte auf den Weg, ohne zu bemerken, wie sein Begleiter nach einer bestimmten Anzahl von Schritten eine Erbse nach der andern aus dem Sacke fallen ließ. Unsre Wanderer legten sich im Walde unter einer großen, breitästigen Tanne zur Ruhe und setzten am folgenden Morgen ihre Wanderung fort. Als die Sonne schon an den Wipfeln des Waldes stand, erreichten sie endlich einen großen Stein. Dort blieb der Alte stehen, warf einen spähenden Blick umher, pfiff gellend in den Wald und stampfte dann dreimal mit dem linken Fuße gegen den Boden. Plötzlich that sich unter dem Steinblock eine geheime Pforte auf, ähnlich dem Eingang einer Höhle. Jetzt faßte der „alte Junge" den Fürstensohn am Arme und sagte in strengem Tone: „Folge mir nach!"

Gleich darauf waren sie von völliger Dunkelheit umschlossen, und es kam dem Fürstensohne vor, als ob ihr Weg fortwährend abwärts in die Tiefe führe. Nach einer guten Weile fing es wieder an zu tagen, doch war die Helligkeit weder dem Tageslichte, noch dem nächtlichen Mondschein zu vergleichen. Der Fürstensohn erhob furchtsam seinen Blick, aber er sah keinen Himmel und keine Sonne; nur eine glänzende Nebelwolke schwebte über ihnen und schien diese neue fremdartige Welt zu bedecken. Erde und Wasser, Bäume und Gräser, Tiere und Vögel, alles zeigte sich anders; was jedoch am meisten befremden mußte, war die wunderbare Stille, die tief unten herrschte; selbst der eigne Fußtritt erweckte keinen Schall. Man sah hier und da wohl einen Vogel auf dem Aste sitzen mit ausgestrecktem Halse und geschwollener Kehle, aber kein Laut ward dem Ohre vernehmbar. Die Hunde sperrten die Mäuler auf, wie zum Bellen, die Stiere erhoben in bekannter Weise ihren Kopf, wie zum Brüllen, doch weder Gebell noch Gebrüll drang zum Ohre. Das Wasser floß ohne Geriesel über die Kieselsteine des flachen Grundes, der Wind beugte ohne Gesäusel die Wipfel des Waldes, Fliege und Käfer flogen ohne Gesumse. Der „alte Junge" sprach kein Wort, sein Begleiter versuchte einigemal zu sprechen, fühlte aber, wie jeder Laut im Munde sogleich erstarb.

So waren sie, wer weiß wie lange, in dieser unheimlich stillen Welt fortgezogen, während steigende Angst das Herz des Fürstensohnes zusammenpreßte, sein Haupthaar wie Borsten emporsträubte und Kälte seine Glieder durchbebte — als endlich das erste Geräusch sein lauschendes Ohr berührte. Es war ihm, als ob eine große Herde Pferde durch einen tiefen Moorgrund sich durcharbeitete. Jetzt that der „alte Junge“ seinen Mund auf und sprach mit schnalzender Zunge: „Der Breikessel kocht, wir werden zu Hause erwartet.“

Nachdem sie wieder eine große Strecke vorwärts geschritten, meinte der Fürstensohn das Rasseln einer Sägemühle zu hören, wo zum wenigsten ein paar Dutzend Sägen arbeiteten, als sein Begleiter bemerkte: „Die alte Großmutter schnarcht schon im Schlosse.“

Als sie bald darauf den Gipfel eines Hügels erreichten, gewahrte der Fürstensohn in einer geringen Entfernung die Wohnung seines Wirtes.

Es waren aber der Gebäude so viele, das man eher ein Dorf oder kleines Städtchen hätte vermuten können, als die Wohnung eines einzelnen. Endlich daselbst angelangt, fanden sie an der Hofpforte ein leeres Hundehäuschen. „Krieche hinein!“ herrschte der Wirt, „und verhalte dich ruhig, bis ich deine Gegenwart der Großmutter gemeldet habe. Sie ist eigensinnig und leidet keinen Fremden im Hause.“ Der Fürstensohn kroch zitternd in die Hundehütte und fing an, sein kühnes Unternehmen zu bereuen, das ihn in solche Not gebracht hatte.

Nach einer Weile kehrte der Wirt zurück, rief ihn aus dem Schlupfwinkel und sprach mit verdrießlichem Gesichte: „Jetzt merk' dir die Hausordnung und hüte dich wohl, dawider zu handeln, es könnte dir sonst schlimm ergehen:

Halte offen Aug' und Ohr,
Doch verschließ' des Mundes Thor!
Thue, was man dir befiehlt,
Denke, was dein Herz beliebt.“

Als sie ins Wohnhaus getreten waren, erblickte der Fürstensohn ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, mit braunen Augen und lockigem Haar. Er dachte bei sich: wenn der Alte solcher schmucken Töchter mehrere hat, möcht' ich wohl sein Eidam werden! Die schöne Maid ordnete, ohne ein Wort zu sprechen, den Tisch, trug das Abendessen auf und zog sich dann bescheiden zum Kochherde zurück, wie es schien, ohne den fremden Jüngling zu bemerken. Sie nahm ihren Strumpf und fing an zu stricken. Der Wirt setzte sich aber allein zum Mahl, und weder Knecht noch Magd wurden eingeladen, daran teilzunehmen; auch die Großmutter war nirgends sichtbar. Des „alten Jungen“ Appetit war unmäßig stark; er verschlang in kurzer Zeit ein Mahl, das wenigstens einem Dutzend gewöhnlicher Esser würde genügt haben. Als er endlich seinen Kinnladen ein wenig Ruhe gegönnt, sprach er zur Maid: „Jetzt kehre den Kesseln die Böden aus und sättigt euch mit den Überbleibseln; die Knochen aber lasset für den Hund!“ Der Fürstensohn zog ein saures Gesicht über das in Aussicht gestellte schlechte Mahl, welches er mit der schönen Maid und dem Hofhunde teilen sollte. Bald aber erheiterte sich sein Gesicht, als er bemerkte, daß die Überbleibsel ein leckres Mahl darboten. Beim Essen sah er unverwandt seine Nachbarin an und hätte viel darum gegeben, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, einige Worte mit ihr zu wechseln. Aber so oft er sprechen wollte, schien der ängstlich flehende Blick des Mädchens ihm Stillschweigen zu gebieten.

Er ließ nun seine Augen sprechen und unterstützte die stumme Sprache mit seinem guten Appetit, denn das Mädchen hatte die Speise zubereitet und schien sich darüber zu freuen, daß der Gast tüchtig zulangte.

Der Alte lag ausgestreckt auf der Ofenbank und erholte sich.

Nachdem sie ihre Mahlzeit beendigt, sagte jener zum Fürstensohn: „Zwei Tage kannst du von der Reise ausruhen und dich im Hause umsehen. Übermorgen abend wirst du dich bei mir melden, damit ich dir deine Arbeit für den folgenden Tag aufgebe; denn mein Gesinde muß immer früher bei der Arbeit sein, als ich selber aufstehe. Das Mädchen wird dir deine Schlafstätte anweisen.“ Da machte der Fürstensohn Miene zum Sprechen, aber o weh! Der „alte Junge“ fuhr wie ein Donnerwetter auf ihn los: „Hund von einem Knecht! wenn du die Ordnung verletzest, so hast du deinen Kopf die längste Zeit getragen. Halt's Maul — fort zur Ruhe!“ Das Mädchen winkte ihm zu folgen, schloß eine Thür auf und wies mit der Hand, er solle hineingehen. Er glaubte eine Thräne in des Mädchens Auge zu bemerken und wäre gern länger hier geblieben, aber die Furcht vor dem Alten gestattete kein Zögern.

„Die schöne Maid kann nicht seine Tochter sein“, dachte der Fürstensohn, „sie hat ein menschliches Herz. Halt! am Ende ist sie das von meinem Vater dahingegebene arme Mädchen, um derentwillen ich dieses thörichte Wagnis unternahm.“ Er schlief sehr spät ein und träumte von allerlei Gefahren, die ihn umstrickten, und immer war es die Gestalt der Schönen, die ihm Hilfe bot.

Am Morgen ging sein erster Gedanke dahin, sich fortan der ganz stummen Leitung des Mädchens anzuvertrauen. Er fand die Fleißige schon bei der Arbeit, half ihr aus dem Brunnen Wasser tragen, Holz spalten und das Feuer unter den Kesseln schüren. Nachmittags besah er seine neue Umgebung genauer und wunderte sich, nirgends die Großmutter zu erblicken. Im Stall fand er ein weißes Pferd, im Pfahlland eine schwarze Kuh mit einem weißköpfigen Kalbe; in andern verschlossenen Ställen glaubte er Gänse, Enten, Hühner und andres Federvieh zu hören. Das Essen war auch heute wie am vorigen Abend ganz gut, und er hätte sich mit seinem Schicksal befreunden können, wenn der fatale Zungenbann ihm das Beisammensein mit dem schönen Mädchen nicht verleidet hätte. Am Abend des zweiten Tages ging er zum Wirt, um dessen Befehle einzuholen.

Der Alte sprach: „Zu morgen will ich dir eine leichte Arbeit geben. Nimm die Sense zur Hand, mähe so viel Gras, als das weiße Pferd zum täglichen Futter bedarf, und halte zugleich den Stall sauber. Sollte ich, wenn ich zufällig in den Stall komme, die Krippe leer oder den Stall unsauber finden, dann könnte es dir schlimm ergehen. Nimm dich in acht!“

Der Fürstensohn war froh und dachte bei sich: Mit dieser kleinen Aufgabe werde ich schon zurecht kommen, obgleich ich weder Pflug noch Sense bisher in die Hand genommen.“ Wie er sich eben auf seine Lagerstätte ausstrecken wollte, schlich das Mädchen leichten Schrittes zu ihm und fragte mit flüsternder Stimme: „Welche Arbeit hast du bekommen?“ — „Morgen“, antwortete der Fürstensohn, „habe ich leichte Arbeit; ich soll für das weiße Pferd Gras zum Futter mähen und den Stall säubern, das ist alles.“ — „Ach, du unglückseliges Geschöpf!“ seufzte das Mädchen traurig; „wie wirst du das ausrichten können?

Das weiße Pferd, des Wirtes Großmutter, ist ein gefräßiges Tier, dem zwanzig Arbeiter kaum sein tägliches Futter liefern könnten. Merke daher auf meinen Rat und befolge ihn genau. Wenn du dem Pferde ein paar Schoßvoll Gras in die Krippe geschüttet, dann mußt du einen starken Reifen aus Weidenreisern drehen, aber so, daß das Pferd deine Arbeit sieht. Es wird sogleich fragen, wozu deine Vorkehrungen getroffen werden, und dann mußt du antworten: „Mit diesem Reifen verbinde ich dir das Maul, wenn du mehr fressen solltest, als ich dir gebe.“ Nachdem sie solches gesprochen, ging sie leise fort und ließ dem Jüngling nicht so viel Zeit, seinen Dank zu sagen. Er wiederholte sich Wort für Wort, was das Mädchen gesprochen, und schlief dann ein.

Am folgenden Morgen begab er sich zur Arbeit. Er ließ die Sense fleißig im hohen Grase tanzen und sah zu seiner Freude bald so viel Gras liegen, daß er einige Schoßvoll aufharken konnte. Als er den ersten Schoßvoll dem Pferde in die Krippe geschüttet und gleich darauf mit dem zweiten wiederkam, fand er zu seinem größten Schreck die Krippe schon leer und ein halbes Fuder Dünger im Stalle liegen. Jetzt sah er ein, wie er ohne des Mädchens klugen Rat verloren gewesen wäre, und beschloß, ihn sogleich zu benutzen. Als er den Reifen drehte, wandte das Pferd seinen Kopf und fragte voll Verwunderung: „Was willst du mit dem Reifen beginnen, mein Söhnlein?“ — „Gar nichts“, entgegnete der Fürstensohn; „ich drehe ihn nur fertig, um, falls es dir einfallen sollte, mehr zu fressen, als ich Lust habe dir zu geben, dir dann mit diesem Reifen deine Kinnladen zusammenzuklemmen.“ Das weiße Pferd stieß einen Seufzer aus und hielt augenblicklich mit dem Kauen inne. — Der Mittag war längst vorüber und das weiße Pferd hatte noch immer Futter in der Krippe. Da kam der Wirt, und wie er alles in bester Ordnung fand, fragte er mit einigem Erstaunen: „Bist du selbst so klug, oder hast du kluge Ratgeber?“ — Der schlaue Fürstensohn entgegnete schnell: „Ich habe niemand als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte zog ein verdrießliches Gesicht und verließ brummend den Stall.

In der Abenddämmerung ging der Fürstensohn wieder nach Arbeit fragen. Der Wirt sagte: „Morgen sollst du mir das weißköpfige Kalb zur Weide führen, doch hüte dich, daß es sich nicht verläuft, sonst könnte es dir leicht dein Leben kosten.“ Der Fürstensohn dachte bei sich: „Mancher zehnjährige Bauernjunge muß eine ganze Herde hüten; wie sollte mir die Hut eines einzelnen Kalbes schwer werden?“ Wie er sich aber niederlegen wollte, schlich sich das Mädchen zu ihm und fragte nach seiner morgigen Arbeit. „Morgen habe ich Faulenzerarbeit“, sprach der Fürstensohn — „ich soll das weißköpfige Kalb hüten.“ — „Ach, du unglückseliges Geschöpf!“ seufzte das Mädchen. „Das wird dir ohne meinen Rat nimmermehr, niemals gelingen. Wisse, dieses Kalb hat eine solche Wut aufs Rennen, daß es in einem Tage dreimal um die Welt laufen könnte. Gib daher fein auf das acht, was ich dir jetzt sage. Nimm diesen seidenen Faden, befestige das eine Ende desselben an das linke Vorderbein des Kalbes, das andre aber an deines linken Fußes kleine Zehe; dann wird das Kalb sich nicht von deiner Seite entfernen, mögest du gehen, sitzen oder schlafen.“ Das Mädchen ging leise fort und der Fürstensohn ins Bett, recht ärgerlich

darüber, daß er's wieder vergessen hatte, für den guten Rat zu danken. — Er erfüllte den andern Tag alles genau, was ihn das Mädchen gelehrt hatte, und führte das Kalb auf die Weide, das wie ein treues Hündlein nicht von seiner Seite wich. Abends beim Sonnenuntergang führte er es in den Stall zurück, da trat ihm der Wirt entgegen und fragte mit zornigem Blicke: „Bist du selbst so klug, oder hast du kluge Ratgeber?“ — Der schlaue Fürstensohn aber antwortete: „Ich habe niemand als meinen schwachen Kopf und den mächtigen Gott im Himmel.“ Wieder ging der Alte brummend davon.



Der Fürstensohn und das Zauberpferd.

Spät abends begab er sich zum Wirt, um dessen Befehle für den folgenden Tag einzuholen. Dieser überreichte ihm ein Säckchen mit Gerste und sprach: „Morgen hast du einen Feiertag zum Schlafen, aber dafür mußt du dich in dieser Nacht tüchtig tummeln. Säe gleich diese Gerste aus, sie wird rasch wachsen und reifen; darauf erntest du sie ab und drischest sie aus, damit du sie malzen und zermahlen kannst. Aus dem Malzmehl mußt du Bier brauen und morgen früh mir eine Kanne von deinem frischen Bier überreichen. Achte darauf, daß du meine Befehle genau befolgest, es könnte dir sonst dein Leben kosten.“

Sorgenvoll und betrübt ging der Fürstensohn hinaus, stellte sich vor das Haus und fing bitterlich an zu weinen. Er sprach für sich: „Heute verleb' ich meine letzte Nacht; diese Arbeit kann kein sterblicher Mensch verrichten, ebenso wenig wird mir des klugen Mädchens Rat nützen. Ach, warum habe ich so

leichtsinnig mein fürstliches Schloß verlassen und mich in diese Gefahren begeben! Nicht einmal den Sternen des Himmels kann ich mein Leid klagen, denn hier gibt es weder Himmel noch Sterne, aber einen Gott gibt es, der ist überall.“ Wie er mit seinem Gerstensäcklein am Arm in großer Betrübnis dastand, siehe, da öffnete sich die Hausthür und das liebe Mädchen kam zu ihm. Es fragte ihn um die Ursache seiner Betrübnis. „Ach!“ erwiderte der Jüngling mit Thränen, „meine letzte Stunde ist gekommen. Wir müssen uns auf immer trennen. Wisse denn noch, ehe ich sterbe: ich bin eines mächtigen Fürsten einziger Sohn, der einst ein großes Gebiet erben sollte, aber nun ist alles hin.“ Hierauf erzählte er unter heftigen Thränen den ihm gewordnen Auftrag und ärgerte sich, daß das Mädchen so gleichgültig blieb. Als er seine lange Geschichte geendigt, sprach das Mädchen mit Lachen: „Na, mache dir keine unnützen Sorgen: du kannst heute nacht ganz ruhig schlafen, mein lieber Fürstensohn, und auch den morgigen Tag feiern. Merke auf meinen Rat und verschmähe ihn nicht, weil er aus dem Munde einer geringen Magd kommt. Nimm diesen kleinen Schlüssel und schließe den dritten Stall auf, worin des Alten dienstbare Geister wohnen. Wirf deinen Gerstensack dort hinein und wiederhole dabei pünktlich des Wirtes Befehl; am Schluß aber füge hinzu: „Wenn ihr von meinen Befehlen um eine Haaresbreite abweicht, so wird es allen das Leben kosten; braucht ihr jedoch Hilfe, so wird in dieser Nacht des siebenten Stalles Thür offen stehen, dann helfen des Wirts mächtige Geister aus.“

Der Fürstensohn befolgte genau diesen Rat und ging dann schlafen. Als er am folgenden Morgen erwachte und in die Brauküche ging, fand er die Bierkufe in voller Gährung. Er kostete das frische Bier, füllte dann eine Kanne und überreichte das schäumende Bier dem Wirt, als dieser sich eben von seinem Lager erhob. Aber anstatt eines Dankes sagte der Alte sehr verdrießlich: „Dieses kam nicht aus deinem Kopfe! Ich merke, du hast Freunde und Ratgeber. Gut, heute abend sprechen wir uns weiter!“

Der Fürstensohn schlenkerte den ganzen Tag herum, bis er am Abend zu seinem Herrn ging, um dessen Befehle einzuholen. Dieser aber war diesmal sehr heiter und sprach schmunzelnd: „Ich bin zufrieden mit dir! Komm morgen früh mit dem Mädchen zu mir; ich weiß, ihr habt einander lieb, ich will euch als Mann und Weib zusammengeben.“

Der Fürstensohn wollte vor Freude aufjauchzen, aber da fiel ihm noch zur rechten Zeit die strenge Hausordnung ein und er schwieg. Aber wie er vor dem Schlafengehen sein Glück der Geliebten mitteilte und von ihr gleiche Freude erwartete, bemerkte er mit Erstaunen, daß sie ganz erschreckt war und wie eine mit Kalk angeweißte Wand aussah. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, sagte sie: Der „alte Junge“ merkt es, daß ich deine Ratgeberin gewesen, und er will uns beide darum vernichten. Wir müssen uns noch in dieser Nacht durch eilige Flucht retten, sonst sind wir verloren. Nimm ein Beil zur Hand, geh in den Stall und schlage dem weißköpfigen Kalbe mit einem Hiebe den Kopf ab, mit einem zweiten spaltest du den Schädel. Im Gehirn des Kalbes findest du ein rotes, glänzendes Knäuelchen; dieses bringst du mir, das weitere will ich dann schon besorgen.“ Der Fürstensohn dachte nun:

„Lieber ein unschuldiges Kalb schlachten, als mich selbst mit dem lieben Mädchen abschlachten lassen; gelingt uns die Flucht, so komme ich in die Heimat. Meine ausgestreuten Erbsen müssen jetzt aufgegangen sein, wir können des Weges gar nicht fehlen.“ Darauf begab er sich in den Stall. Die Kuh lag neben dem Kalbe und beide schliefen, so daß sie sein Kommen nicht bemerkten. Doch wie er den Kopf des Kalbes abhieb, stöhnte die Kuh schauerlich im Schlafe, wie in einem schweren Traume. Rasch führte er den zweiten Hieb, der den Schädel spaltete. Sieh! da ward es plötzlich wie heller Tag im Stalle. Das rote Knäuelchen fiel aus dem Gehirn und leuchtete gleich einer Sonne. Er wickelte es vorsichtig in ein Tuch und barg es in seinem Busen.

An der Pforte fand er das Mädchen schon reisefertig, mit einem Bündel am Arme seiner harrend. „Wo hast du das Knäuelchen?“ fragte die Maid. „Hier!“ sprach er, und überreichte ihr das Zauberknäuelchen. „Wir müssen eiligst fliehen!“ sprach sie, indem sie einen kleinen Teil des Knäuelchens aus dem Tuche wickelte, damit der leuchtende Schein als Laterne den Pfad erhelle. Die Erbsen waren alle aufgegangen, daher konnten sie ihres Weges ganz sicher sein. Unterwegs vertraute ihm die Maid, wie sie aus einem Zwiegespräch des Alten mit der Großmutter erlauscht hätte, daß sie das Kind eines Fürsten sei, welches des Alten Schlauheit den Eltern abgelistet. Der Fürstensohn wußte die Sache besser, schwieg aber still und war im Herzen froh darüber, daß sein Unternehmen, das arme Mädchen zu befreien, gelungen war. Die Wanderer mochten schon eine gute Strecke vorwärts gekommen sein, als es anfing zu tagen.

Der „alte Junge“ erwachte erst spät am Morgen, rieb sich lange Zeit die Augen und ergötzte sich in Gedanken daran, wie er die beiden jungen Leutchen zum Frühstück verzehren wollte. Nachdem er lange gewartet, sprach er: „Die Braut wird wohl noch nicht mit ihrem Putze fertig sein!“ Doch als ihm das Warten zu lange währte, fing er an zu rufen: „Hollah! Knecht — Heda! Magd, wo bleibt ihr?“ Er wiederholte mehrmals fluchend seinen Ruf, aber weder Knecht noch Magd erschien. Verdrießlich kroch er endlich aus dem Bette und ging suchen. Aber er fand das Haus menschenleer, bemerkte auch, daß niemand in der Nacht auf dem Lager geschlafen. Jetzt eilte er in den Stall. Doch wie er hier das Kalb getödtet und das Knäuelchen entwendet fand, merkte er gleich, was vorgefallen war. Er fluchte, daß alles schwarz wurde, öffnete dann schnell die Thür des dritten Geisterstalles und sandte seine Gehilfen zum Suchen aus. „Bringt sie mir, wie ihr sie findet, ich muß sie haben!“ so sprach der „alte Junge“, und seine Geister stoben wie der Wind davon.

Die Flüchtlinge waren eben auf einer großen Fläche, als das Mädchen stehen blieb und sprach: „Es ist nicht alles, wie es sein sollte. Das Knäuelchen in meiner Hand fängt an zu zittern; wahrscheinlich werden wir verfolgt.“ Sich umsehend gewahrten sie bald eine dunkle Wolke, die rasch näher kam. Das Mädchen drehte das Knäuelchen dreimal in der Hand herum und sprach dabei: „Knäuelchen, höre, was ich sage! Möchte werden gern ein Bächlein, der Jüngling drin ein klein Fischlein!“

Augenblicklich erfolgte die Verwandlung. Das Mädchen ward ein Bächlein und der Fürstensohn schwamm als Fischlein darin. Die Geister zogen

sausend darüber fort und kehrten nach einer guten Weile wieder, aber sie ließen Bächlein und Fischlein in Ruhe. — Sobald die Verfolger fort waren, verwandelte sich das Bächlein wieder in das Mägdlein und das Fischlein wieder in den Jüngling. So setzten sie in menschlicher Gestalt ihre Flucht fort.

Als die ermüdeten Geister mit leeren Händen zurückkehrten, fragte sie der „alte Junge“, ob sie denn bei ihrem Suchen nichts Besonderes gesehen? „Nein!“ war die Antwort, „nur ein Bächlein floß auf der Fläche und ein einzelnes Fischlein schwamm darin.“ Wütend brüllte der Alte: „Schöpse!“ Das waren sie, das waren sie!“ Schnell riß er die Thür des fünften Stalles auf, ließ die Geister heraus und befahl ihnen, des Bächleins Wasser auszutrinken und das Fischlein einzufangen. Wie der Wind stoben die Geister von dannen.

Unsre flüchtigen Wanderer näherten sich eben dem Saume eines Waldes; da blieb das Mädchen stehen und sagte: „Es ist nicht alles, wie es sein sollte; das Knäuelchen in meiner Hand fängt wieder an, sich zu bewegen. Wahrscheinlich werden wir verfolgt.“ Sie erblickten abermals eine Wolke, dunkler als die erste und noch röter. „Das sind unsre Verfolger!“ rief die Maid, indem sie das Knäuelchen dreimal in ihrer Hand umdrehte. Schnell sprach sie: „Knäuelchen, höre, was ich sage! Möchte werden ein Rosensträuchlein, der Jüngling ein Röslein am Sträuchlein!“

Augenblicklich geschah die Verwandlung. Sie ward zum Rosenstrauch und er hing als Rose daran. Sausend zogen die Geister über sie fort und kehrten nach einer guten Weile wieder, und da sie weder Bächlein noch Fischlein gefunden, so kümmerten sie sich nicht um den Rosenstrauch. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelten sich Rosenstrauch und Rose wieder in Mädchen und Jüngling, die nach kurzer Rast eilig ihren Weg fortsetzten.

„Habt ihr sie gefunden?“ fragte der Alte, als er seine Gesellen keuchend zurückkehren sah. „Nein!“ antwortete der Anführer der Geister; wir fanden weder Bächlein noch Fischlein.“ — „Habt ihr sonst nichts Besonderes gesehen?“ schnaubte der Alte. Der Oberste der Geister antwortete: „Nah am Waldessaume stand ein einzelner wilder Rosenstock, und eine Rose hing daran.“ — „Schöpse“, schrie der Alte, „das waren sie, das waren sie!“ Er öffnete jetzt die Thür des siebenten Stalles und sandte seine wichtigsten Geister zum Suchen aus. „Bringt sie mir, wie ihr sie findet, tot oder lebendig! Ich muß sie haben. Reißt den verdammten Rosenstrauch mit der Wurzel aus dem Boden und nehmet alles mit, was euch Fremdartiges aufstoßen sollte.“ Wie der Sturmwind stoben die Geister davon. Die Flüchtlinge ruhten eben im Schatten eines Waldes und stärkten ihre Glieder durch Speise und Trank. Plötzlich rief das Mädchen: „Es ist nicht alles, wie es sein sollte; das Knäuelchen will mir gewaltsam entspringen. Gewiß werden wir verfolgt und die Gefahr ist sehr nahe, aber der Wald verbirgt uns den Augen der Feinde. Ich will zum letztenmal mein Glück versuchen.“ Es nahm das Knäuelchen aus dem Busen, drehte es dreimal in seiner Hand herum und sprach: „Knäuelchen, höre, was ich sage! Möchte werden gleich zur Luft, der Jüngling ein Mücklein in der Luft!“ Augenblicklich geschah die Verwandlung. Das Mädchen zerfloß in Luft, der Fürstensohn aber schwebte als kleines Mücklein in der Luft. Das mächtige

Geisterheer zog mit Sturmesbrausen vorüber und kehrte nach einer Weile zurück, da es weder Rosenstrauch noch sonst etwas Verdächtiges gefunden. Doch kaum waren die Geister fort, so ward aus der Luft wieder das Mädchen und aus der Mücke der Jüngling. „Jetzt müssen wir eilen“, sprach die Holde, „bevor der Alte selbst kommt, der uns in jeder Verwandlung erkennen würde.“

Sie liefen eine Strecke Weges vorwärts, bis sie den dunklen Gang erreichten; diesen stiegen sie aufwärts, wobei das leuchtende Knäuelchen hinreichende Helligkeit verbreitete. Ganz erschöpft langten sie endlich beim großen Steine an. Hier ward das Knäuelchen wieder dreimal gedreht, und die kluge Maid sprach dabei: „Knäuelchen, höre, was ich dir sage! Heb' mir auf den großen Stein!“

Augenblicklich hob sich der Stein, und sie befanden sich glücklich wieder auf der Erde. „Gottlob!“ sprach das Mädchen, „wir sind gerettet. Hier hat der „alte Junge“ keine Gewalt über uns, und gegen seine List wollen wir uns wahren. Doch jetzt, Freund, müssen wir uns trennen! Du gehst zu deinen Eltern und ich gehe zu den meinigen.“ — „Nein!“ sprach der Fürstensohn, „ich kann von dir nicht lassen; du mußt mit mir kommen und mein Weib werden. Du hast mit mir Leidenstage geteilt, darum ist es billig, daß du nun auch Freudentage mit mir verbringst.“ Das Mädchen hatte wohl noch manches dawider einzuwenden, ging aber doch mit. Weitergehend trafen sie im Walde einen armen Holzhacker und erfuhren von demselben, daß im Schlosse und im ganzen Lande große Trauer sei über den Verlust des Fürstensohnes, der schon vor einiger Zeit plötzlich verschwunden sei. Mit Hilfe des Zauberknäuelchens verschaffte das Mädchen dem heimkehrenden Sohne wieder seine früheren Kleider, damit er vor dem Vater erscheinen konnte. Aber das Mädchen selbst blieb einstweilen in einer Bauernhütte zurück, bis der Fürstensohn mit seinem Vater würde gesprochen haben.

Der alte Fürst war jedoch am Tage vorher gestorben, ehe der Sohn anlangte. Der Verlust des einzigen Sohnes hatte seine Lebenstage schnell zum Abend geführt. Noch auf seinem Sterbebette hatte er es bereut, daß er ein armes unschuldiges Mädchen dem „alten Jungen“ gegeben, weshalb jetzt Gott zur Strafe seinen Sohn genommen. — Der gute Fürstensohn beweinte den Tod seines Vaters und ließ ihn mit großen Ehren begraben. Erst am vierten Morgen trat er die Regierung des Landes an, versammelte seine Räte um sich und verkündigte ihnen seine wunderbaren Erlebnisse in der Behausung des „alten Jungen“ und wie die kluge Jungfrau seine Lebensretterin geworden.

Da riefen die Räte wie aus einem Munde: „Sie soll Eure Gemahlin und unsre Gebieterin werden!“

Als darauf der junge Fürst seine Braut heimführen ging, war er nicht wenig erfreut, als dieselbe mit fürstlicher Pracht ihm unterwegs begegnete. Mit Hilfe des Zauberknäuelchens hatte sie sich alles Nötige zu schaffen gewußt, daher glaubte das ganze Land, sie sei die Tochter eines unermeßlich reichen Fürsten aus einem fernen Lande. Hierauf wurde die Hochzeit gefeiert, die vier Wochen dauerte, und sie lebten darauf glücklich und zufrieden noch manches lange Jahr.

Dr. Kreutzwald.



Till Eulenspiegel in Quedlinburg.

Ein Schwank.

Ein einfach bürgerlich Menschenkind thut wohl daran, sich solch einen Schlaukopf, wie den Eulenspiegel, drei Schritt vom Leibe zu halten; denn nur zu leicht läßt sich der ehrliche Mensch von übermütigem Gethue verblüffen. Ehe er sichs versieht, ist einer oder eine hineingefallen.

Kam eines schönen Tages vor langer, langer Zeit der abgefeimte Schalk Meister Eulenspiegel nach Quedlinburg auf den Markt, und da es ihm just am Besten fehlte, um seinem zusammengeschnurrten Magen etwas zugute zu thun, so sann er auf einen Behelf, wie er auf schlaue Weise zu einer Leibeswohlthat gelange. Da erblickte er just eine Bäuerin mit einem Korbe voll feister Hühner und einem Hahne dabei vergnüglich vorm Brunnen auf dem Markte sitzen. Zu der trat der Eulenspiegel heran und fragte mit schnarrendem Ton: „Wie haltet Ihr das Paar? Räuspert Euch, Frau!“ Sie antwortete darob: „Zwei Stephansgroschen, lieber Herr!“ Und der Till Eulenspiegel gegenredete: „Weib! Euch plagt das Zipperlein, könnt Ihr das Federviehzeug nicht billiger ablassen?“ Sie aber antwortete bestimmt: „Nein, Herr!“ Der Eulenspiegel sah die Sprecherin groß an und ergriff ohne weiteres die Hühner samt dem Korbe und schritt damit eilig, ohne sich aus dem Gleise bringen zu lassen, dem Burgthor zu. Die Frau rannte natürlich hinter ihm her; „haltet ein, Herr, und zahlet zuvor!“ rief sie. Der Till wandte sich um und sagte schnippisch: „Wartet nur ein Weilchen — die Sache wird sich schon machen; wisset, ich bin der Schreiber der hochwürdigen Frau Äbtissin von Quedlinburg.“

„Äbtissin hin, Äbtissin her! was schert mich die Hochwürdige!“ rief das Weib. „Gelüstet Euch nach Hühnern, so bezahlt sie; ich habe mit der Frau Äbtissin rein gar nichts zu schaffen; auch hat mir mein Vater noch zuguterletzt gesagt: „Gret, hat er gesagt, hüte dich vor Feilschen und Handel mit Leuten, vor denen man erst Bücklinge machen muß.“ Also haltet an und zahlt!“

Der Schlaukopf aber sprach gelassen und klopfte dabei der Frau herablassend auf die Schulter: „Nun, wie Ihr wollt, lieb' Weibchen; wenn Ihr so kleingläubig seid und mir nicht trauen möget, so nehmt den Hahn zum Pfand, bis ich Euch in einer halben Stunde das Geld her zur Stelle bringe.“

Die Frau ließ sich verblüffen und wartete lange — wartete vielleicht heute noch, wenn sie solange gelebt hätte. Von ihren Hühnern hat sie natürlich nicht eine Kralle wieder gesehen. Der Till zog sich flugs in seine Herberge zurück und bereitete sich von dem billigen Erwerbe eine gütliche Stunde. Franz Otto.



Von Wald- und Bergtrollen und Waldweibern in Norwegen sowie von Heinzelmännchen, Zwergen und Kobolden.

1

Die alte Urgroßmutter stammt aus Norwegen. In einer kleinen Hütte des Gudbrandthales hat ihre Wiege gestanden, aber das ist schon so lange her, daß sich kein Mensch mehr darauf besinnen kann. So lang ihre Enkelkinder denken können, ist Großmutter immer alt, sehr alt gewesen, und mit jedem neuen Winter sinkt ihr gutes faltiges Gesicht noch etwas tiefer herab auf das blumige Brusttuch, wenn sie abends im großen Lehnstuhl hinterm Ofen sitzt. Niemand kann so schön erzählen wie Großmutter, und wenn draußen der Schneesturm an den Fenstern rüttelt, da hören sich die gruseligen nordischen Sagen gerade am besten an. — „Erzähl' uns von dem großen Wald, Ahne!" — von dem mächtig großen Walde, wo die Waldfrauen und die Bergtrollen hausen" — bittet Görge und schmiegt sich ans Knie der Alten.

„Ach ja! erzähl' uns davon, Großmütterchen", stimmt auch die kleine Lena mit ein und schiebt rasch noch ein Holzscheit in den Ofen.

Die Großmutter muß das Feuer hell auflodern sehen, wenn sie erzählen soll. Die Alte starrt noch ein paar Sekunden in die knisternde Glut, dann nickt sie langsam: „Ja, ja, so ist's gewesen. Onkel Mads wohnte damals auf Kuä in Hedal. Er ging oft hinaus ins Gebirge, um Brenn- und Bauholz zu schlagen, und dann pflegte er auch dort in einer Hütte aus Fichtenzweigen zu wohnen. Vor derselben machte er sich ein Feuer an und schlief hier während der Nacht. Einmal war er auch wieder draußen im Walde, er und noch zwei andre; nachdem er einen recht großen Baumstamm gefällt hatte und sich eben ein wenig ausruhte, da rollte von einer Steinplatte ein Garnknäuel gerade bis zu seinen Füßen hinab. Dies kam ihm seltsam vor; er wagte nicht, ihn aufzuheben, und es wäre gut für ihn gewesen, wenn er das Garn auch nachher hätte liegen lassen. Wie er nun die Augen vom Boden wegwandte und empor sah, um zu erspähen, woher der Knäuel wohl gekommen — siehe, da gewahrte er oben auf dem Felsen eine Jungfrau, welche nähte. Ach die Dirn' war so schön, fein und von Glanz strahlend, daß es ordentlich um sie leuchtete.

„Du, Mads, bringe den Garnknäuel hierher“, sagte sie. Er brachte ihr ihn und konnte sich gar nicht satt an ihrer Schönheit sehen. Aber wenn man zu lange eine Jungfrau anschaut, bleibt unterdessen der Magen leer, und so mußte denn auch der Ohm zur Axt greifen und sich wieder an das Holzfällen machen. Nachdem er eine Weile emsig darauf los gearbeitet hatte und dann mal verstohlen emporblickte — da war die Schöne fort. Er dachte den ganzen Tag an diesen sonderbaren Vorfall. Da er aber schon so manches über die Kobolde des Gebirges gehört hatte, so beschloß er, sich vorzusehen. Als er sich daher am Abend mit seinen Kameraden schlafen legte, bestand er darauf, zwischen ihnen zu liegen; doch half ihm dies nicht viel. Denn als es völlig Nacht geworden, erschien das Waldweib und zwang ihn ihr zu folgen, wie sehr er sich auch sträubte. An den Felsen angekommen, thaten sich diese vor den beiden auf. Ach wie sperrte da der Ohm die Augen auf, denn alles, was er sah, war so wunderbar schön, daß er nachher es gar nicht beschreiben konnte, wie herrlich es war. Drei Tage blieb er bei dem Waldweibe. Als es am dritten Tage gegen Mitternacht zuging, erwachte er, und da lag er wieder zwischen seinen Kameraden. Seine Abwesenheit war ihnen nicht aufgefallen; sie glaubten eben, er sei zu Hause gewesen, um Lebensmittel zu holen, und dabei ließ er sie auch. Aber seitdem schien es, als sei er nicht mehr seiner Sinne recht mächtig; wenn er eine Zeitlang so tiefsinnig dasaß, schnellte er plötzlich empor, machte einige Sprünge und eilte dann fort. Das Waldweib, so sagten sie, habe es ihm angethan.

„Darüber rannte mancher Wassertropfen ins Meer, und er hatte wieder begonnen, im Walde fleißig zu arbeiten. Eben erst war er damit beschäftigt, einen Keil in einen Baumstamm einzutreiben, und der entstandene Spalt verlängerte sich immer mehr, da sah er sein Weib mit dem Mittagsessen kommen, mit Brei von saurem Rahm, der sah so verlockend aus in dem blanken Eimer, von dem es wie Silber blitzte. Sie ließ sich auf dem Stamme nieder, während er die Axt beiseite legte und sich auf einen Baumstumpf neben sie setzte; aber in diesem Augenblicke sah er, daß sie einen langen Kuhschwanz in den Spalt steckte. So groß auch sein Hunger war, so mochte er nun das Essen

doch nicht anrühren; wohl aber zog er vorsichtig und, wie es schien, von ihr unbemerkt den Keil aus dem Stamm, so daß der Schwanz fest eingeklemmt blieb; dann schrieb er rasch den Namen Jesu Christi auf den Eimer. Da erhob sich das Weib übereilig und stellte sich so schnell auf die Beine, daß der Schwanz in der Mitte durchriß und zur Hälfte im Stamm haften blieb. Ehe Mads sich von seinem Erstaunen erholt hatte — war sie fort — verschwunden! Statt des glänzenden Eimers und des Essens sah er nichts als einen Korb aus Birkenrinde mit etwas Kuhmist darin. Seitdem wagte es der Ohm aus Furcht vor der Rache des Waldweibes nur selten noch, den Wald zu betreten.

„Aber so etwa vier oder fünf Jahre danach war ihm ein Pferd abhanden gekommen, und er mußte sich selbst auf die Beine machen, um es zu suchen. Wie er nun tiefer in den Wald eindrang, da stand er plötzlich bei Leuten vor einer Hütte, die er vorher nie gesehen; auch konnte er nicht begreifen, wie er selber dahin gekommen war. Ein häßliches Weib wirtschaftete im Innern der Hütte herum; in einem Winkel sah er ein Kind hocken, das wohl vier Jahre alt sein konnte. Das Weib nahm eine Bierkanne und ging damit hin zu dem kleinen Wesen, indem sie sagte: „Da! — gehe hin und reiche deinem Vater einen Trunk Bier ....“ Da hielt es der Mads nicht länger aus auf der Lauer; zum Tode erschrocken lief er davon, so rasch er nur konnte. Nie hat er weder etwas von dem Weibe, noch weniger aber von dem Kinde gehört oder gesehen; aber der Mads that seitdem noch wunderlicher, und recht klug ward er nie wieder.

„Soviel von den Waldweibern in den norwegischen Gebirgen; doch weiß auch das Volk in Mitteldeutschland, bis hin zum Böhmerwald von Waldfrauen zu erzählen. Doch — ich sehe es euch an — ihr spannt darauf, nun auch von den häßlichen Waldtrollen und den weniger widerwärtigen Bergtrollen, die jede Gestalt annehmen können, einiges zu erfahren. Björn und Larsen, hießen die Jungen, von denen ich nun erzählen werde. Sie waren Brüder, jener war zwölf, der andre acht Jahre alt, beide waren so kecke Bürschlein, denen nicht leicht ein Gruseln ankam, aber einmal geschah's doch.“

„Wie geschah's denn, Großmutter?“ fragte Görge.

„Wirst schon hören“, ruft Lena ärgerlich ob der Unterbrechung.

„Sie wollten miteinander den schmalen Richtweg mitten durch den Wald nach Hedal gehen“, erzählte die Alte, „aber es war schon spät am Abend im Herbst, wo die Nebel so dicht fallen; bald hatten sie den Pfad verloren und standen mitten im dichten, stockfinstern Walde.

„Wir können nicht weiter, Larsen“, sprach der verständige Björn, der ältere von beiden, „wir müssen hier schlafen gehen und warten bis es Tag wird.“

„Mich friert, ich kann nicht schlafen“, meinte Larsen nach einer Weile.

„Da, nimm meine Jacke“, sprach Björn und wollte eben aus dem Ärmel fahren, als er in der Ferne ein seltsames Geräusch hörte. Jetzt knickten die dürren Äste am Boden unter schweren Tritten, so wuchtig, daß die Erde bebte, und zugleich hörte man lautes Pusten und Schnüffeln immer näher kommen. Eine rauhe Stimme ließ sich nun vernehmen: „Ich wittere Menschenblut!“

„Sei still, es sind die Trollen“, flüsterte Björn dem Brüderchen zu.

„Sie haben nur ein Auge und das steckt hoch oben, hoffentlich werden sie uns hier unten nicht gleich finden."

„Ermutigt durch diese Rede, half der Kleine dem furchtlosen Bruder eiligst Moos und Laub heranschleppen, unter welchem sich die Kinder vergruben, so daß sie kaum mit der Nasenspitze herausguckten. Mäuschenstill horchten sie auf, denn — immer näher und näher kam das bedrohliche Geräusch; jetzt konnten sie die Unholde unterscheiden. — Es waren drei riesengroße Männer, deren Köpfe über die größten Bäume hinausragten. Sie hatten aber alle drei zusammen nur ein Auge, das trug der vorderste von ihnen mitten auf der Stirn, wie eine Laterne, und die beiden andern hielten sich an ihm fest. Sie schnüffelten alle drei mit den langen krummen Nasen in der Luft und brummten immer wieder: „Menschenblut, Menschenblut" — — —

„Jetzt waren sie ganz nahe. Björn zog die Beine an, sonst hätte sie der erste der Trollen mit seinem Riesenfuß zertreten.

„Nun paß auf!" flüsterte er seinem Bruder zu, klappte das große scharfe Messer auf, das er in der Tasche trug, und mit einem kräftigen Schnitt hieb er die Sehne des Riesenfußes gerade über der Ferse mitten durch. Der Troll stieß einen Schrei aus, der weithin über die Berge schallte, und es fiel ihm vor Schrecken sein Auge zur Erde. Rasch erhaschte es Björn. Es war so groß wie eine Suppenschüssel, und als der Knabe hindurchblickte, wurde der Wald vor seinem Augen so hell wie am Tage. —

„Die Trollen waren außer sich vor Wut; sie rissen Bäume aus und stießen ein Gebrüll aus, welches dem von hungrigen Raubtieren glich. —

„Wicht von einem Menschen, der du uns unser Auge gestohlen hast", rief der Verwundete, „gib es augenblicklich wieder heraus, oder du sollst zu Stein werden!"

„Ich fürchte eure Drohungen nicht", erwiderte Björn keck, „ihr seid blind und es muß dazu einer von euch sich von den andern tragen lassen, wenn ihr nach Hause kommen wollt. Ich aber habe drei helle Augen und zwei gesunde Beine. Wenn ihr mich nicht in Ruhe laßt, so könnt ihr mein Messer noch einmal in euren Waden verspüren." — Da zogen die plumpen Trollen ihre dicken Füße in die Höhe und sprangen bald hierhin, bald dorthin.

„Klein-Larsen mußte hell auflachen; behende wich er aber gleich seinem Bruder den blinden Unholden durch Kreuz- und Quersprünge aus.

„Gib uns unser Auge wieder, erbärmlicher Wicht", brüllte der verwundete Trolle von neuem, „und du sollst dafür Gold in Fülle haben."

„Das läßt sich hören", rief Björn aus einem hohlen Baum, in den er sich mit Larsen verkrochen hatte, „aber wir sind ihrer zweie und haben leidlich gute Kräfte, also meßt ja nicht zu knapp."

„Da rauschte und blinkte es vor den Augen der Knaben in wundersamem Glanze. Ein kleiner Hügel von Gold und blitzenden Steinen rieselte hernieder aus dem großen Sack, den der verwundete Trolle auf den Schultern trug.

„Das ist schon mehr, als du wegschleppen kannst, du nichtswürdige Kröte!" sagte der Riese.

„Na, es mag genug sein, da hast du dein Auge", lautete die Antwort, und weithin, über den Goldhaufen weg, flog das leuchtende Auge.



Björn und die Trollen.

(Aus Franz Ottos „Sagen und Märchen aus dem Reiche der Riesen und Unholde, Zwerge und Nixen.")

„Während sich der Riese danach bückte, verkrochen sich die Knaben noch tiefer in den Baum. Sie hätten es aber nicht nötig gehabt, denn die Trollen dachten nicht daran, nach ihnen zu suchen. Sie luden ihren lahmen Bruder auf die Schultern und trollten von dannen. — Nicht lange nachher ging die Sonne auf, und staunend überblickten die Knaben den ungeheuren Reichtum. Als sie damit alle Taschen gefüllt hatten, war der Goldberg noch eben so hoch wie vorher.

„Ihr Vater, ein armer Holzhauer, wurde nun der reichste Mann im Dorfe. Ihr könnt wohl denken, daß sich am Morgen Hunderte von Menschen aufmachten, um sich im Walde gleichfalls die Taschen zu füllen, aber keiner hat den Goldberg zu finden vermocht. Die Trollen hat man seitdem nicht wieder im Hedalswalde gesehen.“ —

Ein Weilchen blieb es still im traulichen Stübchen, als Großmutter geendet hatte. Man hörte nichts als das tiefe Aufatmen der Kinder und das Knistern des Feuers im Ofen. Lena brach zuerst wieder das Schweigen: „Großmutter“, fragte sie leise, „sind alle Trollen so böse?“

„Nein, Kind, es gibt auch recht gute, hilfreiche unter ihnen, das hat Johannes Blässon erfahren.“

„O, erzähle uns die Geschichte von Johannes Blässon!“ baten die Kinder.

„Er soll der Letzte gewesen sein“, erzählte die Greisin, „der den Bergtroll vom Jutulsberg gesehen hat. — An der glatten Felswand dieses Berges sieht man noch heute bei der Finna ein mächtiges Thor. Da ist der Eingang zu des Bergtrolls Palast, und in alten Zeiten, wo noch freundlicher Verkehr war zwischen Menschen und Trollen, hat gar mancher Hilfsbedürftige einen Stein gegen das Thor geschleudert und dazu gerufen: „Jutul, mach' auf!“ Dann that der Bergtroll das Thor auf und ließ sich bereit finden, dem oder jenem Bedrängten mit Rat und That beizustehen.“

„Da hat wohl Johannes auch an das Thor geklopft?“ fragte Görge.

„Nein, Johannes hatte noch nicht daran gedacht, die Hilfe des Berggeistes anzurufen, obgleich es ihm schlecht genug ging. Er hatte einen schlimmen Streit mit seinen Nachbarn und war deshalb in Kopenhagen auf dem Amt gewesen. Die Herren dort hatten ihm aber schlechten Trost erteilt, und trübsinnig begab er sich auf den Heimweg. Es war am Weihnachtsabend, und es lag ellenhoch Schnee, durch den Blässon nur mit Mühe hindurchwaten konnte. Kommt da auf einmal ein Mann in einem Schlitten hinter ihm drein gefahren, eine riesige Gestalt in schneeweißem Wams, mit Knöpfen wie Silberthaler.

„Wo soll's hinausgehen?“ ruft ihn der Fremde an.

„Nach Wage“, spricht Johannes und stampft kleinlaut weiter.

„Kannst auf die Kufen meines Schlittens treten“, meinte der andre, „ich hab' ein gutes Pferd, das macht mit zwölf Schritten eine Meile.“ — Das läßt sich denn Johannes nicht zweimal sagen, tritt hinten auf, und — hui, saust der Schimmel in die Nacht hinein, daß dem Passagier bald Hören und Sehen verging. Bei Sandbowald, kurz vor der Brücke über die Finna, macht der Schlitten Halt, und der Fuhrmann wendet sich zurück nach Blässon.

„Steig ab, Freund“, spricht er, „du hast nur noch hundert Schritte nach Hause. Aber versprich mir, dich nicht umzusehen diese kurze Strecke Weges.“

„Der Johannes verspricht es, bedankt sich und schreitet rasch vorwärts. Aber wie er mitten auf der Brücke steht, verbreitet sich plötzlich rings umher ein Lichtschimmer, so hell und glänzend, als seien die Sternlein am Himmel alle zu Sonnen geworden. In seinem Schrecken darüber vergißt der Wanderer sein Versprechen und dreht den Kopf herum. Da sieht er das Jutulsthor sperrangelweit aufstehen, und daraus hervor flammt es wie tausend Sonnen. Der Mann aber, der ihn gefahren hat, lenkt eben den Schlitten zum Thor hinein. Es war der Bergtroll Jutul gewesen. — Johannes stand und gaffte, bis das Thor sich wieder geschlossen hatte. Als er aber dann wieder nach der Straße umdrehen wollte, merkte er, daß sein Hals schief blieb. Er hat den Kopf auch nicht wieder gerade halten können."

Die Großmutter schöpfte Atem — und es schien, als habe sie keine weitere Lust zu erzählen. Die Lena aber schmeichelte ihr so lange, bis sie sagte:

„Meinetwegen sei's so; ich will euch noch etwas von den Trollen im Gebirge, die jede beliebige Gestalt annehmen können und dabei gern den jungen Dirnen nachstellen, mitteilen. — Es ist lange her, da hatten die Leute aus Melbustad das Vieh auf die Alp in Halland hinaufgetrieben; sie waren eben erst an Ort und Stelle angelangt, als das Vieh anfing so unruhig zu werden, daß es nicht mehr zu bändigen war. Mehrere der Sennerinnen versuchten es, aber es ward nicht besser, vielmehr rissen gerade die besten Stücke unter dem Vieh aus, und erst dann gings wieder wie gewöhnlich her, als eine junge Dirne erschien, die von jeher gar wohl mit dem Vieh umzugehen wußte.

„Das Mädchen blieb nun allein oben, nur einen Hund behielt sie bei sich. Wie sie eines Nachmittags in ihrer Sennhütte saß, sah sie urplötzlich ihren Bräutigam neben sich sitzen. Er begann damit, daß er ihr mitteilte, daß sie jetzt Hochzeit halten wollten. Sie aber verhielt sich ganz still und antwortete nichts; denn es war ihr recht sonderbar zu Mute geworden. Nach und nach kamen aber auch andre Leute und immer mehr Personen heran, und die fingen an Tische zu decken und Silberzeug und Speisen daraufzustellen, und Brautjungfern brachten die Brautkrone sowie Putz und endlich auch ein prächtiges Brautkleid. Dieses zogen sie ihr an, und sie steckten ihr Ringe an die Finger und setzten ihr dann die Krone auf das Haupt, wie es damals Brauch war.

„Alle Anwesenden waren ihr nicht unbekannt; es waren Bauerweiber und Mädchen aus der Umgegend. Der Hund ward jedoch immer unruhiger, als wenn etwas nicht so recht richtig wäre. Plötzlich raunte er davon und lief nach Melbustad hinab, wo er so heftig heulte und bellte, daß die Leute aufmerksam wurden und mit ihm gingen, darunter auch ihr wirklicher Bräutigam. Seine Büchse im Arm ging er voran, hinauf nach der Alp. Oben angekommen, sah er rings umher gesattelte Pferde stehen. Leise schlich er sich näher und guckte durch eine Thürspalte, um zu sehen, was drinnen vorginge. Da sah er eine Menge unheimlicher Leute drinnen sitzen. Er hielt sie für echte Trollen und andre Unterirdische, und er schoß daher mit der Büchse flugs über das Dach hin. In demselben Augenblicke flog die Thür auf, und lauter Garnknäuel, eines immer größer als das andre, kamen herausgekollert und schwirrten ihm um die Beine herum. Er ließ sich jedoch nicht beirren, sondern schritt auf den

Festtisch los, wo er seine Braut in vollem Brautstaate hatte sitzen sehen — es fehlte ihr nur noch ein Ring am kleinen Finger.

„Aber in Jesu Christi Namen, was geht hier vor?“ fragte er, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen. Das Silbergeschirr stand noch auf dem Tische; aber die köstlichen Speisen waren samt und sonders zu Moos und Pilzen und Kuhmist geworden, zwischen denen Frösche und Kröten und ähnliches Gewürm sich hin- und herwand.“

„Was bedeutet dies alles?“ fragte er kopfschüttelnd.

„Du sitzest ja aufgeputzt, wie zur Hochzeit mit einem Edelherrn?“

„Wie kannst du aber nur so fragen?“ versetzte das Mädchen. „Du hast ja den ganzen Nachmittag hier gesessen und mit mir nichts andres als von der Hochzeit gesprochen!“

„Ich!?“ — Du bist nicht recht bei Troste! — Ich komme ja eben erst“, erwiderte er; „es muß wohl irgend ein Troll meine Gestalt und meine Art angenommen haben!“ — „Nun begann sie nach und nach wieder zu sich zu kommen. Erst als sie ihrer Sinne wieder recht mächtig war, besann sie sich auf alles und erzählte, daß es ihr deutlich vorgekommen sei, als ob ihr Bräutigam und die gesamte Verwandtschaft und Nachbarschaft nach und nach herbeigekommen wären. „Na — da mache nur, daß wir hinab und nach Hause kommen“, sagte er nun; „denn hier bist du nicht sicher; hier können sie dir immer noch etwas anhaben. Daheim halten wir nun sogleich auch Hochzeit, daher bleibe nur in deinem jetzigen Brautstaat, wenn er auch von Unterirdischen herrührt.“ Und so geschah es! — Die Krone und der Staat wurden nachher in Melbustad aufgehängt, und da sollen sie noch heutigestags sich befinden.“

„Nun aber mags genug für heute sein“, schloß die Ahne ihre Rede. „Von den Heinzelmännchen oder den Wichten erzähle ich euch das nächste Mal.“





Freia bei den Schmuck und Zierat schaffenden Zwergen.

2.

Wieder saßen die Kinder um die Großmutter herum. „Großmütterchen“, sprach der Blondkopf, die Lena, „heute kommst du nicht eher los, als bis du uns erzählt hast, was du von den Heinzelmännchen, den kleinen Wichten weißt“.

„Ach! wenn ich alles berichten wollte, was man mir in meinem langen Leben über diese neckischen Geister mitgeteilt hat, so könnte ich euch ein paar Tage lang davon unterhalten,“ sagte die Ahne „einiges will ich euch wohl erzählen — hört mich nur an:

„Die Heinzelmännchen weilen allerorten, wo man an sie glaubt, und sie stehen dem Hause und dem Herd der Menschen näher, näher als irgend eine andre Art aus dem Geschlechte der Kobolde, das in den Nordlanden, wie in England, Holland, in Deutschland wie in den Alpengegenden sein Wesen treibt. Wie verbreitet der Glaube an sie ist, geht aus den verschiedenen Namen hervor, die man den Zwergen beigelegt hat. Puck und Brownie heißt der Kobold

jenseit des Kanals; in Deutschland kennt man ihn als Niß, Hinzelmännchen, Hütchen, Gütchen, Mönch, Klopfer, Rotmützchen, roten Jungen; in Tirol als Norg, und man hält diese Geister hier und da für die Seelen der vor Zeiten im Hause Ermordeten. Dieses lustige, neckische, mehr gutmütige wie bösartige Völkchen, das jedoch nur ein Sonntagskind sieht, läßt sich heutzutage nicht mehr so leicht mit den Menschen ein, wie ehedem, als diese noch einfach-bescheiden dahinlebten und nicht so superklug thaten, wie gegenwärtig.

Es sind kleine bewegliche Geschöpfe, etwa von der Größe dreijähriger Kinder; ihre Gesichter sind wegen ihres hohen Alters fahl und faltig; alle galten in grauer Vorzeit als wohlerfahren in allen Zauberkünsten und vor allem für vorzügliche Schmiede, denn sie verstanden sich gar trefflich auf Bearbeitung der Metalle. Nach den Panzern, welche sie geschmiedet, verlangten sehnsüchig die alten Recken und Nordlandhelden, war doch eine Rüstung aus der Zwerge Hand undurchdringlich gegen Hieb und Stich. Und wie die alte heidnische Göttersage erzählt, besuchte sogar die Göttin Freia diese kunstfertigen Zwerge und ließ sich von ihnen ihren kostbaren Halsschmuck Brisingamen anfertigen.

„Nicht strahlend in zauberhafter Schönheit, nicht ausgezeichnet durch bethörenden Gesang, wie ihn die Nixen üben, auch nicht geschmückt mit Perlen und kostbarem Gestein zeigte sich der kleine Hausgeist, der an so manchem Herde sein Wesen trieb, hoch im Norden unter den Moosdächern auf den Heiden Jütlands bis hinab unter den steinbeschwerten Dächern Tirols.

„Die Kleidung, welche seinen unansehnlichen Körper deckte, war entweder grau wie der schattige Winkel des Herdes, oder rot wie die züngelnde Flamme; von gleicher Farbe auch der spitze Hut oder das Mützchen, welches das unschöne Haupt deckte. — Für einen solchen kleinen braunen Helden ist sein breiter Ledergürtel und sein silbernes Schnällchen oder Spänglein daran von höchster Wichtigkeit; den Gürtel einzubüßen, mag er sich daher wohl hüten.

„Wenn nicht ein breitrandiger Schlapphut den Kopf bedeckt, so ist's jenes kleine Mützchen mit dem herabhängenden Zipfel, an dem ein silbernes Glöcklein klingt. Diese Mützchen sind bekannter unter dem Namen „Nebelkäppchen“, mittels deren sich die „Rotmützchen“ vor den Menschen unsichtbar machen. Haben sie dieselben oder auch nur das Glöckchen verloren, so ist jene Gabe ihnen genommen; gelangt aber ein Mensch durch Zufall oder List in den Besitz eines ihrer Mützchen oder eines der gläsernen Schuhe eines Zwerges, so ist er damit Herr und Gebieter des Koboldes geworden und dieser muß ihm mit all seinen Gaben und Kräften dienstbar sein. Sobald das Glöckchen nicht mehr am Mützchen bummelt und klingelt, dann findet der kleine Mann auch keine Ruhe mehr und muß des Schlafs entbehren.

„Nicht selten lösen sich die Zwerge von der gefürchteten Herrschaft des Menschen durch Hingabe großer Reichtümer, denn sie verfügen über unermeßliche Schätze, obgleich sie selbst nie davon Gebrauch machen; verweigerte aber der Mensch die Herausgabe des Nebelkäppchens, wie jener Knabe von der Insel Rügen, dann kann er den Zwergen in ihr unterirdisches Reich folgen.

Wie verschrumpft und unschön oft auch das Männleins Antlitz erscheint, seine hellen Äuglein zeugen von der Jugend seines Geistes, die ungetrübt Jahrhunderte

hindurch fortwährt. So lange bleibt er den Häusern treu, die er liebgewonnen und deren Wohl und Wehe er während vieler Generationen teilt. Wie der Familie, so ist er auch dem Gesinde zugethan, wenn es ihn gut behandelt. Läßt es dem Wichtel die bescheidene Pflege angedeihen, die er erwartet — ein Schüsselchen Grütze mit einem Stückchen Butter darin, oder süße Milch mit Semmelbrocken — so leistet er unverdrossen und unermüdlich allen Hilfe, die ihm etwas auftragen, in Scheuer, Stall und Haus.



Heinzelmännchen in der Spinnstube.

Doch bleibt er für immer aus dem Hause weg, wenn es mißachtet und ihm sein Recht nicht wird, und mit ihm weicht gewöhnlich des Hauses Wohlstand. Auch verträgt er böswillige Neckereien nicht und straft sie grausam, wie das Heinzelmännchen auf Schloß Hudemühlen an jenem Küchenjungen bewies, der es mit Steinen und Unrat geworfen und dafür von dem Kobold zerhackt und in einem großen Topfe zu Brei verkocht wurde. Bleiben sie unbehelligt, so leben die Zwerglein still in den unterirdischen Kammern ihrer Berge und

Felsen; ihre Sprache ist leise und tonlos, aller Lärm, vor allem Trommelschlag und Glockengetön, ist ihnen zuwider.

Aber sie liebten vormals das Menschengeschlecht und verkehrten traulich mit ihm, so lange bis der Sterblichen Neugier, Treulosigkeit und Bosheit die kleinen Leutchen verdrossen machte und zurückscheuchte in ihre Berge.

„Wohl bekannt sind den Bergleuten die Zwerglein wegen ihrer Gutmütigkeit. So weiß die Sage von zwei Bergleuten von der böhmischen Grenze zu erzählen, welche, in der Tiefe angelangt, mit Schrecken bemerkten, daß sie zu wenig Öl für ihre Lampen mitgenommen hatten. Noch einmal umzukehren und genügenden Vorrat zu holen, wagten sie des strengen Obersteigers wegen nicht, der ihnen ohnedem nicht wohlwollte und schon mehrfach den Lohn gekürzt hatte.

„Als sie nun so recht bekümmert dreinschauen, erscheint auf der Strecke, wo sie arbeiteten, ein Lichtlein. Aber anstatt des Kameraden, den sie erwarten, kommt ein kleinwinziges, graubärtiges Männlein herangeschritten, ein hellflammendes Grubenlicht in der Hand. Die Bergleute überlief es kalt und sie fingen an zu zittern. Das Zwerglein aber sprach: „Fürchtet euch nicht, ich bin gekommen, euch zu helfen." Damit nahm er ihnen das Geleucht ab und goß von seinem eignen Lämpchen Öl darauf. Dann ergriff das Männchen Schlägel und Hammer und schaffte in einer Stunde mehr, als sie bei allem Fleiß in einer Woche hätten fertig bringen können. Als der Abend kam, rief der Kleine den Bergleuten ein „Gute Nacht" zu und eine Warnung, gegen keinen sterblichen Menschen das Geschehene auszuplaudern. Dann klopfte er mit der Faust an die Wand. Der Fels that sich auf und zeigte einen unabsehbaren Reichtum von gediegenen Silberstufen. Das blitzte und flimmerte, sie mußten die Augen schließen vor dem Glanze.

„Höre", sprach der eine leise zum andern, „wenn wir ein Stück von unsrer Kleidung hinüberwerfen, so kann sich der Fels nicht wieder schließen."

„Thu' es nicht", warnte der andre, „laß uns zufrieden sein mit dem, was wir von dem freundlichen Moosmännlein freiwillig bekommen haben."

„Laut krachend schloß sich der Felsen, und die Bergleute standen allein. Still zufrieden freuten sie sich der bescheidenen Spende. Und siehe da, das Öl in ihren Lampen nahm nimmer ab, und jeden Tag, wenn sie Schicht machten, hatten sie das Dreifache an Arbeit fertig gebracht wie die andern Bergleute.

„Jahre waren vergangen, da saßen die beiden eines Sonnabends in der Schenke und nahmen manchen Schluck über den Durst. Das löst die Zunge, und eh' sie sich's versahen, hatten sie den hoch aufhorchenden Genossen die Wundergeschichte von damals erzählt. Aber o weh! Als sie am andern Morgen einfahren wollten, waren ihre Lampen trocken, als wäre acht Tage lang kein Tropfen darauf gekommen, und auch die Hilfe bei der Arbeit blieb fortan aus.

„Auch in dem Lande, aus dem ich stamme", fuhr die Ahne fort, „lebte ehemals unser Volk in gutem Einverständnis mit den Wichtlein, und sie trieben es dort gerade so wie an den Orten, die ich eben erst erwähnte. Da kannte ich in meiner Jugend eine ältere Dienstmagd, ich glaube sie war aus dem Hallingthale; die war mit den Kobolden bekannt geworden und hatte auch ihre weniger gemütliche Seite kennen gelernt. Das Mädchen sollte dem Hauskobolde,

wie es seit Jahren geschehen war, seinen Milchbrei bringen; ich glaube es war an einem Weihnachtsabend. Nun hielt die Magd es für eine wahre Sünde, dem Heinzelmännchen die leckere Kost zu geben; sie aß diese lieber selbst auf, den süßen Milchbrei mitsamt dem Schmalz darauf, und brachte statt dessen Hafergrütze und saure Milch in einem Schweinetroge nach der Scheune, wo das Wichtlein hauste. „Da hast du deinen Trog, du garstiger Kobold!" sagte sie. Aber kaum hatte die Dirn' diese Worte gesprochen, als das Heinzelmännchen auch schon auf sie losfuhr, sie ergriff und im Kreise mit ihr umherwalzte. Es tanzte und tanzte fort, bis sie keuchend dalag und vergeblich nach Luft schnappte. Als am folgenden Morgen Leute nach der Scheune kamen, fand man die Magd mehr tot als lebendig. Und solange das Wichtel tanzte, solange sang es auch."

Jetzt aber übernahm die älteste der Zuhörerinnen, Olga, des Heinzelmännchens Rolle und fing im Hellinger Takte zu singen an:

„Den Brei aßest auf — dem Heinzelmann du,
Ei so tanz auch, so tanz — mit dem Heinzelmann du!"

während die Kinder lärmend und jubelnd im Ringeltanz sich um die Großmutter tummelten.

„Ich glaube, Kinder, ihr kehrt das Unterste zu oberst, sagte die Großmutter, ihr lärmt und tobt, daß mir der Kopf weh thut!" Nur wenn ihr euch wieder ruhig verhalten wollt, werde ich noch etwas von den Wichteln erzählen."

Da ward es mäuschenstill im Zimmer und die Ahne begann von neuem:

„Die Leute erzählen sich noch viel närrisches Zeug von Heinzelmännchen und dergleichen Zwerglein, aber ich bin zu alt geworden und glaube nicht mehr daran; denn ich habe weder Riesen noch Zwerge gesehen — freilich bin ich in meinem Leben noch nicht so sehr weit umher gekommen. Die alte Stine draußen in der Küche hingegen behauptet Heinzelmännchen noch gesehen zu haben. Eines Abends, so erzählte sie, hätte sie mit der Küchenmagd oben in der Mägdekammer beisammen gesessen, um für sich selbst zu nähen und auszubessern; so war die Schlafenszeit herangekommen und der Wächter hatte eben zehn gerufen. Es wollte nun den beiden gar nicht von der Hand gehen, aller Augenblicke fielen ihnen die Augen zu, bald nickte die eine bald die andre ein; denn sie waren früh aufgestanden und hatten schon am frühen Morgen gewaschen. Als sie so dasaßen, hörten sie plötzlich ein entsetzliches Gepolter drunten in der Küche. Die Köchin schrie gottserbärmlich auf: „Gott tröste uns und steh' uns bei, das ist das Heinzelmännchen!" und nun wurde der Stine gründlich bange. Die Köchin aber begab sich hinab in die Küche. Schau, schau! — da lag sämtliches Geschirr auf dem Fußboden; aber kein Teller war zerbrochen, und in der Thür stand das Heinzelmännchen mit seiner roten Zipfelmütze auf dem Kopfe und lachte die erschrockenen Mädchen ganz unbändig aus, so recht aus voller Brust! — Nun hatte die Stine gehört, daß sich auch Heinzelmännchen bisweilen anführen und zum Umzuge bewegen ließen, wenn jemand ihnen vorstellte, daß sie an einem andern Orte ungestörter weilen könnten. Sie nahm sich also zusammen und sagte zu dem Kobold, er möge doch lieber zu dem Kupferschmiede gerade gegenüber ziehen, dort ginge es ruhiger zu, auch legten sie sich da jeden Abend Punkt neun Uhr zu Bette. Seit diesem Tage

sah man das Heinzelmännchen nicht mehr im Hause. Bei dem Kupferschmied aber mußte es ihm ganz gut behagt haben, obgleich sie dort den lieben langen Tag hämmerten, klopften und rumorten. — Die Leute wollten wissen, daß die Frau mit dem Wichtel freundlich verkehre und ihm jeden Donnerstag Abend Grütze auf den Boden hinstelle, und Stine erklärte sich aus diesem guten Einvernehmen, woher es gekommen sei, daß die Nachbarn zu immer größerem Wohlstande gelangten. Denn das Heinzelmännchen habe ihnen vieles zugetragen, meinte sie, und es ist wahr, der Schmied brachte es zu etwas, und sie wurden reiche Leute; ob es jedoch wirklich das Heinzelmännchen war, das ihnen zu so viel Hab und Gut verhalf, kann ich nicht sagen.“ —

Alle Unterirdischen erwarten, daß diejenigen, mit denen sie sich einlassen, sich streng an das gegebene Wort oder getroffene Abkommen halten. Wortbrüchige müssen sich gefallen lassen, wenn ihnen ein erzürnter Kobold irgend einen Schabernack anthut, wie es dem Bertsdorf Michelbauer erging, der seines gegen die „stillen Leute“ eingegangenen Versprechens nicht eingedenk blieb.

Bei Bertsdorf unweit Zittau liegt der Breitenberg, in dem hausten gutartige Zwerge, welche oft in der Stadt und den umliegenden Dörfern sich einfanden, den Menschen hilfreich waren. Bei Gelegenheit fanden sie sich auch zu Gelagen ein und ließen sich's dabei wohlsein; sie vergüteten in der Regel auf irgend eine Weise das empfangene Gute.

Eines Tages rief eine Frau ihrem weggehenden Manne nach: „Eile, daß du bald zurückkehrst, damit wir nicht zu spät zur Hochzeit kommen!“ — Diesen Ruf hatten einige von dem stillen Volke gehört und teilten ihren Brüdern mit, daß Hochzeit gehalten werde, wo zusammenzutreffen, sich nun eine Schar verabredete. Ihre Beratung hörte ein Bauer der am Breitenberge arbeitete, mit an, und rief ihnen zu: „Wenn ihr stillen Leutchen unsichtbar zur Hochzeit fahret — was verschlägt es euch — ei, nehmt mich doch auch mit, ihr guten Gesellen!“ Die Zwerge stutzten, sagten ihm aber seines Wunsches Erfüllung zu, doch unter der Bedingung, daß er, obschon er essen und trinken möge, so viel er wolle, doch durchaus nichts heimlich zu sich stecken und mitnehmen dürfe. —

Und so fuhren sie alle miteinander unter ihren unsichtbarmachenden Nebelkäppchen ungesehen zum Hochzeitsschmause. Das Haus war zwar schon ganz voller Gäste, allein die stillen Leute bedurften wenig Raum; zwischen jedem Gast fand noch ein Zwerglein Platz, und der Michelbauer, den sie mitgenommen, ward auch untergebracht. Der trug freilich kein hochzeitliches Kleid, und hätte ihn irgendwer gesehen, so würde er wohl an den Ort verwiesen worden sein, wohin man ungebetene Gäste befördert. Der Michelbauer genierte sich gar nicht, sondern zechte wacker drauflos, er ließ sich's trefflich schmecken, und nur eines that ihm leid, daß nämlich seine Frau nicht bei ihm war.

Denn der Michelbauer war im Grunde ein guter Kerl und genoß nicht gern etwas allein. Und die Liebe zu seiner Frau ließ ihn sein Versprechen vergessen — er steckte etwas ein. Das aber nahmen die Zwerge alsbald wahr. Erzürnt brachen sie schleunig auf; der zunächst beim Michel sitzende aber ließ es sich nicht nehmen, dem Wortbrüchigen einen Denkzettel anzuhängen. Flugs riß er dem Gauch die Nebelkappe vom Kopfe, die ihn bisher unsichtbar gemacht hatte.



Der Schabernack der stillen Leutchen.

Und weg waren mit einem Male alle! Da saß nun der Michel in seinem Schmierkittel mit vollgepfropften Backen und eifrig kauenden Zähnen in seiner Herrlichkeit da. Die ganze Hochzeitsgesellschaft guckte sich den seltsamen Gast an — der Michel aber that, als sei nichts vorgefallen, er fuhr fort, tapfer zuzulangen, und das darf uns auch nicht wundern, denn er hatte die Entführung des leichten Zwergenmützchens gar nicht gemerkt, bis es von verschiedenen Seiten her Püffe und Rippenstöße regnete. Für ihn kam noch hinter dem Braten her eine Extrasuppe, nämlich die Prügelsuppe. Nicht lange währte es und er lag, zum Hause hinausgefuhrwerkt, draußen neben der Miststätte in der Patsche, unfern von der Thür, und fand in dieser Lage nun hinlängliche Muße zum Nachdenken über den Ursprung der schmerzlichen Gefühle von Reue, die ihn beschlichen, und über die Gerechtigkeit der Strafe, die ihn ereilt.

Auch in Tirol soll, wie sich die Leute erzählen, der Verkehr zwischen den Landeskindern und den Zwergen längere Zeit noch recht zuthulich und rege geblieben sein, wie uns das vielfach Sagen aller Art berichten; dort hilft vielleicht jetzt noch auf mancher Alp ein Wichtle dem einsamen Senner beim Käsen, oder bringt ihm gutmütig die versprengte Herde zurück für das Griesmus, das ihm der Bursch einmal gastlich zubereitet hat; oder im Thal, im Haus eines Bauern findet sich hier und da ein dienstwillig Zwerglein ein, das sich traulich an den Hausherrn und die Kinder schließt, stets willig zur Hilfe in Not und bei der Arbeit.

Dankbar sollen sich übrigens die Zwerge allerorten erwiesen haben, wo man ihnen freundlich begegnet war. Das hat schon ein beliebter deutscher Dichter, August Kopisch, gründlich untersucht und in mehreren Gedichten ausgesprochen. Ebenso hat Villamaria uns mit einem prächtigen Buche über das Wesen der Kobolde, Nixen und Riesen beschenkt. Es heißt „Elfenreigen", und möge man in demselben das weitere über diese Zauberwelt nachlesen.

Vom Freunde der Heinzelmännchen, August Kopisch, rühren u. a. die neckisch-anmutigen Gedichte: „Die Heinzelmännchen" und „Des kleinen Volkes Überfahrt" her. In der erstgenannten Dichtung beschreibt unser Schlesier ganz reizend das Treiben und eifrige Schaffen der „stillen Leutchen", und wie es gekommen, daß das hilfreiche Völkchen aus Köln am Rhein hinweggezogen. Er erzählt das wie folgt:

I.

Die kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten ....
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht!
Die Zimmerleute streckten sich
Hier auf die Spän' und reckten sich.

II.

Weiterhin kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil';
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten und kappten,
Visierten, wie Falken
Und setzten die Balken. —
Eh' sich's der Zimmermann versah ....
Klapp! stand das ganze Haus ... schon fertig da!

III.

Dann schlüpften sie frisch
Zu dem Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!
Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:

IV.

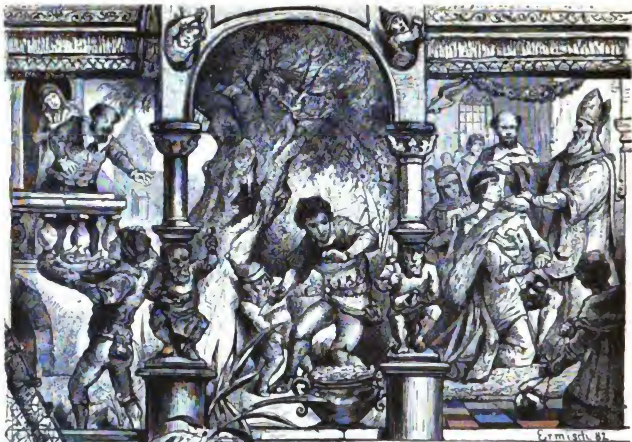
Streut Erbsen hin die andre Nacht;
Die Heinzelmännchen kommen sacht,
Eins schlägt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht, husch, husch, husch, husch! —
verschwinden all!

V.

O weh, nun sind sie alle fort
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n,
Man muß nun alles selber thun!
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

Nach P. Ch. Asbjörnsen, C. Michael und Villamaria
von Franz Otto.





Wichtelmännchens Überlistung.

Irisches Märchen.

Vor langen, langen Jahren lebte einmal in Irland am Ufer des Flusses Lee eine arme Witwe mit ihrem Sohne. Der Sohn bestellte fleißig seinen kleinen Acker, hütete die einzige Kuh, fischte im Flusse und trug das, was er gefangen, dann in die Stadt zum Verkauf. Donogh, so hieß der Bursche, war freilich nicht hübsch, denn er war verwachsen, doch hinderte sein mächtiger Höcker auf dem Rücken ihn nicht, sich stets als ein gutherziger, treuer Bursche zu zeigen.

Nun lag nicht weit von der Hütte, welche Donogh mit seiner Mutter bewohnte, das Schloß des Mac Carthy Mor, eines Edelmannes, der durch Glanz und Verschwendung sein großes Vermögen in kurzer Zeit so klein gemacht, daß ihm jetzt im ganzen Lande kein Mensch mehr einen roten Heller borgte.

Mac Carthy stand eines schönen Tages mit seinem hübschen Töchterchen Maiga am Fenster, als Donogh, der eben eine gute Portion Fische gefangen hatte, vorbei ging und höflich sein Käppchen zog. Sei es, daß Mac Carthy gerade in besonders guter Laune war, oder daß Donoghs verwachsene Gestalt ihm auffiel, kurz, er rief ihn an und fragte, was er in seinem Korbe da habe.

Donogh zog die Decke von seinem Korbe weg, und während Mac Carthy und seine Tochter die schönen, noch lustig zappelnden Fische betrachteten, war Donogh ganz in den Anblick der holden Maiga versunken und antwortete auf alle ihre Fragen — er am wenigsten wußte was. Indes kam Mac Carthys Hanshofmeister, und da Mac Carthy und seine Tochter die Fische so gar schön fanden, so wollte er sie kaufen, hatte aber leider kein Geld. Doch Donogh, ganz von der schönen Maiga bezaubert, sagte dem Haushofmeister, er solle die Fische nur behalten, mit der Bezahlung habe es Zeit, bis er wiederkomme.

Nachdem er seine Fische in dieser Weise an den Mann gebracht, wanderte Donogh nach Hause, in seinen Gedanken nur mit Maiga beschäftigt. Er legte sich zu Bett, aber das Bild der holden Maid wich nicht von ihm, und auch am Morgen dachte er nur an sie. Seiner Gewohnheit gemäß ging er wieder zum Flusse hinab, allein statt seine Netze auszuwerfen, schlenderte er müßig am Flußufer entlang, bis er auf einmal ein leichtes Klopfen vernahm. Donogh schlich auf den Zehenspitzen nach dem Orte hin, von wo das Klopfen kam, und sah dort ein kleines Männchen, kaum so hoch als sein Bein, mit gelbem, runzeligem Gesicht und altväterischem Anzuge, das in einer Hecke auf einem kleinen Stühlchen saß und eben seinen Schuh flickte. Donogh begriff, daß dieses Männchen niemand weiter als ein Erd- oder Wichtelmännchen sein könne, und war entschlossen, dasselbe festzuhalten, koste es, was es wolle.

„Ein schöner Tag für solche Arbeit, mein Männchen“, sagte Donogh, indem er auf den kleinen Schuster zuschritt.

„Ja, Donogh, ein schöner Tag!“ antwortete der kleine Wicht, und wiewohl er etwas erschrocken drein schaute, grinste er dabei doch recht giftig und tückisch.

„Ihr scheint mir ein tüchtiger Schuhmacher zu sein, mein Männchen“, fuhr Donogh fort.

„Geht wohl an“, antwortete das Wichtelmännchen; „doch bin ich gar nichts gegen den Mann da hinter Euch.“

Doch Donogh war nicht so dumm, sich umzusehen; wußte er doch, daß das Wichtelmännchen dies nur sagte, um ihn zum Wegsehen zu veranlassen, damit es entwischen könne.

„Ich sehe doch lieber Euch an, als den hinter uns, mein artiges Männchen“, entgegnete der Buckelige.

„Wer ist der Mann, der dort über den Fluß kommt?“ fragte das Wichtelmännchen und deutete dabei mit dem Finger nach dem Wasser hin.

„Ei, gucke du hin und frage selber, Pfiffikus!“ sagte Donogh und packte den Kleinen am Kragen. „Nun aber sage du mir auf der Stelle, wo ich einen mächtig großen Schatz finde, sonst renne ich dir mein Messer in den Leib!“

Und damit zog Donogh sein Taschenmesser hervor, machte es mit den Zähnen auf und setzte die Spitze desselben dem Kleinen auf die Brust.

„Ihr werdet mich doch nicht umbringen wollen?“ jammerte der Zwerg.

„Wenn Ihr mir das, was ich verlange, nicht ohne weiteres herbeischafft“, antwortete Donogh und machte dabei ein so entschlossenes Gesicht als nur möglich, „so schlitze ich Euch den Bauch auf, so wahr ich lebe!“

„Nun, macht nur kein so kratzbürstiges Gesicht“, stammelte der Kleine.

„Ich will Euch ja gern sagen, wo ihr so viel Gold findet, als ihr nur haben wollt. Vor allen Dingen nehmt jedoch das Messer weg."

Donogh zog das Messer zurück.

„Wißt Ihr, wo der Riesendamm ist?" fuhr das Wichtelmännchen fort.

„Ich habe von ihm reden hören", antwortete Donogh.

„Nun, beim Riesendamme unter einem großen Felsen, auf dem ein einsamer Strauch wächst, da liegt ein großer Topf mit so viel Gold, daß man die ganze Grafschaft Cork dafür kaufen könnte."

„Ihr seid ein Schlaukopf", versetzte Donogh. „Meinet Ihr, ich liefe so mir nichts, dir nichts bis an das Ende der Welt? Ihr müßt mir sagen, wo in der Nähe etwas zu holen ist, oder, so wahr ich lebe, ich bringe Euch um!"

„Ach tobt doch nicht gleich so schreckhaft!" unterbrach ihn das Wichtelmännchen. „Kennt ihr den Taraberg?"

„Nur von Hörensagen!"

„Dort, auf der Ostseite des Berges ist ein alter Ziehbrunnen; auf dessen Grund liegt so viel Gold und Silber, daß man das ganze Königreich Munster damit kaufen könnte. Gefällt Euch das besser?" fragte der Kobold.

„Das hilft Euch alles nichts", antwortete Donogh. „Zeigt mir, wo recht blankes Gold liegt, so daß ich die Hand darauf legen kann, sonst halte ich mein Messer für Euch in Bereitschaft."

„Oh! Ihr schwatzt in den Tag hinein", versetzte der Zwerg, und sich ängstlich umschauend, fügte er hinzu: „Bemerkt Ihr denn nicht, daß dort Mahonys toller Stier hergerannt kommt, gerade auf uns zu!"

„Wo? Na, wo denn?" schrie Donogh, der, weil er verwachsen war, nicht gut laufen konnte, und dabei wandte er sich rasch um. In demselben Augenblicke jedoch schallte ihm ein gellendes Gelächter in die Ohren, und als er sich umwandte, da war seine Hand leer und das Wichtelmännchen verschwunden.

„O du Schuft, du Erzspitzbube!" schrie Donogh, als er sich in dieser Weise genarrt sah. „Aber warte nur, wenn ich dich wieder erwische, ein zweites Mal sollst du nicht so leichten Kaufes davonkommen!"

Als Donogh nach Hause kam, erzählte er sein Zusammentreffen mit dem Wichtelmännchen seiner Mutter.

„Du wirst", antwortete diese, die sich auf das Treiben der Unterirdischen trefflich verstand, „entweder ein sehr glückliches oder ein sehr unglückliches Menschenkind. Solltest du den Erdzwerg aber wieder treffen, so laß dich mit ihm nicht erst in ein langes Gerede ein, sondern fordere von ihm, daß er das Gold — denn die Wichtelmännchen wissen alle Schätze, die da in der Erde vergraben sind, und üben eine gar große Macht — auf der Stelle herbeischaffe; stelle ihn mit dem Rücken an einen Baum und drohe ihm, daß du ihn mit deinem Messer an demselben festnageln würdest, wenn er dir nicht einen Schatz herbeischaffe, bevor du zwanzig zählst."

Donogh gelobte sich, den Rat seiner Mutter zu befolgen, wenn das Glück ihm ja wieder wohlwolle und er dem Wichtelmännchen aufs neue begegne. Am andern Morgen ging er wie gewöhnlich wieder dem Fischfang nach und hatte auch das Glück, eine tüchtige Anzahl schöner, großer Fische zu fangen

Diesen seinen Fang wollte er nun nach der Stadt zum Markte tragen, als er aber an Mac Carthys Schlosse vorbeikam, stand Mac Carthy mit seiner Tochter wieder am Fenster. Unwillkürlich blieb Donogh stehen und hob den Deckel von seinem Korbe. Da kam der Haushofmeister, kaufte die Fische, bemerkte aber auch diesmal, mit der Bezahlung müsse sich der Fischer noch gedulden. Dieser aber vertiefte sich wiederum so sehr in den Anblick der schönen Tochter des Hauses, daß er weder an Fische noch an Geld dachte und die zappelnde Gesellschaft dem Haushofmeister abermals ohne Bezahlung überließ. Und als er nach Hause kam und seine Mutter ihn fragte, wieviel Geld er für seine Fische gelöst, da gab er so verkehrte Antworten, daß die Alte nicht anders glaubte, als ihr Sohn sei von dem Wichtelmännchen bezaubert oder verdreht gemacht worden, und sie brach deshalb in ein großes Wehklagen aus.

Ein paar Tage später ging Donogh wieder dem Flußufer entlang. Er war jetzt ganz tiefsinnig geworden, der arme Bursche, denn die schöne Maiga kam ihm gar nicht aus dem Sinne. Als er so am Flusse dahin schlenderte, hörte er auf einmal wieder ein solches Klopfen wie damals, als er das Wichtelmännchen getroffen. „Ach, wenn es der kleine Wicht wär'!“ dachte er und schlich sich leise nach dem Orte hin, von wo das Klopfen erscholl.

„Ach, diesmal halte ich dich fest!“ schrie der Buckelige, als er das Wichtelmännchen genau wie das erste Mal, an seinem Schuh arbeitend, erblickte, und er packte den kleinen Kerl mit einem festen Griffe.

„Ah! Ihr seid's, Donogh?“ höhnte der Wicht und grinste diesen an. „Wie seid Ihr denn voriges Mal mit dem Stier fertig geworden?“

„Ach! warte, Spitzbube“, antwortete Donogh, „so leicht wie das vorige Mal sollst du diesmal nicht entwischen; ich bin nicht mehr so dumm, mich von dir überlisten zu lassen.“

„Sieh nur den Kerl da“, versetzte der Kleine, „wie der sich über deinen Buckel und dein krummes Bein lustig macht.“

„Ich werde dir auf keine deiner Reden und Fragen etwas antworten“, entgegnete Donogh. „Aber das schwöre ich dir, so wahr ich ehrlich bin, daß ich den Fleck hier, auf dem wir stehen, mit deinem Blute dünge, wenn du nicht auf der Stelle so viel echte und gute Goldstücke herbeischaffst, als ich tragen kann.“

„Huh! Ihr seid ja recht böse heute?“ entgegnete das Wichtelmännchen. „Aber dort kommt Mac Carthy mit seiner Tochter, der schönen Maiga!“

Bei diesen Worten fuhr Donogh auf, doch besann er sich schnell, daß dies doch nur eine neue List des Wichtelmännchens sei, und er beschloß, sich nicht umzusehen, und wenn gleich der Tod hinter ihm stände.

„Sprich kein Wort mehr“, sagte er, „nicht ein einziges, sondern schaffe das Geld herbei, was ich haben will, und das, bevor ich zwanzig zähle, sonst — ich schwöre es dir — ist dein letztes Brot gebacken!“

Und damit drückte er das Wichtelmännchen, ihm das Messer auf die Brust setzend, rasch mit dem Rücken gegen einen Baum und fing an zu zählen: „eins, zwei, drei“, so schnell er konnte. Als er bis fünfzehn gekommen und der Zwerg sich noch immer nicht rührte, setzte Donogh ihm das Messer fester auf den Leib.

„Halt! halt!“ schrie das Wichtelmännchen. „Du bist ein Glückskind, Donogh, denn du hast mich gefangen, und ich will dir mehr geben als du verlangst, jedenfals mehr als du brauchst!“

Und damit stampfte der Kleine auf den Boden, und augenblicklich that die Erde sich auf, und vor Donoghs Augen zeigte sich ein großes tiefes Gefäß voll lauter Gold- und Silbermünzen.

„Ist es auch wirklich echtes Gold, das sich nachher nicht etwa in Dreck verwandelt?“ fragte Donogh, vom Anblick dieser Reichtümer fast geblendet.

„Du hast mein Wort“, antwortete das Wichtelmännchen, „und wir Elfen halten unser Wort fest und unverbrüchlich, wenn wir es einmal gegeben!“

Und bei diesen Worten hatte sich das Wichtelmännchen mit einem Rucke Donoghs Händen entwunden und sich zugleich aus einem alten, verschrumpften Männchen in ein junges, schönes, obwohl noch immer winziges Wesen verwandelt.

„Donogh, du wirst glücklich sein .... ich sage es dir!“ sprach der Elf und riß bei diesen Worten einen Zweig von einem nahestehenden Erlenbaume ab und versetzte mit demselben unserm Donogh einen derben Schlag über das Gesicht, so daß derselbe ein paar Augenblicke wie blind war.

Als er endlich wieder sehen konnte, da war das Wichtelmännchen verschwunden, der Topf mit dem Golde aber war noch da. Nun verlor Donogh keine Minute, sich alle Taschen bis obenhin mit Gold zu füllen, dann rückte er den Deckel wieder auf das Gefäß und bedeckte seinen Schatz sorgfältig mit Erde.

Nachdem er dies vollbracht, eilte Donogh so rasch, als er vermochte, nach Hause zu seiner Mutter. Die Alte aber fuhr auf, als sie ihn erblickte. „Mein Gott“, schrie sie, „bin ich von Sinnen — wer bist du? Dein Gesicht ist meines lieben Sohnes Gesicht, deine Stimme ist seine Stimme, aber mein Sohn war buckelig, und du bist gerade und hübsch und schlank gewachsen!“

Donogh hatte in der Freude seines Herzens über dem großen ihm so plötzlich gewordenen Reichtum die Veränderung gar nicht bemerkt, welche das Wichtelmännchen dadurch, daß es ihm den Schlag mit dem Erlenzweige versetzte, mit seiner Gestalt zuwege gebracht. Jetzt aber war Donogh auf einmal ein so hübscher Bursche, als je einer auf zwei Beinen herumgelaufen ist, und seine Freude war nun doppelt groß.

Allmählich brachte er den ganzen Schatz des Wichtelmännchens in seine Behausung und dann kaufte er ein Stück Land nach dem andern, zuletzt alle Besitzungen des alten Mac Carthy, und freite dann um die schöne Maiga. Diese letztere bewilligte ihm ihre Hand unter der Bedingung, daß er ihr auf dem steilen Felsen Carrickadhroid ein Schloß erbaue.

Was ist dem, der's Geld hat, unmöglich? Donogh ließ Werkleute kommen aus allen Weltgegenden, und bald war der Prachtbau fertig, dessen Ruinen heute noch den Fremden mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Und als das Schloß fertig war, heiratete Donogh die schöne Maiga und lebte mit ihr lange Jahre in Glück und Freude. Nach R. Müldener.



Die Waldfrau.

Ein Märchen aus Böhmen.

Lieschen war noch jung an Jahren. Ihre Mutter, eine Witwe, besaß nichts als eine armselige Hütte und zwei Ziegen; aber Lieschen machte sich aus ihrer Armut nichts und blieb immer frohen Mutes. Vom Frühling bis zum Herbste weidete sie die Ziegen am Bache im nahen Birkenwald. Wenn sie aus dem Hause wegging, steckte ihr die Mutter ein Stückchen Brot in die Tragtasche und dazu eine Spindel, indem sie ihr einschärfte: „Sei fein fleißig!" Weil sie aber keinen Spinnrocken hatte, schlang sie ihr den Flachs um den Kopf. Lieschen nahm die Tasche und hüpfte fröhlich singend hinter den Ziegen zum Birkenwald hin. Dort setzte sich Lieschen unter einen Baum, zog mit der Linken die Fäden vom Kopfe, der ihr als Spinnrocken diente, und mit der Rechten drehte sie die Spindel, daß sie lustig schnurrte. Dabei sang sie, daß der Wald erscholl. Stand die Sonne im Mittag, so legte sie die Spindel beiseite, rief die Ziegen, gab ihnen vom Brote, damit sie ihr nicht wegliefen, und hüpfte in den Wald, um sich süße Beeren zu suchen als Beigericht zum Brote.

Hatte sie gegessen, so tanzte sie. Die Sonne lachte dann durch die grünen Zweige nieder, und die Ziegen machten sich's im Grase bequem und dachten: „Wir haben just eine fröhliche Hirtin!“ Nach dem Tanze spann sie wieder fleißig, und wenn sie abends nach Hause kam, fand die Mutter, daß die Spindel voll war.

Einst, als Lieschen ihrer Gewohnheit gemäß sich nachmittags nach dem einfachen Mahle zum Tanz anschicken wollte, stand plötzlich eine wunderherrliche Frau vor ihr. Sie trug ein weißgrünlich Gewand, dünn wie Spinngewebe; von dem Haupte bis zum Gürtel flossen goldene Haare herab, und um das Haupt waren Waldblumen gewunden, hinten wallte der Schleier. Die schöne Frau lächelte das erschrockene Lieschen an und sprach gar lieblich: „Lieschen, tanzest du gern?“ Auf diese freundliche Ansprache wich Lieschens Schrecken und sie erwiderte: „O freilich — ich möchte den ganzen Tag tanzen!“

„So — komm', wir tanzen miteinander, ich will dich's lehren“, sagte die Frau, schürzte das Gewand, faßte Lieschen und begann mit ihr zu tanzen. Als sie sich im Kreise zu drehen anfingen, ließ sich über ihnen eine so süße Musik hören, daß Lieschen ganz sonderbar zu Mute ward. Die Spielleute saßen auf den Zweigen der Birken, in schwarzen, aschgrauen, braunen und bunten Röcklein. Es war ein Chor von auserlesenen Musikanten, der sich auf den Wink der Waldfrau versammelt hatte: Nachtigallen, Lerchen, Finken, Stieglitze, Grünlinge, Drosseln, Amseln und die kunstreiche Grasmücke; aber am Boden hin zogen Käfer und Ameisen in ihre unterirdischen Ballsäle. Lieschens Wangen glühten, ihre Augen strahlten, sie vergaß Spinnen und Ziegen und schaute nur auf ihre Gefährtin, die sich vor ihr und um sie in den anmutigsten Bewegungen drehte — so leicht, daß sich das Gras unter ihren zarten Füßen nicht einmal beugte. Und sie und die Waldfrau tanzten vom Mittag bis zum Abend; Lieschens Füße ermatteten nicht. Endlich hielt die schöne Frau doch inne, die Musiker schwiegen — und wie die Liebliche gekommen, so verschwand sie.

Die Kleine aber dachte bekümmert an den ungesponnenen Flachs, als sie die Spindel am Boden liegen sah. Sie nahm den Flachs vom Kopfe, steckte ihn samt der Spindel in die Tasche, rief die Ziegen und ging mit ihnen nach Hause. Aber auf dem Wege sang sie nicht, sondern machte sich Vorwürfe, daß sie sich von der holden Frau hatte berücken lassen. Sie nahm sich vor, wenn diese wieder herankäme, ihren Verlockungen zu widerstehen. Die Ziegen, die keinen fröhlichen Gesang hinter sich hörten, sahen sich um, ob ihre Herrin wirklich hinter ihnen herschreite. Auch die Mutter wunderte sich und fragte die Tochter, ob sie krank sei, da sie nicht singe. „Nein, Mütterchen, ich bin nicht krank. Der Hals ist mir vom Singen trocken geworden, drum sing' ich nicht“, entschuldigte sich Lieschen und ging, die Spindel und den ungesponnenen Flachs zu bewahren. Sie tröstete sich damit, daß die Mutter nicht sogleich fragen werde; am folgenden Tage wollte sie schon einbringen, was sie versäumt, und darum erwähnte sie gegen die Mutter nichts über die schöne Frau.

Am andern Tage trieb Lieschen die Ziegen wie gewöhnlich zum Birkenwald. Dann setzte sie sich unter einen Baum und begann fleißig zu spinnen und zu singen; denn beim Singen geht's mit der Arbeit noch einmal so leicht. Lieschen teilte nun mit den Ziegen ihr Brot, dann suchte sie nach Erdbeeren.



Lieschen im Tanze mit der Waldfrau.

Die Sonne stand schon hoch, als sie forthüpfte ins Dickicht des Waldes. Sie blieb aber nicht lange aus. „Ach, meine Ziegen, heut' darf ich nicht tanzen!" seufzte sie nach ihrer Rückkehr, als sie die Brosamen nach dem Mahle im Schoße zusammenenscharrte und für die Vögel auf einen Stein legte. „Und warum dürftest du nicht tanzen?" ließ sich eine liebliche Stimme hören, und die schöne Frau stand wieder vor ihr, als wäre sie aus den Wolken gefallen. Lieschen erschrak noch mehr als das erste Mal und drückte die Augen zu, um die Versucherin nicht zu sehen; als aber diese die Frage wiederholte, antwortete sie schüchtern: „Ach verzeiht, schöne Frau, ich kann nicht mit Euch tanzen; ich würde meine Aufgabe nicht spinnen, und die Mutter würde mich schelten. Eh' heut' die Sonne untergeht, muß ich einbringen, was ich gestern versäumte." — „Ach, tanze nur zu; eh' die Sonne untergeht, wird dir geholfen sein", sprach die Holde, schürzte das Gewand und faßte Lieschen um den Leib.

Die Spielleute auf den Birken fingen nun wieder an zu musizieren und die Tänzerinnen drehten sich im Kreise. Und die liebliche Frau tanzte heute noch reizender; Lieschen konnte die Augen nicht von ihr wenden und vergaß Ziegen und Spindel. Endlich hielt sie inne, die Sonne ging unter, und die Musik schwieg. Lieschen schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, um den der ungesponnene Flachs geschlungen war, und brach in Thränen aus. Die schöne Frau aber langte nach Lieschens Kopfe, nahm den Flachs herab, schlang ihn um einen Birkenstamm, ergriff die Spindel und begann zu spinnen. Die Spindel schnurrte am Boden hin und ward sichtlich voller, und eh' die Sonne niedersank, war aller Flachs gesponnen, auch der vom vorigen Tage. Indem sie dem Mädchen die volle Spindel reichte, sprach die schöne Frau: „Weif' auf und gräme dich nicht!" Hierauf verschwand sie. Lieschen war zufrieden und dachte unterwegs bei sich: „Da sie so gut ist, werde ich doch wieder mit ihr tanzen, wenn sie kommt." Sie sang wieder, damit die Ziegen munter vorwärts schritten. Die Mutter aber empfing sie verdrießlich. „Was thatest du, Mädchen, daß du gestern nicht deine Aufgabe spannst?" schalt sie. — „Verzeiht, Mutter, ich tanzte ein wenig", erwiderte Lieschen, und indem sie der Mutter die Spindel zeigte, setzte sie hinzu: „Heut' ist sie dafür übervoll." Die Mutter ging hierauf, die Ziegen melken und legte die Spindel an ihren Ort. Lieschen wollte eben beginnen, der Mutter vom Tanze zu erzählen, doch sie dachte: „Erst will ich die schöne Frau fragen, wer sie ist, und dann erzähle ich der Mutter von ihr." Und so schwieg sie.

Am dritten Morgen trieb sie die Ziegen, wie gewöhnlich, zum Birkenwald; die Ziegen begannen zu weiden und Lieschen zu singen und zu spinnen. Als die Sonne im Mittag stand, legte Lieschen die Spindel ins Gras und gab den Ziegen von ihrem Brote. Die Brosamen den Vöglein hinwerfend, sagte sie: „Liebe Ziegen, heut' will ich euch etwas vortanzen!" Sie wollte eben versuchen, ob sie es auch so schön könne als die Waldfrau — da stand diese vor ihr. „Laß uns miteinander tanzen!" sprach sie lächelnd zu Lieschen, und umfaßte sie. Augenblicklich erklang die Musik über ihren Häuptern, und die Tänzerinnen drehten sich in leichtem Fluge. Lieschen sah nichts als die herrliche Frau, und sie hörte nichts als die liebliche Musik, nach der ihre Füße sich bewegten.

So tanzten sie vom Mittag bis zum Abend. Jetzt hielt die Frau inne, und die Musik schwieg. Lieschen blickte um sich — die Sonne stand hinter dem Walde. Weinend schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen, und indem sie sich zur Spindel wandte, die noch recht dürftig aussah, klagte sie, daß die Mutter wohl schelten würde. „Gib mir deine Tasche; ich will dir ersetzen, was du heut' versäumt", sprach die schöne Frau. Lieschen gab ihr die Tasche, und die Frau war auf einige Augenblicke unsichtbar; dann aber reichte sie ihr die Tasche mit den Worten: „Da, zu Hause sieh hinein!" — und verschwunden war sie, als habe der Wind sie verweht. Lieschen fürchtete sich anfänglich, in die Tasche zu sehen. Als sie aber den Weg zur Hälfte hinter sich hatte, ließ es ihr keine Ruhe; die Tasche war so leicht, als sei nichts drin — sie mußte hineinsehen.

Wie erstaunt aber war sie, als sie in der Tasche nur — Birkenlaub sah. Da brach sie in Thränen aus und machte sich Vorwürfe, daß sie so leichtgläubig gewesen. Dann warf sie ärgerlich die Blätter heraus und wollte die Tasche umstürzen. Zum Glück jedoch dachte sie, ich will das übrige den Ziegen unterstreuen", und behielt noch einiges Laub darin. Langsam schlich sie nach Hause

Die Mutter aber harrte bekümmert auf der Schwelle. „Um Gottes willen, was für eine Spindel Garn brachtest du gestern nach Hause?" waren die ersten Worte der Mutter. — „Warum denn?" fragte Lieschen ängstlich. — „Als du morgens fortgegangen, begann ich aufzuweifen. Ich weife auf und weife auf, die Spindel ist beständig voll. Ein Strähn, zwei, drei Strähne — die Spindel voll. Welcher böse Geist hat das gesponnen? rief ich erzürnt, und in dem Augenblick ist das Garn von der Spindel fort, als wär' es weggeblasen. Sag', was ist geschehen?" Da begann Lieschen zu erzählen.

„Das war eine Waldfrau!" rief die Mutter entsetzt. „Um Mittag und Mitternacht treiben sie ihr Wesen. Ein Glück, daß du kein Knabe bist, sonst würdest du nicht lebend ihren Armen entronnen sein. Sie hätte so lange mit dir getanzt, als ein Atemzug in dir gewesen wäre, oder dich zu Tode gekirrt. Doch mit den Mädchen haben sie Erbarmen, ja beschenken sie oft reich. Hättest du mir etwas gesagt, so würd' ich nicht gemurrt haben und hätte jetzt die ganze Stube voll Garn." Da gedachte Lieschen der Tasche, und ihr fiel bei: es könnte doch vielleicht etwas unter dem Laube sein. Sie nimmt die Spindel und den ungesponnenen Flachs weg und blickt in die Tasche, blickt noch einmal hinein und schreit: „Seht doch, Mutter, seht!" Die Mutter schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen. Die Birkenblätter hatten sich in Gold verwandelt. „Sie befahl mir, erst zu Hause hineinzublicken, ich gehorchte nicht." — „Ein Glück, daß du nicht die ganze Tasche ausleertest!" meinte die Mutter.

Der Reichtum, den Lieschen nach Hause gebracht, war trotzdem groß genug. Die Mutter kaufte eine Wirtschaft, und Lieschen brauchte nicht mehr Ziegen zu weiden; allein wie reich und glücklich sie auch war, es hat ihr doch nicht so viel Vergnügen gemacht, als der Tanz — mit der Waldfrau. Noch oftmals lockte sie es in den Birkenwald, sie wünschte sich, die schöne Frau nur noch einmal zu sehen — allein sie erblickte sie nimmer wieder.

Nach dem Tschechischen von Němec.

Geschichte vom Spiegel und den Scherben.

Nach dem Dänischen.



Eines Tages war der höllische Unhold so recht bei guter Laune; denn er hatte einen Spiegel gemacht, in dem alles Gute und Schöne, was sich darin spiegelte, fast zu nichts zusammenschrumpfte, während alles, was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, grell hervortrat und noch schlimmer wurde. Die schönsten Gegenden sahen darin aus wie gekochter Spinat und die bravsten Männer wurden ganz eklig oder standen auf dem Kopfe, ohne einen Leib zu haben; die Gesichter glichen einer Grimasse und waren nicht wieder zu erkennen, und hatte einer eine Sommersprosse, so war es abgemacht, daß sie sich über Nase und Mund ausdehnte. „Es sei dies ein Hauptspaß", meinte der Teufel. Durchzuckte nun ein guter, frommer Gedanke einen Menschen, da zeigte sich ein Grinsen im Spiegel, daß der Böse über seine Erfindung höllisch lachen mußte. Wer immer die von ihm errichtete Hexenschule besuchte, erzählte überall, es sei ein Wunder geschehen; nun sehe man erst, meinten sie, wie die Welt und die Menschen eigentlich beschaffen seien. Sie liefen mit dem Spiegel herum; und zuletzt gab es kein Land und keine Menschen mehr, die man nicht als Zerrbild darin gesehen hätte.

Am Ende wollten sie auch nach dem Himmel fliegen, um die Engel und den Herrgott selbst zu foppen. Je höher sie mit dem Spiegel flogen, um so mehr grinste es drin; sie konnten ihn kaum halten, höher und höher flogen sie, näher Gott und den Engeln. Nun fing der Spiegel in seinem Grinsen so fürchterlich an zu zittern, daß er sich ihren Händen entrang und zur Erde stürzte, wo er in hundert Millionen, ja Billionen und noch mehr Stücke zerschellte, und jetzt noch viel größeres Unglück als zuvor verursachte; denn einige Stücke waren kaum so groß als ein Sandkorn, und diese flogen nach allen Enden der weiten Welt, und wo jemand sie in die Augen bekam, da blieben sie sitzen und da sahen die Menschen alles verkehrt oder hatten nur Augen für die Fehler an den Dingen, denn jede noch so kleine Spiegelscherbe behielt die Kraft, die einst der ganze Spiegel besessen. Einigen Menschen drang sogar ein Splitter vom Spiegel ins Herz, das aber wirkte so gräßlich, daß das Herz gleichsam zu einem Eisklumpen gefror; einige Spiegelscherben waren so groß, daß man sie zu Fensterscheiben gebrauchte, man mußte sich indessen hüten, seine Freunde durch diese Scherben anzusehen; andre Scherben wurden zu Brillengläsern benutzt, und dann ging es schlecht, wenn die Leute solch eine Wunderbrille aufsetzten, um recht zu sehen und gerecht zu sein. —

Der Böse lachte dann, daß ihm der Bauch wackelte, da alles Unheil ihn stets angenehm kitzelt. Aber im Freien flogen noch immer kleine Glassplitter in der Luft herum und — — wer wissen will, wie es weiter ging, mag es nachlesen in den „Sechsundfünfzig auserwählten Märchen" von H. C. Andersen. (Neue Ausgabe von Edmund Lobedanz; II. Abtg., S. 213.)



Skandalus bringt seine Wunderbrille bei Herrn von Dachhahn an.

Die Höckernasigen.

Nach dem Englischen.

Vormals lebten in einem Lande, von dem sich noch viel Wunderlicheres erzählen ließe, zweierlei Arten merkwürdiger Menschen. Die einen hatten größere oder kleinere Höcker auf der Nase, die andern nicht. Sah man von diesen Höckern ab, so konnte man glauben, die Leute stammten sämtlich, wie alle andern Erdenbewohner, von Adam und Eva. Sie lebten auch, wie andre Menschenkinder, in großen und kleinen Häusern, ließen sich ein und dasselbe Essen wohl schmecken, kleideten sich, je nach der Fülle ihrer Geldbeutel, prunkvoll oder einfach und glichen sonst einander, soweit sich eben Menschen gleichen können.

Dennoch sprachen die Höckerlosen niemals mit denen, welche ein Hügelchen auf ihren Nasen herumtrugen, und umgekehrt; denn es bildeten sich die erstgenannten ein, sie seien etwas Besseres als jene mit Höcker Belasteten.

Das war seit unvordenklichen Zeiten so gewesen und daher auch so geblieben. Wenn die glattnasigen Leute in Gesellschaften oder zu einem Ausflug aufs Land zusammenkamen, so thaten die von ihnen gering Geschätzten wohl, sich fern zu halten, es sei denn, der eine oder andre der mißachteten Menschensorte sei übermenschlich reich gewesen. Doch selbst in solchem Falle wurde ein Höckernasiger nicht groß beachtet, wie doch sonst üblich.

Unter diesen merkwürdigen Menschen lebte nun ein junger Mann, Junker Niklas von Schnippedendrich, dem sein Reichtum um so weniger Abbruch that,

weil er zugleich schön und ansehnlich von Geburt und Körpergestalt war. Es war allerdings nicht ganz ausgemacht, ob er auf seiner zierlich gewölbten Nase nicht auch ein Höckerchen trüge; da man aber bis dahin eine Erhöhung auf seiner Riechmaschine nicht bemerken wollte, schon weil er sehr reich und dazu auch vornehm war, so stand er allerseits in größter Achtung, und manches Mädchen der Stadt sah den angenehmen Jüngling gern in seiner Nähe.

Jeder von uns, der so viel zu verzehren hätte als Junker Niklas, würde es sich gleich wohl ergehen lassen wie dieser. Der aus dem Geschlechte der Schnippedendriche lebte auf großem Fuße in seinem prächtigen Hause. Hier gab er oft glänzende Gesellschaften, zu denen jedermann, der keinen Hügel auf der Nase herumtrug, Zutritt hatte. Begreiflich schaute manches liebliche Mädchenaugenpaar, zumal von solchen, die sich gern im eignen Hausstand bewegt hätten, wohlgefällig nach dem schönen Niklas hin. Bei einer solchen Festlichkeit fiel dem Junker eines Abends ein artiges Fräulein, Aurora von Dachhahn, auf, und ihr Liebreiz machte einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß er beschloß, die Schöne als sein eheliches Gemahl heimzuführen. Die Eltern des jungen Mädchens aus dem uralten Geschlechte der Dachhähne und Gensefleische waren darob höchlichst erfreut und zögerten nicht, alsbald ihre Einwilligung zu geben. Die Hochzeit sollte demnächst schon stattfinden, und dabei sollte es himmelhoch hergehen. Jeder Freund der Familien Schnippedendrich, Dachhahn und Gensefleisch war zu den bevorstehenden Festen geladen worden.

Aurora präsentierte sich an ihrem Ehrentage in einem weißen Atlasgewande, mit Perlen und Spitzen übersäet; in einen prachtvollen Brautschleier gehüllt, fuhr sie in Begleitung ihres Vaters zur Kirche. Sie war so heiter und überselig glücklich, wie es ein junges Mädchen in ihrer Lage nur immer sein kann.

Als der Brautwagen, gezogen von zwei schneeweißen edlen Rossen, eben bei dem Kirchthor vorfuhr, fiel der Blick des Herrn von Dachhahn auf die gekrümmte Gestalt eines häßlichen Alten, der Brillen feilbot. Dieser trat an den Wagenschlag heran und richtete an Auroras Vater die dringende Bitte: „Kaufen Sie mir eine meiner Wunderbrillen ab; ich kann versichern, daß sie höchst brauchbar sind. Wer eine solche Brille trägt, kann jeden durchschauen und wird sogleich alles Schlechte an ihm erkennen.“

Herr von Dachhahn kaufte, um den Zudringlichen los zu werden, eine solche Brille, stülpte sie auf seine höckerlose Nase und geleitete nun seine Tochter in die Kirche, während die Menge die schöne Aurora im Brautstaat anstarrte.

In der Kirche wartete unterdessen Herr Niklas schon lange auf seine Zukünftige. Endlich trat sie ein. Aber wie betroffen schauten Niklas und alle Schnippedendriche auf, als Herr von Dachhahn auf die ganze Sippschaft mit den Worten losstürzte: „Zurück, zurück! Haltet ein! Dieser Abscheuliche kann meine Tochter nicht heimführen! Seht ihn nur genauer an — er trägt ja ein leibhaftiges Höckerchen auf der Nase!.... Zum Glücke habe ich das Unheil noch zur rechten Zeit mit meiner neuen Brille wahrgenommen! Kein Mann mit solch einem Zeichen soll je meine Tochter heimführen!“ fügte Herr von Dachhahn hinzu.

Bei diesen Worten fiel natürlich die Braut in Ohnmacht; alle Anwesenden bohrten ihre Blicke in das kreideweiße Antlitz des unglücklichen Bräutigams — — schließlich stob die Menge betroffen auseinander. Die Freunde des Herrn von Dachhahn beglückwünschten den scharfsichtigen Vater, daß dieser solch ein Unheil von seinem altadligen Geschlechte abgewendet.

Junker Niklas, wie vernichtet, war unterdessen, kaum noch von irgend jemand beachtet, nach Hause geeilt. Aller Glanz und Reichtum kam ihm nun eitel und nichtig vor. War ihm doch diejenige, welche er so herzinnig liebte, für immer verloren! Trostlos schloß er sich den ganzen Tag in sein Zimmer ein und verlor sich in traurigen Gedanken über sein fatales Nasenunglück.

So brach der Abend herein. Schon hatte der Wächter der Nacht begonnen, sein Amt zu verrichten — da klopfte es an die Thür, und vor Junker Niklas hin trat der Schelm, der Brillenhändler. „Wer seid Ihr und was wünscht Ihr?" fragte der Tiefgebeugte, ohne den Eintretenden eines Blickes zu würdigen.

„Ich bin Skandalus, der vertraute Reisediener des Erfinders des Zauberspiegels und der Wunderbrillen, durch deren Gläser man das Tüpfelchen auf dem „i" erkennen kann!" erwiderte der schlimme Gast mit unheimlich krächzender Stimme.

„Dann mache, daß du fortkommst, Unhold! Wenn du nicht gewesen, so wäre ich jetzund ein glücklicher Ehemann, während ich nun so sehr elend bin, daß ich schier über alle Berge laufen möchte!"

„Lasset das schönstens bleiben — bei solcher Eile kommt nichts heraus", tröstete Meister Skandalus. „Mich treibt die Besorgnis um Euch hierher! Reckt nur kühnlich Euern Kopf wieder in die Höhe und seid guten Mutes! Da! — kauft Euch auch eine solche Brille; sie alle sind gleich scharf und nutzbar — mit ihnen könnt auch Ihr alles Schlechte und Unschöne bei andern erkennen."

„Aber", erwiderte Junker Niklas, „ich verspüre gar keine Lust in mir, das Schlechte und Häßliche meiner Nachbarn zu erspähen — darob mögt Ihr auch Eure Brillen nur für Euch behalten!"

„Aber, so versucht doch diese nur auf wenige Sekunden; ich weiß im voraus, meine Guckegläser werden Euch gute Dienste leisten!"

„Nun so sei's denn, um Euch los zu werden! Versuchen will ich's!"

Junker Niklas setzte jetzt die dargebotenen Augengläser auf seine Nase, und konnte nun eine Menge Dinge sehen, welche er bisher gar nicht oder nur dunkel und verworren wahrgenommen. Als er das Instrument aber wieder absetzen wollte, beharrten die Augengläser eigensinnig auf der Stelle, wo sie saßen, und so sah er sich genötigt, die Brille schier wider Willen zu behalten.

Höchlichst befriedigt, schraubte sich der Commis voyageur mit dem für die Wunderbrille erhaltenen Lohne unter tiefen Bücklingen aus dem Gemach hinaus — still und ohne Aufsehen zu erregen — just wie er gekommen!

Niklas hatte gar bald den Alten und seine Brille vergessen. Er blieb die ganze Nacht wach und richtete einige rührende Abschiedsworte an seine ehemalige Braut. Als ihm sein Brief aber nicht rührend genug erschien, schrieb er einen zweiten, dann einen dritten und vierten und endlich zerriß er alle.

Erst am andern Morgen wurde er damit fertig, seine Gefühle in

zusammenhängenden Sätzen auszudrücken, als er das Rollen eines Wagens und hierauf ein lautes Pochen an seiner Thür vernahm. Es war Auroras Vater, welcher die Geschenke des Junkers an seine ehemalige Braut zurückbrachte. Kaum hatte der Herr von Dachhahn das Zimmer unsers Niklas betreten, als dieser ihn mit höchstem Staunen anstarrte, denn mittels der Brille ward auch auf der Nase des alten Herrn ganz deutlich ein Höckerchen erkennbar. Ja, ja — kein Zweifel konnte aufkommen, auch auf seinem Riechinstrument lagerte solch ein kleines Häufchen Unglück — — deutlich und klar!

Zuerst geriet Aurorens Vater ganz außer sich über die ihm offenbarte Beobachtung. Er spuckte und räusperte sich in allen Tonarten — was half's? — Ein Blick in den Spiegel überzeugte ihn, daß unter den unerbittlich scharfen Augengläsern auch sein Höckerchen immer deutlicher sich abhob.

Er sah sich und den Junker links und rechts, von der Seite und von vorn an — es blieb beim Höcker. Nur von hinten ließ sich nichts wahrnehmen.

Als die Sache nicht anders ward, fand sich der ehrenwerte Herr ins Unvermeidliche, ja schließlich schien er über sein Schicksal sogar höchlichst befriedigt. Denn als er mittels der Wunderbrille nun auch sein reizendes Töchterchen etwas genauer ins Auge faßte — wer hätte es für möglich gehalten? auch auf Auroras Stumpfnäschen wurde ein Blütchen — wenn auch ein ganz kleines — dagegen auf der derberen Nase der gnädigen Ehehälfte eine auffallend große Blüte sichtbar, welche wahrscheinlich schon die Nase derselben zierte, als man sie noch Fräulein von Gensefleisch benamste.

Rascher, viel rascher als sie geglaubt, fanden sich die Abkömmlinge der Dachhähne und Schnippedendriche in ihre neue Lage. Bald gewöhnten sie sich an ihre Höckerchen und Blütchen, und da sie an ihren eignen kleinen Gebrechen fernerhin keinen Anstand nahmen, so erstreckte sich ihre Duldsamkeit nachgerade auch auf die Hügel und Blüten der Nasen ihrer ehrbaren Nachbarn.

Herrlich und in Freuden konnte nun die Hochzeit des Junkers Niklas mit Fräulein Aurora begangen werden. Auch bei dieser Gelegenheit stolperte niemand über die Höcker und Nasen der heiteren Tischgesellschaft, welche sich bei dem großen Festmahle zusammenfand.

Herr Niklas von Schnippedendrich gab sich nachmals jede erdenkliche Mühe, den alten Brillenhändler wieder aufzufinden, denn er beabsichtigte, demselben seine sämtlichen übrigen Augengläser abzukaufen. Er hielt es nämlich für nützlich, seine Mitbürger, soweit wie thunlich, mit solchen nützlichen Instrumenten zu versehen. Der alte Skandalus aber war und blieb verschwunden — auch waren Wunderbrillen überflüssig geworden, je mehr sich die Tugend der Nachsicht und Duldsamkeit in dem Lande der Dachhähne einbürgerte.

— —

Leider gelangt nicht jeder, wie Junker Niklas und seine Schmäher, zu einer solchen Wunderbrille. Wohl geht es aber den meisten wie just dem edlen Herrn von Dachhahn. Ein scharfes Auge sieht wohl das Höckerchen auf des Nächsten Nase — aber den kräftigen Höcker auf dem eignen Riecher merkt's nicht eher, als bis ein solcher durch eine Wunderbrille geoffenbart wird.

Franz Otto.



Fata Morgana.

Ein Wüstenmärchen.

I.

Der Fürst der Wüste trat aus seinem Zauberschloß, das, aus durchsichtigem Kristall, seine schlanken Zinnen hoch in die klare blaue Luft erhob. Die Palmen und Sykomoren beugten in sanftem Flüstern ihre Wipfel vor dem mächtigen Geiste, die Springbrunnen rauschten leiser und spielten ihren glänzenden Strahl hoch in die Luft, der im nächsten Augenblick in Millionen funkelnder Tropfen niederfiel. Blumen, leuchtend wie die Sonne, herrlich wie sie nie in den Gärten der Sterblichen blühen, neigten ihre Kelche auf durchsichtigem Stengel, ihren Gebieter zu begrüßen. — Aber auf der hohen Stirn Morgans, des gewaltigen Geisterfürsten, lag jener unversiegbare Schmerz, den wir immer da finden, wo die Thränen versagt sind. Weinen können die Geister nicht, aber trauern — trauern, wie nie ein Menschenherz.

Langsam und fast unhörbar durchschritt der Fürst den Garten und wandte sich einer entlegenen Stelle zu, deren dichte Gebüsche ihn bald in ihren Schatten aufnahmen. Dort stand, von Zedern und Cypressen umgeben, ein Tempel von Alabaster. Ein einziger großer Rubin, den Schlußstein der goldenen Kuppel bildend, ließ die Sonnenstrahlen hineindringen, und purpurn wogten sie über einen Sarkophag, auf dem, aus durchsichtigem Marmor gebildet, eine herrliche Frauengestalt ruhte.

„Zoraïde!“ klang es leise von den Lippen des Geistes, „Zoraïde, war deine Sehnsucht nach deinem armseligen Geschlecht größer, als die Liebe zu deinem Gemahl, der seine höchsten Güter — ewige, unverwelkliche Jugend und Unsterblichkeit — hingab, um dir anzugehören? Konntest du, o Zoraïde, nicht diese wenigen Jahre mit mir ausharren in meiner Heimat, die doch so herrlich ist, daß sie in der Sterblichen Herzen, die gewürdigt werden, sie von ferne zu schauen, eine unstillbare Sehnsucht weckt?“ —

Es war vor langen, langen Jahren, als Morgan, einsam wie immer, sein Gebiet durchstreifte. Der Samum war mit glühendem Atem vor ihm hergeeilt und hatte die bleichen Gestalten einer zahlreichen Karawane tief in den Staub gedrückt. Nur ein Weib, krank und leidend, hatte sich nicht wieder erhoben, als der sengende Wüstenhauch vorüber war. Die Glut hatte den letzten Rest von Atem in ihrer Brust erstickt, leblos lag sie im Sande, während verzweiflungsvoll ein Mädchen von ungefähr sieben Jahren sich über sie warf und unter herzzerreißendem Weinen den teuern Mutternamen rief. Ein alter Araber, den des armen Kindes jammerte, suchte sie zu trösten und von dem fernen Vater ihr zu sprechen, den sie in wenig Tagen erreichen würde; aber die kleine Zoraïde wollte nichts von dem Vater, nichts von Fortsetzung der Reise wissen; sie verlangte erst mit innigem Flehen, dann mit leidenschaftlichem Drängen und trotziger Entschlossenheit bei der toten Mutter bleiben zu dürfen, und der alte Araber, der keine Anrechte an das Kind hatte, mußte endlich nachgeben. Er empfahl sie dem Schutze des Propheten, schwang sich auf sein Roß und eilte der schon in weiter Ferne dahinziehenden Karawane nach.

Der Wüstenfürst war unsichtbarer Zeuge dieser Szene gewesen, jetzt trat er zu dem Kinde, das sich wieder über den Leichnam geworfen hatte, und indem er leise über ihre dunklen Locken strich, wurde er dem Auge der Kleinen sichtbar.

„Was machst du hier, mein Kind, so allein in der Wüste?“

„Ich will bei meiner Mutter sein, o Herr!“ erwiderte Zoraïde.

„Aber fürchtest du dich nicht so allein? Der Samum kann zurückkehren, oder der Sandsturm heranbrausen und seine Wellen dich bedecken.“

Das Kind erhob seine wundervollen Augen.

„Ich kann nicht von meiner Mutter gehen, kann nicht!“ sagte sie, indem Thränen von neuem das holde Gesichtchen überströmten.

Der Geist fühlte leise Rührung durch sein Herz beben. Bisher waren die Menschen ihm verhaßt gewesen; er hatte sich oft ungesehen unter sie gemischt, aber ihre Fehler hatten sein Herz mit Widerwillen gegen dies Geschlecht erfüllt; gleichgültig sah er zu, wie der Samum und der Sandsturm Unzählige unter ihren Sandwogen begruben und die Sonne ihre Gebeine bleichte.

„Sollte dies Kind eine Ausnahme von jenem tückischen, eigennützigen, verderbten Geschlechte bilden?“ sprach der Herr der Wüste leise zu sich selber, und dann wandte er sich zu der Kleinen, die wieder neben ihrer toten Mutter niedergekniet war und die bleiche Hand zwischen ihren kleinen Händen hielt.

„Komm' mit mir, mein Kind!“ sagte er im sanftesten Tone, „du sollst bei mir in dem schönsten Schlosse der Welt wohnen, herrliche Gärten mit blühenden, Wohlgerüche ausströmenden Blumen umgeben deine künftige Wohnung.“

„Willst du, o Herr, meine Mutter auch dorthin mitnehmen?“ sprach Zoraïde.

„Nein, mein Kind, deine Mutter müssen wir hier lassen.“

„So bleib' ich bei ihr!“ entgegnete die Kleine, und das eben noch leuchtende Auge umzog sich wieder mit einem Thränenflor.

Morgan war überwunden.

„Zwar ist meine Heimat nicht für die Sterblichen“, sprach er; „sie schauen wohl aus weiter Ferne die Zinnen und Kuppeln meines Palastes, sie sehen die Palmen und Springbrunnen meines Gartens und nennen es Fata Morgana, aber wenn sie sich nähern wollen, weicht mein schönes Eiland vor ihnen zurück, weil es nur reinen Wesen ein Asyl gewähren kann, und dann sprechen die Thoren, es sei eine Luftspiegelung. Du, mein Kind, gehörst aber nicht jenem selbstsüchtigen Geschlechte an, und deine Mutter ist durch den Tod von ihnen geschieden — euch soll meine Heimat ihre Pforten öffnen.“

Der Geist winkte mit der Hand nach jener Gegend, wo er sein Eiland gelassen, und alsbald glitt, wie ein majestätisches Schiff, über den Sand der Wüste die Fata Morgana heran. Mit dem einen Arm die tote Mutter, mit dem andern das staunende Kind erfassend, betrat der Fürst seine Insel. Nun brauchte die Leiche nicht im Wüstensand zu bleichen, sanft gebettet ruhte sie im kühlen Schoß der Geisterinsel, und der Fürst der Wüste ließ über ihre Schlummerstätte die herrlichsten Cypressen emporwachsen.

Und Zoraïde? — Wohl wuchs und blühte sie mit den Blumen um die Wette, unsichtbare Feenhände bedienten sie, die Palmen neigten sich vor ihr, dem Lieblinge ihres mächtigen Beherrschers, und der Springbrunnen, über dessen Rand sie sich oft beugte, um dem Gesichtchen in den Wellen unten zuzunicken, streute seine funkelnden Tropfen in ihre Locken.

Aber sie war allein — allein und einsam, wie Fürstenkinder oftmals sind, und alle Pracht und Herrlichkeit des Feenreiches ersetzt nicht ein warmes Herz. In den ersten Jahren war sie noch zu kindisch, um den Grund ihrer beständigen Sehnsucht zu erkennen; sie glaubte eben, es sei noch immer die Trauer um ihrer Mutter Verlust. Aber der Schmerz um die geliebte Tote, die sie nach Morgans Versicherung selig im Paradiese wußte, linderte sich — und die Sehnsucht blieb.

Dem Fürsten verbarg sie ihre Trauer, denn er hing mit ganzer Seele an dem lieblichen Wesen, und wenn er am Abend von den Streifzügen durch sein Gebiet oder aus dem Zauberhain des Obersten der Geister heimkehrte, so eilte ihm Zoraïde lächelnd entgegen und vergaß im fröhlichen Geplauder ihre Sehnsucht, die Einsamkeit und das Schweigen der vergangenen Stunden.

Jahre vergingen. — Aus dem lieblichen Kinde erblühte die herrlichste Jungfrau. Sie pflegte der Blumen, hütete und schmückte das Grab der geliebten Mutter und träumte in den Stunden, die beschäftigungslos dazwischen lagen, von der verlassenen Heimat und dem hinter sich gelassenen Menschengeschlechte, dem sie so nahe stand und doch ewig fern bleiben mußte.

Der Fürst der Wüste, in seiner Güte und Hoheit, war ein Gegenstand ihrer kindlichen, nicht selten angstvollen Verehrung, denn sie ahnte die Kluft wohl, die ihn, den unsterblichen Geist, von ihr, der Tochter der Menschheit, schied.

Einst lastete ihres Herzens Einsamkeit besonders schwer auf ihr; denn auch das Schönste, wenn wir es immer sehen und wenn wir den Genuß mit niemand teilen können, vermag uns das leise Gefühl des Unbehagens nicht zu ersparen. Sie schaute hinauf zu den Türmen, die an den vier Ecken des Palastes sich erhoben, und in welchen Glasglocken hingen, welche beim leisesten Windhauch in herrlichen Melodien erklangen. Von einem der Türme hatte sie nie einen Ton erschallen hören, nie in ihm eine Glocke sich bewegen sehen; sie wollte diesen Umstand ergründen und stieg die Marmortreppe hinan.

Oben trat sie durch eine kleine, unscheinbare Thür in ein Gemach, das jeglichen Schmuckes entbehrte. Nur ein Fenster von wunderbar glänzendem Kristall gestattete eine Aussicht — Zoraïde trat heran.

Vor ihr lag die Wüste, die sie nie wieder geschaut, seit ihr Fuß das Zaubereiland betreten. Alle Erinnerungen lebten in ihr auf. Wieder sah sie die Leiche der teuern Mutter vor sich im Sande liegen und sich selbst in trostlosem Schmerze neben ihr knieen.

Und weiter rückwärts eilte ihre Erinnerung: sie gedachte der großen, schönen Stadt, in der sie bei liebevollen Eltern ihre erste Kindheit verlebt, bis des Vaters Handelsverbindungen einen andern Wohnort nötig gemacht und er Frau und Tochter hatte nachkommen heißen.

Sie dachte der Heimat und ihrer Kindheitsgespielinnen, und indem sie die heiße Stirn an die Scheiben lehnte, sprach sie leise und sehnsüchtig den Namen ihrer Vaterstadt aus.

Da — o Wunder — lag sie zu ihren Füßen, die geliebte Stadt! Sie erkannte sie ganz genau.

Das dort waren ihre Minarets und das dort die Bäder, zu denen sie ihre Mutter so oft begleitet, und dort lag ihr Garten mit dem schönen Lusthaus und der vergoldeten Kugel auf dem Dach; aber fremde Menschen brachen die Blumen, die ihre Mutter gepflanzt, und genossen die Früchte, die sie gezogen.

Und dort eilten zwei ihrer Gespielinnen über die Straße dem väterlichen Hause zu. Sie waren groß geworden in all den langen Jahren, aber Zoraïde erkannte sie auf den ersten Blick. „Zuleima! Fatime!“ rief sie in atemlosem Entzücken, die Mädchen gingen weiter.

„Wie könnten sie mich auch hören?“ flüsterte sie lächelnd; „aber geschwind hinunter! So nahe lag mir die traute Heimat und ich wußte es nicht!“

Und in atemlosem Lauf eilte sie die Marmorstufen hinunter und der Gegend zu, in der kaum hundert Schritt entfernt die Heimat lag.



Fata Morgana.

Hundert und hundert und vielmal hundert Schritt war sie gelaufen und immer noch umgaben sie die Palmen- und Blumenhaine der Feeninsel, immer noch erreichte sie das Ende nicht. Müde und weinend kehrte sie zurück in das Turmgemach, überzeugt, daß sie nur eine falsche Richtung eingeschlagen; da lagen vor ihr nichts als Bäume des Gartens und dahinter, bis zur Grenze des Horizontes, hell schimmernder Wüstensand.

Weinend lehnte sie abermals die Stirn gegen die Scheiben, und abermals schwebte sehnsuchtsvoll der Name ihrer Vaterstadt von ihren Lippen. Da lag sie wieder vor ihr, fast greifbar nahe, eben traten die Gespielinnen in das Haus und entschwanden dem Auge der sehnsüchtig Nachblickenden.

Nun hatte sie den Zauber entdeckt: die Scheibe berühren und des Herzens Wünschen Worte verleihen mußte sie, wenn sie das Ersehnte schauen wollte.

So stand sie, vertieft in den Anblick der Vaterstadt und suchte mit den Augen alle Plätze, an denen ihre kindlichen Erinnerungen hafteten.

So stand sie, und Stunde auf Stunde verrann unbemerkt. Morgan war indes zur bestimmten Zeit heimgekehrt, und erstaunt, daß sein Liebling ihm nicht entgegeneile, schaute er umher und erblickte sie an dem Fenster des Zauberturmes.

Er eilte hinauf und schaute leise über ihre Schulter. Ha, jetzt that er einen Blick in ihre Seele. Ihre Gedanken lagen enthüllt vor ihm. Verdruß und Wehmut, Trauer und Zorn stritten in seinem Herzen.

„Zoraïde!" rief er in leisem, vorwurfsvollem Tone; doch nicht wie sonst flog sie bei dem Ton seiner Stimme ihm entgegen; leise bog sie nur die Hand zurück, die seine zu erfassen, und bittend flüsterte sie: „Laß mich hier, o laß mich, sonst schwindet mein liebes Bild wieder. Schau mit mir hinaus, mein Fürst, ich will dir all die Plätze zeigen, wo ich so glücklich war."

„Glücklich warst, Zoraïde?" grollte Morgan, in dessen Brust es noch immer wogte; „für dich soll es keine Vergangenheit geben; deine Heimat, deine Gegenwart ist hier bei mir." Und er zog sie vom Fenster hinweg und zwang sie, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Sie that es schüchtern.

Dankbarkeit und Heimweh kämpften in der jugendlichen Brust; sie bedeckte ihre Augen mit den Händen und brach in Thränen aus.

Der Fürst stand in tiefes Sinnen verloren vor ihr, sein Auge las in ihrer Seele und ahnte, auf welche Seite die Wage sich neigen würde.

Aber auch in sein Herz blickte er. Er erkannte, wie innig er mit seinem Pflegling verwachsen sei, wie er das Dasein nicht mehr ertragen könne ohne sie, die durch ihr unschuldvolles Geplauder, durch ihre kindliche Anhänglichkeit seine Einsamkeit ihm versüßte. Noch ein Augenblick des Kampfes, noch eine leise Wolke auf der hohen Stirn — und er ergriff die Hand der Jungfrau und sprach in sanftem Tone: „Zoraïde, mein Liebling! Ich vermag nicht mehr ohne deine holde Stimme, ohne deine freundliche Gegenwart zu sein. Ich entsage, wie es das Gesetz unsres Reiches vorschreibt, meiner ewigen Jugend und Unsterblichkeit und will als dein Gemahl dir angehören mit allem, was ich besitze, als einzige Gegengabe von dir fordernd, daß du deine Heimat und das Geschlecht, dem du entstammst, aus deiner Erinnerung löschest."

Zoraïde hatte mit Erstaunen ihm zugehört; er sprach von Dingen, die sie nicht verstand, doch gewohnt, sich ihm, dem Mächtigen, stets unterzuordnen, nickte sie stumm, und noch die letzte Thräne von der Wange trocknend, legte sie ihre Hand in seine dargebotene Rechte. — Und so wurden sie Mann und Frau.

Mit Macht drängte Zoraïde die immer wieder hervorquellenden Erinnerungen zurück, aber ob auch ihr Auge lächelte und der süße Mund scherzte, die Sehnsucht, die alte Sehnsucht saß im Herzen und zehrte daran, wie der Wurm an der Rose.

Zwei Töchter wurden ihnen geboren. Die älteste, nach der toten Mutter Fatime genannt, war des Vaters Ebenbild. Ihre Insel war ihre Welt, und ihrem Geist war die väterliche Gabe eigen, die kleinen Feen und Genien, die dort jeden Baum, jede Blume beseelten, zu erkennen und mit ihnen in innigen Verkehr zu treten. Die jüngste, Zoraïde genannt, war das Abbild derjenigen, deren Namen sie trug, und wie Fatime unzertrennlich von ihrem Vater war, so begleitete Zoraïde ihre Mutter auf Tritt und Schritt.

In diese junge, weiche Seele legte die Mutter ihre Erinnerungen und ihre Sehnsucht nieder — das Einzige, was sie noch mit der Heimat verband; denn die Thür zum Zauberturm war geschlossen, und nie hatte Zoraïde gewagt, ihren Gemahl um den Schlüssel zu bitten. Nicht nur das Heimweh, auch das Gefühl, des Gatten Opfer nicht völlig vergelten zu können, sowie er es erwarten mochte, zehrten an ihrem Lebensmark und neigten die herrliche Blüte.

Einst hatte Morgan den kleinen goldenen Schlüssel, der Zoraïden nur zu wohl bekannt war, wegzuschließen vergessen. Mit einem Freudenschrei eilte Zoraïde darauf zu. So schnell ihre zitternden Füße sie tragen wollten, stieg sie hinauf in das Turmgemach. Sie lehnte die glühende Stirn an das Fenster und mit zitternder Lippe sprach sie den geliebten Namen aus.

Da lag sie wieder vor ihr, die traute Heimat, so nahe, so nahe, daß sie mit der Hand sie zu erreichen meinte, übergossen vom Golde der sinkenden Sonne. Sie schaute noch einmal thränenden Auges auf das Haus und den Garten, den Schauplatz ihres Kindheitsglückes — und dann, überwältigt von Sehnsucht, Schmerz und Freude, brach das arme kranke Herz.

Als Gemahl und Kinder sie vergeblich im ganzen Garten gesucht, eilte Morgan, von Ahnung getrieben, in das Turmgemach. Dort lehnte sie am Fenster, die Arme noch wie zum Gebet über die Brust gekreuzt, die erkaltete Stirn an die Scheiben gedrückt.

II.

Der Mutter Saat war auf empfänglichen Boden gefallen. Frisch aufkeimte in der Seele der jungen Zoraïde die gleiche Sehnsucht, aber daneben der feste Entschluß, das stammverwandte Geschlecht zu erschauen und zu den Wesen zu eilen, die ihre Mutter bis zum letzten Atemzug so sehr geliebt.

Die Schönheiten ihres Zaubereilandes galten ihr nichts, nichts die Bitten und Vorwürfe ihrer Schwester; lebte sie doch der festen Zuversicht, ihres Vaters Einwilligung, trotz seiner Abneigung gegen die Menschen, zu erhalten.

So nahte ihr fünfzehnter Geburtstag heran — ein Tag, an dem es Sitte geworden, des Herzens Wünsche den teuren Eltern zu offenbaren und ihrer Gewährung gewiß zu sein.

„Mein Vater“, sprach die junge Zoraïde, indem sie die weiße Stirn tief vor dem Fürsten neigte, „mein Vater, gestatte deinem Kinde, das Geschlecht seiner Mutter kennen zu lernen; mein Herz bricht vor Sehnsucht nach den Menschen, und ich fühle, daß, wenn meiner demutvollen Bitte keine Gewährung wird, ich dahinsterben werde, wie meine Mutter. In einem Jahre, ich gebe dir mein festes Versprechen, kehre ich zurück, um mich nie wieder von dir zu trennen.“

Der Vater hatte diese Bitte erwartet, dennoch zog sein Herz sich schmerzvoll zusammen. „Soll ich alles, was ich liebe, an dies tückische Geschlecht verlieren!“ seufzte er leise, und schon öffnete er die Lippen, die Bitte zu verweigern, da schaute er in das holde Antlitz, das die süßen Kinderaugen zu ihm aufgeschlagen hatte, voll so inniger Zuversicht, so seligen Vertrauens, daß er den Mut nicht fand, sie zurückzuweisen.

„Zoraïde“, sprach er milde, „du schaust mich an mit deiner Mutter Augen, und darum sei deine Bitte gewährt, wie tief sie mich auch schmerzt; aber denke deines Wortes!“ Er zog sie in seine Arme und flüsterte leise Segenssprüche über ihrem Haupte. Nun flog sie umher wie eine Sylphide, lief jubelnd und singend durch alle Gänge, grüßte hinauf zu den hohen Palmen und plauderte von ihren Hoffnungen und ihren Träumen zu den Blumen und den klaren Springbrunnen.

Nacht war es. Der Mond strahlte hernieder in einem Glanze, wie wir ihn nimmer schauen. Über der Fata Morgana ruhte ein Silberschleier; der Springbrunnen plätscherte leis und die Blumenaugen hatten sich geschlossen, da schwebte, wie eine Elfe, Zoraïde durch die Laubgänge zu dem Grabmal ihrer Mutter. Sie kniete nieder an dem Sarkophag, und ihre Arme um den kalten Stein schlingend, preßte sie die Lippen auf die Marmorstirn und flüsterte mit bebendem Munde von ihrem Glück. Die geliebte Tote, deren Nähe sie in einsamen Stunden so oft gefühlt, sah und hörte sie — das wußte sie gewiß — und freute sich im Paradiese, daß ihr Kind erreicht, wonach sie umsonst sich gesehnt hatte. Endlich wurden Zoraïdens Augen schwer, und sie entschlummerte mit der Stirn auf der Hand des geliebten Bildes.

Da trat Morgan heran, der ihr unsichtbar gefolgt, nahm die Schlummernde in seine Arme und glitt leicht wie eine Wolke über den Wüstensand dahin. Als der Horizont im Osten sich purpurn zu färben begann, hatte er die Grenze seines Gebietes erreicht. Noch einmal drückte er die Lippen auf seiner Tochter Stirn, legte sie sanft auf den Rasen nieder und kehrte zu seiner Insel zurück.

Als der erste Sonnenstrahl Zoraïdens Augenlider traf, erwachte sie und schaute verwundert umher.

Vor ihr lag ein klarer See, von freundlichen Gebäuden umgeben, hinter ihr die Wüste mit dem Zauberbild der Fata Morgana am fernen Saum.

„Mein Vater, meine Heimat, lebt wohl!“ grüßte Zoraïde hinüber zur Ferne; „wir sehen uns wieder, ganz gewiß!“

Und nun setzte sie sich auf einen Stein und wartete vertrauensvoll der Zukunft. Ihr Ruhesitz war ein Markstein an der Landstraße, und obgleich noch früh am Morgen, begann in jenen heißen Gegenden bereits das regste Leben.

Eine Staubwolke wirbelte daher, und aus ihr heraus löste sich ein einzelner Reiter, der sein Roß so pfeilschnell dahinjagen ließ, daß das Gefolge weit hinter ihm zurückblieb. Zoraïdens Herz klopfte heftig. Es war der erste Mensch, den sie sehen sollte, und sie vermochte kaum den Augenblick zu erwarten, der ihn in ihre Nähe bringen würde.

Jetzt war er da. Das Pferd stutzte vor der unerwarteten Erscheinung auf dem Steine und stand auch ohne den Druck der zügelnden Hand. Der Reiter, ein junger, schöner Mann, starrte Zoraïden an, und ohne ein Wort zu sprechen, wandte er plötzlich sein Pferd und flog in rasender Eile den Weg zurück.

„O“, seufzte Zoraïde tief betrübt, „ist mein Anblick ein so entsetzlicher, daß er davor flieht?“

Jetzt näherte sich die Staubwolke, und gleich darauf wurde eine prachtvolle Sänfte sichtbar. Acht reich gekleidete Diener trugen dieselbe und stellten sie unmittelbar ihr gegenüber. Die Vorhänge von goldgestickter Seide öffneten sich und das edle Antlitz einer Frau in mittleren Jahren wurde sichtbar. Sie schaute Zoraïden lange aufmerksam an und winkte ihr dann freundlich mit der Hand.

Zoraïde näherte sich der Dame, das reizende Gesichtchen mit dem Purpur der Erwartung übergossen, schlug sie die schönen Augen zu ihr auf und neigte sich in holder Anmut.

„Wer bist du, meine Tochter?“ fragte die Dame mit sanfter Stimme.

„Ich bin Zoraïde, die Tochter Morgans des Geisterfürsten.“

„Siehst du, meine Mutter“, flüsterte der junge Reiter an der andern Seite der Sänfte, „daß ich recht hatte, als ich dir erzählte, ich hätte eine Fee gesehen.“

„Und wie kommst du hierher?“ forschte die Dame weiter.

Zoraïde erzählte mit kindlicher Unbefangenheit von ihren Eltern und ihrer Heimat; sie schilderte ihre Sehnsucht nach dem Geschlecht ihrer Mutter und sprach von dem Jahre, das sie unter demselben zubringen dürfe, nach dessen Ablauf sie aber wieder heimkehren müsse.

Ihre Schönheit bezauberte alle, ihre süße Kindlichkeit und Unschuld gewannen ihr die Herzen, und so wunderbar die Geschichte ihrer Herkunft auch klang, da niemand je Kunde von dem Zaubereiland erhalten, so zweifelte doch keiner an ihren Worten, so unverkennbar war ihnen das Siegel der Wahrheit aufgedrückt.

„Willst du bei mir bleiben, meine Tochter?“ fragte die Dame; „ich bin die Gemahlin des Herrschers dieses Landes, und da der Himmel mir eine Tochter versagt hat, so sollst du während des Jahres, das du unter uns weilen darfst, meine Tochter sein.“

Zoraïdens Augen strahlten Glück und Dankbarkeit; sie küßte die feine, weiße Hand, die sich ihr entgegenstreckte, und nahm Platz in der Sänfte, welche der junge Prinz von da ab gemessenen Schrittes begleitete. —

Sie liebten sie alle, die sie sahen. Nicht ihre feengleiche Schönheit, nicht die Anmut und Frische, die unzertrennlichen Begleiter holder Jugend, waren es, die ihr die Herzen gewannen.

Es war jener Zauber, dem auch das härteste Gemüt nicht auf die Dauer widersteht — es war das Herz, das sie jedem entgegentrug; jene Liebe, die aus ihren süßen Augen strahlte, die aus jedem Wort der holden Lippen hervorlächelte und den Grundton aller ihrer Handlungen bildete.

Des Fürstenpaares höchster und geheimster Wunsch ward erfüllt, als ihr einziger und geliebter Sohn, die Hoffnung und der Stolz des Landes, von ihnen Zoraiden zur Gemahlin begehrte, hofften sie doch auf diese Weise das liebliche Feenkind für immer an sich zu fesseln.

Und Zoraïde? — Sie, die dem Unwürdigsten mit freundlicher Milde begegnete, hätte sie nicht dem ritterlichen Prinzen innig zugethan sein sollen, der alle Tugenden in sich vereinigte, die geliebt und glücklich machen?

Sie vergaß ihres Versprechens und die Anrechte der Vergangenheit gingen unter in dem Glück der Gegenwart. Sie reichte dem jungen Fürsten ihre Hand, und der Tag, der diese beiden vereinte, war ein Festtag für das ganze Land.

Noch lebte sie in einem Rausch von Glück und Wonne und dachte nicht daran, daß nur noch eine Frist von wenig Tagen ihr gegönnt war — Glückliche pflegen ja die Stunden nicht zu zählen, und ihre Umgebung hütete sich wohl, sie an den nahenden Augenblick zu erinnern — da, als sie eines Morgens erwachte, lag auf ihrer Bettdecke eine jener unverwelklichen Blumen aus ihrem Zaubereiland.

Zoraïde verstand die Mahnung wohl und ihre Seele erbebte in Schmerz. Ihr Vater forderte sie also doch zurück, obwohl er längst durch seine Diener, die Feen und Genien, die sie gewiß oft ungesehen umschwebten, von ihrer Vermählung Kunde haben mußte. Sie wäre ja so gern zu ihm, dem geliebten Vater, zurückgekehrt, wenn sie nur den Gemahl, an dem ihre Seele hing, hätte mitnehmen dürfen, aber sie wußte, das war unmöglich.

Mit der Blume in der Hand eilte sie zu ihrem Gatten, warf sich weinend an seine Brust und klagte ihm ihres Herzens Angst.

„Kannst du wirklich daran denken, mich zu verlassen, mein geliebtes Weib?" fragte der junge Fürst.

„Aber muß ich nicht, Geliebter; hat mein Vater nicht mein Versprechen?"

„Dein Vater liebt dich, sagst du — nun wohl, so wird er dich bei mir lassen! Hast du nicht vor wenig Wochen erst, vor den Edlen meines Reiches, in meine und meiner Eltern Hand das feierliche Versprechen niedergelegt, dich nie von mir zu trennen, es trenne uns denn der Tod!"

„Ach, Ali, jetzt erst fühle ich, daß durch diesen Eid die Rechte meines Vaters gekränkt wurden; aber ich liebte dich so sehr, daß ich über dem Glück, dein zu werden, Vergangenheit und Zukunft vergaß."

„Und ist es jetzt anders, meine Zoraïde?"

„Nein, niemals, niemals, mein Gemahl!"

„So liegt ja dein Weg klar vor dir, geliebtes Weib; dein Eid gegen mich hebt das Versprechen gegen deinen Vater auf. Du trennst dich ja nur — wie

jede andre Tochter auch, wenn sie sich vermählt — vom Vaterhause, nicht vom Vaterherzen. Eins freilich haben wir versäumt, die Einwilligung deines Vaters vorher einzuholen. Laß es nachträglich geschehen! Halte deine Botschaft bereit, heute noch soll mein treuester Diener damit abgesandt werden."

Alis und seiner Eltern vereinte Bitten besiegten endlich Zoraïdens Bedenken und vermochten sie, dem Vorschlag ihres Gatten zu folgen.

Was nur die zärtlichste Liebe der Tochter und der Gattin der Feder eingeben konnte, schrieb sie ihrem Vater; sie beschwor ihn, um des Andenkens ihrer Mutter willen, ihr zu verzeihen und sie nicht von ihrem Gatten zu trennen.

Der Brief wurde dem Diener übergeben und Zoraïdens goldgestickter Schleier, den sie getragen, als sie die Heimat verließ, an seine Lanze befestigt, um den Vater aus der Ferne schon den Boten seiner Tochter erkennen zu lassen.

Angstvoll harrte Zoraïde bis zum späten Abend einer Antwort, und die zärtlichsten Liebkosungen ihres Gatten und ihrer Schwiegereltern vermochten nicht, ihre quälende Besorgnis zu verscheuchen.

Die Nacht kam, und noch war der Diener nicht zurückgekehrt; als sie nach wenigen Stunden unerquicklichen Schlummers erwachte, lag ihr Schleier in Stücken zerrissen auf ihrer Decke — von dem Boten ward nie mehr etwas gehört.

Schmerz und Reue warfen Zoraïde auf das Krankenlager; erst nach langen Wochen angstvollen Harrens und Sorgens siegten die jugendlichen Kräfte, und sie genas. Zwar kehrten allmählich die Rosen auf ihre Wangen zurück, aber der Glanz des Auges, das heitere Lachen, die kindliche Fröhlichkeit waren geschwunden und an ihre Stelle eine leise Schwermut getreten.

Nach einem Jahre wurde Zoraïde Mutter eines Zwillingspaares; die Kinder erwuchsen in Schönheit und Gesundheit, und ihre Pflege, der sich Zoraïde mit ganzer Seele hingab, verbannte besser als alle andern Mittel die Trauerwolke, die noch mitunter auf ihrer Stirn ruhte. Die Kleinen hatten eben ihr drittes Lebensjahr zurückgelegt, als das bisher fast ungetrübte Glück der fürstlichen Familie eine gewaltige Erschütterung erleiden sollte.

Seit seiner Jugend war Zoraïdens Gemahl in inniger Freundschaft einem Fürstensohne verbunden, dessen Reich jenseit der Wüste lag. Prinz Achmet hatte den Prinzen Ali einst, mit Hintansetzung des eignen Lebens, vom Tode gerettet, und Ali hatte ihm zur Erinnerung an jene Stunde einen kostbaren Ring gegeben, mit der Bitte, ihm dieses Kleinod zu senden, wenn er seiner Hilfe bedürfe.

Jetzt erschien ein Bote von diesem Fürsten, welcher Ali den Ring überbrachte und ihn schlennigst zu seinem Herrn entbot. Kein andrer Weg als der durch die Wüste führte nach jenem Reiche, und selbst Alis tapferes Herz erbebte einen Moment, als er erwog, daß sein Weg ihn durch Morgans Gebiet führe und der erzürnte Geisterfürst gewiß nicht zögern werde, ihn seine Rache fühlen zu lassen. Zoraïde aber verging fast vor Jammer; sie warf sich ihrem Gemahl zu Füßen und flehte ihn an, sein Vorhaben aufzugeben, aber Ali, obgleich Zoraïde ihm das Liebste auf Erden war, blieb unbeweglich.

„Die Dankbarkeit und mein Fürstenwort erheischen es", entgegnete er fest, „und beides gilt mir mehr als mein Leben. Mach' mir das Herz nicht noch schwerer, Geliebte!"

„Nun wohl denn, so begleite ich dich mit den Kindern", sagte Zoraïde entschlossen; „was uns dann trifft, trifft uns wenigstens gemeinsam."

„Nein, geliebtes Weib, du und die zarten Kinder, ihr sollt nicht den Gefahren einer solchen Reise ausgesetzt werden!"

„O, Ali, nur dies verlange nicht! Gedenkst du nicht mehr des Wortes, mit welchem du mich einst von der Rückkehr zu meinem Vater abgehalten? „Ihr sollt euch nimmer trennen, es trenne euch denn der Tod." Wenn ich dich begleite, so tötet mich vielleicht der Zorn meines Vaters; wenn ich zurückbleibe aber ganz gewiß die Angst und Sorge um dich."

„Nun, so bereite dich vor, meine Zoraïde!" sagte der Fürst, von dieser treuen Liebe besiegt. Früh, am andern Morgen schon, stand die Karawane reisefertig und der gefahrvolle Weg begann.

Mühevoll, aber ohne besondere Hindernisse ging die Reise von statten: man näherte sich allmählich dem Ziele und Alis und Zoraïdens Herz schlug höher in fröhlicher Hoffnung, als an einem Morgen der Führer des Zuges verkündete, daß man heute noch, und zwar in wenig Stunden, das Ende der Wüste erreichen würde.

III.

Es war zu derselben Stunde, als Morgan, der Geisterfürst, in Schmerz und Erinnerung versunken an seines Weibes Grabe kniete.

Endlich erhob er sich langsam, verließ den Tempel und schritt in seinen Palast zurück. Er stieg hinauf in das Turmgemach, wo Zoraide gestorben, und trat an das Fenster, aus welchem sie ihre Heimat erblickt.

Von der Gattin schwebten seine Gedanken hinüber zu der Tochter, die sein Auge nun schon seit Jahren nicht geschaut, und in seinem Herzen öffnete sich eine neue Quelle der Wehmut.

„Wo weilst du jetzt, geliebtes, undankbares Kind?" sprach er leise und lehnte seine Stirn schwermütig gegen das Fenster, aber wie von einem Blitzstrahl getroffen, fuhr er zurück.

„Da, da bist du!" rief er mit bebender Stimme, „so nahe meiner Hand und so fern dem Vaterherzen. Und der hohe Reiter neben ihr, zu dem sie so angstvoll und doch so zärtlich aufblickt, ist wohl ihr Gemahl? Der Himmel kennt meinen Schmerz und will sie mir wiedergeben."

Er eilte hinaus, winkte seinem Diener, dem Sandsturm, und sprach mit fliegender Hast: „Draußen in der Wüste zieht meine Tochter hin; in kurzem hat sie die Grenze erreicht; ich will sie wieder haben und du sollst mich begleiten. Nur im Notfall sei zur Hand! läßt ihr Gemahl sie ziehen, so schone seiner; nur wenn er sie nicht herausgeben will, sei er dir überlassen!"

Und nun eilte der Geist auf den Fittichen des Sturmes dahin, und hinter ihm wirbelte der Sandsturm die gelben Sandwellen auf. Häuserhoch wogten sie empor, stürzten zusammen und türmten sich von neuem auf.

Die Karawane zog in geringer Entfernung vor ihnen her und hatte noch keine Ahnung von der Gefahr, die hinter ihnen heranbrauste. Da traf

Zoraïdens scharfes Ohr der erste Ton jenes furchtbaren Sausens und Zischens, das der Sandsturm durch das Aufrühren des trockenen Sandes verursacht. Sie schaute sich entsetzt um und stieß einen herzdurchdringenden Schrei aus.

„Ali, mein Vater! der Sandsturm! rettet, rettet euch!“ schrie sie in Todesangst, ihr Pferd zur rasendsten Eile antreibend.

Die edlen Tiere jagten dahin, daß der Leib fast den Boden berührte; sie fühlten, daß der Tod ihnen auf den Fersen sitze. Hinter dem Fürstenpaare ritten zwei treue Diener, jeder eins der Kinder im Arme haltend. Zoraïde wandte ihre Augen in tödlicher Angst rückwärts auf diese.

„Rettet, rettet meine Kinder und ihr sollt mit Schätzen überhäuft werden!“ Und vorwärts flogen die Pferde, aber näher und näher heran brausten die Sandwellen.

Da stürzte Zoraïdens Pferd. „Fort, fort!“ rief sie den andern zu, aber Ali sprang vom Pferde und half seiner Gattin unter dem ihrigen hervor, und ob sie ihn auch anflehte: „Rette dich, rette dich! vielleicht begnügt sich mein Vater mit einem Opfer und du kannst entrinnen!“ so hörte doch Ali nicht auf die Gattin. Mit stummer Lippe und bebendem Arm hob er sie auf sein Roß, preßte sie fest an seine Brust, und dahin flog das edle Tier, trotz der doppelten Last mit unverminderter Eile.

Aber jetzt schwebte neben ihnen die ernste, ehrfurchtgebietende Gestalt des Geisterfürsten. „Gib mir mein Kind zurück!“ klang seine Stimme laut und grollend, „und dann fliehe und rette dein Leben!“

„Zoraïde gehört mir!“ entgegnete Ali fest; „hast du nicht schon dein Weib durch deine selbstsüchtige Liebe getötet, willst du ihr auch das Leben deiner Tochter opfern?“

„Ha, Knabe, was erkühnst du dich!“ rief Morgan mit einem so furchtbaren Ausdruck des Zorns in Stimme und Augen, daß Zoraïde in Ohnmacht die Augen schloß. Jetzt streckte der Fürst der Wüste seinen mächtigen Arm nach der todesbleichen Tochter aus und nahm sie, trotz ihres Gatten verzweiflungsvollem Widerstand, aus seinen Armen.

Da sprang Ali vom Pferde und drang mit gezücktem Schwert auf Morgan ein, welcher, die regungslose Tochter im Arm, sich nicht zu wehren vermochte. Doch ein Wink mit der Hand deutete dem Sandsturm an, daß sein Opfer ihm überliefert sei, und mit einem furchtbaren Sausen und Heulen wirbelte er eine riesenhafte Sandwoge empor.

Dieser Ton erweckte Zoraïden — sie sah den Tod über des Geliebten Haupt, sah, wie lose sie im Arm des Vaters lag; mit einem Schrei der Liebe und Verzweiflung sprang sie auf, warf sich an ihres Gatten Brust, und ehe Morgan sie hinwegreißen konnte, stürzte die Sandwoge über ihnen zusammen, dem treuen Paare einen königlichen Grabhügel wölbend.

Zoraïde hatte ihren Schwur gehalten: „Selbst im Tode ließ sie sich nicht von ihrem Gatten trennen.“

Villamaria.



Die drei Schwestern mit den gläsernen Herzen.

Ein neues Märchen.

Menschen mit gläsernen Herzen gibt es; wenn man leise an diese rührt, klingen sie so fein wie silberne Glocken. Stößt man jedoch derb daran, so gehen sie entzwei.

Da war nun auch ein Königspaar, das besaß drei Töchter, alle drei hatten gläserne Herzen. „Kinder", sagte die Königin, „nehmt euch mit euren Herzen in acht, sie sind eine zerbrechliche Ware!"

Und sie thaten es auch.

Eines Tages jedoch lehnte sich die älteste Schwester, die gern Vögel haschte und die Blumen liebte, zum Fenster hinaus über die Brüstung und sah hinab in den Garten, wie die Bienen und Schmetterlinge um die Levkojen flogen. Dabei drückte sie sich ihr Herz: kling, kling, ging es, wie wenn etwas zerspringt, und sie fiel hin und war tot.

Wieder nach einiger Zeit trank die zweite Tochter eine Tasse zu heißen Kaffee. Dabei gab es abermals einen Klang, wie wenn ein Glas springt, nur etwas feiner als das erste Mal, und auch sie fiel um. Da hob sie ihre Mutter auf und besah sie, merkte aber bald zu ihrer großen Freude, daß sie nicht tot war, sondern daß ihr Herz nur einen kleinen Sprung bekommen hatte, jedoch noch hielt.

„Was sollen wir nun mit unsrer Tochter anfangen?" ratschlagten der König und die Königin. „Sie hat einen Sprung im Herzen, und wenn er auch nur fein ist, so wird es doch leicht ganz entzwei gehen. Wir müssen sie sehr in acht nehmen."

Aber die Prinzessin sagte: „Laßt mich nur! Manchmal hält das, was einen Sprung hat, nachher gerade noch recht lange!" —

Indessen war die jüngste Königstochter auch groß geworden, so schön, gut und verständig, daß von allen Seiten Königssöhne herbeiströmten und um sie freiten. Doch der alte König war durch Schaden klug geworden und sagte: „Ich habe nur noch eine ganze Tochter, und auch die hat ein gläsernes Herz. Soll ich sie jemand geben, so muß es ein König sein, der zugleich Glaser ist und mit so zerbrechlicher Ware umzugehen versteht." Allein es war unter den vielen Freiern nicht einer, der sich gleichzeitig auf die Glaserei gelegt hätte, und so mußten sie alle wieder abziehen. —

Da war nun unter den Edelknaben im Schlosse des Königs einer, der war beinahe fertig. Wenn er noch dreimal der jüngsten Königstochter die Schleppe getragen hatte, so war er Edelmann.

Dann gratulierte ihm der König und sagte ihm: „Du bist nun fertig und Edelmann. Ich danke dir. Du kannst gehen."

Als er nun das erste Mal der Prinzessin die Schleppe trug, drehte sich die Königstochter um und sagte zu ihm: „Wie reizend du mir meine Schleppe trägst! So reizend hat sie mir noch keiner getragen."

Da merkte der Edelknabe, daß sie auch eine ganz königliche Sprache führte. Damit war er nun aber fertig und Edelmann. Der König dankte und gratulierte ihm und sagte, er könne nun gehen.

Als er ging, stand die Königstochter an der Gartenthür und sprach zu ihm: „Du hast mir so reizend die Schleppe getragen, wie kein andrer. Wenn du doch Glaser und König wärst!"

Darauf antwortete er, er wolle sich alle Mühe geben, es zu werden; sie möge nur auf ihn warten, er käme gewiß wieder.

Er ging also zu einem Glaser und fragte ihn, ob er nicht einen Glaserjungen gebrauchen könne. „Ja wohl", erwiderte dieser, „aber du mußt vier Jahre bei mir lernen. Im ersten Jahre lernst du die Semmeln vom Bäcker holen und die Kinder waschen, kämmen und anziehen. Im zweiten lernst du die Ritzen mit Kitt verschmieren, im dritten Glas schneiden und einsetzen und im vierten wirst du Meister."

Darauf fragte er den Glaser, ob er nicht von hinten anfangen könne, weil es dann doch schneller ginge. Indes der Glaser bedeutete ihn, daß ein ordentlicher Glaser immer von vorn anfangen müsse, sonst würde nichts Gescheites daraus.

Damit gab er sich zufrieden. Im ersten Jahre holte er also die Semmeln vom Bäcker, wusch und kämmte die Kinder und zog sie an. Im zweiten verschmierte er die Ritzen mit Kitt, im dritten lernte er Glas schneiden und einsetzen und im vierten Jahre wurde er Meister. Darauf zog er sich wieder seine Edelmannskleider an, nahm Abschied von seinem Lehrherrn und überlegte sich, wie er es anfinge, um nun auch noch König zu werden.

Während er so auf der Straße ganz in Gedanken versunken einherging und aufs Pflaster sah, trat ein Mann an ihn heran und fragte, ob er etwas verloren habe, daß er immer so auf die Erde sähe. Da erwiderte er: verloren habe er zwar nichts, aber er suche doch etwas, nämlich ein Königreich, und fragte ihn, ob er nicht wisse, was er zu beginnen habe, um König zu werden.

„Wenn du ein Glaser wärst", sagte der Mann, „wüßte ich schon Rat."

„Ich bin ja gerade ein Glaser!" antwortete er, „und eben fertig geworden!"

Als er dies gesagt, erzählte ihm der Mann die Geschichte von den drei Schwestern mit den gläsernen Herzen, und wie der alte König durchaus seine Tochter nur einem Glaser vermählen wolle. „Anfangs", so sprach er, „war noch die Bedingung, daß der Glaser, der sie bekäme, auch noch ein König oder ein Königssohn sein müsse; weil sich aber keiner finden will, der alles beides ist, Glaser und König zugleich, so hat er etwas nachgegeben, wie es der Klügste immer thun muß, und zwei andre Bedingungen gestellt. Glaser muß er freilich immer noch sein, dabei bleibt es!"

„Welches sind denn die beiden Bedingungen?" fragte der junge Edelmann.

„Er muß der Prinzessin gefallen und Samtpatschen haben. Kommt nun ein Glaser, welcher der Prinzessin gefällt und auch Samtpatschen hat, so will ihm der König seine Tochter geben, und ihn später, wenn er tot ist, zum König machen. Es sind nun auch schon eine Menge Glaser auf dem Schlosse gewesen, aber der Prinzessin wollte keiner gefallen. Außerdem hatten sie auch keine Samtpatschen, sondern grobe Hände, wie das von gewöhnlichen Glasern nicht anders zu erwarten ist."

Als dies der junge Edelmann vernommen, ging er in das Schloß, entdeckte sich dem König, erinnerte ihn daran, wie er bei ihm Edelknabe gewesen sei, und erzählte ihm, daß er seiner Tochter zu Liebe Glaser geworden und sie nun gar gern heiraten und nach seinem Tode König werden wolle.

Da ließ der König die Prinzessin rufen und fragte sie, ob der junge Edelmann ihr gefiele; als sie dies bejahte, weil sie ihn gleich erkannte, sagte er dann weiter, er solle nun auch seine Handschuhe ausziehen und zeigen, ob er auch Samtpatschen habe. Aber die Prinzessin meinte, dies sei ganz unnötig, sie wisse es ganz genau, daß er wirklich Samtpatschen habe. Sie hätte es schon damals gemerkt, als er sie die Treppe hinaufgeführt hätte.

So waren denn beide Bedingungen erfüllt, und da die Prinzessin einen Glaser zum Manne bekam, und noch dazu einen mit Samtpatschen, so nahm er ihr Herz sehr in acht, und es hielt bis an ihr seliges Ende.

Die zweite Schwester aber, welche schon den Sprung hatte, wurde die Tante, und zwar die allerbeste Tante der Welt. Dies versicherten nicht bloß die Kinder, welche der junge Edelmann und die Prinzessin zusammen bekamen, sondern auch alle andern Leute. Die kleinen Prinzessinnen lehrte sie lesen, beten und Puppenkleider machen; den Prinzen aber besah sie die Zensuren. Wer eine gute Zensur hatte, wurde sehr gelobt und bekam etwas geschenkt; hatte aber einmal einer eine schlechte Zensur, dann gab sie ihm einen Katzenkopf und sprach: „Sage einmal, du sauberer Prinz, was du dir eigentlich vorstellst? Was willst du später einmal werden? Heraus mit der Sprache! Nun, wird's bald?"

Und wenn er dann schluchzte und sagte: „Kö-Kö-Kö-König!" lachte sie und fragte: „König? Wohl König Midas? König Midas Hochgeboren mit zwei langen Eselsohren!" Dann schämte sich der, welcher die schlechte Zensur bekommen hatte, gewaltig.

Und auch diese zweite Prinzessin wurde steinalt, obwohl ihr Herz einen Sprung hatte. Wenn sich jemand darüber wunderte, sagte sie regelmäßig: „Was in der Jugend einen Sprung kriegt und geht nicht gleich entzwei, das hält nachher oft gerade noch recht lange." —

Und das ist auch wahr. Denn meine Mutter hat auch so ein altes Sahnentöpfchen, weiß, mit kleinen bunten Blumensträußchen besäet, das hat einen Sprung, solange ich denken kann, und hält immer noch; und seit es meine Mutter hat, sind schon so viele neue Sahnentöpfchen gekauft und immer wieder zerbrochen worden, daß man sie gar nicht zählen kann.

Richard Leander.



Eisenlaci bei dem zwölfköpfigen Drachen.

Die Geschichte vom Eisenlaci.

Ungarisches Volksmärchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und drei Söhne. Der jüngste aber hieß Laci und war ein gar mutwilliger Geselle. Einmal ging er aus der Schule nach Hause, da begegnete ihm eine alte Frau mit Eiern in einem Korbe; der Schelm stieß mit Willen an den Korb des Weibes, so daß alle Eier herauskollerten. Und die alte Frau erzürnte sich darob und schrie ihm zornig nach: „Dafür soll dein nächster Wunsch in Erfüllung gehen!" — und weg war sie — weg die Eier.

Wie der Laci nun nach Hause kam, standen gerade seine drei Schwestern im Hofe, die erste hatte ein Kleid so glitzernd wie die Sonne, eines wie der Mond die zweite und die dritte eines wie die Sterne; aber das waren nur ihre Alltagskleider, Sonntags gingen sie noch viel prächtiger. Nun forderten die Mädchen den jüngsten auf, mit ihnen Ball zu spielen, und er that's auch. Die Schwestern aber hatten unter sich ausgemacht, sie wollten ihn recht oft und

dabei recht derb werfen, weil er ihnen stets so viel Schabernack anthat. Es waren auch wirklich ganz geschickte Dirnen, und sie trafen ihn allemal. Laci aber, der recht gut merkte, daß sie es auf ihn abgesehen hatten, wurde zornig und rief: „So wollte ich doch, daß euch die Erde verschlänge!“ und siehe da — im Augenblick that sich die Erde auf und alle drei waren versunken.

Darüber geriet der ganze Hof in Trauer. Der älteste von den drei Söhnen trat zum Vater und sagte: „Laß mich ausziehen, meine verschwundenen Schwestern aufzusuchen, ich will sehen, sie wieder heimzubringen.“ Der Vater willigte ein, und sein Ältester zog aus, kam aber nicht wieder. Auch der zweite Prinz ging, seine Schwestern aufzusuchen — auch er kehrte nicht zurück.

Unterdessen war Laci herangewachsen, und als der König eines Tages auf seinem Throne saß, kniete der Jüngling vor dem Vater hin und sprach: „Vater, an all deinem Leid und Schmerz bin ich schuld. Erlaube mir darum, daß ich ausziehe, die verlorenen Schwestern und Brüder aufzufinden. Entweder ich bringe sie zurück oder du siehst mich nie wieder.“ — Der König freute sich über Lacis Mut und adlige Gesinnung und willigte ein.

Der Laci war schon einen ganzen Tag gewandert, da traf er im Walde eine arme Frau, die sich quälte, ihr Bündel auf den Rücken zu heben. Laci fielen gleich die Eier der Alten ein, und weil er zudem seit seiner Schwestern Verschwinden um vieles sanfter geworden war, ging er auf die Frau zu, hob das Bündel Holz in die Höhe und legte es ihr auf dem Rücken zurecht. Die Alte sah ihn freundlich an und sagte: „Dein guter Wille soll dir gelohnt werden. Ich weiß gar wohl, wo du hin willst, und ohne mich würdest du deine Schwestern niemals wiedersehen; sei guten Mutes, ich will dir auf den rechten Weg helfen.“ Dabei stampfte sie auf den Boden, die Erde that sich auseinander, und ein eisenbeschlagener Kasten stand zu Lacis Füßen. „Leg' dich in den Kasten“, gebot die Alte weiter; „also gelangst du in das Schloß, wo deine Schwester in dem Sonnenkleide wohnt.“ Laci gehorchte, die Erde schloß sich über ihm und der Kasten rollte mit ihm fort, weit, sehr weit. Auf einmal blieb die Lade stehen. Laci sprang heraus, denn er befand sich vor einem silbernen Schloß; vor dessen Thore rauschte ein Fluß, und über den Fluß führte eine Brücke, die war aus lauter Schermessern zusammengesetzt, welche sich fortwährend bewegten und also verhinderten, daß jemand hinüberkomme. „Wie werde ich darüber hinweg kommen?“ rief Laci aus, aber die Lade antwortete: „Darum kümmere dich nicht, hinein ins Schloß bringe ich dich schon; daß du wieder heraus kommst, ist jedoch deine Sache.“ Laci legte sich wieder in den Kasten und rollte unter dem Flusse hinweg mitten ins Schloß. Hier sprang er wieder aus seinem Reisewagen heraus, bedankte sich bei dem Kasten für seine Mühewaltung und schritt die Stiege hinan. Oben angekommen, begegnete er seiner Schwester.

„Wie kommst du hierher, mein Bruder, hierher, wohin kein Vogel fliegt?“ fragte sie. Er aber antwortete: „Ich komme dich abzuholen.“ — „Ich bin in der Gewalt des sechsköpfigen Drachen; wenn er dich hier trifft, bist du verloren“, antwortete die Holde. Aber Laci erwiderte: „Ich werde mit ihm kämpfen; zeig' mir nur die Rüstkammer, damit ich mir Waffen wähle.“ Das that die Schwester sogleich. Wie er nun so unter den Schwertern und andern Dingen

herumwühlte, stieß er auf ein kleines Fläschchen, darauf stand geschrieben: „Drachenstärke“; er setzte das Fläschchen an den Mund und trank es aus bis auf den letzten Tropfen. Kaum hatte er's wieder weggesetzt, hörte man ein entsetzliches Gerumpel. „Der Drache kommt heim“, rief die Prinzessin; „wenn er noch zehn Meilen weit ist, wirft er jedesmal seinen Streitkolben an das Thor, daß es angelweit aufspringt; so meldet er sich an.“ Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, da stand der sechsköpfige Drache auch schon vor ihnen.

„Was willst du hier, Erdenwurm?“ schrie er erbost. Laci antwortete: „Mit dir kämpfen will ich.“ — „Ich muß erst sehen“, erwiderte der Drache, „ob du würdig bist, mit mir anzubinden.“ Da brachte die Prinzessin auf einen Wink von ihm ein steinernes Brot und ein hölzernes Messer. Das nahm der Drache, schnitt sich mit dem Messer ein Stück ab und reichte beides dem Laci, damit er ebenso verführe. Laci aber schnitt das Brot mitten durch. Da sah ihn der sechsköpfige Drache verwundert an und sagte: „Wohlan, ich will mit dir kämpfen!“ Sie gingen nun hinunter auf die Eisentenne. Laci warf den Drachen zu Boden, daß er bis ans Knie in das Eisen versank. Doch der Drache wand sich wieder heraus und warf nun den Laci bis an die Hüften hinein; der raffte sich aber flugs wieder auf und warf den Unhold so gröblich nieder, daß er bis an den Hals versank; darauf hieb er ihm alle sechs Köpfe ab.

„Vom Drachen hast du mich nun befreit, lieber Bruder“, also begrüßte die Prinzessin freudig den Sieger; „wie kommen wir aber über die Brücke?“ — „Darum kümmere dich nicht“, sagte Laci, scharrte den Drachen aus dem eisernen Boden, zog ihm seine Haut ab und breitete solche über die Brücke aus. Mochten die Messer schneiden wie sie wollten, die Haut widerstand doch so lange, bis Laci und seine Schwester hinüber waren. Drüben aber stand die Alte, nahm die Prinzessin beim Arm und sprach: „Ich will dich zu deinem Vater bringen; du, Laci, geh' zu dem Schmied, meinem Bruder, der wird dir weiter helfen.“

Laci ging weiter und traf eine Schmiede, die war ganz von Stahl, und der Schmied darin auch. „Guten Tag, Laci!“ sagte der stählerne Schmied; „meine Schwester hat mir schon deinen Wunsch verkündet, ich will dir dazu beistehen. Die Leute sagen zwar, du wärst von Eisen; das jedoch genügt keineswegs bei deinen Kämpfen; ich will dich auch noch stählen.“ Laci trat zu ihm hin ans Feuer, und durch des Schmieds Geschicklichkeit wurde er hart und fest wie Stahl. Jetzt hieß er mit Recht der „Eisenlaci.“ So ging er nun wohlgemut seines Weges weiter auf ein güldenes Schloß los, das ihm schon von weitem entgegenblinkte. Wie er näher kam, sah er, daß es sich fortwährend auf Entenfüßen hin und her bewegte. Eisenlaci aber hielt mit der einen Hand den einen Fuß fest, daß es nicht weiter konnte, mit der andern riß er das Thor sperrweit auf und trat hinein. Da kam ihm ein neunköpfiger Drache entgegen und sprach: „Ich weiß schon, was für ein starker Bursche du bist, deshalb will ich auch mit dir kämpfen; sei du ein eisernes Rad, ich will ein papiernes sein, dann rennen wir von zwei Bergen aus gegeneinander an.“ — „Nein“, sprach Eisenlaci; „sei du das eiserne Rad, ich will das papierne sein“, und so geschah es auch. Die zwei Räder rannten gegeneinander, das Eisenrad fiel um und verlor einen Nagel, das aber war ein Drachenkopf. Da schlug der Drache vor: „Wir

wollen nun als Flammen kämpfen: sei du die rote Flamme, ich will die blaue sein." — „Nein", sprach Eisenlaci, „ich will die blaue sein, sei du die rote." Und also geschah es. Wie nun die beiden Flammen so miteinander kämpften, flog der Wasserrabe über sie hin. Den rief der Drache an: „Wasserrabe, Wasserrabe! gieß nur einen Tropfen in die blaue Flamme, ich gebe dir einen Kopf dafür." Da ward Eisenlaci sehr zornig und rief! „Wasserrabe, Wasserrabe! gieß einen Tropfen in die rote Flamme, und ich gebe dir neun Köpfe dafür." Der Wasserrabe that, was Eisenlaci gewollt, und die rote Flamme erlosch auf der Stelle. Da gab Eisenlaci dem Wasserraben die neun Drachenköpfe, brachte seine Schwester, die Prinzessin in dem Mondkleide, zu dem stählernen Schmied und bat ihn, sie zu seinem Vater zu geleiten. Eisenlaci selbst aber zog weiter, um seine dritte Schwester, die Prinzessin in dem Sternenkleide, aufzusuchen.

Es vergingen danach mehrere Tage, da kam der Laci zu einer brennenden Heumiete. In der aber lag eine Schlange, die rief gar kläglich: „Hilf mir, ich will dir dankbar sein." Eisenlaci trat an die Miete heran und riß die Schlange heraus. Da sprach sie zu ihm: „Ich bin des Schlangenkönigs Tochter, komm' mit mir auf seine Burg, er wird dir meine Rettung vergelten." Als sie am Thore der Schlangenburg standen, sagte die Prinzessin: „Was dir auch mein Vater bieten mag, nimm es nicht an; verlange von ihm das schlechteste Pferd, das rostigste Schwert und das schmutzigste Hemd aus der Schlangenburg, es wird dich nicht gereuen." Hierauf führte sie ihn zu ihrem Vater. Als dieser von der Gefahr und Rettung seiner Tochter hörte, bot er Eisenlaci Gold, Silber und Geschmeide und allerlei Zauberwerk an. Eisenlaci antwortete: „Das alles kann ich nicht brauchen; gib mir nur das schlechteste Pferd, das rostigste Schwert und das schmutzigste Hemd in der Schlangenburg." Der Schlangenkönig wurde stutzig und sagte: „Das hat dir meine Tochter geraten, indes es soll geschehen!" Hierauf wurden die drei Dinge herbeigebracht, und des Schlangenkönigs Tochter sagte zu Eisenlaci: „Du hast wohl gethan, mir zu folgen: das Pferd ist ein Zauberroß; das Schwert besiegt jeden Feind, solange es nicht gefegt wird; das Hemd schützt vor Hieb und Stich, solange es nicht gewaschen wird; benutze die drei Gaben gut, dann kannst du deinen Zweck erreichen."

Eisenlaci zog nun weiter zur Burg des zwölfköpfigen Drachen, der seine Schwester in dem Sternenkleide gefangen hielt. Als er ankam, war der Drache nicht daheim; die Schwester rief ihm weinend entgegen: „Fliehe, mein Bruder! sonst bist du verloren, wie ich und unsre Brüder. Sieh nur, wie deine Brüder in der Esse hängen, und jeden Tag muß ich Feuer machen, daß sie ausdörren."

Eisenlaci tröstete sie. „Mein Schwert wird euch alle befreien", sagte er. „Nein", jammerte die Prinzessin, „Gewalt kann hier nichts helfen, denn des zwölfköpfigen Drachen Frau ist eine arge Hexe, die hat gelobt, das wir für alle Zeit verloren sein sollen, wenn einer unsertwegen den zwölfköpfigen Drachen bekämpft. Du mußt uns dem Drachen abkaufen." — „Das will ich gern versuchen", sagte Eisenlaci, gerade als der zwölfköpfige Drache mit seiner Frau in voller Herrlichkeit in das Schloß einfuhr. Sobald er vom Wagen gestiegen, redete ihn Eisenlaci an: „Herr, verkaufe mir die beiden Prinzen und das Mädchen in dem Sternenkleide." — Da antwortete der Unhold:

„Du bist Eisenlaci; gib uns das rostige Schwert, so an deiner Seite hängt, und das Hemd, das du trägst, dann sollst du bekommen, was du begehrst." Eisenlaci erwiderte: „Ihr begehrt zwei Dinge von hohem Werte, aber für meine Geschwister ist nichts zu teuer"; somit nahm er das Schwert von seiner Seite, zog das Hemd aus und gab beides dem zwölfköpfigen Drachen. Der hatte kaum das Hemd übergeworfen und das Schwert gezückt, als er höhnisch rief: „Du Thor, nun mußt du sterben! wie mochtest du dein Bestes so übel verschleudern?" — „Wenn es wirklich ans Sterben geht", sagte Laci, „so laß mich vorher von meinem Pferde Abschied nehmen." Der zwölfköpfige Drache erlaubte es. Wie nun Eisenlaci im Stalle bei seinem Pferde stand, klagte er ihm: „Weißt du, was geschehen ist?" „Ja", antwortete das Roß, „zum Glück für dich hat der Drache nicht mich als Preis begehrt. Sicher wärst du dann verloren gewesen, so aber kann ich dir noch helfen. Verlange vom Drachen, daß er dich nach deinem Tode auf mich binde; für das übrige laß mich sorgen." Eisenlaci ging zurück und bat: „Zwölfköpfiger Drache, da ich nun sterben muß, so bitte ich dich: wenn ich tot bin, binde mich auf mein Roß und laß es laufen, wohin es will." — „Den Gefallen mag ich dir wohl thun", sagte der Drache, fällte den Eisenlaci und zerschnitt ihn in hundert kleine Stücke, wickelte diese in ein Tuch und band das Tuch dem Zauberpferde auf den Rücken; dieses aber raste wie mit Sturmesflügeln dahin.

Der Schlangenkönig hörte von weitem das Sausen; da sagte er zu seiner Tochter: „Dem Eisenlaci ist gewiß ein Unglück widerfahren, denn das Zauberroß rennt wütig dahin, wie im Zorn." Deshalb ließ der Schlangenkönig vor dem Thore ein großes Feuer anzünden; das Zauberroß sprengte heran und verschlang die Flamme. Solches kühlte das Tier etwas ab; darauf blieb es im Hofe halten. „Da bringe ich meinen zerhackten Herrn." Das war alles, was es sagte. Der Schlangenkönig aber fügte die hundert Stücke, in die Laci zerschnitten war, wieder zusammen und schickte alle Schlangen aus, heilsame Kräuter zu suchen; dieselben kochte er nun zusammen und wusch den Eisenlaci damit. Hiernach erwachte dieser wieder und war nun siebenmal schöner und fester als vordem. Weil aber auf dem schnellen Ritte die rechte Schulter aus dem Armband gefallen war, machte er ihm eine aus Gold und Elfenbein.

Eisenlaci zog nun wieder aus, seiner Schwester und den Brüdern zu Hilfe. In der Nähe vom Schlosse des zwölfköpfigen Drachen verwandelte er sich in ein Roß und lief stracks in den Schloßhof. Die Frau des Drachen merkte wohl, daß Zauber im Spiele sei, aber daß sich Laci in das Roß verwandelt, das wußte sie doch nicht. Wohl aber rief sie den zwölfköpfigen Drachen und sagte: „Ich muß sterben, wenn ich nicht gleich die Leber dieses Pferdes essen kann." Der Drache winkte, und sogleich war das Roß gefangen, um geschlachtet zu werden. Die Prinzessin in dem Sternenkleide ging eben vorüber und sie jammerte: „Du dauerst mich, schönes Pferd! es ist jammerschade, daß man dich schlachtet." „Hast du wirklich Mitleid mit mir", flüsterte das Roß, „so nimm die Erde, auf welche beim Schlachten die beiden ersten Blutstropfen fallen, und wirf sie in den Garten des Drachen." Die Prinzessin that, wie ihr geheißen war, und am nächsten Tage stand an der Stelle ein Baum mit goldenen Äpfeln.

Die Frau des zwölfköpfigen Drachen rief nun ihren Mann und sagte: „Ich muß sterben, wenn mein Imbiß nicht vom Holze dieses Baumes gekocht wird." Der Drache winkte, und seine Diener traten herzu, den Baum zu fällen. Die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging eben vorüber und jammerte: „Du dauerst mich, schöner Baum! es ist jammerschade, daß du umgehauen wirst." — „Hast du wirklich Mitleid", lispelte das Laub, „so nimm beim Fällen die ersten zwei Späne und wirf sie in des Drachen Teich." Die Prinzessin that, wie ihr geheißen war, und am andern Morgen schwamm ein wunderschönes Goldfischchen im Teiche. Die Frau des Drachen rief ihren Mann und sagte: „Ich muß sterben, wenn ich das Goldfischchen nicht bei mir im Zimmer habe." Der Drache wollte ihr gern den Willen thun, sie konnten aber das Fischchen nicht fangen. Weil er jedoch selbst sehr gut schwimmen konnte, wollte er's selber versuchen; er legte das rostige Schwert ab, zog das schmutzige Hemd aus und sprang hinein. Alsbald sprang das Fischchen ans Land, und Eisenlaci stand da. Er zog schnell das Hemd an und schwang das Schwert. Wie die Frau des Drachen das sah, huckte sie sich auf einen Besenstiel und sauste davon. Der Drache aber ward inne, daß Eisenlaci wieder lebendig und ganz geworden war, darum bat er: „Wenn ich tot bin, so binde mich auf mein Roß." — Eisenlaci hieb ihm mit einem Streiche alle zwölf Köpfe ab und band sie und den Rumpf auf das Roß des Drachen. Das lief damit fort, ist aber noch nicht wieder gekommen.

Eisenlaci nahm nun seine beiden Brüder aus der Esse, wo sie schon ganz dürr, schwarz und braun geworden waren, und führte sie zum Schlangenkönig, damit er sie wieder heil mache. Als sie zum Schlangenkönig kamen, saß ein wunderschönes Mädchen an dessen Seite, die trug einen Stern auf ihrer Stirn. Da sprach der Schlangenkönig: „Die ist meine Tochter, die du aus den Flammen gerettet hast; ich gebe sie dir zur Gemahlin." Da hielten die beiden große Hochzeit; die Brüder aber, welche wieder frisch, heil und kräftig geworden, begaben sich mit der Schwester zum Vater zurück. Eisenlaci und seine Frau lebten lange vergnügt miteinander, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.





Vogel Phönix auf der Jahresversammlung der Gefiederten.

Die Reise ins Land östlich von der Sonne und nördlich von der Erde.

Schwedisches Volksmärchen.

Im südlichen Schweden lebte vor vielen, vielen Jahren ein reicher Bauer, der unfern des Mälarsees neben Wald und Acker schöne Wiesen besaß, auf welchen das herrlichste Gras wuchs. Als das fette Gras hoch emporgewachsen war und bald gemäht werden sollte, bemerkte der Bauer, daß es seit einiger Zeit an jedem Morgen niedergetreten war. Die Spuren im frischen Morgentau deuteten auf Menschenfüße, und doch wußte der Mann unter allen seinen Nachbarn und Bekannten niemand, der so kleine Füße, wie die Fußstapfen verrieten, gehabt hätte. Auch konnte er sich keines Feindes erinnern, durch den ihm solcher Schabernack hätte zugefügt werden können. Um der Sache aber auf den Grund zu kommen, sandte er am nächsten Abend seinen ältesten Sohn zur Wiese, um zu lauern und acht zu haben, was dort vor sich gehe. Der Sohn versprach sein Bestes zu thun, und hielt sich auch anfangs ganz wacker; als es aber gegen Mitternacht zu ging, wurden ihm die Augen schwer; bald sank er in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst am

Morgen wieder erwachte — da sah er, daß in der Nacht alles Gras wieder niedergetreten war, just genau wie vorher. Der Vater war natürlich darüber unzufrieden, denn zum Schlafen brauchte er niemand ins Gras zu schicken. Er übertrug nun für die folgende Nacht die Wache seinem zweiten Sohne; doch auch diesem erging's nicht besser; er hielt sich straff bis Mitternacht, dann aber konnte er sich des Schlafes nicht länger erwehren, er legte sich nieder und erwachte erst wieder, als die Sonne hoch am Himmel stand. Das Gras war aber auch in dieser Nacht niedergetreten, just gerade so wie bisher.

Nun hatte der Vater noch einen dritten Sohn, einen höflichen und artigen Jungen. Der Rolf hatte einen eisenfesten Willen, und was er angriff, das brachte er auch zustande; aber er war noch sehr jung an Jahren. Dennoch aber trat er vor den Vater und sprach zu ihm: „Vater, laß mich diese Nacht auf der Wiese Wache halten!“ Der Vater aber antwortete: „Nein, mein Sohn, du bist ja fast noch ein Kind, und konnten deine Brüder sich nicht munter erhalten, so bringst du es auch nicht fertig.“ Da aber der Jüngling nicht abließ, zu bitten, so gab der Vater endlich nach: „Nun, so magst du es meinetwegen versuchen!“ sagte er.

So ging denn Rolf, der dritte Sohn, am Abend hin und wachte auf der Wiese, hielt sich auch standhaft, als ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannen wollte. Aber so sehr er auch seine Augen aufsperrte und acht gab, nirgends ließ sich etwas sehen noch hören. Als es aber gegen Morgen zu ging, rauschte es hinter den Felsen am Ufer auf einmal in der Luft, als seien Vögel im Anzug, und der Bursche sah drei Schwäne sich dem Seeufer nähern und dann am Rande desselben sich niederlassen. Hier streiften sie eiligst ihr Gefieder ab und verwandelten sich — man denke sich die Verwunderung des verborgenen Zuschauers! — in drei wunderliebliche Jungfrauen. Und die Jungfrauen reichten sich bald nachher auch die Hände und begannen einen Tanz auf der benachbarten Wiese, was gar hold und lieblich anzusehen war, denn ihre zierlichen Füßchen berührten kaum den Boden. Rolf hatte gar wohl bemerkt, daß eine von den drei Jungfrauen schöner war als alle andern Frauen und Mädchen, die er jemals gesehen hatte, und er dachte bei sich: „Die möchtest du wohl dereinst zur Frau haben — ja, ja — die, oder keine auf dieser Welt!“ Die Jungfrauen aber schienen ihn nicht zu bemerken und tanzten und belustigten sich weiter. Da schlich der Jüngling näher und nahm den Tänzerinnen ihre Federhüllen und verbarg sie bei sich.

Als der Tagesanbruch nicht mehr fern und es Zeit war, daß die Sonne ihr glänzendes Nachtquartier verließ, da stellten die Jungfrauen ihren Tanz ein und eilten an den Ort, wo sie ihre Federkleider niedergelegt hatten. Wie waren sie aber bestürzt, als sie diese nicht mehr vorfanden; unruhig liefen sie auf der Wiese und am Rande des Sees hin und her, bis sie endlich auch zu der Stelle kamen, wo der Jüngling auf der Lauer lag. Auf Befragen gestand er zu, daß er allerdings ihr Gefieder an sich genommen. Sie baten ihn aufs inständigste, daß er es ihnen wiedergeben möchte. Doch Rolf antwortete: „Nein — das thue ich nicht; es sei denn, daß ihr zwei Bedingungen erfüllt.“ Die Jungfrauen versprachen dies, als sie sahen, daß der Wiesenhüter einmal darauf bestand.

Da begann der Jüngling: „Meine erste Forderung geht dahin, daß ihr mir sagt, wer ihr seid und woher ihr kommt!“ Und die Jungfrau, welche die schönste unter den dreien war, antwortete: „Ich bin eine Königstochter, und diese beiden sind meine Dienerinnen. Wir leben auf dem Schlosse, welches östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegt, und wohin kein Erdensohn jemals gelangen kann.“ Da sprach der Bursche weiter: „So geht meine zweite Bedingung dahin, daß die schöne Königstochter sich mir auf Treue und Glauben verlobe und den Tag unsrer Hochzeit bestimme; denn sie und keine andre in der Welt begehre ich zur Frau!“ Mittlerweile war es höchste Zeit geworden, und die Sonne konnte jeden Augenblick im Osten emportauchen. Daher erwiderte die schöne Königstochter: „Wohlan, es sei!“ und reichte dem Jüngling ihre Hand. Hierauf gab Rolf den drei Jungfrauen ihre Federkleider wieder, diese verwandelten sich augenblicklich wieder in Schwäne, schwangen sich auf in die Lüfte und waren bald den Blicken des Jünglings entschwunden.

Als dieser nun am Morgen nach Hause zurückkehrte, gingen ihm seine älteren Brüder entgegen und fragten ihn, ob er etwas gehört und gesehen habe. „Nichts!“ sagte er und verriet kein Wort von dem, was er erlebt. „Ach“, sagte er, „gegen Mitternacht ist ein fester Schlaf über mich gekommen, und als ich am Morgen aufgewacht, war freilich wieder alles Gras auf der Wiese niedergetreten. Da verspotteten und verhöhnten ihn die Brüder weidlich, zumal er sich eingebildet hatte, etwas zu erlauern, was ihnen, den um so viel älteren, nicht gelungen war.

Rolf ließ das gut sein und wartete seine Zeit ab. Endlich kam der Tag, den die Prinzessin zur Hochzeit bestimmt hatte. Da war der Jüngling schon am frühen Morgen auf den Beinen, eifrig bemüht, Haus und Hof aufs beste zu schmücken. Der Vater aber hatte auf den Wunsch seines Jüngsten hin Freunde und zahlreiche Verwandte eingeladen. Eine Menge Gäste fand sich auch rechtzeitig ein, aber die Hauptperson blieb aus — die Braut. Dennoch ging es unter den Gästen recht munter zu, denn es fehlte an nichts, was ein reicher Bauernhof zu bieten vermag. Als die Heiterkeit gegen Mitternacht in lauten Jubel übergegangen war, vernahm man plötzlich draußen ein Geräusch, wie wenn ein Wagen heranführe. Und wirklich war's so. Draußen vor der Thür hielt ein prächtiges Gespann und ein reizendes Wesen, die Königstochter, als Braut geschmückt, stieg nebst ihren beiden Hoffräulein aus dem Wagen. Da ward denn allgemeine Verwunderung unter den Gästen laut; Rolf aber empfing seine Auserkorene mit Freuden und erzählte nun allen das Abenteuer, welches er als Wächter in jener Nacht bestanden. Jetzt wäre freilich wohl mancher gern an seiner Stelle gewesen, am liebsten die beiden älteren Brüder; war doch die Königstochter über die Maßen schön, freundlich und züchtig, so daß jedermann, der sie sah, sie auch lieb haben mußte. Unter ungestörter Freudigkeit verflossen die Stunden, als ob es Minuten gewesen wären.

Es war nicht mehr fern vom Morgen und die Sonne mußte bald aufgehen — da sprach die Braut zum Bräutigam: „Laß mich jetzt von hinnen ziehen, mein Lieber, denn meine Zeit ist bald um.“ Rolf machte nun große

Augen und antwortete: „Bist du nicht meine Liebste und bleibst du nicht bei mir, bis der Tod uns scheidet?“ Sie aber entgegnete: „Wohl bin ich deine Liebste und möchte mich nimmer von dir scheiden; aber das Schicksal will es anders. Ewige Trennung steht uns bevor. Fern von hier, in dem großen Reiche östlich von der Sonne und nördlich von der Erde, war mein Vater König und wohnte friedlich in seinem schönen Schlosse. Da hat ihn eines Tages sein böser Nachbar, ein gewaltthätiger Riese, überfallen und getötet; mich aber hält der Schauerliche in harter Gefangenschaft. Nur in den Stunden vor und gleich nach Mitternacht hat er keine Gewalt über mich; da kann ich mich nach Belieben ergehen, doch muß ich allemal vor Sonnenaufgang wieder im Schlosse sein, sonst verliere ich mein Leben. Und wollte ich auch nur des Nachts bei dir erscheinen — was würde es dir frommen? — du hättest eine Frau und doch keine.“ Als Rolf das hörte, wurde er bis zum Tode betrübt, aber die Königstochter länger zurückzuhalten wagte er doch nicht. Die Prinzessin nahm zärtlichen Abschied von dem Jünglinge und schenkte ihm, bevor sie ihn verließ, einen goldenen Ring, jedes der beiden Hoffräulein dagegen einen goldenen Apfel.

Von nun an war alle Lebensfreude von dem Ärmsten gewichen; es mied ihn der Schlaf und keine Arbeit wollte ihm weder behagen noch gelingen. Da ward es ihm von Tag zu Tag klarer, daß im Hause seines Vaters seines Bleibens nicht länger sei. Er beschloß es zu versuchen, die heißgeliebte Schöne in dem Schlosse östlich von der Sonne und nördlich von der Erde aufzufinden und aus der Gewalt des Riesen zu befreien. Als er den Vater um Erlaubnis zur Reise anging, gab sich dieser alle Mühe, den Sohn auf andre Gedanken zu bringen. Da jedoch derselbe standhaft auf seinem Sinne beharrte, sagte der Vater zuletzt: „Glaube mir, dorthin, wo deine Braut wohnt, kommst du dein Lebenlang nicht; willst du es aber durchaus versuchen, so mag ich dich nicht länger halten. Thue, wozu dein Herz dich treibt.“ — Tags darauf umarmte der Sohn Eltern und Geschwister und machte sich auf den Weg.

Nachdem er viele Wochen über manchen Berg und manches Thal und durch mehrere große Reiche dahin gewandert war, gelangte er auch in einen finstern Wald, der gar kein Ende nehmen wollte. Schon war er wieder ein paar Tage darin weiter marschiert, als ihm urplötzlich ein eigentümliches Getöse entgegenschallte. Wie er dem Lärm zuschritt, war er nicht wenig erstaunt, als er unversehens zwei Riesen vor sich sah, die heftig miteinander stritten. Rolf trat ohne Furcht und Scheu an sie heran und fragte die Streitenden, weshalb sie sich so zankten. Da antwortete der eine Riese: „Unser Vater ist gestorben und wir haben sein Erbe geteilt. Hier sind nun ein Paar Stiefel übrig geblieben, und wir können über deren Besitz unter uns nicht einig werden.“ — „Was ihr doch für närrische Käuze seid!“ sprach der Jüngling; „gebt mir die Stiefel, so seid ihr eures Zwistes ledig und könnt euch fürder vertragen, wie es Brüdern ziemt.“ Das leuchtete den beiden Gauchen ein, und der eine der Riesen sprach: „Das sind freilich keine gewöhnlichen Stiefel, die wir dir überlassen; wer sie an den Beinen trägt, der legt mit einem Schritt hundert Meilen zurück.“

„Nun, das soll für mich kein Grund sein, die Gabe zurückzuweisen", antwortete der Jüngling und nahm flugs die Stiefel an sich. Beide Teile waren befriedigt, besonders die Riesen, die sich des Erbteils wegen nun nicht mehr die Hälse zu brechen brauchten. Der Bauernsohn aber bedankte sich vielmal und setzte seine Reise weiter fort.



Wie der Bauernbursche zu den Hundertmeilenstiefeln gelangt.

Nach einiger Zeit gelangte er an eine andre Stelle des Waldes, in den er immer tiefer hineingeraten war, und wieder vernahm er lautes Geräusch und Lärmen. Er ging auch diesmal dreist vorwärts und erblickte gleich darauf — gerade wie das erste Mal — zwei Riesen, die sich in die Haare geraten waren und miteinander kämpften. Die waren aber nicht von demselben Riesen=schlage, sondern wohl um eine gute Elle höher noch als jene, denen er zuerst

begegnet war. Unerschrocken trat Rolf auch den beiden näher und fragte sie, warum sie sich so arg rauften. Da antwortete der eine Riese: „Je nun, unser Vater ist gestorben und wir haben, was er uns hinterlassen, unter uns geteilt. Hier aber ist ein Mantel übrig geblieben, über den wir uns nicht einigen können." — „Da weiß ich Rat", antwortete der Jüngling; „gebt mir euren Mantel, so habt ihr ein gutes Werk gethan, denn ich bin ein Wandersmann und habe einen weiten Weg vor mir; euch aber ist geholfen, denn ihr seid den Gegenstand eures Haders los und könnt euch dann vertragen, wie es guten Brüdern ziemt." Das dünkte den beiden Riesen so übel nicht; der eine sprach indes: „Mit dem Mantel hat's nun freilich eine eigne Bewandtnis. Das ist kein Mantel wie jeder andre Mantel; vielmehr macht er denjenigen, welcher ihn umhängt, unsichtbar." — „Das ist gerade kein Fehler", antwortete Rolf, nahm den Mantel ohne Ziererei und Umstände an sich, dankte vielmal und verabschiedete sich.

Als er seine Wanderschaft nun im Lande der Riesen weiter fortsetzte, begab es sich, daß er kurze Zeit nachher nun zum drittenmal einen Höllenlärm vernahm, und als er auf die Stelle, von woher der Spektakel ertönte, zuging, erblickte er wieder ein gewaltiges Riesenpaar im Handgemenge. „Pfui, wer wird sich so unliebsam walken!" rief ihnen der Bauernsohn zu; „könnt ihr euch nicht im Guten vertragen?" — „Nein, das können wir eben nicht", antwortete der eine; „denn unser Vater ist gestorben, und es gilt unser Erbe zu teilen. Hier aber ist ein Schwert, über dessen Besitz wir uns durchaus nicht einigen können." — Da sprach der Jüngling: „Nun, da bin ich gerade der rechte Mann, euren Streit zu schlichten. Könnt ihr doch einmal nicht einig werden, so überlaßt mir das Schwert, denn ich bin ein Wandersmann und auf einer weiten Fahrt begriffen und könnte eine gute Waffe wohl gebrauchen." „Nun, die habt ihr auch, wenn wir euch die Klinge geben", sagte der eine Riese, „denn dies Schwert ist kein gemeines Schwert, sondern wer mit dessen Spitze berührt wird, ist auf der Stelle ein Kind des Todes; wenn man einen Toten aber mit seinem Hefte berührt, so lebt er wieder auf." — „Na, solch ein Schwert kann ich gerade gebrauchen, und es soll mir eures daher um so lieber sein; gebt es nur her!" versetzte Rolf. Die Riesen stritten sich noch eine ganze Weile herum, da sie sich aber schließlich doch nicht einigen konnten, so schien ihnen der Rat des Jünglings als das Klügste, was sie thun konnten. Sie reichten dem Bauernsohn das Schwert hin, und als sie sich dessen entledigt, war auch jeglicher Grund verschwunden, sich noch weiter zu streiten. Laut auflachend schlugen sie sich Arm in Arm ins Dickicht.

Auf solche freilich nicht sehr gewöhnliche Art gelangte Rolf nun auch noch zu einer kostbaren Waffe; er gürtete das Schwert um, zog die Hundertmeilenstiefeln an und hing den Mantel über die Schultern. Nun dünkte ihm, er sei für die Reise gut genug ausgerüstet.

Der endlos erscheinende Wald ward schließlich auch überwunden, und aus ihm gelangte unser Rolf eines Abends spät in eine unübersehbare Einöde, die auch kein Ende nehmen zu wollen schien. So sehr er auch nach allen Seiten umherblickte, nirgends ließ sich eine Nachtherberge entdecken. —

Endlich sah er ein kleines Licht aus der Ferne schimmern. Wie er nun dem Scheine nachging, kam er an ein altes, verfallenes Häuschen; in demselben fand er ein altes, altes Weib, das schon soviel Menschenalter gelebt zu haben schien, als andre Leute Jahre alt werden. Unser Wandersmann trat ein, grüßte höflich und bat um ein Nachtlager. „Wer bist du, und wo kommst du her und wo willst du hin, der du mich so artig grüßest?“ fragte die Alte. Da antwortete der Jüngling: „Ich bin ein armer Wandersmann, komme von fern her und suche das schöne Schloß, das östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegt. Könnt Ihr, gute Mutter, mir vielleicht den Weg dorthin weisen?“ Die Alte versetzte: „Nein, das kann ich nicht; aber mir ist alles vierfüßige Getier unterthan, und das will ich herzurufen, weil du dich so freundlich gegen mich benimmst, wie noch niemand, solange ich hier weile, und das ist geraume Zeit her, denn ich sah hier schon zwölf Eichenwälder emporwachsen und wieder verfaulen. Also will ich dir behilflich sein und morgen alles Getier versammeln; vielleicht findet sich unter den Vielen eines, was Auskunft geben kann.“

Der Jüngling dankte wieder höflich und blieb bei der Alter über Nacht.

Am andern Morgen, sobald die Sonne aufgegangen war, berief die Alte alles vierfüßige Getier. Aber so viel ihrer auch kamen, die Bären, Wölfe, Füchse, Iltis und die flüchtigen Tiere des Waldes von allen Gattungen und Arten, es wußte kein einziges, wo das schöne Schloß zu finden, das der Fremdling suchte. Da entließ ihn die Alte und sprach: „Ich kann dir nicht helfen, aber etliche tausend Meilen von hier wohnt meine Schwester, die Herrscherin über alle Fische im Wasser; vielleicht weiß sie dir zu berichten, wo das Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegt.“

Der Bauernsohn dankte und grüßte in seiner freundlichen Weise und wanderte weiter. Er trug nun seine Hundertmeilenstiefel an den Beinen, und so legte er jeden Tag gar rasch eine gehörige Strecke zurück; aber es war doch mehrmals Abend geworden, ohne daß die Wildnis, in der er sich befand, ein Ende genommen hätte. Zum Glück sah er am Abend des dritten Tages in der Ferne ein Licht flimmern. Er schritt auf dasselbe zu und fand am Meeresstrand ein altes, altes Gemäuer, darin ein steinaltes Weib hauste, das eben so viele Menschenalter durchlebt zu haben schien, als andre Menschen Mondwechsel erleben.

Der Jüngling trat in das Häuschen, verneigte sich tief vor der Steinalten, bestellte die freundlichen Grüße von ihrer Schwester und fragte, ob sie ihn nicht über Nacht beherbergen wolle. Das alte Weib aber redete zu ihm: „Wer bist du, und wo kommst du her, und wo willst du hin, der du mich so freundlich begrüßest? Ich sah an dieser Stelle vierundzwanzig Eichenwälder aufwachsen und vierundzwanzig Eichenwälder untergehen; aber noch sah ich niemand, der so artig und freundlich sich benommen.“ Der Bauernsohn antwortete: „Ich bin nur ein müder Wanderer, komme aus weiter Ferne und suche das schöne Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde. Habt Ihr davon gehört oder könnt Ihr mir gar den Weg dahin zeigen?“ — „Das kann ich leider nicht“, versetzte die Alte, „aber weil du mich so freundlich

begrüßt hast, so will ich dir nach Kräften behilflich sein. Ich bin die Herrscherin über das Getier im Wasser, und morgen werde ich alles dieses zusammenrufen; vielleicht ist eines unter ihnen, das dir den Weg zu zeigen vermag." Und der Jüngling dankte der Uralten und ruhte sich während der Nacht bei ihr aus.

Als es tagte und die Sonne ihre ersten goldenen Strahlen auf das weite Meer warf, ließ das Weib alle Meergeschöpfe zusammenkommen. Da schwammen herbei die riesigen Walfische, Delphine und Seetiger, die Stockfische, Heringe, Hechte und Lachse, kurz allerlei kleine und große Fische aus den Gewässern der Erde, und fragten, was ihre Königin befehle. Die Alte teilte nun den Fischen mit, was der Jüngling wissen wolle, und diese hielten alsbald Umfrage untereinander; aber es befand sich kein einziges Wesen unter ihnen, das etwas von dem schönen Schlosse wußte oder gar den Weg dahin angeben konnte. Es blieb auch dieser Steinalten nichts übrig, als den Jüngling zu trösten und ihm Hoffnung zu machen, daß, wenn er noch einige tausend Meilen weiter gehen wolle, eine dritte Schwester, die Beherrscherin aller Vögel unter dem Himmel, ihm doch am Ende helfen und raten könne. Vermöchte diese es nicht, so gäbe es weiter niemand auf Erden. Hierauf dankte der Jüngling der alten Fischkönigin für ihren guten Willen, nahm Abschied und trat von neuem seine Wanderschaft an.

Mit Hilfe der Hundertmeilenstiefel ward es ihm natürlich leicht, Tag für Tag ein gut Stück weiter zu kommen; doch als es wiederum Abend geworden war, wußte er sich nicht mehr zurecht zu finden; weit und breit sah er nichts als eine grausige Wildnis, die just gar kein Ende nehmen wollte und aus der sich herauszuwinden, ihm ganz außerordentliche Mühe verursachte. Nichts als Gestrüpp und Gehölz, durch das er nur mit seinem Schwerte sich Bahn brechen konnte. Todmüde spähte er überall nach einer Herberge umher. Endlich winkte ihm aus der Ferne ein Lichtschimmer. Als er darauf los schritt, gelangte er an eine verfallene Hütte. In derselben hauste ein uraltes Weib, das ebenso viele Menschenalter gelebt zu haben schien, als ein andrer Mensch Tage erlebt. Der Bauernsohn trat ein, verneigte sich tief vor der Ur-Uralten, grüßte sie freundlich von ihren Schwestern und bat aufs artigste, ihm zu erlauben, die Nacht bei ihr zubringen zu dürfen. Als ihn das Weib so artig sprechen hörte, rief sie: „Wer bist du und wo kommst du her und wo willst du hin, der du mich so freundlich begrüßest? Ich habe achtundvierzig Eichenwälder aufwachsen und achtundvierzig Eichenwälder vermodern sehen, aber noch niemand hat so freundlich mich angesprochen." — Der Jüngling antwortete: „Ich bin ein armer Wanderer, aus weiter Ferne hergekommen und suche das schöne Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde. Könnt Ihr mir vielleicht den Weg dorthin verraten, liebwerte Mutter?" — „Nein, mein Söhnchen", antwortete die Ur-Uralte, „das kann ich leider nicht, aber weil du so artig bist, will ich dir behilflich sein, so weit ich's kann. Als Herrscherin im Vogelreich werde ich morgen meine Unterthanen versammeln; vielleicht kann eines der Flügeltiere den rechten Ort verraten." — Da dankte der Jüngling der Alten und blieb bei ihr über Nacht.



Wie der Phönix bei der Beherrscherin der Vögel eintrifft.

Früh am andern Morgen, noch ehe der Hahn krähte, stand die uralte Vogelkönigin auf und berief ihre Unterthanen in den Rat. Da geriet die Fläche des Wassers in Bewegung durch die heranrudernden Schwimmer, und in der Luft schwirrte es vom Flug der großen und kleinen Fittichträger; denn sie kamen alle herbei aus allen vier Enden der Welt, die Adler, Eulen und Stößer, die Schwäne und Hühner, bunte Papageien, Paradies- und allerlei Singvögel und andres großes und kleines Getier, und wollten wissen, was ihre Gebieterin von ihnen verlange. Die Alte aber sprach: „Ich habe euch berufen, daß ihr mir sagen sollt, ob einer unter euch das schöne Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegen weiß und den Weg dahin zeigen kann!“ Da berieten sich die Vögel lange; aber es befand sich keiner unter ihnen, der etwas von dem Schlosse wußte. Unwillig fragte die Ururalte: „Seid ihr denn auch alle, wohlgezählt, beisammen?“ — „Bis auf einen“, antwortete der Adler; „es fehlt nur noch der Vogel Phönix.“ In diesem Augenblicke aber vernahm der Jüngling ein mächtiges Rauschen in der Luft und bemerkte einen schwarzen Punkt am Himmel, der immer größer wurde und sich immer mehr näherte. Bald konnte man wahrnehmen, daß es der Vogel Phönix war, der so eilig herangerauscht kam und sich vor der Alten niederließ. Er schien sehr ermüdet zu sein, so daß er kaum noch seine Schwingen zu rühren vermochte und längere Zeit zur Erholung bedurfte, ehe er auf die Ärger verratende Frage der Herrscherin, warum er solange ausgeblieben sei, Antwort geben konnte. Endlich, nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, antwortete er gar demütig: „Zürne nicht, o Gebieterin, daß ich solange ausgeblieben, denn ich komme aus einer fernen, fernen Region. Ich war durch den großen Gerichtstag der Gefiederten, die mich zu ihrem Sprecher gewählt hatten, in der Nähe des schönen Schlosses, das östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegt, aufgehalten worden.“ Die Ururalte vernahm diese Nachricht mit Befriedigung; dennoch antwortete sie mit Strenge: „Nun so mag denn die Strafe für dein Säumen darin bestehen, daß du noch einmal denselben Weg zurückfliegst und daß du dorthin diesen Jüngling mitnimmst.“

Dem Phönix schien dieser Entscheid nicht so recht zu behagen; aber alle Vögel mußten ihrer Beherrscherin gehorchen. Nur kurze Zeit ward ihm verstattet zur Ruhe. Mittlerweile nahm der Jüngling Abschied von dem uralten Mütterchen und dankte demselben recht herzlich. Dann schwang er sich auf den Rücken des Phönix. Dieser erhob sich nun mit ihm in die Lüfte und trug ihn mit Windeseile dahin über Berge und Thäler, weithin über das blaue Meer und ewig grünende Wälder.

Als er so eine Weile dahingeflogen, sprach der Vogel: „Siehst du etwas in weiter Ferne?“ Der Jüngling auf dem Rücken des Vogels antwortete: „Ja, am fernen Himmelsrande eine dunkle Wolke.“ — „Dort liegt das Land, wohin wir fliegen müssen“, erwiderte der Vogel und segelte pfeilschnell weiter. Und gegen Abend fragte der Vogel wieder: „Was siehst du jetzt?“ Der Jüngling versetzte: „In der dunklen Wolke gewahre ich einen lichten Fleck, der so klar schimmert, als wär's die liebe Sonne.“ — „Es ist der Glanz des Schlosses der Riesen, das wir suchen“, versicherte der Phönix und sauste weiter.

Als es völlig Nacht geworden war, fragte der Phönix zum drittenmal: „Siehst du noch etwas?“ Der Jüngling antwortete: „Ja, ein großes, herrliches Schloß, das ganz und gar in lichtem Golde erglänzt.“ — „Dann sind wir zur Stelle“, sprach der Vogel und flog mit dem Jüngling hinab in den Burghof und setzte da seinen Reiter nieder. Dieser dankte dem gefälligen Phönix für seine guten Dienste, worauf derselbe nach kurzer Rast sich wieder in die Lüfte erhob und wieder dahin zurückflog, von wannen er gekommen.

Da es gerade um die Mitternachtsstunde war, während welcher meist alle Riesen in tiefem Schlafe liegen, so benutzte der Bauernsohn, wiewohl sehr ermüdet, seine Zeit bestens und begab sich ohne Säumen nach einem Flügel des Prachtbaues. Auf einmal hörte die Königstochter, die mit ihren Hoffräulein noch munter war, ein Klopfen an der Pforte. Sie entsandte sofort ihre erste Dienerin, um zu sehen, wer da sei. Als diese ans Thor kam, reichte ihr der Einlaß Begehrende einen goldenen Apfel. Da erkannte das Fräulein sogleich, daß es der Apfel war, den sie dereinst dem Bräutigam ihrer Herrin geschenkt. Sie eilte daher ins Schloß zurück und meldete: „Dein Bräutigam, o Gebieterin, ist draußen.“ Die Königstochter aber wollte solches nicht glauben und sandte die zweite ihrer Dienerinnen ab. Da erkannte auch sie ihre Gabe wieder, sie lief zur Prinzessin zurück und meldete, was geschehen. Die Königstochter aber wollte es noch immer nicht glauben und ging nun selbst hinaus, um nachzusehen. Als sie zur Eingangspforte gelangte, überreichte ihr der Jüngling den goldenen Ring, den er von seiner Braut erhalten. Nun zweifelte diese nicht länger, sondern öffnete schnell die Thür und empfing freudig und frohlockend ihren Bräutigam. Er folgte ihr in ihr Gemach; hier schütteten sie einander ihr Herz aus, denn sie hatten sich gar viel und mancherlei zu erzählen. So vergingen ihnen die Stunden der Nacht, als wenn es nur Minuten gewesen wären. Gegen Morgen aber ließ die Königstochter gar traurig ihr Köpfchen hängen, indem sie sagte: „Wir müssen nun scheiden, mein Lieber. Und wenn du mich wirklich lieb hast, so eile hinweg, ehe die Riesen erwachen, sonst kostet's dich dein Leben.“ Der Bräutigam aber antwortete: „Was sagst du? Ich sollte dich wieder verlassen? Nimmermehr! Ich rüste mich zum Kampfe wider meine Feinde!“ — Und davon ließ er sich, trotz allen Bitten seiner holden Braut, nicht abbringen.

Kaum hatte der erste Sonnenstrahl die Zinnen des Schloßturmes gestreift und es war im Burghof lebendig geworden, so stand der Bräutigam auf, warf seinen Mantel über die Schultern, zog sein Schwert aus der Scheide und eilte nach der Pforte hin. Eben dort angekommen, sah er, wie die Thür heftig aus den Angeln sprang. Die Riesen kamen zum Vorschein. Aber hinter dem einen Thürflügel lauerte der Jüngling mit seinem Schwerte und hieb jedem der Herankommenden, einem nach dem andern, den Kopf ab, ohne daß ein einziger ihn gewahrt hätte; denn sein Mantel machte ihn unsichtbar.

Die Prinzessin harrte indes seiner auf ihrem Zimmer in großer Bangigkeit und Sorge. Da deuchte es ihr, es währe recht lange, und als sie es nun nicht länger auszuhalten vermochte, sandte sie eine ihrer Dienerinnen ab, zu sehen, wie der Kampf abgelaufen. O, wie jubelte sie aber auf, als in

diesem selbigen Augenblick ihr Bräutigam ihr entgegeneilte und ihr mitteilte, daß sämtliche Riesen erschlagen seien und tot unten im Schloßhofe lägen!

„Nun ist unser Glück gemacht", rief die Prinzessin, „und so groß ist es, daß es füglich nicht größer sein dürfte; nur eines fehlt noch, daß unsre Eltern daran teilnehmen könnten!" — „Ei!" sprach der Bräutigam, „wenn es das nur ist, auch da kann geholfen werden, um unser Glück noch größer zu machen. Die meinigen leben noch und zu ihnen wissen wir ja zu gelangen und zu den deinigen am Ende auch. Zeige mir nur, wo deine Eltern beigesetzt worden!" Da führte die Prinzessin den Freund an den Ort, wo Vater und Mutter und alle andern Verwandten begraben lagen, und als der Jüngling die Lieben seiner Braut mit dem Knauf seines Schwertes berührte, da richteten sie sich auf, wie aus langem Schlafe, und wurden wieder lebendig.

Nun herrschte allgemeine Freude im Schlosse. Alle Erlösten dankten ihrem Erretter und erkannten ihn bereitwillig als den Würdigsten an. Fortan herrschte er im Lande als König, und die schöne Schwanenjungfrau ward seine Königin. Sie regierten lange mit Milde und Freundlichkeit über ihr weites Reich.

Nach Cavallius' und Steffens' „Folk Sagor" erzählt von Franz Otto.



Der Zauberer.

Russisches Volksmärchen.

Da lebte einmal ein armes, dabei aber gar geriebenes Bäuerlein, das sie „Käferlein" nannten. Käferlein nahm es mit der Ehrlichkeit nicht so genau und stahl bei guter Gelegenheit einer Bäuerin ein Stück Leinwand, das er unter dem Stroh versteckte. Der Schalk rühmte sich dabei der Bestohlenen gegenüber, er suche in der Kunst des Wahrsagens und Zauberns seinesgleichen. Als nun die Bäuerin merkte, daß man ihr die Leinwand gestohlen, quälte sie Käferlein mit Bitten, ihr zu verraten, wo wohl die gestohlene Leinwand hingekommen sei.

Darauf hin fragte der Schelm: „Was gibst du mir, wenn ich es dir verrate?"

„Ein Pfund Mehl und ein Pfund Butter."

„Nun gut."

Käferlein begann nun mit seiner Hexerei und hinterbrachte der Nachbarin richtig, wo die Leinwand verwahrt worden.

Da die Sache so gut abgelaufen war, so wußte es unser Bäuerlein einzurichten, daß nach zwei oder drei Tagen auch beim Gutsherrn ein Füllen verschwand. Käferlein, der Spitzbube, hatte es an sich gelockt und an einen Baum im Walde festgebunden. Schickte darauf der Gutsherr zum Bäuerlein.

Der Schelm verstand sich auch diesmal aufs Hexen und sagte bedachtsam: „Geht nur in den Wald, Euer Füllen ist dort an der Schneise links an einen Baum gebunden."

Richtig — da fand man das Füllen und brachte es heran aus dem Walde. Der Gutsherr belohnte den Wahrsager mit einer Handvoll Rubel; seitdem aber verbreitete sich Käferleins Ruhm als Wahrsager und Zauberer weit und breit im ganzen Reich.

Nun verschwand aber auf einmal — was ja ein viel größeres Unglück war — des Zaren Trauring. Na — da wurde gesucht und gesucht — aber nirgends ließ sich davon eine Spur finden. Nun hatte auch der Zar von Käferleins Zauberkünsten gehört und er befahl nun, daß man den Wundermann so schnell wie möglich zu ihm aufs Schloß bringe. Und so faßte man das Bäuerlein beim Schopf, schob es in einen Wagen und führte es vor den Zar.

„Verloren bin ich nun wohl", dachte der Hexenmeister bei sich. „Wie erfahre ich nur, wo der Ring steckt?... Wenn nur der großmächtige Zar sich nicht übermäßig ereifert und mich dorthin schickt, wo Makar nicht gern seine Kälber hintreibt." ...

„Guten Tag, Bäuerchen", sagte der Zar zu dem Schlaukopf. „Errätst du's, was mir am Herzen liegt, so belohne ich dich mit Gold; findest du es nicht heraus, so lasse ich dich um einen Kopf kürzer machen! Nun weißt du, was ich dir zu sagen begehrte, strenge jetzt deinen Schädel an!"

Sogleich befahl der Kaiser, den Zauberer in ein besonderes sicheres Gemach abzuführen. „Da mag der Kerl die ganze Nacht über grübeln, hexen und zaubern", sagte er, „damit er morgen früh zeitig mit seiner Antwort im Reinen ist."

Käferlein guckt sich in der Stube gründlich um und denkt dabei hin und her: „Welche Antwort gebe ich nur dem Gebieter? Am besten ist es, ich warte die dunkle Mitternachtszeit ab und — da laufe ich stracks davon, fort, immer weiter, ohne mich umzusehen — ja, ja — nach dem dritten Hahnenschrei, da schnappe ich ab."

Den kaiserlichen Ring hatten aber drei diebische Bursche vom zarischen Hofe gemaust: der Leibdiener, der Kutscher und der Koch.

„Was denkt ihr Brüderchen?" sagte der erste zu seinen Spießgesellen, „wenn der vermaledeite Hexenmeister uns nun ausspürte, das ist sicher unser Tod. Laßt bei der Thür uns horchen. Sagt er nichts — ei, dann sind auch wir mäuschenstill; entdeckt er aber... daß wir... ei der Tausend, dann ist freilich nichts weiter zu machen, als daß wir ihn recht eindringlich bitten, uns dem Zaren nicht zu verraten."

Ging jetzt der Leibdiener zu horchen.... Da krähte der Hahn und das Bäuerlein sagte: „Gott sei Dank! Schön, das wäre schon einer! Bleiben nur noch zwei übrig!"

Na, wie plumpste dem Diener, da er die Rede vernahm, das Herz in die Fersen. Er lief alsbald zu seinen Kameraden... „O! o! Brüderchen — mich hat er schon erkannt. Ich war kaum zur Thür herangehuscht, als er auch schon rief: „Schön, das wäre einer! Bleiben nur noch zwei übrig!"

„Na, nun gehe ich! Wartet nur ein Weilchen!“ sagte der Kutscher. Und er ging, zu horchen.... Krähte da zum zweitenmal der Hahn und das Bäuerlein sagte: „Gott sei Dank! Das wären zwei! Bleibt nur noch einer übrig!“ — Jetzt machte der Kutscher, daß er nun zu seinen Kameraden kam. „Eh, Brüderchen“, flüsterte der Erschrockene zitternd — „richtig, auch mich hat der Hexenmeister wieder erraten!“...

Darauf sagte der Koch: „Spürt er auch mich aus, dann gehen wir zu ihm, werfen uns ihm zu Füßen und flehen ihn mit guten Worten jämmerlich an, uns nicht zu verderben.“

Und nun trat auch der Koch zur Thür heran, um zu horchen.... Und richtig — gerade jetzt krähte der Hahn zum drittenmal und Käferlein bekreuzigte sich, indem er ausrief: „Gott sei Dank! Alle drei sind es nun! Und nun geschwind fort, zur Thür hinaus!“

Wie er eben eiligst davon laufen will, stürzen ihm die Diebe entgegen, fallen ihm zu Füßen und flehen ihn gar erbärmlich mit guten Worten an:

„Stürze uns nicht ins Elend.... Verrate uns nicht dem Zar... hier hast du den Ring.“... Dabei krümmten sie sich gottserbärmiglich!

„Gut so, aber schreiet nur nicht so mordmäßig... und verratet euch nicht selber... was ist am Ende auch da weiter zu machen! Schämt euch ins Herz hinein und bessert euch!... Jetzt aber fort mit euch, da der Ring wieder da ist, so will ich euch nicht verderben, sondern euch gnädig verzeihen!“

Käferlein hob jetzt behutsam ein Brett der Diele des Fußbodens auf und ließ darunter den Ring des Zaren fallen.

Als nun am Morgen der Zar fragte: „Nun, Bäuerchen, wie steht's mit deiner Kunst?“

Da antwortete das schlaue Käferlein alsbald: „Die Sache habe ich flugs ausspintisiert: dein Ring ist hier unter dieses Dielenbrett gerutscht.“

Man hob das Dielenbrett auf und fand richtig den Ring. Der Zar zeigte sich nun freigebig, und er befahl, dem Zauberer vor allem Speise und Trank tüchtig aufzutischen.

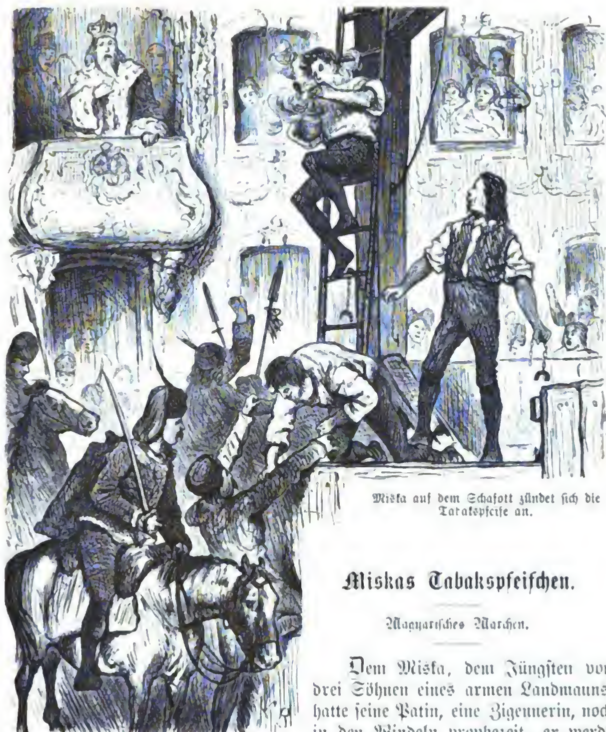
Er selbst aber begab sich in seinen Garten und machte da seinen Spaziergang. Wie er sich so ergeht, erblickte er vor sich auf dem Wege einen Käfer, und er hebt ihn auf und kehrt stracks zum Zauberer zurück.

„Bist ja ein Wundermann, ein Wahrsager, sage mir also, was ich in der Hand halte!“

Das Bäuerlein erschrak darob heftig, denn ihm kam die Frage des Gebieters natürlich recht ungelegen und so murmelte es in seinem Schreck vor sich hin: „Na, Käferlein, bist nun doch dem Zaren in die Hand geraten.“...

„So, so! Das stimmt und du hast wieder recht“, rief der Zar befriedigt aus, und er beschenkte den Zauberer noch mehr und entließ ihn mit Ehren nach Hause.

Nach Wilhelm Goldschmidt.



Miska auf dem Schafott zündet sich die Tabakspfeife an.

Miskas Tabakspfeifchen.

Magyarisches Märchen.

Dem Miska, dem Jüngsten von drei Söhnen eines armen Landmanns, hatte seine Patin, eine Zigeunerin, noch in den Windeln prophezeit, er werde durch seine Schuld einst in tiefe Not geraten, dann aber durch sein Glück doch noch zu den höchsten Ehren gelangen. Seine Eltern starben, noch ehe ihr Söhnlein das Jünglingsalter erreicht hatte, und bald nach ihnen auch seine Patin. In Kummer und Elend wuchsen nun die drei Waisen heran, und es blieb ihnen, da sie nichts Rechtes gelernt hatten, nichts andres übrig, als ihr Heil unter den Soldaten zu suchen.

Und das Glück schien sie wirklich begünstigen zu wollen. Es waren gewaltige Streiter, und sie verrichteten Wunder von Tapferkeit, daß man sie allgemein nur die drei Heldenbrüder nannte. Als aber der Krieg zu Ende war, zogen sie mit dem Heere wieder heim; hatte doch jeder soviel erbeutet, daß er davon geraume Zeit behaglich leben konnte.

Aber Miska fand am Ruhen und Rasten kein Wohlgefallen und beschloß, seine nächsten Blutsverwandten zu verlassen, um sonstwo sein Glück zu suchen. Er kaufte sich ein Pferd, sagte seinen Brüdern lebewohl und ritt stracks nach der nächsten Stadt. Daselbst in einem Gasthofe angekommen, ließ er sich gleich den besten Wein und die leckersten Speisen auftischen. Bald gesellten sich mehrere lustige Gesellen zu ihm, denn Miska war freigebig und heiteren Sinnes.

Bei ihrer frohen Stimmung machte einer der Kumpane den Vorschlag, ein Spielchen zu beginnen, und die andern stimmten alsbald zu. Während sie dem Miska wacker zutranken, wurden die Karten verteilt, und das Glück schien sich auf des Kriegsknechts Seite zu neigen. Doch die saubere Bande verlor anfangs nur in der Absicht, Miskas Spieleifer immer mehr und mehr anzufachen. Plötzlich wandte sich das Blättchen; sein Gewinn zerrann: je mehr er aber wagte, desto mehr verlor er. Bald hatte er seinen letzten Heller verspielt; nun kam es zu Zank und Streit und endlich zum Dreinschlagen. Miska zog hierbei den kürzeren und ward nun so derb durchgewalkt, daß er voller Striemen und blauer Flecken unter dem Tische liegen blieb, während die andern mit dem, was sie ihm abgenommen, vergnügt von dannen ritten.

Des Morgens kam der Wirt und forderte seine Zeche. Miska, dem nichts als sein Pferd und sein Säbel geblieben war, sah sich genötigt, ersteres im Stich zu lassen und seinen Weg zu Fuß fortzusetzen.

In seiner schmählichen Lage schämte er sich, vor seinen Brüdern zu erscheinen; er beschloß daher, auf gut Glück in die weite Welt zu wandern.

Nachdem er eine lange Strecke zurückgelegt hatte, gelangte er bei finsterer Nacht in einen tiefen Wald, wo ihn das schaurige Rauschen der Bäume umfing und das Geheul der Eulen seinen Ohren entgegenkreischte. Da ihn zudem der Hunger arg plagte, tappte er eine Zeitlang im Finstern umher, um einige Waldbeeren zu erhaschen; aber er geriet dabei einige Male so derb ins Dorngesträuch, daß er sich Gesicht, Hände und Füße blutig ritzte.

Als er ganz trostlos im Dunkel der Wildnis herumtappte, sah er plötzlich den matten Schimmer eines Lichtes aus der Ferne blinken. Diese Erscheinung machte ihn wieder neu aufleben. Er rang sich durch niederes Gesträuch mit aller Kraft nach der Gegend hin, wo das Licht flimmerte, und gelangte endlich nicht ohne große Mühe in dessen Nähe.

Bald nachher stand er vor einer elenden Hütte, aus der ein grimmig blickendes, unbeschreiblich häßliches altes Weib mit einer Leuchte in der Hand hervortrat. Ihre Haare waren eisgrau und standen wie Borsten zu Berge, und ihren Mund mit einer vielfach unterbrochenen Doppelreihe grüner Zähne sperrte sie so weit auf, daß in ihrem Schlunde ohne Anstrengung ein Milchschweinchen mit Haut und Haar hätte verschwinden können. Das Gesicht der Vogelscheuche, mit seinen wunderlich gestalteten Runzeln und Falten, glich mehr einem Reibeisen als einem Menschenantlitz. Sie schnatterte ihn also an:

„Was suchest du bei Nacht und Graus,
Du Unglückssohn, vor meiner Hütte?
Entfleuch, entfleuch mit schnellem Schitte,
Sonst reiß' ich dir dein Herz heraus!“

„Oho! Thu' nur nicht gleich so bärbeißig und grimmig", sagte Miska nicht ohne Befangenheit. Denn der unholde Empfang erschreckte den ehemaligen Kriegsknecht doch ein wenig. Indes sowohl sein heftiger Hunger als auch der Gedanke, daß er nicht viel mehr zu verlieren habe, ließen ihn bald wieder hinreichend Mut fassen, um der mürrischen Alten mit Trotz zu begegnen. Er zog also entschlossen vom Leder und erwiderte:

„Ich suche Obdach, Trank und Speise.
Versagst du, Hexe, mir's, so klirrt
Mein Säbel dir sogleich ums Haupt."

Einer so bündigen Antwort hatte die Alte sich keineswegs versehen. „Na nu", sagte sie, „so schlimm wirst du es ja auch nicht gleich machen. So komm' nur und folge mir. Was ich vermag, sei dir geboten. Am Ende bist du derjenige, auf dessen Ankunft ich seit dreihundert Jahren warte." Mit diesen Worten nahm sie ihren Gast am Arm und führte ihn ins Innere ihrer Hütte.

Diese Alte war das Weib des „ehernen Königs", der sie einst, wegen ihrer Treulosigkeit verwünscht und ihr auferlegt hatte, in der häßlichen Gestalt und voll des bittersten Lebensüberdrusses in der schlechten Behausung so lange zu verbringen, bis ein Fremdling ihr zum Danke für eine empfangene Wohlthat den Kopf abhauen würde. Der Anblick des ehemaligen Kriegsknechtes schien ihr die Nähe ihrer Erlösung zu verkünden, der sie solange schon entgegenschmachtete. Daher setzte sie denn ihrem Gaste ein ganzes gebratenes Schwein, einen Laib Brot, welchen kaum ein Debrecziner Backofen gefaßt haben würde, und ein mächtiges Gefäß voll trefflichsten Weines vor.

Miska ließ sich das alles wohl schmecken, besonders mundete ihm der Wein so sehr, daß er bald einen zweiten Krug verlangte. Doch die Alte ward über diese Forderung ängstlich und beschwor den Durstigen feierlich, ja keinen Tropfen mehr zu trinken, bevor er nicht eins vollbracht hätte, das ihn und sie zugleich auf immer glücklich machen würde.

„Glücklich?" murmelte Miska für sich, „und zwar auf immer? — Topp, das wäre wohl der Mühe wert, den Durst auf kurze Zeit zu bekämpfen." — Und als die Alte ihm versicherte, es solle nach einer Stunde ihm mehr Wein zu Gebote stehen, als er je werde trinken können, da folgte er ihr willig nach einem unweit gelegenen Hügel. Hier öffnete sie eine kleine Fallthür und bat ihren Gast, getrost auf einer Treppe in die unterirdischen Räume hinabzusteigen und aus dem dritten Gemach, das er dort offen finden würde, einen Kerzenrest, einen Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen ihr heraufzuholen. Sie ermahnte dabei dringlichst, ja nicht über eine Stunde zu verweilen, zumal ihr eherner Gemahl, der in jener Tiefe hause und eben gerade des Schlafes pflege, bald nachher erwache und jeden Eindringling ohne Gnade umbringen würde. Schon war es spät, nach Mitternacht, und da der königliche Schläfer täglich auf den ersten Ruf eines ehernen Hahns, welcher oben auf dem Hügel Wache hielt, sich dem Schlafe entwand, so fürchtete sie, daß Miskas Thun durch den verhaßten Wächter ohnedies leicht zu früh verraten werden könnte.

Miska befreite sie jedoch von letzterer Besorgnis dadurch, daß er dem ehernen Hahne mit einem Hieb flugs den Kopf wegsäbelte. Nun aber trat er

unverzüglich den Weg nach den geheimnisvollen unterirdischen Gemächern an, zu denen er den Eingang um so eher fand, da ihm aus jedem derselben eine Lampe entgegenleuchtete, die alle Gegenstände rings herum mit zauberhaftem Schimmer erhellte.

Bald befand er sich in einem prächtigen Gewölbe, in welchem ungeheure Haufen Kupfermünzen aufgespeichert lagen, so blank, als wären sie gestern erst geprägt worden. Miska schob davon soviel in seine Taschen, als er zu tragen vermochte, und begab sich sodann in ein zweites Gewölbe, das an Pracht das erste noch übertraf. Wie erstaunte er, als er hier eben soviel Silberstücke sah, wie er zuvor an Kupfergeld gefunden. Schnell entleerte er seine Taschen und füllte sie mit dem edleren Metalle an.

Nun trat er in das dritte und letzte Gewölbe ein, dessen außerordentlicher Schimmer ihn völlig blendete. Rings um ihn her lagen Haufen Goldes, sogar Wände und Geräte schienen aus diesem gesuchten Erze zu bestehen. In einer Ecke des Gemachs ruhte der eherne König auf einem goldenen Bett — und schnarchte gleich einem Brummbären. Neben ihm stand ein goldener Tisch, auf demselben aber waren die drei Dinge sichtbar, nach welchen die häßliche Alte verlangte, nämlich ein Stück Kerze, ein simpler Tabaksbeutel und ein einfaches Tabakspfeifchen. Der unerwartete Anblick setzte den Eindringling in Verlegenheit. Er starrte eine lange Weile die Wunder an, ohne zu wissen, was er zuerst verrichten sollte. Um jedoch etwas zu thun, begann er seine Taschen wieder zu entleeren und nur mit Gold zu füllen. Als er damit zustande gekommen, nahm er die drei verlangten Stücke vom schwerbehängten Tische und begab sich flugs wieder zu der häßlichen Alten, die mit gespannter Sehnsucht seiner wartete. Schon an der Schwelle streckte sie ihm begierig ihre dürren Arme entgegen, in der Absicht, ihm das, was er geholt, abzunehmen. Miska aber schloß, ohne sich zu übereilen, vorerst die Fallthür gelassen hinter sich zu, dann aber besann er sich, ob es ratsam sei, ihr sehnsuchtsvolles Verlangen zu erfüllen. Die Alte erboste sich hierüber gar sehr und drohte ihm zuletzt, durch ihr Geschrei den ehernen Schläfer drunten zu erwecken, und wirklich bückte sie sich schon, um nach dem unterirdischen Gewölbe hinabzurufen. Diesen Augenblick übel angebrachten Eifers benutzte Miska, ihr mit einem ebenso raschen als kräftigen Streiche den Kopf abzuschlagen. Das war's just, was zu ihrer Erlösung nötig war. Nun machte der Abenteurer, daß er fortkam; er ließ die Alte dahingestreckt in der Nähe des Hügels liegen und beeilte sich, mit seiner Beute aus dem Walde zu kommen.

Nachdem er einige Stunden fürbaß geschritten, begegnete ihm ein Zigeuner auf einem herrlichen Pferde. Die goldene Last in seinen Taschen hatte unsers Helden Fortkommen gerade nicht gefördert, deshalb fragte er den braunen Reiter sogleich, ob ihm das schöne Pferd nicht feil sei? Dem Jakosch aber war die Begegnung um so willkommener, da er das Tier erst kürzlich in der Stadt gestohlen hatte und eben willens war, es nach einem nahen Flecken zu Markte zu führen. Miska zahlte nun dem Zigeuner zwanzig Goldstücke, setzte sich auf den Gaul und trabte vergnüglich in die Stadt hinein, wo er vor allen Dingen nach so viel erlittener Unbill sich gütlich thun wollte.

Hatte er doch noch nie soviel Geld in der Tasche gehabt wie jetzt. Er kehrte daher in dem besten Gasthof der Stadt ein und ließ sich eins der schönsten Zimmer öffnen. Der Wirt selbst führte ihn dann zur Wirtstafel, wo er eine Menge ansehnlicher Gäste schwatzend, trinkend und speisend antraf. Er nahm Platz, befahl, das Beste herbeizubringen und schmauste so behaglich, daß alle Augen, besonders jene des Wirtes, auf ihm ruhten, zumal er nur noch die köstlichsten Speisen und edelsten Weine sich reichen ließ.



Miska holt aus dem Gemach des Ehernen Kerzenstumpf, Tabaksbeutel und Tabakspfeife.

So vornehm ihm auch die Tischgesellschaft eine Zeitlang erschienen war, so unbefangen bewegte er sich in seinen neuen Verhältnissen. Allgemach rückte einer nach dem andern näher zu ihm heran, lobte bald die Farbe des Weines, bald den schmackhaften Geruch der Speisen, die er genoß, und ehe man sich's versah, waren ein Dutzend Flaschen des köstlichsten und teuersten Rebensaftes auf Miskas Wohl und Rechnung ausgeleert. Man sang und trank und ward dadurch immer heiterer; jeder drängte sich voll Begierde in die Nähe des freigebigen Gastes, der sich jede Huldigung ruhig gefallen ließ.

Bald aber begann man auch hier zu spielen, und Miska verlor auch diesmal; nur tausendmal mehr als kurz vorher. Der Spaß endigte aber auch diesmal übel genug, nur daß der Wirt ihn nicht aus dem Haus hinauskomplimentierte, sondern ohne Umstände zum Hausthor hinausprügelte.

Doch dabei blieb es nicht. Miska sah sich draußen alsbald von Häschern

ergriffen und als Dieb eingesteckt, welcher das dem Wirte für die Zeche zurückgelassene Pferd aus dem Stalle eines Grafen gestohlen haben sollte.

Da hieß es zum zweitenmal: rasch gewonnen, rasch zerronnen. Warm saß er, aber nicht gerade sehr sicher, wenn er an seinen Hals dachte. Was half es, daß unser Held hoch und teuer versicherte, das Pferd von einem Zigeuner gekauft und weder jenen Grafen, des Rosses vorgeblichen Eigentümer, noch dessen Stall jemals gesehen zu haben? Er blieb deswegen doch im finstern Loche sitzen und ihm ward keine andre Nahrung als schlechtes Brot und übelriechendes Wasser gereicht.

Da er vor Kummer und Betrübnis den erhofften Schlaf nicht zu finden vermochte, so sehnte er sich nach Licht; er bat daher den Gefängniswächter, ihm solches zu verschaffen. Aber vergebens. Jetzt fiel ihm der Rest jener Kerze ein, welchen er aus dem unterirdischen Gemach des ehernen Königs geholt und immer noch bei sich in der Tasche trug. Er zog Stahl und Feuerstein nebst Zunder hervor, drei Dinge, die sonst jeder Tabaksschmaucher stets bei sich trug, und zündete seinen Stummel an.

Aber welch ein Staunen ergriff ihn, als in dem Augenblick, da die Flamme den Docht ergriff, der eherne König, den er in dem unterirdischen Gewölbe schlafend verlassen, vor ihm erschien, demütig sein Haupt vor dem Gefangenen beugte und also sprach: „Durch Hinwegnahme meiner drei vornehmsten Schätze, der Kerze, des Tabaksbeutels und des Tabakspfeifchens, sehe ich mich meiner besten Herrlichkeiten beraubt und stehe nun als ein dienstbarer Geist vor dir, Erdensohn, deine Befehle erwartend.“

Miska konnte vor Erstaunen nicht gleich zur Besinnung kommen. Er starrte eine gute Weile wie zerschlagen vor sich hin, bevor er ein Wort hervorbrachte. Endlich aber, nachdem ihm der eherne König erklärt hatte, daß er selbst durch die Zaubermacht der Kerze an seine Person gebannt sei und ihm fortan jedesmal, wenn er dieselbe anzünden würde, zu jeglichen Dingen, welche zu beschaffen in seiner Macht ständen, behilflich sein müsse — jetzt faßte er sich doch und forderte flugs einen Sack Goldes, ein schönes Pferd und sicheres Geleit aus dem Gefängnisse. Der Eherne versprach dies alles und verschwand. Indessen nach wenigen Minuten befand sich Miska auch wirklich vor den Thoren der Stadt, auf einem herrlichen Rappen reitend, über dessen Rücken ein mächtiger Mantelsack voll Gold hing.

Nachdem er mehrere Tage dahingeritten, kam er in ein Land, welches ihm bislang nur dem Namen nach bekannt war. Hier herrschte ein sehr filziger und grausamer König; er hatte aber doch eine leidliche Seite, nämlich eine überaus schöne Tochter, um deren Hand sich bereits eine Menge Prinzen fruchtlos beworben hatte. Denn da keiner derselben so reich und mächtig war, wie es der gestrenge Herr Vater der Schönen wünschte, so hatten sie alle mit einer langen Nase abziehen müssen.

Der prächtige Gasthof, in welchem Miska einsprach, befand sich in der Nähe der Königsburg. Unser Glücksritter forderte fürstliche Bewirtung und ließ sich natürlich eine prachtvolle Wohnung einräumen. Bald wimmelten seine Vorzimmer von Leibhusaren, Kutschern, Jägern und Reitknechten, und

in seinem Stalle wieherten die herrlichsten Rosse. Das saftigste Gulyaschfleisch, die köstlichsten Speckklöße mit Sauerkraut, die zartesten Schweinsschwärtchen wurden ihm, seinen Befehlen gemäß, täglich auf silbernen Geschirren zum Frühstück aufgesetzt, und auch seine Dienerschaft ließ sich nichts abgehen.

Kein Wunder, wenn schon nach den ersten Tagen sein Schatz dahingeschmolzen war, denn er hatte nicht nur beträchtliche Ankäufe an Kleidern, Wagen, Pferden und allerlei Kostbarkeiten gemacht, sondern auch jeden Tag für hundert und mehr Gäste offene Tafel gehalten. Da mußte denn die Zauberkerze bald von neuem herhalten und der eherne Kobold seine Künste zeigen.

Doch ging alles nach Wunsch. Miska lebte herrlich und in Freuden, einen Tag nach dem andern. Doch kann man selbst das Wohlleben allgemach satt werden. Auch unser Schwelger fühlte bei allem Schmausen und Trinken am Ende doch die Langeweile und Leere seiner Lebensweise, was ihn immer kälter und gleichgültiger gegen all seine bisherigen Belustigungen und Liebhabereien machte. Er sehnte sich danach, daß ein mitempfindendes Wesen sein Glück teile, ohne daß er den Gegenstand seiner Wünsche zu nennen oder zu bezeichnen wußte. Da hörte er wieder einmal von der Schönheit der Königstochter viel Rühmens machen und unwillkürlich stellte sich bei ihm der Wunsch ein, diesen Ausbund von Liebreiz kennen zu lernen, um ihr seine Herzensnot zu klagen.

„Ei", sagte er einst zu sich selbst, „wenn meine Kerze bis dahin ausreicht, weshalb sollte sie mich nicht auch aus dieser Not befreien können? Wie herrlich wäre doch dies!" Schnell zündete er sie an, und alsobald stand der eherne Kobold ehrerbietig vor seinen Augen.

„Könntest du wohl", begann Miska, „auch mein Herz so gut befriedigen, wie du meinen leiblichen Bedürfnissen bisher abgeholfen hast? Könntest du der vielgepriesenen Königstochter Liebe mir verschaffen, so wollte ich dir diesen Dienst weit höher anrechnen als alle diejenigen, welche du mir bisher geleistet."

Der Eherne bejahte Miskas Frage in aller Demut, indem er sagte, er werde ihm schon am nächsten Abend die schöne Prinzessin zuführen. Früher ginge es freilich nicht; denn er habe nur Gewalt über sie, während sie schlummere. Miska solle indessen gegen Mitternacht getrost seine Kerze anzünden und der Erfüllung seines Herzenswunsches gewärtig sein. Der Glückspilz war außer sich vor Freude, er konnte die Stunde seines Glückes kaum erwarten.

Endlich erscholl des Wächters Ruf vom Turme der Königsburg und Miska beeilte sich, seine Wunderkerze anzuzünden. Sogleich öffnete sich die Thür seines Gemachs ganz leise, und der Eherne brachte in seinen Armen die schönste und liebenswürdigste Maid, die je der Mond beschienen. Nachdem er die Prinzessin sanft auf ein Ruhebett niedergelegt hatte, bedeutete er seinem derzeitigen Gebieter, daß er die schlafende Schöne nach zwei Stunden wieder zurück in ihr Schlafgemach bringen müsse und diese Frist nicht verfehlen dürfe.

Miska stand wie versteinert in Betrachtung dieses Urbildes aller erdenklichen Anmut; schüchtern wagte er einen heißen Kuß, aber nur auf den Saum ihres Nachtkleides zu drücken. Die Holde erwachte wie aus tiefer Betäubung und erstaunte ebenso über ihre Umgebung als über den Mann zu ihren Füßen.

Denn eben dieser war durch die Künste des ehernen Königs ihr erst vor wenig Stunden im Traume erschienen und dies hatte einen tiefen Eindruck in ihrem Herzen zurückgelassen. Stumm sahen sich beide an, doch ihre Augen sprachen zu einander; Miska brach das Schweigen zuerst und versicherte die Schöne, daß er nur ihr angehören wolle. Kaum hatte er seinen Empfindungen Ausdruck verliehen, so stand der Eherne schon wieder an der Thür, um die Holde in ihr Gemach zurückzubringen.

Die zwei Stunden waren wirklich bereits vorüber, obgleich Miska erst so viele Sekunden verträumt zu haben wähnte. Der Kobold berührte der Prinzessin Stirn mit seinem Zeigefinger, worauf sie sogleich wieder in Schlummer versank. Hierauf nahm er sie auf seine Arme und verschwand, ehe Miska Zeit finden konnte, Abschied von ihr zu nehmen.

So geschah's auch am andern Abend. Als die zwölfte Stunde der zweiten Nacht gekommen war, zündete Miska seine Kerze wieder an, und sogleich erschien der Kobold mit der schönen Schläferin wie nachts vorher. Auch diesmal wurden die Vertrauten das Dahineilen der Stunden nicht eher gewahr, als bis der Kobold wieder erschien und seine holde Bürde von hinnen trug.

Unterdessen hatten die Zofen der Prinzessin dem Könige hinterbracht, daß sie das Bett seines Töchterchens leer gefunden. Er selbst eilte sogleich herbei und überzeugte sich von der Wahrheit des Gesagten. Über alle Maßen erzürnt, ließ er die drei sorglosen Wächterinnen noch in derselben Stunde vor den Fenstern seiner Tochter aufknüpfen. Kaum aber war das Urteil vollzogen, so fand man die Prinzessin wieder so ruhig in ihrem Bette schlafen, als hätte sie dasselbe keinen Augenblick verlassen. Staunen und Wut bemächtigten sich nun erst recht des Königs. Jähzornig, wie er war, stürzte er mit gezücktem Dolche auf die Schlafende los und drohte die nun Erwachte zu durchbohren, wenn sie nicht gleich gestände, was es mit ihrer Abwesenheit für ein Bewandtnis habe.

Zitternd vor Angst bekannte die Unglückselige, es wäre ihr, als hätte sie ein eherner Mann mit Gewalt von ihrem Lager genommen und in das Prunkgemach eines edlen Herrn gebracht, dessen Bild ihr erst kürzlich im Traume erschienen sei. — Der König drang voll Ingrimm in sie, ihm Namen und Aufenthalt jenes Verwegenen anzugeben, der sich solches Frevels vermäße. Aber die Prinzessin wußte weitere Auskunft nicht zu erteilen; denn selbst das, was sie ausgesagt, schien ihr überhaupt kaum mehr als ein Traum gewesen zu sein.

Nun lebte in der Nähe der Residenz des Königs, in einem waldigen Thale, ein frommer Klausner, welchen jung und alt in allerlei Nöten um Rat zu fragen pflegte. Diesen ließ der König rufen, erzählte ihm den Vorfall und verlangte von dem Eremiten zu wissen, was wohl in der Sache zu thun sei.

Der fromme Mann gab ihm ein Stück Kreide und versicherte ohne großes Bedenken, der gestrenge Herr werde jenen Übelthäter leicht auskundschaften, wenn die Prinzessin in dem Augenblicke, wo sie wieder in des Frevlers Zimmer gebracht würde, die Thür desselben mit einem Kreuze bezeichne; der König aber sollte, sobald man sie in ihrem Bette vermisse, alle Thüren in der Stadt besichtigen lassen. Die Befolgung dieses Rates schien dem Könige eben so zweckmäßig als leicht ausführbar; daher reichte er sogleich seiner Tochter die

Kreide hin und wiederholte ihr die Worte des Einsiedlers mit dem nachdrücklichen Beisatz, daß, wofern sie unterließe, dessen Anweisung zu befolgen, ohne weiteres das Schicksal der drei Zofen über sie ergehen würde. Totenblaß vor Entsetzen über den Anblick des unseligen Kleeblattes vor ihrem Fenster, versprach sie, den königlichen Befehl getreulich zu vollziehen.

Als die dritte Nacht herannahte, ließ der König zeitig Wachen vor die Thür seiner Tochter aufstellen; sie selbst aber durch Zwerge, Pagen und allerlei Hofgesinde genau beobachten. Mitternacht brach ein, die Wachen lauerten mit gespannten Blicken; trotz alledem war mit einem Male die Prinzessin aus dem Bette verschwunden, ohne daß man ihren Räuber, den ehernen Mann, oder das Wegschaffen selbst bemerkt hätte. Denn der Kobold machte sowohl sich selbst als auch die Schöne unsichtbar und brachte sie ungefährdet wie bisher hinweg. Sie aber ermangelte nicht, des strengen Befehls eingedenk, in dem Augenblick, als ihr Träger sie über Miskas Schwelle brachte, dessen Thür mit einem Kreuze zu bezeichnen. — Und es geschah nun, was geschehen sollte.

Leicht gelang es den Häschern, das Kreuz an Miskas Thür zu erspähen. Mit Ungestüm stürzten sie in dessen Gemach und überraschten die Liebenden sehr unsanft. Ihn brachten sie sogleich in schweren Fesseln in den Turm; die Prinzessin aber unverweilt zurück in ihr Schlafgemach.

Obgleich Miska über diese gewaltsame Unterbrechung seiner Begegnungen mit der Prinzessin nicht sehr erbaut war, so behielt er doch so viel Geistesgegenwart, nach dem ersten Schrecken sogleich nach dem Ehernen zu rufen. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er weder diesen noch seine Kerze erblickte! Letztere war durch den bisherigen übermäßigen Gebrauch heruntergebrannt und nachgerade alle geworden und damit auch der Talisman geschwunden, womit er den ehernen Mann hatte herbeirufen und bannen können.

Und nun befand sich der unglückliche Liebesritter im tiefsten Kerker und er sah der Ausführung des Ausspruches des Königs, der sein'r Rache keinen Tag Aufschub zu gönnen gedachte, entgegen. Schon den nächsten Morgen sollte Miska gehenkt, sodann gerädert und zum Überfluß auch noch gespießt werden.

Schöne Aussicht das! — Schon vor Tagesanbruch versammelte sich jung und alt auf dem Richtplatze. Der König selbst ließ auch nicht lange auf sich warten und erschien jetzt an der Spitze eines mächtigen Gefolges und begleitet von einer zahlreichen Schar von Reisigen und Höflingen, welche Zeugen der Vollstreckung des Urteils sein sollten. Miska ward zum Hochgerichte geführt und aufgefordert, nachdem man das Volk mit seinen Missethaten bekannt gemacht hatte, den Todesweg auf der Leiter anzutreten. Als er schon auf einer der obersten Staffeln stand, neigte er sich mit überaus wehmütigen Blicken gegen den König und flehte also:

„Doch eh' ich meinen Geist verhauche,
Sei gnädig mir, o König, und gewähre,
Daß ich, zu deines Namens Ehre,
Nur noch ein Pfeifchen Tabak schmauche!“

Alles schwieg und wunderte sich höchlichst über den seltsamen Wunsch eines Verbrechers, welcher an der Pforte des Todes stand. Da man jedoch

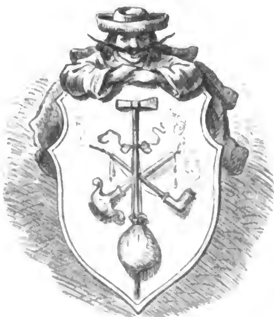
in jenem Lande, einem uralten Gesetz gemäß, den Verurteilten eine letzte Bitte nicht abschlagen durfte, so besann sich der König nicht lange, sondern ließ dem Freunde seiner Tochter die erbetene Gnade zu teil werden.

Miska zog nun sein Pfeifchen und seinen Tabaksbeutel aus der Tasche, stopfte erstere und begann mit seltsamem Behagen zu schmauchen. Kaum aber hatte er die erste Dampfwolke in die Luft geblasen, so stand der eherne Kobold neben ihm auf der Leiter und fragte, ohne daß ihn jemand bemerkte, was sein Gebieter befehle. Miska beschwor ihn, mittels Aufwandes aller Kräfte seiner Zaubermacht, ihn zu erretten. Der Eherne verschwand darauf. Aber in wenigen Augenblicken sprengte ein zahlloses Heer eherner Reiter aus dem nächsten Walde heran, warf sich auf die Reisigen und die Geschwader des Königs und richtete ein so gewaltiges Gemetzel an, daß der König samt seinen Getreuen bald tot auf dem Platz ausgestreckt lag. Und so sah Miska sich nicht nur gerettet, sondern rings von dem schützenden Kreis eines ehernen Heeres umgeben und von demselben auf die Burg geleitet, wo er noch denselben Morgen zum Könige ausgerufen und mit seiner geliebten Prinzessin auch schließlich vermählt wurde.

Dem Volke war der Wechsel der Herrschaft willkommen, denn der tote König, ein grausamer, widerwärtig knickeriger Herr, war nicht beliebt im Lande. Der freigebige Miska dagegen gewann bald großen Anhang. Hierauf befahl er dem ehernen König, auch seine beiden Brüder herbeizuholen, und belehnte sie mit hohen Würden und ansehnlichen Gütern. Durch sein Tabakspfeifchen aber, daß er immer bei sich trug, ward er in kurzem so mächtig, daß ihm alle benachbarten Könige und Fürsten zinsbar wurden.

Ob er noch lebt, hat der, welcher dies zum erstenmal erzählte, nicht in Erfahrung bringen können.

G. Gaal nacherzählt von Franz Otto.





Die Bärenhäscher und Pfalzgraf Ruprecht.

Eine Dorfgeschichte aus dem Odenwald.

Von Alters her weiß man am Neckar und in der Rheingegend, daß Herr Ruprecht von der Pfalz, wiewohl ein absonderlicher Herr, doch gerecht und schlicht war und seine Leute gar wohl kannte — nebenbei auch noch ein gewaltiger Jägersmann vor dem Herrn war. Als er hörte, daß im Odenwalde, wo damals die Bären schon etwas seltener ihr Wesen trieben, ein solcher Unhold die Gegend unsicher mache, sammelte er sein Hofgesinde und seine Jäger, um dem Vasallen, in dessen Gemarkung Meister Petz hauste, einen Besuch abzustatten. Doch so eifrig man auch dem Wilde nachstellte, es ließ sich von ihm keine Spur entdecken. Nach dem Thale, wo die Bauern von Unterschönmattenwag seit Menschengedenken das Jagdrecht übten, war man nicht gekommen.

Es geht allemal schlecht aus, wenn man des Bären Fell eher verteilen oder vertrinken möchte, bevor man Meister Petz beim Wickel hat. Das sollten die ehrsamen Insassen von Unterschönmattenwag diesmal erfahren. Ihr Zorn

war aber riesig gewachsen, als sie mit Verdruß wahrnahmen, daß der zottige Honigliebhaber alle andern Bauerndörfer mit seiner Gegenwart verschonte, um vorzugsweise von ihrem süßen Gute allein zu naschen.

Eine Zeitlang begnügten sich die Dörfler damit, sich grimmig zu ärgern. Nachgerade befriedigte den Räuber aus den Bergen der Tribut nicht mehr, den er aus den Bienenkörben bezog, sondern er schleppte, wenn es ihm etwa besser paßte, auch wohl ein Zicklein oder ein Spanferkel oder ein Lämmchen, weiß wie Schnee, nach seiner Höhlenbehausung fort.

Zu verschiedenen Malen, doch stets vergebens, hatte der Nachbar der ehrsamen Dörfler, ein Herr von Wimpffen, denselben seinen Beistand angeboten, um sie von dem Höhlenbewohner zu befreien. Unterdessen war Herr Ruprecht von der Pfalz bei dem Edelherrn eingetroffen, und dieser erbot sich nun nochmals und auch namens des Pfalzgrafen gemeinsam mit ihren Dienern und wohlkundigen Bären- und Wolfsjägern, samt etlichen erprobten Wolfshunden, auszuziehen, um eine Bärenhetze, wie solche regelrecht geübt werden soll, vor sich gehen zu lassen. — Die Bauern aber ließen den Herren für die ihnen angebotene Hilfe gehorsamst danken. Solche sei gar nicht nötig, meinten sie; auch seien von ihnen zur Bärenjagd bereits die namhaftesten Kumpane aufgeboten, schon mehr als hinreichend, um den Pelz des Honigdiebes für sich allein zu ergattern.

Der Tag des Auszuges der Bärenfänger nahte heran. Bevor indes die tapferen Insassen von Unterschönmattenwag sich sammelten, hielten sie es für ratsam, sich durch einen kräftigen Trunk zu ihrem Tagewerk zu stärken. Und das konnten sie mit gutem Gewissen vollbringen; denn der Schneider, der zugleich Ortsrentmeister war, hatte ausgerechnet, daß sie aus dem Felle des Bären mindestens so viel lösen würden, als die Zeche in der Dorfschenke äußersten Falles betragen könnte. Und der Dorfschmied, der alltäglich schon früh am Morgen auf den Beinen sein mußte, setzte durch, daß derjenige unter ihnen, welcher nicht zur bestimmten Stunde sich auf dem Sammelplatze einfände, eine ansehnliche Buße zu entrichten habe, und auch diese Einnahme solle dem Gesetze des Stoffwechsels verfallen.

Sie hatten sich außerdem wohl vorgesehen und noch den Ortsnachtwächter mit Spieß, Horn und Laterne sich beigesellt. „Wie leicht kann eine solche Hatz bis zum späten Abend, ja tief in die Nacht sich verziehen!“ So meinte der Sattler, der vorsichtshalber einen mächtigen Furagebeutel mitgenommen.

Mit allerlei Waffen aus älteren und jüngeren Tagen ausgerüstet, zogen die streitbaren Dörfler zur festgesetzten Stunde, nachdem sie sich in der Schenke genügend gestärkt, der Stelle zu, wo sie glaubten, den Bären fassen zu können. Sie waren alle beisammen, bis auf den alten Türmer, der sich etwas verspätet hatte und nun, um nicht die bestimmte Strafe erlegen zu müssen, mit gewaltigen Sätzen dem Trosse nachraunte, um noch vor dem Angriffe auf dem Platze zu sein. Statt auf der Straße nach dem Sammelplatze zu eilen, schlug er nun lieber den näheren Weg ein, der durch ein Gebüsch von jungen Birken und Sträuchern führte. Dies war kein ebener oder überhaupt leicht zu überwindender Pfad; der etwas engbrüstige Alte mußte sich vielmehr durch das

Gehölz Bahn brechen, und als er dies hinter sich hatte, kam er erst recht nur langsam vorwärts; denn es ging bergan, und so geriet der Pflichteifrige, mit Spieß und Stricken Beladene gar bald außer Atem. Er stöhnte, pustete und ächzte daher ganz jämmerlich, als das Luftschnappen ihm immer mehr Beschwerden machte. Sein Stöhnen verursachte ein höchst verdächtiges Geräusch, noch mehr jedoch das Niedertreten der Äste, Zweige und Sträucher, wenn er sie mit seinen schweren Schuhen zu Boden knickte.

Das Häuflein kühner Bärenhäuter war unterdessen wohlbehalten auf dem Versammlungsplatze eingetroffen. Als sie mit einem Male ein sonderbares Geräusch aus der Ferne vernahmen, meinten sie, der Bär sei aus dem Gebüsch ausgebrochen und trabe schon wütig gegen sie los. Da fiel ihnen das Herz in die Socken, und als gar erst der Schmied seine unmaßgebliche Meinung dahin äußerte, sie möchten einem so grimmen Ungetüm gegenüber doch wohl zu schlecht gewappnet sein, da machten alle kehrt und die ganze ehrsame Sippschaft rannte über Hals und Kopf und unter großem Geschrei: „Platz gemacht, der Bär kommt, der Bär kommt!“ wieder dem häuslichen Herd zu. Und dem Türmer — als der Alarmruf an sein Ohr schlug — ward auch recht banglich und er keuchte, so schnell er es fertig brachte, hinter den flüchtigen Dorfhelden her. Erst auf dem Kirchplatze wagte der Auszug der Wehrmänner von Unterschönmattenwag Halt zu machen und sich fürsichtiglich umzusehen. Die Vorsicht war indessen überflüssig — Meister Petz ließ sich weder sehen noch hören; aber das Pusten dauerte fort, bis der alte Türmer herangekommen war. Nun klärte sich alles auf und die tapfere Schar merkte, welch blinder Lärm sie alle in die Flucht getrieben.

Vor wenig Augenblicken hatte sich der Herr von Wimpffen mit seinem Hofgesinde in Bewegung gesetzt, um dem abreisenden Pfalzgrafen das Geleite zu geben. Weshalb ich diesen vorhin einen absonderlichen Herrn genannt habe, sollt ihr nun gleich erfahren. Lassen wir daher einstweilen die wackeren Unterschönmattenwager fortfahren, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen, und hört mich an, auf welche Weise sich diesmal die Absonderlichkeit des gespaßigen Herrn Ruprecht bemerkbar machte.

Wie die edlen Herren und ihr Troß den Feldweg verlassen wollten, sprach ein Bettler den Pfalzgrafen um eine Gabe an. Dieser griff in die Tasche und reichte dem Stelzfuß einen Mariengroschen.

Der aber schaute den Herrn Ruprecht, der sich auf seinen gerechten Sinn gern etwas zugute that, recht schnurrig an und sprach: „Herr, Ihr teilt, was Ihr habt, wahrlich nicht mit gerechtem Sinn mit Eurem Bruder!“

„Was meint Ihr mit Eurer Bruderschaft?“ fragte der Pfalzgraf eher erstaunt als zürnend. — Der Bettler ließ sich jedoch durchaus nicht beirren, sondern sprach gelassen: „Nennt Ihr, Herr Ruprecht, nicht Gott im Himmel Euren Vater und betet Ihr nicht zu ihm, gleich unsereinem „Vater unser?“ Wir sind doch allesamt Kinder eines Vaters.“

„Gewiß bete ich zu ihm: unser aller Vater!“ erwiderte der Pfalzgraf. „Indes, wenn du so schlankweg das eine auf das andre beziehst, so gib flugs den Mariengroschen, den ich dir schenkte, wieder heraus! Denn du hast damit

mehr, als dir gebührt, empfangen. Wollte ich jedem meiner Brüder auf Erden so viel geben wie dir, so reichte all mein Hab und Gut in meiner schönen Pfalz nicht zu, jedem Bruder auch nur einen Pfennig zu geben, geschweige denn gar einen Groschen. Du schlauer Gauch aber nimm deinen Schnappsack auf die Schulter, zieh' von hinnen und laß dir in allen Landen von jedem der lieben Brüder auch einen Groschen geben — da wirst du bald sehen, wie unzureichend dein Schnappsack ist, um all die Beisteuern in Gröschlein aufzunehmen — freilich wirst du alsbald inne werden, daß die Brüder bei weitem schwerer aufzutreiben sind, als du denken mochtest." ....

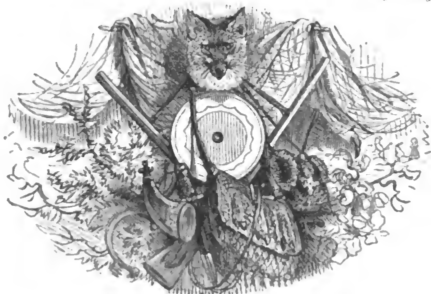
Der Bettler zog beschämt seines Weges weiter.

Von dem heftig entbrannten Streite angezogen, wandten sich jetzt die edlen Herren und ihre Mannen dem Kirchplatze zu, wo die Heldenväter des Ortes sich noch immer ihre Sündhaftigkeit gegenseitig vorhielten. Als sie den Gutsherrn und seinen vornehmen Gast auf sie zureiten sahen, faßten sie doch Beruhigung und schauten recht kleinlaut drein, als nun die Gefolgschaft der Herren allen erdenklichen Spott auf die armen Schlucker herabregnen ließ.

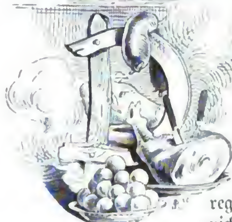
Unterdessen hatte sich der Herr Pfalzgraf dem Herrn von Wimpffen zugewendet und zu demselben gesprochen: „Mir gelüstet, mein Lieber, den verausgabten Mariengroschen, den der Gauch sich gehütet hat, mir zurückzugeben, wieder zu verdienen; wie wär's, wenn wir vorm Abschiednehmen dem Petz auf das Fell rückten?" — Und so ward's auch.

Herr Ruprecht zog mit seinem Vasallen und dessen Mannen ins Gehölz von Unterschönmattenwag, und die jagdkundigen Herren und das Hofgesinde machten mit Meister Petz wenig Umstände. Gar rasch aus seinem Lager verscheucht, wurde der Bär am selben Tage noch erlegt und samt seiner Haut heimgebracht. Die Bauern mußten, da das Bärenfell ihnen nicht zuteil geworden, die Zeche in der Schenke aus ihrer Tasche berappen, da es kein andrer für sie that. — In der Folgezeit mögen sie wohl mit ihren Spekulationen auf ein Bärenfell etwas vorsichtiger zu Werke gegangen sein. Und solches ist auch andern zu raten, die sich selber einen Bären aufbinden möchten.

Franz Otto.







Junker Adelstan
und
der Riese mit dem steinernen Herzen.

Englisches Märchen.

amals, als der gute und große König Alfred regierte, da lebte in einem armseligen Häuschen, nicht weit von einem kleinen Dorfe, eine Witwe, Frau Adelgunde mit Namen. Die Hütte der Familie lag in einem einsamen Thal, umschlossen von steilen Felsen, die hoch in die Wolken emporragten. Nur von einer Seite, da, wo das Thal ans Wasser grenzte, vermochte man in dieses Versteck zu gelangen. An den steilen Wänden der Berge schossen mächtige Wasserfälle herab; daraus entstanden zahlreiche Bäche und diese flossen in einem breiten Strome gemeinsam durch das Thal dem Meere zu.

Seit Jahren hatte die Witwe mit ihrem Sohne, Adelstan, und ihrer Tochter, Adelheid, nur mit Not und Sorgen zu kämpfen gehabt. Von dem Adelstan läßt sich nicht viel Löbliches berichten; er lebte in den Tag hinein und dachte nie an den folgenden Morgen. Um so verständiger war Adelheid, welche ihrer Mutter im Spinnen und in der Haushaltung gar fleißig zur Hand ging.

Die schroffen Felsenwände entlang schlenderte eines Nachmittags Adelstan des Weges dahin. Etliche Schritte von ihrer Hütte erwartete ihn Adelheid.

„Warum zitterst du wie Espenlaub?“ fragte die letztere, indem sie den bleichen Bruder, der wie das leibhaftige böse Gewissen vor ihr stand, derb schüttelte.

Adelstan hatte guten Grund, kleinmütig zu sein, denn ihm war Bläß, die Kuh, der Familie einziger Schatz, entlaufen, als er, anstatt auf sie zu achten, dem Spiel der Eichkätzchen am Rande der Erlen des Baches folgte. Allerdings hatte er nach der Bläß alles Niederholz und das weite Thal durchsucht, aber die Kuh blieb verschwunden. So war es Abend geworden.

Als die kranke Mutter den herben Verlust erfuhr, rang sie verzweifelt die Hände, denn außer der Bläß besaß die Familie nur noch einige Hühner. Darin bestand ihr ganzer Besitz. Kein Wunder, daß Frau Adelgunde laut jammerte:

„Ach, was soll nur aus uns werden, nun das Schlimmste gekommen? Was werden wir im Winter anfangen, um nur nicht dem Hunger zu erliegen!“

Der Kummer der guten Mutter machte die Kinder recht kleinlaut. Sie begannen schließlich auch die Hände zu ringen und weinten bitterlich. Das dauerte so ein Weilchen. Plötzlich jedoch schien Adelstan ein mannhafter Gedanke beigekommen zu sein. Er sprang entschlossen auf und rief lebhaft:

„Tröste dich, Mütterchen, sei nicht länger verzagt! Weinet nicht mehr! Schwester! Seht — ich werde mich in der Welt versuchen und sogleich nach Arbeit ausschauen, womit ich mich und euch redlich ernähren kann!“

Dieser verständige Entschluß — es war das erste Mal, daß Adelstan von Arbeiten sprach — beruhigte Frau Adelgunde einigermaßen. Sie gab ihrem Sohne den Segen und derselbe rüstete sich zum Aufbruch. Noch einen Kuß von Mutter und Schwester und husch — fort war der Bursche.

Indem er so die lange Dorfstraße dahinwanderte, bemerkte unser junger Held eine uralte Frau, die in einem dürftigen Anzuge und mit über den Kopf gezogener Kapuze am Bache niedergeduckt saß, als wenn sie vor Entkräftung nicht weiter kommen könne. Der gutmütige Adelstan fragte die Greisin, ob er ihr etwa aufhelfen oder sonst etwas für sie thun solle. Im ersten Augenblick schien das Mütterchen ihn nicht zu verstehen, als aber Adelstan sie kräftig unter die Arme faßte, da schnellte sie sich mit einem Male empor und — o Wunder! — ihre dunkle, unscheinbare Kutte verwandelte sich stracks in ein lichtes und glänzendes Gewand, ihr runzeliges Gesicht nahm glatte, feine Züge an, anstatt der bisher halbgeschlossenen grauen Augen funkelten, wie glitzernde blaue Sternlein, ein Paar freundliche Augen. Verschwunden waren die struppigen Haare, und über das glänzende Kleid der herrlichen Erscheinung wallte in goldenen Locken blondes Haar, umrankt von einem duftigen Gewinde lieblicher Garten- und Feldblumen. An ihren Schultern waren wie mit einem Zauberschlage plötzlich zwei schimmernde Flügel erwachsen, denen der Schmetterlinge gleich. In der Rechten hielt sie einen Stab, zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken eine kleine glänzende, purpurfarbige Bohne.

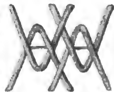
Betroffen wich Adelstan im ersten Augenblick vor der so plötzlich aufgetauchten Erscheinung zurück, dann aber faßte er frischen Mut und sah zu der Lieblichen schüchtern empor. Die Fee warf ihm einen aufmunternden Blick zu und sprach zu ihm die folgenden Worte:

„Fasse Mut, mein Sohn! du gabst die gute Absicht kund, mir, die du in Not glaubtest, Beistand zu leisten — zum Dank dafür will ich nun dir selber dienen und den Deinigen zu ihrem Glück verhelfen. Willst du zu deinem

Heile dabei mitwirken, so hast du etliche Aufgaben zu erfüllen und darfst einige gefährliche Abenteuer nicht scheuen. Höre, wie ich dies meine. Bis dahin warst du nur fahrig, leichtfertig und arbeitsscheu. Lange schon hatte ich gehofft, daß du dich aufraffen und als guter, rechtschaffener Sohn dich an deine Pflichten erinnern würdest. Jetzt, da es scheint, du wollest ein andrer werden, da wird es dir auch nicht an Gelegenheit fehlen, dich geschickt und zuverlässig zu zeigen.

„Und so zögere ich nicht länger und sage dir, was du thun sollst, um dir und andern zu nützen. Vor allem wisse, daß deine Mutter keineswegs eine Witwe, daß vielmehr dein Vater noch am Leben ist; dann sollst du erfahren, wie ihr, deine Mutter, deine Schwester und du selbst, in diese Gegend kamet. Wenn deine Mutter dir das Geheimnis noch nicht enthüllt hat, so geschah es, weil sie kein rechtes Vertrauen zu dir fassen konnte und weil deine jugendliche Unbesonnenheit euch alle mit Gefahren bedroht hätte.

„So wisse denn: dein Vater Adalbert, ein tapferer sächsischer Ritter, schmachtet als Gefangener in seinem eignen Schlosse. Ach, es ist schon lange her! Zu der Zeit, als ihr von Ritter Adalbert getrennt wurdet, hatte deine Schwester kurz zuvor erst das Licht der Welt erblickt, du selbst standest noch in den ersten Kinderjahren. Bis dahin lebten deine Eltern glücklich, geliebt und geachtet von allen, die sie kannten. Da landeten in einer stürmischen Nacht beutegierige Recken aus Norland an unsrer Küste, und ihrem Anführer, einem gewaltthätigen Riesen, gelang es, in der Dunkelheit die Burg deines Vaters zu überfallen und den Ritter zum Gefangenen zu machen. Der Riese gehörte zu jenen Unholden, welche an der Stelle, wo sonst im Menschenleibe ein warmes Herz pocht, einen gefühllosen Stein mit sich herum tragen. Kein Wunder, wenn Bimbam am nächsten Morgen euch und die wenigen, welche dem nächtlichen Blutbad entronnen waren, in den Schloßhof vor sich bringen ließ, in der Absicht, einen nach dem andern abzuschlachten. Da erschien, just zur rechten Zeit, die einzige, welche über den Herzlosen noch etwas vermochte: die gutmütige Pumsia, des Riesen Weib, welche ihrem Eheherrn nach England gefolgt war; sie wußte ihn dahin zu bringen, das Leben deiner Mutter und ihrer beiden Kinder zu schonen. Bimbam verlangte jedoch, daß sich deine Mutter samt ihren Kindern entfernt von den Besitzungen ihres Gatten niederlasse, nachdem sie zuvor einen feierlichen Eid geschworen, über ihre Vergangenheit niemand, selbst nicht ihren Kindern, Mitteilungen zu machen. Schweren Herzens und nur um euch zu retten, that eure Mutter, was von ihr verlangt ward. Wäret ihr nicht gewesen, wie gern hätte sie das Schicksal ihres edlen Gatten geteilt, den sie nun für tot, für ein Opfer der Grausamkeit des Riesen hält. Dem ist jedoch nicht so. Als nämlich Bimbam am Eingang zum Hauptflügel der Burg das Wahrzeichen derselben, nämlich vier verschlungene A, erblickte, erinnerte er sich einer alten Prophezeiung, wonach ihm aus vier A ein großes Unheil erwachsen würde, wenn er selbst dazu beitrüge, daß einer, dessen Namen mit dem Buchstaben A begönne, ums Leben komme. Nun aber beginnen eure Namen sämtlich mit A (Adalbert und Adelgunde, Adelstan und Adelheid). Erschrocken über dieses höchst sonderbare



Zusammentreffen, ließ der Riese auch deinen Vater am Leben und begnügte sich, ihm samt denjenigen, welche der Mordnacht entronnen waren, in den Burgverließen eine sichere Haft anzuweisen. Deine Mutter und euch Geschwister aber packte Frau Pumsia in einen großen Korb zusammen, fügte einige Lebensmittel hinzu und fort ging es damit zu Schiff über den Meeresarm hinüber nach der unwirtlichen Küste, wo sich Frau Adelgunde, deine Mutter, in einem entlegenen Thale mit Hilfe der armen, redlichen Landbewohner jene kleine Hütte erbaute, in welcher ihr bisher euer Leben gefristet habt."

Die Fee hielt einen Augenblick inne. Nachdem sie tief aufgeseufzt hatte, fuhr sie fort: „Jetzt noch ein paar Worte über mich. Ich habe zwei Schwestern; die eine, deren Eitelkeit keine Grenzen kannte, verstieg sich in ihrer Schwäche so weit, sich einzubilden, sie vermöge ergreifender und schöner zu singen und zu musizieren, als die Engelein im Himmel. Hierdurch ward sie im Feenreiche zuletzt allen lästig und von ihrer Patin, der Mondfee, zur Strafe in eine Harfe verwandelt. Ihre herrliche Stimme ist der Armen jedoch verblieben. Rührende Töne läßt sie erklingen, sobald sie damit nützen und erfreuen kann. — Die andre Schwester ist von unserm ehrwürdigen Oheim, der sie erzog, nachdem sie durch ihre Geschwätzigkeit großen Unfug angerichtet und dabei auch noch verschwenderisch, putz- und klatschsüchtig war, in eine ewig gackernde Henne verzaubert worden, welche so viel güldene Eier legt, als man verlangt. — Beide Schwestern versehen den Dienst sogenannter „Hausfeen" und dürfen die Räume, welche ihnen zeitweilig zum Aufenthaltsort dienen, nicht verlassen, so lange der Herr derselben darin verweilt. Sie können auch nur durch den nächsten Erben, also den Sohn des Hauses, hinweggeführt und erlöst werden. Solange der Bann währt, bleibt es die Aufgabe meiner Schwestern, für das Glück des Hauses thätig zu sein, in welchem sie weilen.

„Ich selbst, Beana, habe dadurch gefehlt, daß ich meine Schwestern nicht gewarnt, sondern ihnen ihr trauriges Schicksal gegönnt hatte; deswegen muß ich nun in dem Hause, wohin wir gebannt sind, täglich die rührenden Saitenklänge meiner einen und das Gackern der andern Schwester vernehmen. Unterdes behüte ich Feld und Garten, Früchte und Blumen, und achte darauf, daß der Wohlstand von Haus und Flur nicht weiche. Erlöst werden wir alle, wenn der Sohn des Hauses uns aus ihm hinwegführt. Das kannst du — und das sollst du dir angelegen sein lassen. Gelingt es dir, so kehren deine Eltern in ihre Stammburg zurück, zuvor mußt du aber den Unhold Bimbam unschädlich zu machen suchen." — Mit immer wachsendem Erstaunen hatte Adelstan den wundersamen Reden der Fee gelauscht. Er gelobte bereitwillig, den Weisungen, welche ihm dieselbe zum Heile aller geben zu wollen versprach, Folge zu leisten.

„Wohlan", fuhr Beana fort, „so nimm diese Bohne, kehre nach Hause zurück, grabe im Garten ein tiefes Loch in der Nähe der großen Felsen und pflanze diese Zauberbohne dort hinein. Gegen Morgen wird sie wohl schon ausgeschlagen sein und bald sich bis zur Spitze des Felsens emporgeschlungen haben. An dieser Ranke mußt du nun emporklettern; es ist das einzige Mittel, um auf kürzestem Wege zu deines Vaters Schloß zu gelangen. Aber hüte dich, schwindelicht zu werden — schaue deshalb nur über dich, nie unter dich. —

Oben auf der Spitze des Felsens angelangt, wirst du erfahren, auf welchem Wege du zu Ritter Adalberts Burg gelangst. Zuerst mußt du sinnen, meine Schwester, „die gackernde Henne“, nach eurer Hütte hinwegzuführen. Dann kommt die Reihe an die „singende Harfe.“ Diese wird in dir ihren Retter erblicken, daher in große Aufregung geraten und zitternd erklingen. Ihre Ruhe kehrt jedoch zurück, wenn du ihr die Worte „Tschimm, tschimm!“ zurufst, woran sie erkennt, daß du von mir gesendet worden bist. Sobald sich meine Schwestern nicht mehr in der Gewalt des Riesen, sondern unter der Obhut deiner Mutter befinden, mußt du das letzte und beste Werk verrichten und noch einmal den schwindelnden Weg zum Schlosse wagen, um deinen Vater zu befreien. Mich selbst siehst du erst dann wieder, wenn du das geleistest hast, was ich von dir erwarte. Das Gelingen hängt nur von deinem Mute und deiner Besonnenheit ab. Vielleicht kann ich dich dann und wann unbemerkt unterstützen, indes vergiß nicht, daß einem nicht zu helfen ist, der nicht den festen Willen hat, sich selber zu helfen. Und nun nimm dies Geld hier, kaufe damit, was ihr daheim am nötigsten braucht, und sprich deiner Mutter Mut ein, getrost auf bessere Zeiten zu hoffen. Sage ihr, du habest schwere Arbeit zu verrichten und du müßtest schon zeitig des Morgens wieder ans Werk gehen; dann bitte sie um ihren Segen zu deinem Vorhaben. Nur Mut! Ein glücklicher Erfolg wird dir nicht fehlen!“

Adelstan war während dieser Worte auf seine Kniee gesunken, als wolle er sich auch des Himmels Beistand sichern; als er wieder aufschaute — eben wie die letzten Worte der Fee verhallten — sah er um sich und — er befand sich mutterseelenallein. Von der Blumenfee war nichts zu erblicken. Daß ihn aber seine Sinne nicht getäuscht hatten, bewies das Geld, welches er in der Hand hielt, sowie die schimmernde Bohne. Adelstan stand noch einige Minuten in tiefes Schweigen versunken. Bisher gewohnt, in den Tag hinein zu leben, fühlte er, daß eine große Wandlung in ihm vorgegangen sei. Vertrauen zu sich selbst und Mut waren mit einem Male in ihm erwacht, ebenso das Gefühl, als habe er Kraft zu Dingen, die er früher nicht für möglich gehalten.

Ihr könnt euch denken, daß Mutter und Schwester die zuversichtliche Rede des Heimgekehrten kopfschüttelnd entgegennahmen. Adelstan, fest entschlossen, seine Kindespflicht zu erfüllen und seinem Vater ein Retter aus tiefstem Elend zu werden, sprach seiner Mutter guten Mut ein. Dann griff er alsbald zu einem Spaten und begab sich in den Garten, um die Bohne genau nach erhaltener Weisung zu pflanzen. Am andern Morgen sah er nach seiner Bohne und fand sie — o Wunder! — so hoch in die Luft emporgewachsen, daß er das Ende der Ranke mit den Augen schon nicht mehr verfolgen konnte. Kaum nahm er sich Zeit zum Frühstück .... er dachte nur noch an sein gefährliches Unternehmen. Noch einmal umarmte er Mutter und Schwester, dann schwang er sich an der Ranke empor, von einer Verästelung zur andern; höher, immer höher klomm er hinan, ohne hinunter zu schauen.

Seit seiner Kindheit im Klettern geübt, gelangte er rasch aufwärts. — Endlich gönnte er sich einen Augenblick lang Ruhe und sah unwillkürlich abwärts, wo ihm die Gestalten seiner Mutter und Schwester wie Punkte erschienen.

Aber kaum hatte er ihnen einen Gruß zugewinkt, als er auch jählings wieder abwärts rutschte... jetzt fiel ihm ein, daß er niemals abwärts schauen dürfe. Unverdrossen ging das Klettern von neuem los; höher, immer höher hinauf. Nun gönnte er sich einen Augenblick Erholung und schaute um sich; über der fernen Küste erhob sich soeben die Sonne und strahlte ihr glänzendes Licht durch die von ihr vergoldeten Wolken. Noch war ein gut Stück Weges zurückzulegen. Also vorwärts, Adelstan! — Mut! Frischen Mut! Nur aufwärts! — Immer höher, immer weiter empor! — Und aufwärts ging's, bis unser Held die um die Spitze des Berges sich ballende Wolkenschicht erreicht hatte.

Unversehens erhob sich in diesem Augenblick ein Sturmwind, der die Ranke mächtig schüttelte, an der Adelstan sich festhielt. Besorgt schaute dieser empor, wie weit er noch zu klimmen habe, vermochte aber selbst jetzt das Ende der Ranke noch nicht zu erkennen. Einen Augenblick beschlich ihn Bangen und Schwindel.... Wie, wenn die Fee, statt ein guter, ein böser Geist wäre — wie, wenn er ermattet, nicht mehr höher klimmen könnte und kraftlos hinabstürzen würde aus schwindelnder Höhe in die grausige Tiefe! Indes nur wenige Sekunden lang beschlichen ihn dergleichen beängstigende Gedanken. Die Kindespflicht gebot, für den Vater alles, selbst das Leben zu wagen. Dieses Bewußtsein verlieh dem Sohne von neuem frischen Mut und stählte dessen Kraft. Und so ging's wieder aufwärts, durch eine, dann zwei neue Wolkenschichten — höher, immer höher, bis er endlich die dunkelste Wolkenmasse hinter sich hatte. Da schwirrte ein Adler heran aus seinem Neste in der Felsenhöhle, an der Adelstan eben vorüberkletterte. Er schien nicht wohlgefällig drein zu schauen, daß ein kühner Erdensohn es wagte, sich in solchen luftigen Regionen, dem Reiche der Adler und Geier, herumzutreiben. Wer mochte der Wagehals sein, der es unternommen, bis zum Adlerhorste vorzudringen? Adelstan aber kümmerte sich nicht darum, was der Adler von ihm dachte, sondern kletterte getrost weiter. — Jetzt erblickte Adelstan einen Felsenvorsprung, um den sich die Bohnenranke gewunden. Es war dieselbe Felspartie, welche die Leute im Thal unten „des Riesen Nase" zu nennen pflegten. So gelangte Adelstan zu den Ausläufern der Bohnenranke, höchlichst erfreut, endlich festen Fuß fassen zu können.

Erschöpft von Anstrengung, ließ er sich nieder und hielt eine Umschau; dann ging er daran, seine Gedanken zu ordnen. Seltsam genug war der Anblick, der sich ihm bot. Nun konnte und durfte er wieder niederschauen. Die Wolken, welche unter seinen Füßen um die Berge sich hinzogen, erschienen ihm wie Schneefelder; vor sich und überall gewahrte er auf den riesigen Bergkuppen Schnee und Eis, das wie Demant und edles Gestein im Glanze der Sonne blinkte. Unschlüssig, welche Richtung er einzuschlagen hätte, erhob er sich, konnte jedoch auf der spiegelglatten Eisbahn nicht so rasch vorwärts kommen. Sieh — wie sonderbar!... da häufte sich vor seinen Augen aus leichten Flocken ein Schneehäuflein, das ballte sich mehr und mehr zusammen — und nun rollte es vor ihm her, als wolle es ihm zum Wegweiser dienen. Plötzlich zerstäubte der Ball, und Adelstan sah nun vor sich eine sorgsam angepflanzte Gegend, am fernen Horizont aber, beleuchtet von der Sonne, eine große Burg.



Adelstan klimmt an der Bohnenranke empor.

Das konnte nur das väterliche Stammschloß sein. Rüstig schritt er darauf los und erreichte gegen Abend das Burgthor mit dem Wahrzeichen, den verschlungenen vier A. Oben auf dem Söller über der Pforte hielt eine Riesin Umschau. Demütig näherte sich Adelstan und bat um einen Bissen Brot für einen hungrigen Wanderer sowie um ein Nachtlager. Es war Frau Pumfia, des Riesen Ehegespons, welche hier ihren holden Unhold erwartete. Über des Burschen Verlangen sichtlich erstaunt, fragte die Wächterin denselben, ob er nicht wisse, daß ihr Gemahl der gewaltige Riese Bimbam mit dem Herzen von Stein sei, welcher jeden, der sich seinem Schlosse nähere, zu töten, ja zuweilen selbst zu verzehren pflege. Diese Nachricht erschreckte zwar unsern Helden, eine innere Stimme sagte ihm jedoch, daß er mit dem Riesen schon fertig werde, und deshalb wiederholte er seine Bitte um Leibesstärkung und ein Obdach dringend: „Ich bin todmüde! Verbergt mich, gute Frau, irgendwo, im Ofenkasten oder Butterfaß", bat unser Held. Die gutmütige Pumfia willfahrte nach kurzem Besinnen den Bitten des Fremdlings und führte denselben durch den Schloßhof in das Hauptgebäude und nach einem Vorsaal, wo an den Wänden Waffen, Helme und Schwerter, Lanzen und Schilde, Bogen und Pfeile, Hämmer und Streitäxte u. s. w. hingen. Von der Dachfirst herab aber baumelte an einer Kette eine mächtig große Lampe über einem riesigen Tische, daneben stand ein kolossaler Armstuhl, alles für den Herrn des Hauses bereit gehalten. Weiter ging's vorüber an einer langen Galerie, an deren Seiten eiserne Thüren eine Reihe von Gefängnissen verschlossen, in denen arme Gefangene mit ihren Ketten rasselten. „In einem dieser Verließe", dachte Adelstan, „schmachtet gewiß mein armer Vater."

Diese Erinnerung belebte ihn von neuem; guten Mutes folgte er seiner Führerin in die geräumige Küche, wo ein lustiges Feuer prasselte. Über demselben hielt ein mächtiger Bratspieß, schier so lang wie eine Wagenstange, einen leibhaftigen ganzen Ochsen, der bereits saftig schmorte. Die Riesin schnitt ein tüchtiges Stück Fleisch von dem Riesenbraten ab und reichte diesen Bissen ihrem Schützling samt einem angeblichen Messer, welches man aber viel eher für einen Türkensäbel halten konnte. Hastig setzte Adelstan seine Eßwerkzeuge in Bewegung, nahm dazu einen Trunk kühlen Wassers und wollte gesättigt eben ein Ruheplätzchen erspähen, als eine weithin tönende Stimme erschallte, als wenn ein paar Hundert tolle Truthähne gleichzeitig kollerten: „Holla, Weib! Wo steckst du? Ist der Abendspieß fertig?"

„Da kommt der gefräßige alte Brummbär!" rief Frau Pumfia, ihrem Gaste sich zuwendend; „schnell, mein Junge, krieche in den Ofenkasten!" ein Rat, welchem Adelstan augenblicklich Folge leistete. Nachdem die Riesin die Ofenthür geschlossen, rief sie unbefangen dem heranpolternden Gatten zu: „Hier, hier, teurer Bimbam, dein Abendmahl ist eben fertig geworden!"

Im nächsten Augenblick erzitterte eine mächtige Thür in ihren Angeln, und herein wälzte sich der Riese, denn er war viel zu groß, um aufrecht in irgend einem noch so hohen Raume des Schlosses stehen zu können. Hierauf kauerte er sich auf den Boden und rief mit einem Blick auf den gerösteten Ochsen: „Ah! Pumfia, das duftet prächtig!"

Plötzlich aber kehrte er sich um, blickte nach dem Ofen und schrie heftig: „Frau! Der Duft kommt nicht vom Ochsen, nicht vom Kalbe, Schweine oder Hirsch und Reh! Frau! Ich rieche frisches Fleisch!“

„I gar“, erwiderte seine Herzensdame; „ich weiß nichts von frischem Fleisch; vielleicht hat das Burgvolk einige Fleischreste für die Geier auf den Schloßturm hinausgeworfen.“

„Meinetwegen auch“, tröstete sich der Riese. Hierauf ergriff er den gerösteten Ochsen am Schopf, zog ihn vom Spieß und legte ihn auf den Herd, indem er eifrig darauf los pustete und sich ganz kirschbraunrot blies, um das dampfende Fleisch etwas abzukühlen. Sein Pusten aber erklang wie das Geräusch eines Blasebalges in einem Schmelzofen.

Hierauf erfaßte er den Ochsen so, wie man etwa mit einem gebratenen Hasen umgeht, und riß ihn in Stücke. Von diesen reichte er seiner Frau einen fetten Schenkel hin mit den Worten:

„Iß, solange dir's schmeckt!“ — Er selbst genügte mit größtem Behagen seinen leiblichen Pflichten und vertilgte, unaufhörlich schnalzend, den größten und besten Teil des Ochsen. Nach und nach hörte das Geräusch mittels Zunge, Mund und Zähnen auf; jetzt räusperte sich Herr Bimbam noch etliche Mal, blies seine Nasenlöcher auf, schnob hin und her und sprach dann zu Frau Pumfia: „Weib, mir krabbelt immer noch der Geruch von frischem Fleische um die Nase!“

„Was du nur heute willst!“ erwiderte die Riesin, „dir muß ein Baumast auf die Nasenspitze gefallen sein oder es steckt ein starker Schnupfen in deinem Riecher. Strecke dich lieber auf den Boden aus und ducke deinen Kopf in meinen Schoß, ich will dich ein wenig kämmen und striegeln; dabei schläfst du gewöhnlich ein und hältst Ruhe. Also schiebe dich zurecht!“

Meister Bimbam that, wie ihm seine kluge Frau geheißen. Und als der Riese zu schnarchen anfing, daß die Fenster erzitterten, da schlichen nach und nach einige kleine Persönchen, ein Bürschlein nach dem andern herbei, schnupperten und rochen umher, und benagten das Gerippe des Ochsen, an welchem noch mächtige und lieblich duftende Beefsteaks übrig gelassen waren.

Sobald aber der Schloßherr sich leise wieder zu regen begann, so leise, daß der Boden dröhnte und krachte, verschwand die kleine Sippschaft. Bimbam erwachte, rieb sich die Augen, schnob wieder hin und her und brummte sodann in den Bart: „Und es riecht doch nach frischem Fleisch!“

„Deines Bruders kleines Galgenvolk trieb hier sein übermütiges Wesen“, beruhigte ihn sein Weib; „sieh nur — dort läuft eben Purzel davon. Nun aber hast du gegessen und geruht — es ist wirklich Zeit, daß du deine Gurgel anfeuchtest, also wälze dich nach der Trinkhalle, wo längst schon die Gockelspatze gackert! Horch nur!“

Als Adelstan zuerst in seinem Versteck des Riesen Stimme vernahm, schlug sein Herz lebhafter denn je, dennoch wagte er es, durch eine Öffnung an dem Kamin einen scheuen Blick nach dem Unhold zu werfen. Er sah, wie sich die plumpe Gestalt nach dem Ofen schob, und hörte, wie der Riese wiederholt brummte, daß er noch immer frisches Fleisch röche. Da schüttelte den armen Burschen Angst und Schrecken und er sank zusammen. Ach, wie

seelensfroh war er, als Bimbam sich endlich aus dem Küchenraume hinweggekollert hatte! Inzwischen war es dunkel und still geworden.

Nach einer kleinen Weile kehrte Frau Pumfia zur Küche zurück und öffnete die Ofenthür mit den Worten: „Hier, armer Schelm, hast du noch etwas Brot; nun kannst du dich gemächlich ausruhen. Schlafe jedoch nicht zu lange, denn es ist nötig, daß du dich morgen früh sehr zeitig aus dem Staube machst. Ist's doch schon ein großes Glück, daß dich Bimbam nicht heute verspeist hat. Du wärst ja nur ein einziger Bissen für ihn! Wenn der Morgen graut, mußt du dich flugs davon machen. Später gelangst du nicht mehr aus dem Thore."

Hierauf verließ Frau Pumfia die Küche und begab sich zur Ruhe. Kaum aber hatte sie sich entfernt, als Adelstan aus seinem Versteck hervorsprang und nach dem großen Saal schlich, wo er den Riesen beim matten Scheine der mächtig großen Lampe in einem Armstuhl sitzen und wacker dem Cider zusprechen sah. Herr Bimbam mit dem steinernen Herzen trank aus einer Kanne, die an Stärke einem Eimerfaß kaum etwas nachgab, und dies Gemäß leerte er meist mit einem Zuge. Dabei wiegte er sich voller Behagen in seinem Sessel hin und her. Auf dem Tische aber gackerte unverdrossen ein Huhn, offenbar die goldene Henne, und schrie in einem fort: „Gluck, gluck, gluck! Duckeruckduckduck! Thu' noch einen kräftigen Schluck!" Von Zeit zu Zeit rief ihr der Riese zu: „Gockelsputz, leg' immer forsch zu!" worauf die Henne jedesmal ein goldenes Ei in ein Körbchen, das auf den Tisch gestellt war, legte.

So verging Stunde auf Stunde. Geduldig harrte Adelstan eines günstigen Augenblicks. Endlich schien der Riese des Guten genug zu haben; sein Kopf wurde schwer und sank zuletzt auf die Brust herab. Bald nachher war er in tiefen Schlaf gesunken und schnarchte nun, daß die Wände erdröhnten.

Die rechte Zeit für unsern Waghals, sein Vorhaben auszuführen, schien nun gekommen. Behutsam schritt er an den Tisch, auf welchem die goldene Henne in ihrem Korbe saß. Diese begann bei seinem Anblick laut zu glucken; als ihr aber Adelstan rasch die Zauberworte „Tschimm, tschimm!" zuraunte, da verstummte die Henne, schlug mit den Flügeln um sich und ließ sich von unserm Helden ohne Widerstand ergreifen. Dieser machte sofort kehrt und wollte soeben mit der Henne aus dem Saale entweichen, als von einer schrillen Stimme die Worte ertönten: „Herr Ohm, Herr Ohm! ein Dieb, ein Dieb!"

Adelstan wandte sich erstaunt um und bemerkte erst jetzt einen Knirps, viel kleiner als er selbst — es war Purzel, der jüngste der hoffnungsvollen Neffen des Bimbamschen Hauses — der den Riesen in einem fort anschrie, dabei jedoch Adelstan selbst freundlich zulächelte. Ja, er trieb diesen sogar an, sich eiligst aus dem Staube zu machen. Der Junker folgte der Weisung alsobald und lief, so schnell ihn nur die Füße tragen konnten, aus dem Saal über den Hof nach dem Schloßthor zu; dort zwängte er sich mit seiner Henne unter dem Gatter durch. Und nun flog er mehr, als er lief über das Feld nach dem Felsen, zu dem er an der Bohnenranke emporgeklettert war. Dabei schien es, als erleichterte die goldene Henne ihm durch ihren Flügelschlag das Fortkommen.

Doch, o Unheil! — jetzt vernahmen die Flüchtigen aus der Ferne lautes Schnaufen und Pusten. Gewiß war der Riese ihnen auf den Fersen.

Adelstan wußte indessen, was auf dem Spiele stand und er setzte daher seine Beine mit erhöhter Kraftanstrengung in Bewegung. Jetzt langte er bei dem weithin sich ausdehnenden Schneefeld an. Sogleich ballte sich vor ihm wiederum eine Schneemasse zusammen und kollerte als Ball vor ihm her.



Adelstan verlockt die goldene Henne zur Flucht.

Er folgte leichten Fußes den Spuren desselben mit beflügelter Eile über das winterliche Feld dahin. — Nun hatte er gewonnenes Spiel; allerdings war auch der Riese, welcher mit jedem Schritt ein Stück Weges, wie ein Morgen Ackerland, zurücklegte, vor dem Bergabhang angelangt.

Indes — wie seltsam! — auf dem Schnee kam Herr Bimbam nicht so recht vorwärts; es ballten sich die weißen Flocken zusammen und hingen sich massenhaft an die Sohlen der mächtigen Schuhe des Riesen. Mühsam nur, Schritt vor Schritt, keuchte er weiter. Noch einige Versuche, rascher von der Stelle zu kommen — er glitschte aus und fiel rücklings hin auf den glatten Boden. Der Mann mit dem steinernen Herzen brüllte und tobte vor Wut. Aber so sehr er sich abmühte, er kollerte am dröhnenden Boden hin und kam nicht wieder auf die Beine. Unterdessen hatte Adelstan die Bohnenranke erreicht. Zum Glück machte sich das Hinabsteigen ins Thal viel leichter als das Emporklimmen.

Es war bald nach Sonnenaufgang, als Adelstan mit seiner Henne im Garten der Mutter wieder anlangte. In seiner Seele vergnügt, rief er den Seinigen schon von weitem zu: „Traun, da bin ich wieder!“

Wie froh waren Mutter und Schwester, den kühnen Kletterer wiederzusehen. Hatten sie doch den ganzen vergangenen Tag, der ihnen so lang wie ein Jahr erschien, unter banger Sorge verbracht! Mit klopfenden Herzen lauschten sie der Erzählung, wie es unserm Helden ergangen. Das beste Zeugnis für seine Entschlossenheit war die glücklich heimgeführte goldene Henne. Dieselbe schien sich unter der neuen Pflege sehr wohl zu befinden, sie gluckste und gackerte den ganzen Tag über vor Freude und legte unaufgefordert ihre goldenen Eier.

Adelstan war entschlossen, schon am folgenden Tage sein Glück von neuem zu versuchen. Der nächste Morgen fand ihn schon bei guter Stunde gerüstet. Er klomm dieses Mal noch schneller und gewandter die steile Bahn hinan; einen Wegweiser nach dem Schlosse brauchte er nicht. In der Nähe desselben suchte er ein Versteck auf, das ihm tags vorher in die Augen gefallen war. Hier wartete er am Nachmittag die Zeit ab, zu welcher Frau Pumsia ihren Gatten am Schloßthor zu erwarten pflegte. Dieser kam denn auch beladen mit einem riesigen Bündel Getreidegarben angekraucht — einer Masse, so groß, daß der kolossalste Getreidewagen sie nicht hätte fortschaffen können. — Die Gerste und das Korn bedurften die Schloßbewohner teils zum Brot, das Frau Pumsia buk, teils zum Brauen des starken Bieres, dessen Herr Bimbam, abwechselnd mit Cider, in großen Mengen bedurfte. Der Riese schien an diesem Abend sich offenbar in recht übler Laune zu befinden. Er gebot mit verdrießlicher Stimme, das Schloßthor sorgsam zu verschließen.

Nachdem dies geschehen, die Luft wieder rein und es dunkel geworden war, begab sich Adelstan aus seinem Verstecke wiederum behutsam zum Thorgatter und zwängte sich auch diesmal glücklich unter demselben durch. Dann eilte er sogleich nach dem großen Saale. Schon auf dem Wege dahin vernahm er die schönste Musik, süße und lockende Klänge. Er blieb jedoch der Gefahr, in welcher er schwebte, und seiner Aufgabe wohl eingedenk und schlich sich geräuschlos in den großen Saal, wo der Riese sich zum Pokulieren gerade eben eingefunden hatte. Auf dem Tische stand diesmal die Feenharfe, deren Saiten jene lieblichen Töne entströmten. Die Harfe war gar lieblich anzusehen; vorn wand sich den Saiten entlang eine wunderbare Zaubergestalt hin, ein schönes Weib, mit Flügeln an den Schultern; nach hinten zu zeigte das Instrument die Form einer gewöhnlichen Harfe.



Adelstan entführt die Harfenfee.

Die Saiten derselben erklangen so einschmeichelnd, daß der Riese bald nachher in Schlaf versank. Da sprang Adelstan aus seinem Versteck hervor und machte sich der Harfenfee mit den Worten „Tschimm, tschimm“ bemerklich. „Kling klang! — hung kwang!“ tönten die Saiten zurück; die Zauberharfe breitete rasch ihre Fittiche aus und flog auf Adelstan zu, der sie rasch erfaßte und sich flugs davon machte. Noch hatte er nicht das Freie erreicht, als er wiederum die grelle Stimme von Bimbams kleinem Neffen ächzen hörte, welcher seinem Gebieter zurief: „Herr Ohm, Herr Ohm, ein Dieb,ein Dieb!“

Diesmal erwachte der Riese sogleich; er war jedoch von dem vielen Trinken noch ganz schwindelicht. Unsicher torkelte er hin und her und rannte mit dem Kopf so derb an die Mauer an, daß der ganze Saal erbebte.

Inzwischen hatte sich Adelstan wieder zwischen dem Thor durchgezwängt und war ins Freie gelangt, während die Harfe mit einem leichten Auffluge über das Gatter hinwegschwebte. Draußen forderte die Harfenfee den Burschen auf, sich auf ihre Schultern zu schwingen. Adelstan gehorchte und fort ging es „Kling klang! — hung kwang!“ durch die Lüfte mit der Geschwindigkeit von zwölftausend Maikäferkräften. Kaum hatte das flüchtige Paar jedoch den Bergvorsprung erreicht, als der Riese vernehmbar hinter ihm her pustete. Jetzt sauste ein Baum an den Flüchtigen vorüber, welchen der Riese eben entwurzelt und ihnen nachgeschleudert hatte. Blinder Eifer schadet nur — zum Glücke für die Verfolgten stürzte Meister Bimbam zu rechter Zeit wieder zu Boden. Es war aber nicht die neckische Zudringlichkeit der Schneeflocken und Schneeballen, welche Herrn Bimbam diesmal zum Fallen brachte, sondern er war seines Untergestelles nicht mehr sicher, weil er sechsmal mehr gegessen und zehnmal mehr getrunken, als dazu gehört, Leib und Seele zusammenzuhalten. Vom Schwanken zum Fallen, vom Straucheln zum Niederstürzen ist aber überhaupt nur ein Schritt.

Daß der Riese nicht sein Lebtag sich am Boden hinwälzen werde, war vorauszusehen. Und müßig blieb er in der That nicht. Alles, was er erreichen konnte, sauste den Flüchtigen nach. Wieder schwirrte ein riesiger Stamm durch die Luft. Glücklicherweise hatte sich in diesem Augenblick die Feenharfe abwärts dem Punkte zugewendet, wo der Bohnenranke Ende sich verschlangen, und so flog der entwurzelte Baum weit über beide hinaus.

„Jetzt halte dich fest und schwindelfrei“, mahnte die Fee; „es geht nun rasch in die Tiefe hinab. Blicke ja scharf um dich her, falls Bimbam von neuem nach uns wirft; es liegen oben Felsstücke, groß genug, um uns damit zu zerschmettern. Rufe mir deshalb zu, nach welcher Seite ich auszuweichen habe.“

„Kling klang! — hung kwang!“ schwirrten die Saiten, als die Flüchtigen blitzschnell hinunter ins Thal sanken. Solch ungewohnt rasches Reisen benahm unserm Helden fast den Atem: dennoch hielt er sich wacker und lugte unverwandt nach allen Seiten aus. Gerade jetzt kam ein gewaltiger Felsblock auf der linken Seite herangeflogen. „Nach rechts! rief Adelstan, und „Kling, klang!“ bog die Harfe auf der rechten Seite aus. Nur wenige Augenblicke — und wieder warnte Adelstan, „diesmal nach links!“ — Hung, kwang!“ flötete die Harfe und wendete sich auf die bezeichnete Seite, während rechts eine gewaltige Steinmasse in die Tiefe polterte. So ging es eine Zeitlang fort, bis sich die Flüchtlinge in Sicherheit wußten.

Als die Geretteten den festen Boden unter sich verspürten, da entströmten der Harfe die wunderlieblichsten Melodien. Mutter und Schwester erwarteten den Sohn und Bruder sehnsuchtsvoll, auch die goldene Henne war gackernd herangekommen. Adelstan wünschte, daß nach der Begrüßung der Seinigen letztere einige goldene Eier legen möchte. Ein Wunsch — und alsbald war er erfüllt. Einen Teil der wertvollen Gabe brachte unser Held rasch unter die

Leute, indem er alsbald Säge, Zangen, Feilen und andres nötige Werkzeug erhandelte. Hierauf kehrte er zur Wohnung der Mutter zurück, vermochte aber vor Ungeduld kaum den nächsten Morgen zu erwarten, an welchem er sein schwierigstes Werk, sein Meisterstück, zu vollenden gedachte.

Diesmal galt es die Befreiung des Vaters. Solch eine würdige Aufgabe erfüllte den braven Sohn mit hohem Mute, und in wiederholtem Gebete um glücklichen Erfolg stärkte er sich zu seinem gefahrvollen Unternehmen. Mit dem ersten Morgengrauen begab er sich, mit Feilen, Hammer, Zange, Säge und andern Werkzeugen ausgerüstet, zur Bohnenranke, klomm an ihr hinan und schlug sodann den ihm bekannten Weg nach dem Schlosse ein. Als es Abend geworden, näherte er sich dem Thorgatter, welches er diesmal durch starke Baumstämme verrammelt fand. „Bah, ungeschlachter Geselle! Hältst du dich hinter diesem Bollwerk für sicher?“ rief lachend Adelstan und beeilte sich, mit seiner Säge eine Öffnung in dem Thore anzubringen, groß genug, um sich gerade hindurch zu zwängen. Er hörte den Riesen womöglich noch markerschütternder stöhnen und schnarchen. Diese Wahrnehmung beruhigte unsern Helden einigermaßen und er schlich guten Muts an dem großen Saale vorbei. Eine Entdeckung hatte er nicht zu fürchten, denn der Riese leistete heute sein Möglichstes im Schnarchen und Rasseln; er schnob, wie wenn der Sturm von Mittag bläst. Beruhigt wandte sich Adelstan dem Gange zu, in welchen die Thüren zu den Burgverließen mündeten. Da fühlte er sich plötzlich an seinem Gewande festgehalten und eine schrille Stimme rief: „Aha, endlich habe ich dich erwischt!“ Es war wieder der geschäftige Neffe des Riesen.

Zum Tode bestürzt, flehte ihn Adelstan an, ihn nicht zu verderben. Da brach Purzel in lautes Lachen aus und sagte: „Fürchte nichts! Ich denke, mit meinem Herrn Ohm geht's bald zu Ende. Und dies ist um so besser, sonst verspeist er in seiner Trunkenheit noch einmal mich und meine Geschwister. Also komme nur, ich will dir den rechten und kürzesten Weg zeigen. Folge mir getrost! Du kannst Purzeln trauen!“

Bei diesen Worten zündete die kleine spitznasige Person eine Lampe an und stieg eine Wendeltreppe hinab, die nach einem niedrigen Gemach führte. Ohne Säumen folgte unser Held. Ein bleicher Mann, der eine schwere Kette hinter sich schleppte, trat den beiden entgegen. „Wer da — und wer bist du?“ redete der Gefangene den unerwarteten Besuch an, „was willst du von mir?“ Adelstan nannte seinen Namen, erzählte von seiner Mutter Adelgunde und von Schwester Adelheid und deren Schicksalen. „So bist du es, mein herziger, lieber lieber Sohn“, erwiderte aufatmend der bleiche Mann, „und du blutjunger Bursche wolltest es wagen, deinen Vater zu befreien!? — „So ist's, Vater“, antwortete Adelstan, und ohne weitere Worte zu verlieren, zog er flugs seine Feilen heraus, reichte eine derselben dem Ritter, mit der andern hantierte er selbst so geschickt drauf los, als wenn er sein Lebtag nur mit Feilen beschäftigt gewesen wäre. Noch ein paar kräftige Stöße und die Fesseln waren gelöst.

Welch eine Wonne für Vater und Sohn! Lang anhaltenden Freudeausbrüchen sich zu überlassen, schien jedoch nicht ratsam; der gutmütige Purzel, welcher ihnen zum vollbrachten Werke die Leuchte gehalten, mahnte zur Eile.

Unterwegs erzählte er den Hochbeglückten, daß es bisher seine Aufgabe gewesen sei, die goldene Henne und die Wunderharfe zu hüten. Dies hätte er durch Warnung des Riesen getreulich erfüllt. Als er Adelstan zum erstenmal erblickte, wäre ihm sogleich dessen gefangener Vater eingefallen, weil er diesem so sehr ähnlich sähe, und er sei nun dem Thun des Junkers mit Teilnahme gefolgt. Großen Spaß hätte es ihm gemacht, zu beobachten, wie erschreckt die riesigen Schloßinsassen von den Vorgängen der letzten Tage gewesen seien; nicht weniger habe es ihn belustigt, als der Riese stündlich dem frechen Eindringling Rache geschworen, dabei sich über alle Maßen ereifert, schließlich aber seinen Zorn regelmäßig in Met oder Cider ersäuft habe.

Rasch war der Schloßhof durchschritten. Nach einigen Anstrengungen gelang es Vater und Sohn, das Freie zu gewinnen; der kleine Purzel blieb natürlich zurück, da er sich nicht der Pflicht entziehen wollte, den Riesen zu einer gewissen Stunde zu wecken. Um so mehr beschleunigten Vater und Sohn ihre Flucht. Schon hatten sie das Schneefeld am Berge erreicht, da hörten sie den Riesen hinter sich des Wegs daher rumoren; ja es kam ihnen vor, als fühlten sie seinen heißen Odem dicht hinter sich. Schon verzweifelten sie an ihrer Rettung. Als sie sich aber umsahen, bot sich ihnen ein gar seltsamer Anblick dar. Der Riese hatte soeben das Schneefeld erreicht, siehe — da sprangen demselben eine Unmasse Schneebälle ins Gesicht; sie mehrten sich von Sekunde zu Sekunde und trafen Herrn Bimbam von allen Seiten her, bald faßte er nach seinem Kopf und Schopf, bald rieb er sich die Nase, bald wieder Auge und Ohr. Jetzt konnte er nicht mehr den Weg klar unterscheiden, schnaufend und pustend mußte er von der Verfolgung der Flüchtigen ablassen. Nun gebärdete er sich erst recht wie ein Rasender. In dem Augenblicke, als er ergrimmt und erschöpft zu Boden gesunken, erreichten Vater und Sohn glücklich die Bohnenranke. Schnell rutschten beide hinab, unser Held voran, der Vater dicht hinter ihm her; unten wurden die beiden sehnsuchtsvoll von den Ihrigen erwartet.

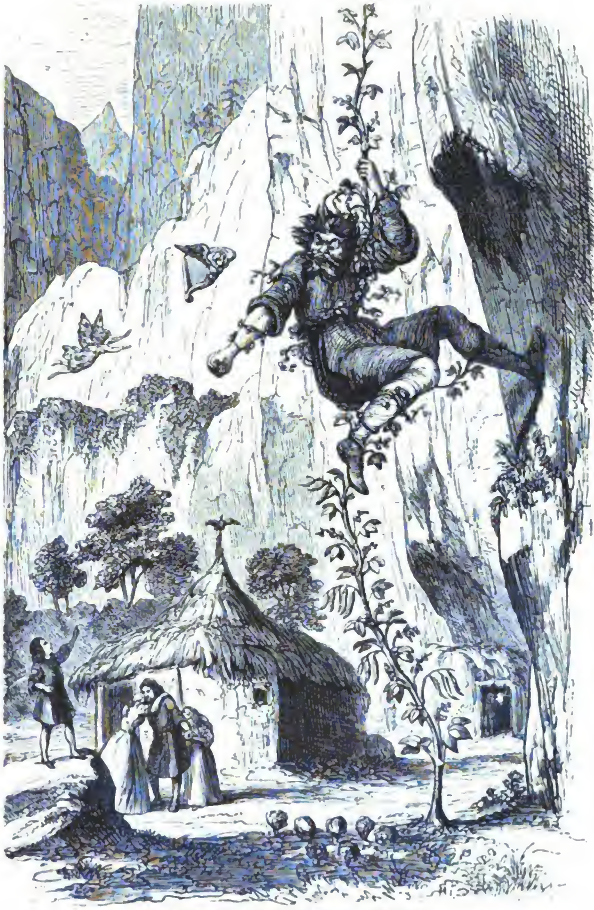
Welch glückseliges Wiedersehen! Der erlöste Vater schloß sprachlos vor Freude seine Gattin und Tochter in seine Arme. Die goldene Henne schlug freudig mit ihren Flügeln um sich und gluckste und gackerte laut auf, die Harfe aber ließ eine wunderbare Melodie ertönen und in demselben Augenblick erschien auch die Blumenfee, von allen herzlich willkommen geheißen.

„Jubelt nicht zu zeitig!“ ließ sie sich vernehmen. „Noch ist nicht alle Gefahr vorüber; seht dort den Unhold herunter baumeln!“ Richtig — der Riese hatte mittlerweile doch die Bohnenranke erreicht, sich an diese geklammert und versuchte nun auf demselben Wege wie seine Flüchtlinge ins Thal zu gelangen.

„Doch fürchtet euch nicht!“ fuhr Beana fort, „es wird uns hoffentlich gelingen, den Herzlosen zu bezwingen!“

Mit diesen Worten rief sie ihre Schwestern herbei und die dreie sangen zusammen die Bohnenranke folgendermaßen an:

„Bohnenranke, Bohnenranke,
Grüne, schlanke,
Voller Kraft und Lebenssaft,
Knüpf' die Schlingen, zu bezwingen
Nun den Riesen ungeschlacht!
Um ihn deine Fesseln schlage,
Winde dich um ihn am Tage,
Fester noch in dunkler Nacht!“



Bimbam klimmt an der Bohnenranke herab.

Unterdessen klomm Herr Bimbam weiter herab, wobei er vor Zorn und Aufregung so heftig spuckte und sich räusperte, daß die Ranke wie im Sturme erzitterte. Schon näherte er sich dem Boden und machte Miene herabzuspringen, da umschlossen eine Menge Ranken und Verästelungen seine Beine und Arme; sie wanden sich um seine Brust, schnürten seinen ganzen Körper ein, ja sie flochten sich in seine Haare und legten auf diese Weise den gewaltigen Mann in unauflösliche Banden. Und je mehr er sich der Fesseln zu erwehren suchte, um so dichter schlangen sich die Äste um ihn; alles Zerren und Reißen, Drohen und Fluchen half ihm nichts. Machtlos ballte er seine Faust gegen Adelstan und dessen Vater; er knirschte voll Wut und seine Augen blitzten wie feurige Kohlen aus dem grünen Kleide, in welches er sich so urplötzlich gehüllt sah. — Alles vergebens. Seine ohnmächtigen Anstrengungen ließen nach — er erlag dem Rankengewirre. Doch beim letzten Versuch, sich zu befreien, drohte er noch unserm Adelstan, ihn sobald er sich losgewunden, ohne Gnade und Barmherzigkeit zu verspeisen. Da lachte der Junker aber laut auf und rief: „Aha! — Es steigt Herrn Bimbam wohl das frische Fleisch in die Nase!“ — Und in das freudige Lachen stimmte ein auch die Blumenfee mit ihrer Silberstimme, die goldene Henne schrie gackernd: „Duckderuckduckduck!“ und die Wunderharfe ließ ihr harmonisches „Kling klang! — hung kwang!“ ertönen.

Hierauf begaben sich alle in die Hütte die freudestrahlenden Edelfrau und pflogen dort Rat, was weiterhin zu thun. Man beschloß, den Dorfältesten davon in Kenntnis zu setzen, was sich begeben. Die Neuigkeit, daß der Riese Bimbam mit dem steinernen Herzen eingefangen worden sei, erregte in der ganzen Umgegend außerordentlichen Freudejubel. Von allen Seiten strömten die Leute herbei, um sich den gefürchteten Unhold in der Nähe anzuschauen und dessen Abführung beizuwohnen. Bald darauf stellte sich auch die wohlbewaffnete Hundertschaft ein und schlug den noch immer Gefürchteten in noch stärkere Bande. Demütig bat derselbe nun um Gnade und Schonung seines Lebens. Da er an diesem Tage noch nichts zu sich genommen, empfand er an sich die alte Wahrheit, daß der Mannesmut gerade nicht an Spannkraft gewinnt, wenn ein leerer Magen unaufhörlich knurrt und poltert. Kurz Herr Bimbam war recht mürbe und infolgedessen auch feige und unterwürfig geworden. — So geht's gewöhnlich den hochfahrigen und übermütigen Gesellen; unterliegen sie einer höheren Gewalt, so enthüllen sie meist die ihnen angeborene Haltlosigkeit und Feigheit.

Wohlgefesselt ward der Riese auf ein großes, von Ritter Adalbert gemietetes Schiff geschafft, und nun gings unter starker Begleitung stromabwärts dem Meere zu. Dort segelte man um die Küste herum nach dem Schlosse Adalberts, auf dem man schon das Banner König Alfreds flattern sah. Dieser war mit seinen Mannen, von einem glücklichen Feldzuge heimkehrend, gerade bei der Burg eingetroffen und hatte dort Nachtquartier genommen.

Erstaunt, seinen alten Waffenbruder Adalbert nicht mehr zu finden, erhielt er von Frau Pumfia den begehrten Aufschluß. Ritter Adalbert hatte an demselben Tage seinem Gebieter die Nachricht zugehen lassen, daß er den gefangenen Riesen im Anzug sei; schon harrte der König mit seinen

Scharen in dem Schloßhofe der Ankunft des Riesen und des Ritters Adalbert; jetzt kamen sie heran, der an Händen wie Füßen gefesselte Bimbam in Begleitung von Ritter Adelstan und dessen Sohn.

Letzterer kniete vor dem Könige nieder und berichtete das Geschehene. Hocherfreut über des Junkers mutvolles Benehmen sagte König Alfred zu demselben: „Du hast rechtschaffen und brav gehandelt, mein Sohn! Mut, Ausdauer und treue Kindesliebe führen stets zum Ziel."

Doch bei dem Lobe allein blieb es nicht. Der König beschenkte unsern Helden aufs freigebigste und versprach, ihn später in seinen Dienst zu nehmen. Auch Purzel, der spitznasige Neffe des Riesen, erhielt als Leibzwerg eine passende Anstellung am Hofe des guten Königs Alfred. Ritter Adalbert aber gehörte fortan zur Tafelrunde seines gütigen Fürsten. Dem Riesen wurde auf Fürbitte von Frau Adelgunden, welche sich der gutmütigen Pumfia dankbar erweisen wollte, das Leben geschenkt. In seiner Weisheit beschloß jedoch König Alfred, Bimbams gewaltige Kraft zum Besten seines Reiches auszunutzen. Unter starker Bewachung hatte er fortan gewisse schwierige Arbeiten, zu denen große Körperkräfte gehörten, wie das Herbeischaffen großer Steinblöcke beim Aufbau von Burgen, bei der Herstellung von Brücken und Straßen, auszuführen. So verdiente er noch manches Jahr im Schweiße seines Angesichtes sein tägliches Brot. Da der Mann mit dem steinernen Herzen das fremde Leid niemals empfunden hatte, so spürte er vielleicht auch selber nicht die Schwere seines Schicksals.

Ritter Adalbert ward feierlich in seine Besitzung wieder eingesetzt, welche mit Hilfe der Blumenfee, der goldenen Henne und der Wunderharfe bald wieder ihre frühere Wohnlichkeit und Annehmlichkeit erhielt. Vor dem Einzuge in sein Schloß gab der Ritter in dem Häuschen seiner Frau und den Kindern noch ein großes Fest, zu dessen Verherrlichung sich alle drei Feen einfanden, welche durch Junker Adelstans Mut und Ausdauer aus dem bisherigen Bann erlöst waren. Der Bohnenranke fiel bei dieser Gelegenheit eine eigentümliche Rolle zu. Als man gegen Abend im Garten sich zu heiterem Tanz versammelte, ging plötzlich die Ranke von unten nach oben in Feuer auf, welches in den buntesten Farben spielte. Dazwischen hinein prasselten zahllose Bohnen, welche mit einem lauten Schall zersprangen. Es war das schönste Feuerwerk, welches man jemals gesehen hatte. Bald stand die Ranke ihrer ganzen Höhe nach in einem einzigen Flammenmeer und stürzte dann unter donnerähnlichem Krachen zusammen, dessen Widerhall weithin durch das ganze Thal ertönte. Hierauf war es plötzlich dunkel, die Bohnenranke aber blieb verschwunden. —

Eine so wundersame Bohnenranke hatte es vorher wohl noch niemals gegeben; dergleichen hat man auch nachher niemals wieder gesehen; es ist wohl auch höchst unwahrscheinlich, daß je wieder eine solche geschaut werden wird.

So endet die Geschichte von dem „Junker Adelstan und dem Riesen mit dem steinernen Herzen."

Nach dem Englischen neu bearbeitet von Franz Otto.

Michel, die Waise im Radhost.

Von zwei Brüdern hatte Martin, der ältere, zwei, Hans aber, der jüngere, vier Kinder. Der Martin wurde sterbenskrank und bat vor seinem Ende seinen jüngeren Bruder, sich seiner beiden Kinder annehmen zu wollen, wenn es mit ihm zu Ende gegangen; denn sein Weib war schon vor ihm gestorben. Dann verschied er.

Als nun der Jüngere nach Hause zu seiner Hausfrau kam, da sagte diese zu ihm: „Hans bist du wirklich Vormund der Kinder deines Bruders geworden? Ich hoffe nicht!“ — Doch Hans antwortete: „Weshalb nicht — wer sollte sich sonst der Waisen annehmen? Kann ich doch nicht meines Bruders Blut, mein eignes Blut verleugnen! Laß uns lieber davon reden, ob wir die Knaben zu uns nehmen oder sie bei fremden Leuten unterbringen!“

Darauf antwortete die Frau: „Meinetwegen, ich denke, wir nehmen den Älteren, den Jüngeren aber mag ich nicht!“ Und der Mann sagte darauf: „Zerbrich dir den Kopf nicht; den Älteren und den Jüngeren, denk' ich, nehmen wir lieber gleich beide!“ — Das Weib mochte aber nur den einen haben und sprach daher: „Ich denke der Ältere kann uns mehr frommen als der Jüngere, denn der Ältere kann etwas schaffen, er ist ja bereits vierzehn Jahre alt, der Jüngere dagegen erst zwei.“ — Indessen der Mann entschied: „Lieb' Weib, du weißt, daß ich ihr Ohm bin und daß ich für sie sorgen muß. Wir wollen also beide zu uns nehmen.“

Und sie hatten die Knaben neun Jahre bei sich. Der ältere, Joseph, verdiente reichlich, was er brauchte; der jüngere, Michel, half nach ein paar Jahren auch schon bei leichteren Arbeiten. Allein nun kamen schlimme Zeiten, wo's allen armen Leuten schlecht ging. Hans mußte sogar seine Kuh verkaufen. Da trat sein Weib zu ihm und sprach: „Siehst du nun, wie's uns ergeht? War es gut, zwei Kinder noch zu unsern hinzuzunehmen? Jetzt können wir nicht einmal unsre eignen Kinder ernähren!“ — Der Mann jedoch erwiderte: „Was kümmerst du dich so! Du weißt ja, daß uns immer das Häuschen der Kinder bleibt, wenn ich es ihnen abkaufe und auszahle.“ — Darauf sagte das Weib: „Wär's nicht besser, den jüngeren Burschen loszuwerden? Dann kriegten wir's doch wohlfeiler!“ — Der Mann sprach: „Erinnere dich, wie wir sie nahmen in guter Zeit. Wär's nicht eine Sünde vor Gott und der Welt, in schlimmen Tagen sie wegzutreiben?“ — Das Weib bestand jedoch darauf, daß die Kinder wegkämen. Der Mann sprach also: „Weißt du was, lieb' Weib? Damit alles gut sei, will ich den Jüngeren irgendwohin in die Berge führen.“ Sie sagte: „Wohin willst du ihn führen? Du wirst ihn etwa zwei Stunden weit wegbringen und dann ist er gar bald wieder da.“ Indes der Hans entgegnete: „Ich will ihn dahin führen, von wannen er nimmer zurückkehrt!“

Des andern Tags, noch eh' es dämmerte, sprach er zu dem elfjährigen Michel: „Komm, wir wollen zusehen, ob wir nicht in den Karpathen, draußen im Radhost, einen Schatz finden.“ Michel ahnte nichts Arges und ging frohen Muts mit seinem Ohm. Als sie zu den Löchern und Höhlen des Radhost kamen,

zündete der Ohm ein Licht an und führte Michel da hinein. Und sie stiegen eine Leiter hinab in die Tiefe, suchten hin und her und durchkrochen viele Höhlen, bis sie zu einem unterirdischen Fluß gelangten, über den ein schmaler Steg führte. Jenseit des Wassers sprach der Ohm: „Michel, setz' dich hier auf den Felsen! Hier hast du Brot und ein Messer! Iß, ich will unterdessen mich weiter umschauen." Michel setzte sich, schnitt sich im Dunkeln ein Stück Brot ab und aß. Der arme, verlassene Knabe harrte und harrte lange, sehr lange auf den Ohm. Er hoffte, daß dieser mit dem Lichte bald zurückkäme, und rührte sich daher nicht von seinem Platze, schon weil er sich in der Dunkelheit fürchtete. Sehnsüchtig horchte er, allein der Ohm kehrte nicht wieder. Da dachte er: „Am Ende hat der Ohm mich absichtlich irregeführt, hat mich dagelassen und ist nach Hause gegangen!" Bei diesem Gedanken sträubten sich seine Haare; er raffte sich auf und suchte den Weg aus dem Radhošt hinaus. Es wollte ihm jedoch nicht gelingen. Wie sollte er auch ohne Licht den Weg durch die Höhlen, wie den schmalen Steg über den Fluß finden und die Leiter, die hinaufführte? Anstatt sich dem Flusse zu nähern, entfernte er sich immer mehr von demselben. Doch dies bemerkte er erst, als er sein Rauschen nich tmehr vernahm. Ermattet sank er auf den feuchten Boden, legte sein Haupt auf den kalten Felsen und weinte



Wie Michel zu seinem Glück in die Tiefe fährt.

und klagte laut auf. Dann sprang er wieder empor und ging zurück. Als er so im Dunkeln rechts und links tappte, glitt sein Fuß aus und er stürzte in die Tiefe. Wie er hinabrutschte, suchte er sich anzuhalten und riß zwei starke Klumpen ab. Ohne zu wissen, was er that, steckte er sie in die Tasche, die er umgehängt hatte, und suchte sich weiter fortzuhelfen. Jetzt näherte er sich dem Flusse und bald hörte er sein Rauschen. Allein er konnte nicht den Steg finden, über den ihn der Ohm geführt hatte. Mutig sprang er in den

Fluß und schwamm hinüber. Gleich nachher gelangte er auch zu der gefährlichen Leiter und klomm wie eine Katze an ihr nach oben. Nachdem er noch eine halbe Stunde hin und hergetappt, gelangte er aus dem finstern Loche ins Freie. Nun merkte er erst, wie sehr er seine Füße und Hände zerschunden hatte; er zitterte vor Kälte und Angst. Bald jedoch faßte er sich, fiel auf die Kniee nieder und dankte Gott inbrünstig, daß er ihn nicht im Radhost hatte zu Grunde gehen lassen. Hierauf setzte er sich, aß das Brot, das er noch bei sich hatte, und überlegte, was zu thun sei. Er wußte, daß ihn der Ohm nicht mehr möge und so beschloß er, in die weite Welt zu gehen.

Als er mehrere Tage gewandert, kam er zu einem Schlosse, erbettelte sich von einem Diener ein Stück Brot und setzte sich auf einen Eckstein. Indem er das Messer aus der umgehängten Tasche zog, erblickte der Diener die zwei gelben Klumpen und fragte ihn, was er da berge. Dabei kehrte der Diener das Gestein nach allen Seiten um, wog es in der Hand, zeigte es andern; und dann ging er hin zu seinem Herrn, um auch ihm die Klumpen vorzuzeigen. Der Herr des Schlosses verlangte den Knaben zu sehen und fragte ihn, woher er die Stücke gediegenen Goldes habe. Michel erzählte, was ihm widerfahren und wie er zu den Klumpen gekommen sei. Die schlichte Erzählung der Waise rührte den Herrn so sehr, daß er den Michel bei sich behielt und als Kind annahm; denn er war ledig und hatte keine Kinder. Das Gold verkaufte er und legte den Erlös auf gute Zinsen für den Knaben an. Auch ließ er ihn in allem Nützlichen unterrichten.

Michel war seit siebzehn Jahren in dem Schlosse, als der Schloßherr todkrank wurde. Da vermachte derselbe all sein Eigentum dem Michel und empfahl ihm, mäßig zu leben und stets der Armen zu gedenken. Michel dachte bei sich: „Wie sollt' ich der Armen vergessen, da ich selbst arm gewesen!“

Zwei Jahre waren verstrichen, seit der Wohlthäter Michels tot und er selbst sein eigner Herr geworden. Eines Tages stand er am Fenster und sah in den Schloßhof. Da kam ein Bettelmann in zerissenen Kleidern. Seine Not rührte den jungen Schloßherrn und sogleich befahl er dem Thorwächter, er solle den Alten zu ihm heraufführen. Als dieser in das Zimmer trat, erkannte Michel, daß es sein Ohm sei; der aber erkannte seinen Neffen nicht. „Erbarmt Euch über mich, gnädiger Herr“, bat der Greis; „erbarmt Euch über einen hungrigen Alten. Gott wird es Euch vergelten!“ Michel sagte: „Mit Freuden will ich Euch zu essen und zu trinken geben. Setzt Euch!“ Dann rief er den Diener und befahl demselben leise, aus seiner Tasche, die er samt seinen walachischen Kleidern zum Andenken aufbewahrt, sein Messer zu bringen. Dann setzte er sich zu dem Alten, der ihm erzählte, wie er einst vermögend gewesen, aber durch schlimme Zeiten in Armut geraten; wie er letzthin durchs Gericht um alles gekommen, so daß er seine Hütte habe verkaufen müssen, und jetzt genötigt sei, vom Bettel zu leben. — „Habt Ihr denn keine Kinder?“ fragte Michel. — „Ach Gott!“ sagte der Greis; „ich hatte vier Kinder. Drei sind mir an den Blattern gestorben und das vierte ist ein Taugenichts, der sich weder um Gott noch um seinen alten Vater kümmert.“ Unterdessen brachte der Diener Speise und Trank. Michel reichte dem Greise

selbst Brot und sein ehemaliges Taschenmesser zum Schneiden. Der Greis nahm das Messer in die Hand und betrachtete es; hierauf ward er bleich wie die Wand, denn er erkannte das Zeichen, das er mit eigner Hand hineingebrannt. Wie betäubt stotterte er die Worte: „Gnäd'ger Herr, wie ist das Messer hierher gekommen?“ — Michel antwortete: „Was liegt an dem Messer? Messer ist Messer!“ — „Nicht doch!“ rief der Greis in Verzweiflung. „Beim lebendigen Gott, sagt mir, wie seid Ihr zu dem Messer gekommen? O sagt mir's und martert mich nicht!“ — Michel konnte sich nicht länger halten. „Vater Hans“, rief er, „kennt Ihr Michel, die Waise, nicht mehr?“ — Der Ohm erschrak, erkannte seinen Neffen und fiel vor Scham und Furcht auf die Kniee. Allein Michel hob ihn auf, umarmte ihn und sprach: „Ohm, fürchtet Euch nicht! Ich hab' Euch längst verziehen!“

Michel behielt den Alten bis zu dessen Tode bei sich, und als er erfuhr, daß sein älterer Bruder Joseph dienen müsse, nahm er auch diesen zu sich. Der Ohm blieb nicht lange mehr am Leben; doch starb er mit dem Troste, daß Michel im Radhost nicht zu Grunde gegangen sei und ihm verziehen habe.

Nach J. Kulda.

Die Alte-Weiber-Mühle in Thüringen.

Bei Apolda in Thüringen liegt die „Alte-Weiber-Mühle.“ Sie sieht ungefähr aus wie eine große Kaffeemühle, nur daß sie nicht oben gedreht wird, sondern unten. Unten stehen nämlich zwei große Balken heraus, die von zwei Knechten angefaßt werden, um mit ihnen die Mühle zu drehen. Oben werden die alten Weiber hineingethan: faltig und buckelig, ohne Haare und Zähne, und unten kommen sie jung wieder heraus: schmuck und rotbäckig wie die Borsdorfer Äpfel. Mit einem Male Umdrehen ist's gemacht; knack und krach geht es, daß es einem durch Mark und Bein fährt. Wenn man dann aber die, welche herauskommen und wieder jung geworden sind, fragt, ob es nicht erschrecklich weh thue, antworten sie: „Lieber gar! Wunderschön ist es! Ungefähr so, wie wenn man früh aufwacht, gut ausgeschlafen hat und die Sonne ins Zimmer scheint, und draußen singen die Vögel und die Bäume rauschen, und man sich dann noch einmal im Bett ordentlich dehnt und reckt, da knackt's auch zuweilen.“

Sehr weit von Apolda wohnte einmal eine alte Frau; die hatte auch davon gehört. Da sie nun sehr gern wieder jung gewesen wäre, entschloß sie sich eines Tages kurz und machte sich auf den Weg. Es ging zwar langsam; sie mußte oft stehen bleiben und husten, aber mit der Zeit kam sie doch vorwärts und endlich langte sie richtig vor der Mühle an.

„Ich möchte wieder jung werden und mich ummahlen lassen“, sagte sie zu einem der Knechte, der, die Hände in den Hosentaschen, vor der Mühle auf der Bank saß und aus seiner Pfeife Ringel in die blaue Luft blies. „Du lieber Gott, was das Apolda weit ist!“

„Wie heißt Ihr denn, Mutter?“ fragte der Knecht gähnend.

„Die alte Mutter Klapprothen!“

„Setzt Euch derweil auf die Bank, Mutter Klapprothen“, sagte der Knecht, ging in die Mühle, schlug ein großes Buch auf und kam mit einem langen Zettel wieder heraus.

„Ist wohl die Rechnung, mein Jüngelchen?“ fragte die Alte.

„I bewahre!“ erwiderte der Knecht. „Das Ummahlen kostet nichts. Aber Ihr müßt zuvor das hier unterschreiben!“

„Unterschreiben?“ wiederholte die alte Frau. „Wohl meine arme Seele dem Teufel verschreiben? Nein, das thue ich nicht! Ich bin eine fromme Frau und hoffe einmal in den Himmel kommen.“

„Ist nicht so schlimm!“ lachte der Knecht; „auf dem Zettel stehen bloß alle Thorheiten verzeichnet, die Ihr in Eurem ganzen Leben begangen habt, und zwar ganz genau der Reihe nach, mit Zeit und Stunde. Ehe Ihr Euch ummahlen laßt, müßt Ihr Euch verpflichten, wenn Ihr nun wieder jung geworden seid, alle die Thorheiten noch einmal zu begehen und zwar ganz genau in derselben Reihenfolge; justement wie's auf dem Zettel steht!“

Darauf besah er den Zettel und sagte schmunzelnd: „Freilich ein bißchen viel, Mutter Klapprothen, ein bißchen viel! Vom sechzehnten bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahre täglich eine, Sonntags zwei. Nachher wird's besser. Aber im Anfang der vierziger, der Tausend, da kommt's noch einmal dicke! Zuletzt ist's wie gewöhnlich!“

Da seufzte die Alte und sagte: „Aber Kinder, dann lohnt es ja gar nicht, sich ummahlen zu lassen!“

„Freilich, freilich“, entgegnete der Knecht, „für die meisten lohnt sich's nicht! Drum haben wir eben gute Zeit; sieben Feiertage in der Woche und die Mühle steht immer still, zumal seit den letzten Jahren. Früher war das Geschäft schon etwas lebhafter.“

„Ist es denn nicht möglich, wenigstens etwas auf dem Zettel auszustreichen?“ fragte die Alte noch einmal und streichelte dem Knechte die Backen. „Bloß drei Sachen, mein Jüngelchen, alles andre will ich, wenn es denn einmal sein muß, noch einmal machen.“

„Nein“, antwortete der Knecht, „das ist platterdings unmöglich. Entweder — oder!“

„Nehmt nur Euren Zettel wieder“, sagte darauf die Alte nach einigem Besinnen; „ich habe die Lust an Eurer dummen, alten Mühle verloren!“ und machte sich wieder auf den Heimweg.

Als sie aber zu Hause ankam und die Leute sie verwundert ansahen und sagten: „Aber Mutter Klapprothen, Ihr kommt ja gerade so alt wieder, als Ihr fortgegangen seid! Es ist wohl nichts mit der Mühle?“ da hustete sie und antwortete: „O ja, es ist wohl etwas daran; aber ich hatte zu große Angst, und dann — was hat man denn an dem bißchen Leben? — Du lieber Gott!“ —

Richard Leander.



Röſel ſieht, wie auch die Königin ſich nicht in ihren Stand ſchicken kann.

Tauſchen heißt ſich betrügen.

Es lebte einmal eine Königin, die längſt über die Zwanzig hinaus war, wohl auch über die Vierzig oder gar noch mal ſo alt; längſt dahin waren die friſchen roten Backen, die blanken Zähne, die goldgelben Haare und die zierlich glatten Händchen. Dagegen war ihr Rücken arg gekrümmt und ſie konnte vor Altersſchwäche weder gehen noch ſtehen, höchſtens noch liegen. Aber Luſt zum Sterben hatte ſie trotz alledem doch nicht. Am liebſten wäre ſie wieder jung, friſch und munter und ſo ſchön geweſen wie in ihrem achtzehnten Lebensjahre. „Ach", ſprach ſie zu ſich mit wehmütiger Stimme, „wie doch die Zeit vergeht! Wenn ſich doch meine Patin, die holde Fee Adelinde, meiner erinnern und mich wieder jung und ſchön machen wollte!" —

Der Wunſch der alten Königin gelangte wirklich zu den Ohren der Zauberin. Sie erſchien ihrem alten Patenkinde und ſprach: „Dein Wunſch

kann wohl erfüllt werden; forsche nur nach einem jungen Blute, das für seine Jugend und Armut dein Alter mit seinen Gebrechen, deinen hohen Rang samt allem Reichtum, allen Schätzen, Juwelen und Diamanten eintauschen möchte. Solche närrische Menschlein giebt es wohl auch unter den Weibsen oder den Mägdelein."

„Was mich betrifft", sagte die Königin lamentierend, „ich gebe gern, was ich besitze, gegen die verlorne Jugend und Schönheit."

„Na! was gemacht werden kann, wird gemacht!" tröstete die Fee und entschwebte, um nach einer passenden Tauschliebhaberin auszuspähen. Ach, es fanden sich genug junge und hübsche Dirnen, auch gesunde Bettlerinnen, die gern Königin sein wollten, denn der Niedrigste möchte meist lieber der Höchste sein — als sie aber die Frau Königin sahen, wurden sie doch kopfscheu und gar bald wieder verständig. Sie bedankten sich für solch einen Tausch. „Was hilft Essen und Trinken, Geld und Gut, Macht, Pracht und Herrlichkeit", meinten sie, „wenn man davon keinen Gebrauch mehr machen kann! Besser ein gesunder Zahn und ein hart Stück Brot, als keine Zähne und einen zum Verdauen der besten Speisen ungeschickten Magen."

Endlich, nach langem Suchen, fand die Fee eine fröhliche und arme Bauerndirne, die in ihrer Unbedachtsamkeit Jugend und Schönheit gegen hohen Stand und Rang hingeben wollte. Das einfältige Rösel wähnte, man lebe überglücklich, wenn man nur reich, sehr reich wäre und thun dürfe, was man wolle. — So denken freilich viele noch, die nicht vom Dorfe sind.

Der Tausch ging vor sich. Flugs erbleichten die frischen roten Wangen des Mädchens, seine zarte glatte Haut verwandelte sich in Falten und Runzeln, Kopf, Hals und Zähne wackelten, die Haare wurden eisgrau, und das Rösel selbst mürrisch und griesgrämig. Die Fee öffnete eine Schachtel, aus welcher auf ein Zauberwort eine zahlreiche Dienerschaft hervorsprang; die waren anfänglich kaum so groß wie ein Goldkäfer, wurden aber gar schnell, so schnell als man die Hände umdreht, so groß wie andere Bediente und erwarteten mit großer Ehrfurcht die Winke der neuen Herrin.

Zuerst befahl die umgeschaffene Königin ein herrliches Mahl aufzutragen, und die ehemalige Bauernjungfer ließ sich von zwei Bedienten zur Tafel führen; denn um allein zu gehen, war sie viel zu schwach. Aber sie fühlte vor allen Speisen einen Ekel, und die Tafelmusik betäubte den alten angegriffenen Kopf; sie hustete, daß der Schädel ihr zu zerspringen drohte, und als sie sich in den großen Wandspiegeln erblickte, erschrak sie vor sich selbst.

Ach, wie fühlte sie sich unglücklich!

Und die vorige Königin fühlte sich auch nicht behaglich. Sie hatte sich zu lange an Glanz, Hoheit und Gewalt gewöhnt; alles war nun von ihr gewichen. Denn mit der Jugend hatte sie auch Rösel's grobe Kleider und derbe Schuhe bekommen, so daß die Wache die Bauerndirne nicht einmal in dem Winkel der Schloßtreppe dulden wollte.

Da mußte sie weinen vor Scham und Zorn.

Unser vormaliges Bauernmädchen merkte, wie es um die wirkliche Frau Fürstin und um sie selber stand. „Frau Königin", sagte das Rösel; „ich sehe

wohl, Euer neuer Stand gefällt Euch sehr schlecht, und mir geht es in meinem auch nicht besser. Wollt Ihr, so laßt uns den Tausch rückgängig machen; möge jedes bei seinem Stande bleiben!"

Augenblicklich rief die Königin Fee Adelinde wieder herbei; der Tausch ward von beiden Seiten aufgehoben, und jedes wurde wieder, was es zuvor war.

Aber wie es vielen Menschen geht — wenn sie immer nicht recht wissen, was sie wollen und was ihnen heilsam ist: sie bleiben immer unzufrieden.

So auch hier. Kaum war der Tausch vor sich gegangen, als es beide Teile wieder gereute. Und — was man kaum glauben sollte, geschah — sie gingen die Fee an, sie noch einmal zu verwandeln: die Königin wollte wieder Bauernmädchen und diese wieder Königin sein. — Die Fee aber meinte nun, die Närrinnen wüßten selber nicht, was sie wollten, und eine solche Verzauberung würde sie nur einmal bieten. Die alte Königin, die kaum erfahren hatte, wie jung die Jugend, wie schön die Schönheit und wie gesund die Gesundheit ist, konnte sich nicht trösten. Ihr früherer Zustand kam ihr ganz unerträglich vor. Niemand am Hofe hatte nun eine gute Stunde bei ihr. Nachdem sie noch einige Monate geklagt, gejammert, gescholten und gequält hatte, starb sie. —


Rösel hinter der Fliederhecke.

Und solches war gut für sie sowie für ihren Hof.

Unser Rösel aber war wieder lustig und guter Dinge, nachdem sie zu ihren heimischen Fluren zurückgekehrt. Sie fühlte sich wirklich bei ihrem schwarzen Brot mit guter Milch weit behaglicher als bei den herrlichsten und seltensten Gerichten der Königstafel.

Eben tanzte sie an einem Festtage mit ihren Gespielen „Ringel, Ringel, Rosenkranz" auf einer Wiese voll von schönen Blumen, am Ufer eines klaren Baches, als sie erfuhr, daß die alte Königin tot sei. Da ward sie noch munterer und zufriedener und sagte: „O wie gut ist's, daß die Fee meine albernen Wünsche nicht erhört hat! Ich war doch eine rechte Thörin! Die Alte ist nun tot, ich

aber lebe noch, kann essen und trinken, arbeiten und schlafen, kann singen und springen; mir wackelt kein Zahn und kein Finger thut mir weh, und der Hans wird gewiß mein Mann, wenn wir uns nur erst noch ein paar Thälerchen zum Anfang unserer Wirtschaft erspart haben."

Und dem Hans mußte sie natürlich auch gleich brühwarm sagen, was sie eben gedacht und gehofft hatte. Als er just geraden Weges daher gewandert kam, da rief sie ihm neckisch zu: „Hans, hierher kommst du, und zwar gleich! Es ist wichtig." — Weshalb sollte der Hans nicht hinter den Fliederstrauch treten und anhören, was Rösel dachte, wollte und hoffte; ihm wär's ja recht gewesen, wenn schon morgen die Hochzeit stattfinden könnte.

Und am Abend des folgenden Tages, da wartete sie wieder hinter der Fliederhecke auf Hans. Statt seiner stand aber urplötzlich die Fee vor ihr und sprach: „Nun, das lasse ich mir gefallen, du bist ja recht bald zu Vernunft gekommen. Was nun deine Heiratsgedanken betrifft, so kann ich dir behilflich sein, daß sie noch rascher, als du denkst, in Erfüllung gehen. Weißt du was, ich will dir einen recht reichen Mann verschaffen, bei dem es dir an nichts fehlen soll und wo du täglich Fisch, Braten und Wein, Bedienten und Zofen, Kutsche und Pferde und alle Herrlichkeiten haben sollst."

Rösel besann sich nicht einen Augenblick, sondern sprach flugs: „Dank' Euch schön, gütige Fee. Ich bin jetzt aber doch ein Bissel klüger geworden und weiß, daß Zufriedenheit und Glück bei Arbeit und Gesundheit öfters mehr in der kleinsten Hütte steckt als in Palästen. Ich behalte den Hans, der mich herzlich lieb hat, und wenn wir nur erst noch ein paar Thaler" — — —

„Genug, meine Tochter", sagte die Fee, „du sprichst ganz so, wie ich es gewünscht und erwartet habe. Stand und Macht gewähren selten das echte Glück; wohl aber sollten sich Gleich und Gleich stets zusammen gesellen. Du wirst, wie ich hoffe, mit deinem Hans bei Arbeit und Fleiß zufrieden leben. Doch aller Anfang ist schwer, und damit es euch leichter fällt, so nimm für den ersten Anfang zu deiner Wirtschaft diese hundert Goldstücke. Ich gebe dir nicht mehr, was ich doch leicht könnte. Wendet sie nur gut an und richtet euch danach ein. Was man selbst erwirbt, macht mehr Freude als was so vom Himmel herabfällt."

Fee Adeline drückte dem erstaunten Rösel das Gold in die Hand; doch als Rösel danken wollte, war die Fee verschwunden. Die Überglückliche lief nun zu ihrem Hans, und die beiden berieten sich, wie verständig sie das erschrecklich viele Gold anwenden wollten. Sie kauften sich ein hübsches Häuschen mit einem Garten und wohl an sechs Acker Feld dafür, arbeiteten fleißig und wurden wohlhabende Leute. So konnten sie noch vielen im Dorfe die empfangene Wohlthat vergelten. Sie waren und blieben zufrieden bis an ihr Lebensende, und wenn sie nicht gestorben sind — da leben sie noch. Wenigstens leben die zufriedenen Menschen länger als die unzufriedenen.

Franz Otto.



Kannitverstan.

Eine Geschichte aus Holland.

Der Mensch hat wohl Gelegenheit, in Pirna und Gundelfingen so gut als in Amsterdam und Trippstrille, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, und wenn er es nur recht anfängt, wird er gar bald merken, daß nicht alles Gold ist, was da glänzet, und er wird dann wohl auch etwas zufriedener sein mit seinem Schicksal. Indes auf einem seltsamen Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in jene große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, reichbeladener Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er es mit Verwunderung und sah zu den sechs Essen auf dem Dach empor, zu den schönen Gesimsen und den mächtig hohen Fenstern, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür.

Da überwand er denn die Scheu, zog seinen Hut und trat einem Vorübergehenden in den Weg. „Guter Freund", redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mitsamt den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?"

Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Glück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!" und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber unser Fremdling aus Schwaben glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. „Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan", dachte er und ging weiter. Aus einer Gasse durch die andre kam unser Tuttlinger endlich an den Meerbusen, der da heißt „Y", aber wenn man statt „Het Ei" auf deutsch „das Ypsilon" sagen wollte, so verstünd's dort keine Seele. Da lag nun Schiff an Schiff und Mastbaum erhob sich an Mastbaum; und unser Wandersmann wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genugsam zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehr herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer und mancherlei Mausdreck darunter. Nachdem unser Wanderer lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mensch heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe.

„Kannitverstan", lautete wiederum die Auskunft.

Da dachte unser Landsmann: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wenn das Meer einem solche Reichtümer an das Land schwemmt, dann hat man gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben."

Und nun machte er denselben Weg wieder nach der Stadt zurück und stellte jetzund recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat", kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten zur Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, trauernd — stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein.

Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Dann machte er sich an den letzten vom Zug, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Auskunft.

„Das muß wohl ein guter Freund von Euch gewesen sein“, sagte er, „dem das Glöcklein läutet, weil Ihr so betrübt und nachdenklich hinterher geht?“

„Kannitverstan!“ hieß es auch dieses Mal.

Doch da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen und es ward ihm auf einmal schwer und wiederum recht leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan“, rief er aus, „was hast du nun von all deinem Reichtum? Was mir einst von meiner Armut auch zukommen wird: ein Totenkleid und ein Leintuch und von allen deinen schönen Blumen vielleicht ein Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.“

Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeintlichen Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Leidtragenden wieder fort und verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse. Wenn es ihm wieder einmal schwer aufs Herz fiel, daß so viele in der Welt so reich seien und er so arm, dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an dessen großes Haus, an die reichen Schiffsladungen und — an des reichen Kaufmanns enges Grab!

J. P. Hebel.



Eigenlob.



Ohne Zweifel waren es die Holländer, die sich frühzeitig schon große Verdienste um das kunstgerechte Rauchen erwarben, indem sie es geschäftsmäßig betrieben, die besten „Soorten van fijnen Rooktabak“ mit den Nasenflügeln zu prüfen und ihren Wert danach abzuschätzen. Das bekamen denn auch rasch andre „Pijpjesvriende“ weg, und heute versteht es jeder halbwegs gesittete Europäer feinen „Varinas“ von „Schwarzem Reuter Lit. B.“ zu unterscheiden. Indes gibt es noch immer ordinäre Sorten, bei denen es einem schon gruselt, wenn man sie aus weiter Ferne riecht.

Solch einen „Kneller“ führte ein Krämer einer kleinen Stadt. Die Leute meinten, die Sorte von Tabak erspare den Hausfrauen die Anschaffung von Motten- und Flohpulver, dieweil sein Duft alles Ungeziefer von Feld und Flur schon auf stundenweite Entfernung vertreibe. Diese nach Würden erkannte Sorte von supergemeinem Tabak befand sich in froschgrünen Umschlag verpackt; selbst die Buben kannten diese Pakete.

Eine Zeitlang ließen sich die Raucher das „wüschte (wüste) Gewächs“ gefallen, zuletzt aber liefen sie schon auf und davon, wenn sie den Kaufmann nach den grünen Paketen greifen sahen. Doch solch ein Schlaukopf wußte sich zu helfen: er ließ das duftige Kraut in ziegelrotes Papier verpacken und oben drauf drucken:

„Dieser Tabak lobt sich selber.“

Hierdurch ließen sich viele anlocken, die an dem Tabaksladen vorüber gingen, und manches ziegelrote Päckchen wanderte in die Tasche eines Rauchers. Kaum hatte indessen ein solcher Unglücksmensch davon eine Pfeife gestopft und einige Züge gethan, so überkam ihn Schüttelfrost und er zitterte am ganzen Körper. „Dem Strolch seine roten Packete sind just gerade so schlecht als seine grünen“, sagte der Angeführte höchlichst verdrossen und stellte die Pfeife in die Ecke.

Einer dieser Geprellten, ein forscher, weit herumgekommener Handwerksbursche, konnte seinen Verdruß nicht überwinden und er überschüttete den Krämer wegen der verlockenden Aufschrift seiner Tabakspakete mit derben Vorwürfen. „Wodurch empfiehlt sich diese Sorte denn eigentlich selber?“ fragte er, nachdem er seinem Ärger Luft gemacht. Doch der Händler war einer von den Geriebenen und erwiderte gelassen: „Ich bitt’ Euch Männeken, denkt nur a bissel nach: ’s ist genau so, wie gedruckt zu lesen steht. Dieser Tabak lobt sich selber, aber Ihr wißt doch, wie das Sprichwort lautet: — „Eigenlob —“

„Ja, ja, ich weiß, wie das riecht“, erwiderte der Getäuschte; „Euer Kneller treibt mich aber flugs wieder nach Amerika und macht all meinem bisherigen Besinnen ein Ende. Ich packe gleich meine Koffer ... Ihr aber, spart Eure Zunge; gegen Eure Trostworte läßt sich ohnehin nicht so leicht etwas einwenden.“

Franz Otto.





Die Geschichte von den sieben Raben und der treuen Schwester.

Deutsches Volksmärchen.

I.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal eine Frau, die hatte sieben Söhne und eine junge Tochter. Ihr Mann war längst tot und die Zeiten waren hart, also daß sie sich und die Kinder nur kümmerlich nähren konnte. Die Kinder aber begehrten täglich mehr zu essen, als sie zu geben vermochte. Da rief sie im Unmute aus: „So wollt' ich doch, daß ihr Raben würdet und suchtet eure Nahrung im Felde!" Das sagte sie zur bösen Stunde, denn mit einem Male waren ihre jungen Söhne verwandelt, rauschten mit schwarzem Gefieder von ihren Sitzen auf und flogen wie gejagt vom Sturmwind in den Wald.

Das Herz der Frau aber erstarrte in tödlichem Weh, als sie sah, daß ihr unbedachtes Wort ihr die eignen Söhne geraubt und in Zauber gelegt, und als sie den letzten im Walde verschwinden sah, fiel sie um und blieb tot.

Da war das junge Mägdlein allein mit der Mutter Leichnam und seinem Leid. Im Hause wurde ihm ganz bauglich zu Mute; es lief gegen den Wald, darinnen seine Brüder verschwunden. Und immer tiefer lief es in den Wald hinein, in den verschlungenen Forst immer weiter und weiter, bis die Dämmerung zwischen den Bäumen herabsank und der Mond aufstieg. Da kam es endlich zu einem starken Wasserquell, der von einem Felsen rauschte, darüber stand der Mond und ringsum hohe Tannen. Das Mägdlein war müde und durstig und setzte sich. Da bückte es sich nieder zu dem Borne und trank, aber das Wasser hatte eine wundersame Kraft in den Nächten des Vollmonds. Und als das Mädchen getrunken, gingen ihm die Augen auf und es sah über dem Strudel eine hohe Frauengestalt stehen, groß und licht wie die Sonne über den Felsen, zu deren Füßen sieben Raben hin- und herflatterten.

Das Mägdlein erschrak darob so sehr, daß es nieder zur Erde fiel. Da beugte die Hulde sich über das Kind, berührte es mit dem Mistelzweig und sprach: „Wen suchest du?" Das Mädchen antwortete: „Meine Brüder, die als Raben gegen den Wald geflogen, ich bin weggegangen, daß ich sie finde und löse."

Die Hulde sprach: „Ist das dein Wille und willst du Treue üben an deinen Brüdern, so will ich dir wohl sagen, was du beginnen sollst."

Da antwortete das Mädchen: „Ich will's." —

Und weiter sprach die Hulde: „So wohne einsam im Walde und spinne während sieben Jahren sieben Hemden für deine sieben Brüder. Aber die ganze Zeit über mußt du schweigsam und stumm sein, als seiest du ohne Zunge geboren — nicht Lust und nicht Leid darf dir die Sprache lösen."

„Ich will es thun", sprach die treue Schwester, und das war ihr letztes Wort. Stumm saß sie fortan in der Wildnis in einem hohlen Baume und spann.

Die Raben trugen ihr die Speisen zu und aus dem Quell trank sie und wusch darin ihre Glieder, so daß sie schöner ward, immer schöner mit jedem neuen Tage. Sommer und Winter gingen über sie hin, ihre Kleider zerfielen in Moder, aber sie hüllte sich in ihr goldenes Haar, das wie ein Mantel sie umfing.

So saß sie schweigsam in der Wildnis sechs Jahre lang; kein lebendes Wesen war ihr genaht als die sieben Raben und die Waldtaube, die neben ihr sich ihr Nest gebaut. — Da begab es sich einst, daß der junge König auszog, zu jagen mit Mannen und Rossen, mit Falken und Rüden; und durch den wilden Forst erklang der Ruf des Waldhorns und erscholl das Bellen der Meute.

Der junge König verfolgte eifrig einen edlen Hirsch und geriet darüber tief in den Wald hinein. Jetzt verlor er des Tieres Spur, aber eine Waldtaube flog vor ihm auf und ihm war, als müsse er ihr folgen durch die Wildnis. Er brach sich Bahn durch Geäst und Gestrüpp, und wie die Taube sich barg in ihrem Neste, hob er die Augen auf und sah in dem hohlen Baume das allerschönste Frauenbild.

Weiß und schlank saß sie da, umhüllt von goldenen Locken, und mit weißer Hand spann sie den gelben Faden des Flachses; nun wandte sie dem Jäger

das Antlitz zu — das war so schön und wonniglich, daß Worte es gar nicht sagen können. Den jungen König überströmte ein Schauer des Entzückens und sein Herz wallte hoch auf. „Von wannen bist du, Holde?“ sprach er; „bist du menschlichen Geschlechts oder hat dich das reine Licht geboren?... Rede!“

Das hob das Mägdlein den Finger gegen den lächelnden Mund; aber stumm blieb es. — Und vom Baume weg hob sie der junge König und ihr Haar wallte schamhaft über ihn und sie; er aber hing ihr seinen Mantel um und setzte sie auf sein Roß und führte so die Liebliche zu seiner Burg.

Die lag in glimmendem Abendrot mit schimmernden Dächern und ragenden Zinnen, weit schauend vom Berge über ein prächtig fruchtbares Land. In der Burg aber waren reich geschmückte Hallen und Kemnaten, dahin leitete der König das Mädchen, denn er war willens, sie zu seinem Weibe zu nehmen.

In der Nacht aber, da sie auf dem weichen Lager ruhte, hörte sie den rauschenden Flügelschlag der Raben und ihren heiseren, angstvollen Schrei; das waren ihre sieben Brüder, die waren ihr nachgeflogen und saßen nun in der Nacht auf dem First des Daches, darunter sie ruhte.

Das Herz des jungen Königs wandte sich der Schönen mit immer größerer Liebe zu, wie oft auch Mutter und Schwester ihm abredeten. Sie dachten, es wolle sich nicht schicken, daß er eine im Walde gefundene Maid zur Herrin erhebe; doch er bestand auf seinem Sinn und hielt fest an seiner Liebe. Wohl kümmerte es ihn, daß der wundersame Mund der Lieblichen nicht redete, aber er blickte hinein in ihre tiefen, dunklen Augen und diese redeten ihm all die Liebesworte, die der stumme Mund verschwieg. So ließ er den Tag der Hochzeit ausschreiben und alle seine Freundschaften und Vasallen dazu entbieten.

Des Königs Schwestern selbst schmückten mit ihrem besten Schmucke die Vielschöne, sie legten ihr goldgewirkte Gewänder an, köstliche Spangen, Ketten und Reifen, wie es einer Königsbraut ziemt. Über ihr goldenes Haar hingen sie einen lichten Schleier und wanden ihr darum einen Kranz von Rosmarin und Rosen, so daß ihre Schönheit strahlte gleich einem Demant, umgeben von bunten Juwelen. Da sie aber neben dem Könige zum Dome schritt, ringsum Pracht und Glanz und Jauchzen des Volkes, Flötengetön und Glockengeläute war, da blickte sie aufwärts gegen den Himmel, sah über sich die sieben Raben und hob zwei Finger der rechten Hand und schwur in ihrem Herzen, daß nicht die höchste Lust und die hellste Freude sie ihr Gelöbnis vergessen lassen solle und sie das Schweigen nicht brechen wollte, es sei denn die Zeit um.

So ward sie des Königs Weib und die Tage der Freude begannen. Der König führte sie durch die Fluren, er ließ sie von der Höhe niederschauen über sein gesegnetes Land, das keinen köstlicheren Edelstein aufzuweisen hatte als sein holdes Eheweib.

Erschien der König mit ihr, so drängte sich alles Volk heran, die Holde zu sehen, denn ihr Anblick war wie der eines Gnadenbildes. Die Alten und die Kranken standen von ihrem Lager auf, um sich an ihrem Anblick zu laben; war ihnen doch, als bringe sie Jugend und Gesundheit mit. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Schäfer seine Herde, um nach ihr zu sehen, die Kinder liefen herzu und Mütter und Jungfrauen nannten sie die Schönste ihres Geschlechtes.

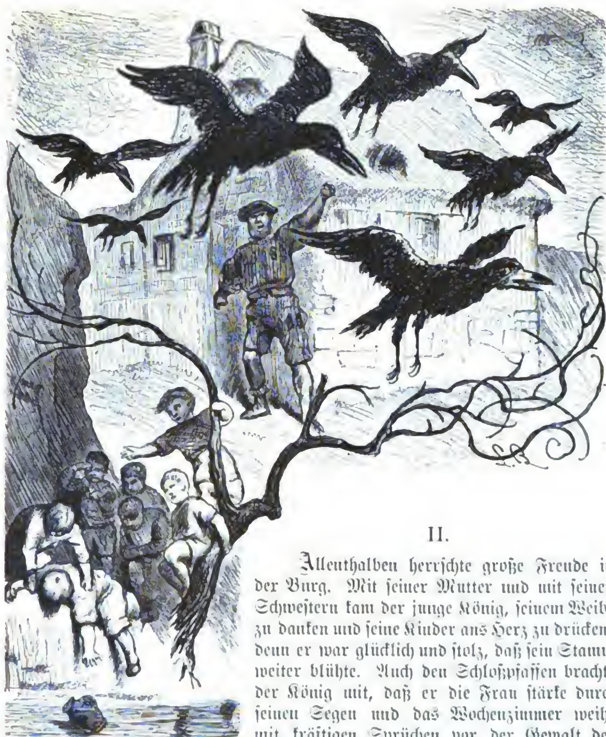
Wo sie hintrat, schien die Aue lieblicher zu grünen, schienen die Vögel heller zu singen und die Lüfte milder zu wehen. So ging sie neben ihrem Gatten dahin, schön und still wie ein lichter Maientag. — Hatte sie auch keine Worte, um die Siechen und Armen zu trösten, um mit den Glücklichen zu scherzen und mit den Kindern zu kosen, so dünkte doch der Blick ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes beredter als alle Worte. Und wenn sie milden Herzens des Königs reiche Geschenke der Armut spendete, so war alle Welt ihres Lobes voll und jedes liebte sie, ihr königlicher Gatte zu allermeist.

Nur in der Königsburg da flüsterte der Neid: „Wer ist sie? und von wannen ist sie gekommen? — ist es nicht Sünde, daß über die Töchter des Königshauses, über das adlige Blut die Magd gesetzt ist, die nackend im Walde gehaust?" — — „Wer weiß, ob sie nicht eine Unholdin ist und ihr Wesen verstellt zu Anmut und Lieblichkeit, dem Hause des Königs zum Unheil? Was treibt sie dazu, allnächtlich aufzustehen, um zu spinnen? — Gibt es nicht Leinen und Garn genug in den Laden und Schreinen, um sich darein zu kleiden? — Spinnen und weben nicht Jungfern genugsam im Frauensaal? — Mag sie es dort thun am lichten Tage; was sucht sie die Heimlichkeit und thut ihr Werk in der mitternächtlichen Weile, da Geister und Spukgestalten umgehen?" — — Auch vor dem König redeten die Schranzen so, aber dieser blieb taub gegen die bösen Reden, denn seine Liebe zu der Frau war mächtig und stark; wie ein Wind strichen die Worte der Bosheit vorüber an seinen Ohren — aber zuletzt fiel doch ein Hall davon ins Ohr, doch fand der böse Laut noch nicht den Weg zu seinem Herzen.

Einstmals in der Nacht erwachte der König; ihm war, als habe er das Schnurren einer Spindel gehört; und da er im Bette sich aufrichtete, sah er, daß die Frau neben ihm das Lager verlassen und wie sie mit bloßen Füßen auf dem kalten Estrich im kalten, bläulichen Mondenlicht saß — und spann. Auf dem Boden kreiste die Spindel und von den Zinnen des Turmes her klang der Schrei der Raben, das waren die einzigen Laute in der tiefen Stille, das Mondlicht füllte mit matten Scheine die Kammer und umwob die Gestalt des spinnenden Weibes mit unheimlichem Lichte.

Dem König graufte. Er fühlte ein tiefes Weh, da er seiner Frau geheimnisvolles Thun wahrnahm. Aber er schwieg und redete nicht darüber; sie jedoch bemerkte gar wohl, daß sich ein Schleier zwischen ihn und sie schob — doch nur ihre Augen flehten um seine Liebe, sein Vertrauen. Sie hörte in den Höfen das Gesinde über ihre Gemeinschaft mit dem Rabengesindel zischeln und sah draußen vorm Burgfrieden die Insassen, jung und alt, deswegen die Köpfe zusammenstecken, sah die Blicke des Neides auf sich ruhen — doch ihr Mund blieb stumm, denn wenn sie aufblickte zur Höhe, sah sie ihre Brüder noch immer der Erlösung harrend als Raben fliegen, und sie hielt auch dem schlimmen Argwohn gegenüber die Treue, die sie gelobt.

Nun aber kam die Zeit, da ihre Hoffnungen sich erfüllen sollten, immer näher heran, und als ihre Zeit um war, schenkte sie dem Könige zwei schöne Knaben, rosig und frisch wie die Blüten des Apfelbaumes.



II.

Allenthalben herrschte große Freude in der Burg. Mit seiner Mutter und mit seinen Schwestern kam der junge König, seinem Weibe zu danken und seine Kinder ans Herz zu drücken; denn er war glücklich und stolz, daß sein Stamm weiter blühte. Auch den Schloßpfaffen brachte der König mit, daß er die Frau stärke durch seinen Segen und das Wochenzimmer weihe mit kräftigen Sprüchen vor der Gewalt der Unholde, daß er mit heiligen Namen die Kinder schütze vor dem bösen Blick.

Auf einem Kissen lagen die beiden Knäblein nebeneinander, wie zwei Rosenknospen, und die Amme trug sie sorgsam zum Bade, aber wie die rosigen Gliederchen das laue Wasser berührten, geschah das Entsetzlichste und Unheilvollste. Die schöne Menschenform schrumpfte zusammen und zwei junge, kaum flügge Räblein flogen auf und gegen das offne Fenster hin.

Die Amme schrie: „Jesus Maria!" und ließ entsetzt das Kissen fallen, darauf sie soeben die Kinder gehalten. Lautauf kreischten in Furcht und Entsetzen die Mägde ob des schauerlichen Spuks. Der junge König, dem Stolz und Entzücken davongeschwirrt in häßlicher Rabengestalt, stieß einen Weheschrei aus, der gellend von dem gewölbten Saale widerhallte, und in Angst, Scham

und Entsetzen bargen die Frauen seines Hauses ihr Angesicht. Dem Priester entfiel das heilige Buch und vom Saale durch den Hof hallte es laut: „Die Königin ist eine Hexe!“

Diese aber lag wortlos in ihrem Bette; in der Stunde, da ihr des Weibes höchstes Glück geworden, da sie die schwere Angst und das höchste, heiligste Entzücken schweigend überwunden, war ihr die entsetzlichste Prüfung bereitet worden. Der Weheschrei ihres Gatten drängte sich auch ihr auf die Lippen, der Jammerlaut wollte sie öffnen, aber da stand vor ihrem Bette die hohe Gestalt der Hulden, allen unsichtbar, nur ihr nicht. In der Linken hielt sie den Mistelzweig und die Rechte legte sie mahnend auf die Lippen. Da drängte die treue Schwester das Wort der Klage in ihr Herz zurück und lag da mit schweigendem Munde, das härteste Leid durchkämpfend.

Sie schwieg, da der Geliebte sich vor ihr niederwarf und sie mit heißen Thränen beschwor, ihm zu sagen, ob sie wirklich eine Unholdin sei? — sie, die er mehr geliebt als den Stern seiner Augen, mehr als die Reinheit seines edlen Blutes. Sie schwieg auch weiter, als der Pfaffe sie bedräute mit allen Strafen der Hölle, da das Gesinde auf sie schalt und sich die Frauen des Königshauses mit der Gebärde des Abscheues von ihr wandten. Sie schwieg, als rohe Hände sie herausrissen aus dem Bette und aus dem Hause ihres Mannes stießen und unter Verwünschungen in einen tiefen, feuchten Kerker warfen.

Nun war sie wieder allein und um sie das Schweigen. Doch nicht wie ehemals umgrünte sie lustig der Wald und schienen ihr hell und freundlich Sonne und Mond. Grausen und Dunkel umgab sie; indes selbst die Schrecken der Einsamkeit im finstern Kerker entrissen ihr keinen Laut. Sie ward vor den Richter gefordert und angeklagt, durch böse Zauberei den König umstrickt und Schande gebracht zu haben über das königliche Haus. Eine unholde Brut habe sie geboren und böse Zauberei verübt, das alles solle sie nun bekennen. Aber die Treue schwieg; da rissen die Folterknechte sie nach der Folterkammer und zeigten ihr alles, was ihrer wartete, sie mißhandelten ihren zarten Leib, aber sie schwieg. — Da brach der Richter über ihr, als über einer unverbesserlichen Zauberin, das weiße Stäbchen und sie ward verurteilt, lebendigen Leibes auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, allen zum warnenden Beispiel.

Das harte Urteil hörte sie gesenkten Hauptes an, in tiefem Schweigen. Nicht mit einem Worte beteuerte sie ihre Unschuld, nicht mit einem Laute flehte sie um ihr Leben. So wurde sie denn in den Kerker zurückgeführt und lag darinnen, als sei sie schon im Grabe. Der junge König härmte und grämte sich freilich ob des Verlustes seiner Liebe, und wenn er gleich sehenden Auges geschaut, wie seine Kinder verwandelt worden waren, wie sehr ihn auch der Frau geheimnisvolles Thun bekümmert hatte, so wollte er doch nicht an ihre Schuld und ihren argen Sinn glauben. Er grämte sich so sehr, daß er sich abzehrte zum Schatten und Speise und Trank verschmähte.

Die aber, welche die junge Königin beneidet hatten und ihr übel wollten, sprachen: „Seht, die Hexe, sie verzaubert noch mit ihren bösen Künsten den König, daß sein Gebein ausdorrt und das Blut ihm versieget in den Adern. Je eher sie verbrannt wird, um so besser, sie verderbt sicherlich noch uns alle!“


Die·Mær·von·den·sieben·Raben

Derweil aber saß die Treue im dunklen Kerker und spann im dämmernden Zwielicht am letzten Hemde. Ihre Spindel und die sechs Hemden hatte man ihr in den Kerker nachgeworfen, diese sollten mit ihr verbrannt werden, damit nichts übrig bliebe von ihrem sündigen Treiben. — Kein Trost ward ihr und kein mildernder Zuspruch, nur jeweilen in der Nacht rauschten die Fittiche der sieben Brüder vor ihrem Gitterfenster und sah sie die Schatten der Raben daran vorbeischweben. Draußen aber ward der Holzstoß geschichtet und der Pfahl aufgerichtet, daran sie verbrannt werden sollte; die Henkersknechte schafften Pech und Schwefel herbei, in deren Qualen sollte ihr zarter Leib verzehrt werden. Morgens in der Frühe, da der Tau noch auf den Halmen lag, sollte das Urteil an ihr vollstreckt werden.

Zu dem Könige ward der Richterspruch gebracht, damit er ihn bestätige. In Qualen wand sich dieser, denn er wollte nichts davon hören, wollte nicht dazu helfen, daß sein trautes Weib getötet würde. Seine Schwestern weinten mit ihm, denn sie erbarmten sich seines Leides; aber ihr Sinn war befangen, denn sie hielten die Königin für eine Unholdin und wollten ihren Tod. Darum sprachen sie zu ihrem Bruder: „Lieber, getröste dich, deine Pein wird nimmer lang währen. Siehe, noch hält die Unholdin mit ihren Zauberfesseln deine Seele gefangen und ihr trügerischer Reiz umnebelt dir die Augen. Aber wenn das Feuer ihren sündigen Leib wird verzehrt haben, dann wirst du frei und ledig sein des Zauberspukes.“

Der König sprach: „Mein Herz schreit in mir gegen das, was ich ihr thue. Und hat sie mit Zauber mich umstrickt, so war es der süßeste und holdeste und ich begehre nimmer ihn zu lösen.“

Doch seine Schwestern wandten ein: „Wolltest du deine Kinder um den Galgen schwirren sehen als ekles Getier? Wahrlich, wir haben sie auch geliebt um ihrer sittsamen Gebärden willen, aber wir haben auch den Tag gesehen, der Schande über dich und unser Haus gebracht.“

Da verhüllte der König sein Angesicht und weinte und rang die Hände, aber er bestätigte das Urteil, das die Richter seinem Weibe gesprochen.

Nun war die letzte Nacht gekommen, da die Treue noch leben sollte. Auf feuchtem Strohlager lag sie und blickte gegen den Mond, der zu ihrem Kerkerfenster hineinschien. Draußen vor dem Fenster aber saßen die Raben; sie bissen mit den Schnäbeln in die Gitterstäbe und schlugen dawider mit ihren starken Schwingen, doch es half nichts, sie konnten die festen Gitter nicht erbrechen. Die Wächter im Hofe entsetzten sich und sprachen zu einander: „Sehet, wie die Hexe es hält mit den Galgenvögeln! Gewiß sind das verdammte Seelen und sie muß selbst nach ihrem Tode so fliegen, wie ihre Brut ausgeflogen, da das geweihte Wasser sie berührte.“

So sprachen die Wächter und bekreuzten sich Brust und Stirne.

Als es kühler wurde und der Morgenstern am Niedersinken war, da flogen die Raben mit Wehegeschrei gegen den Wald, und als der erste Sonnenstreif auftauchte, da traten die Henkersknechte in den Kerker der holden Frau.

„Stehe auf, Hexe!“ riefen sie; „heute ist der Tag, da dir dein Recht wird; du sollst fürder nimmer Könige verzaubern und einen edlen Stamm

schänden, mache dich auf und bereit, du wirst gerichtet werden, solange der Tau noch liegt, und wenn die Sonne emporgestiegen, soll von dir nichts mehr übrig sein als ein Häuflein Asche, das die Winde verwehen!"

Die Treue sah ihre Henker an, aber sie redete kein Wort, obschon die Todesangst ihre kalten Krallen ihr ins Herz schlug. Die Henkersknechte warfen sie nieder, rissen ihr die Kleider vom Leibe und banden sie hart mit neuen hanfenen Stricken, daß die Hände ihr blutig aufschwollen. In ihrer Not und ihrer Qual blickte sie aufwärts, da sah sie einen lichten Schein, das war nicht das Morgenrot, das eben aufflammte; das war die Hulde, die vor ihr schwebte, mahnend, des Eides nicht zu vergessen. Sie hielt das Stundenglas und die Treue sah, daß der Sand bald abgelaufen war von der Zeit der Prüfung. Sie hielt aus und schwieg, aber sie dachte, mit der Zeit der Prüfung würde auch wohl ihre Lebenszeit um sein und sie der Welt Lust und Leid ledig.

In ihrem treuen Herzen nahm sie mit tausend Liebesworten Abschied von dem geliebten Manne, aber sie bestand in Treue und sandte ihm nicht einmal, wie ihr Herz sie auch drängte, den letzten, den allerletzten Gruß.

So ward sie hinausgeführt. Wie eine Heilige stand sie da, licht und rein im schimmernden Rosenglanze des wachsenden Morgens, schöner noch am Tage der Schmach und des Todes, als da sie unter dem goldnen Reifen dahin schritt im Scharlachgewande zur Hochzeit mit dem Könige.

Aus den Hütten der Armut war das Volk herbeigelaufen, die Armen, die sie genährt und gekleidet, die Siechen, die ihr Lächeln erquickt, sie wollten sie alle noch einmal sehen — — sie glaubten nicht an ihre Schuld. Mit Murren und Drohen, mit Weinen und Flehen drängte sich das Volk um die Stufen zum Kerker, es wollte einfältigen Sinnes nimmer glauben, daß die Sünde wohnen könne in so schönem Leibe. Aber die Steckenknechte drängten das Volk hinweg, daß es nicht zu der Königin gelangen konnte; sie nahmen die Treue in ihre Mitte, doch ihnen nach drängte das wehklagende Volk, bis hin zu der Richtstätte, wo der Scheiterhaufen geschichtet war und der Pfahl emporragte mit der eisernen Kette, die um den Leib der Frau geschlungen werden sollte.

Die Hemden, die man nachgeworfen, als letztes, an dem sie gesponnen, die mit ihr verbrannt werden sollten, fanden die suchenden Knechte nicht. Diese hatte die Hulde genommen und war damit gegen den Wald entschwunden.

Draußen im wilden Forst am stürzenden Wasser kreisten die Raben; grell und heiser klang ihr Schrei durch die Wildnis, den wildflatternden Vögeln folgten ängstlich zwei kaum flügge Räblein. Der Morgen stieg empor, die Sonne leckte schon am Frühtau und noch immer war die erlösende Stunde nicht gekommen.

Auf der Richtstatt hatte sich mächtig viel Volk von nah und fern gesammelt, auch der König mit seinem ganzen Hause. Aber er saß da, den Kopf auf die Brust gesenkt, mehr tot wie lebendig, denn er konnte sie nicht sterben sehen. Noch einmal las ihr der Richter den Urteilsspruch vor und überlieferte ihren Leib den Flammen und den vier Winden. Der Pfaffe sprach ein Gebet und überließ ihre Seele den höllischen Mächten, weil sie beharre

im Bösen. — Höher stieg die Sonne, nichts regte sich zu ihrer Rettung, nur der Wald rauschte und von fern her brauste es wie Wogensturz.

Jetzt ward sie fest an den Pfahl gebunden, ihre Hände umschnürten die Stricke, die eiserne Kette umfaßte ihren Leib. Mit der Fackel nahte der Henker sich dem Holzstoß. — Da brach es vor aus dem Walde mit Jauchzen: auf weißen Rossen, angethan mit weißen Hemden über schimmerndem Rüstzeug, Kränze von Eichenlaub in den lockigen Haaren, stürmten die sieben Brüder hervor, schön wie die Söhne des Lichts, die Erlösten, die Befreiten, die Erlöser, die Befreier! Allen war die schöne Menschenform wiedergegeben, nur dem Jüngsten, dessen Hemde der linke Ärmel fehlte, war statt des Armes der Rabenflügel geblieben.

Auf strahlendem Wagen stand die Hulde, in ihren Armen hielt sie die entzauberten Kinder, die der Mutter die rosigen Ärmchen entgegenstreckten. Hoch empor hielt sie das Stundenglas, das letzte Sandkorn war verronnen, vorbei waren die sieben Jahre der Prüfung, des Schweigens, und von den Lippen der Treuen tönte der erste Jubelruf hell und jauchzend wie ein Lerchenton.

Die gebundenen Hände strebten sich zu lösen — — aber nicht nach den Brüdern, die sie umdrängten, wandte sie den Blick, nicht nach diesen, um die sie alles gelitten, nicht nach dem geliebten Manne, der aufgelöst in Liebe, Reue und Glückseligkeit ihre Füße umschlang — den eignen lieben Kindern galt ihr Blick, der erste Jubellaut ihres gelösten Mundes. — —

Und des Königs Mutter löste von ihren Schultern den purpurnen Mantel, des Königs Schwestern boten demütig der Treuen den goldnen Stirnreifen, die leuchtende Halskette dar, sie zu schmücken. Von der Brüder Händen gelöst, fielen ihre Bande und in ihren Armen, an ihrem Busen ruhte das verlorene, wiedergefundene Glück — ihre beiden Söhnlein.

Zuerst lag Schweigen, staunende Andacht über der Menge, doch alsbald brach tausendstimmig der Jubel des Volkes in jauchzendes Rufen aus.

Vorbei an den Henkersknechten, die scheu und angstvoll sich flüchteten, stürmte das Volk; die Scheite riß es los, die um die Frau hatten flammen sollen und legte sie auf die Schultern wie einen Schild, und darauf hob man die Königin mit ihren Knaben, die leuchtende Schar der sieben Brüder umgab sie und ihnen folgte der König mit seinem Hause.

Wie nun aber alle gegen die Stadt kamen, da fingen von selbst die Glocken an zu läuten, und da sie hinaufstiegen zur Burg, da waren längs ihrem Pfade Rosen aufgeblüht und Eichenlaubkränze umschlangen die Pfosten des Thores.

Von den Schultern des Volkes, das sie getragen, hob der König sein Weib und seine Knaben; er führte sie ein in sein Haus und setzte sie auf seinen goldnen Stuhl. Ihn umgaben die sieben Brüder; in allen Landen wurden solche Helden nicht gefunden, diesen gleich. Ihre Schwerter schützten den König und sein Land und machten es mächtig und groß. Der König aber lebte noch lange in Freuden mit seiner getreuen lieben Frau, und alle die Liebesworte, die ihr stummer Mund dereinst verschwiegen, sie klangen ihm fort und fort viele Jahre lang, bis beide miteinander zu Grabe getragen wurden. Da gingen auch die sieben Brüder ein zur Ruhe, aber noch lange, lange ward von ihnen gesprochen und gesungen und gerühmt ihrer Schwester unverbrüchliche Treue. E. Diethoff.



Die einsame Tanne.

In den Bergen, an dunkler, kühler Stelle, stand eine schöne schlanke Edeltanne, so hoch gewachsen, daß sie selbst über den Wald weit hinwegsah.

Die schöne schlanke Tanne meinte, es könne wohl nirgends in der ganzen Welt herrlicher sein als in ihrem Walde, auf der ihr von Gott angewiesenen Stelle. Wie war doch alles so schön rings um sie her! Am Morgen schon, wenn der erste Morgenhauch sie aus ihren Träumen erweckte und das Dunkel der Nacht zu schwinden begann, da fühlte sich die Tanne von heiliger Andacht durchschauert bei dem erhabenen Anblick, den ihr die im Frührot erglänzende Umgebung bot, und ehrfurchtsvolles Rauschen durchzog ihre Zweige.

Noch erfrischt vom Tau der Nacht streckte sie ihre grünen Arme dem Gestirn des Tages entgegen, das nun in unendlichem Glanze am Himmel hinaufstieg und täglich neue Farbenpracht ausströmte. Dabei erscholl aus dem Dickicht der vielstimmige Chor der Vögel, begann das Summen der Insekten; es gab ein Erwachen in allen Höhen und Tiefen, überall sich mehrendes Leben. Wenngleich schon viele solcher Morgen an dem Baume vorübergegangen waren, stets brachte der Anbruch eines neuen Tages Wonne und neues Entzücken.

Als dann die steigende Sonne heiße, immer heißere Strahlen sandte und die Hitze den Boden ringsum austrocknete, blieb die Tanne frisch und wohlgemut; denn aus dem Innern ihrer dichten Zweige und von dem feuchten Moosteppich zu ihren Füßen herauf strömte ihr köstliche Kühlung zu. Mit freudigem Stolz sah sie es, wenn matt gewordene Tiere und manchmal auch ein ermüdeter Mensch in ihrem Schatten rasteten und Erquickung suchten.

Und wenn ein reiner Abend sich über Thal und Hügel senkte und dann ihre dunklen Nadeln im Widerschein des Abendrots erglühten, da überkam die Tanne freudiges Erbeben, daß sie in einer Welt leben durfte, in der es so schön und herrlich sei! — Und wenn erst am nächtlichen Himmel der Vollmond erglänzte und Berge, Wald und See mit seinem Silberschein übergoß — dann versank sie in ein stillseliges Träumen die lange helle Nacht hindurch. — — So genoß die Tanne viele Jahre ihr Dasein in dem schönen Walde und sie war zufrieden, wie oft auch Wetter und Stürme über sie weg sausten und der Wind ihre Äste rüttelte. Sie freute sich des Kampfes, denn sie war kraftvoll und stark — und das Unwetter zog ja bald wieder vorüber.

Alljährlich kamen die Menschen in den Wald, um die kräftigsten und schönsten jungen Bäume zu fällen und wegzuführen, weit, weit aus dem Wald hinaus, fort aus den grünen Bergen nach den Städten. Die alte Tanne freilich, so hoch auch ihr Gipfel emporstrebte, konnte nicht sehen, was mit ihren jüngeren Kameraden geschah — sie waren für immer dahin — dem Hochwalde verloren! — Das machte der Tanne doch oft schwere Sorge.

Denn ihr zur Seite stand, ihrem Samen entsprossen, ihr liebes Kind, ein stolzer Sohn mit mächtig sich ausbreitenden Zweigen und einer dem Himmel zustrebenden Krone, welche fast schon die der Mutter überragte, und so oft die Menschen wiederkamen, zitterte sie, den Vielgeliebten verlieren zu können.

Aber man schien ihn vergessen zu haben. So gingen Jahre hin und enger und enger verwuchsen die Äste der beiden Bäume unauflöslich ineinander und sie lebten dahin vergnügt und seelenfroh, als könne es nie anders werden.

Doch weh! — Es kam ein Tag, wo die Axt auch an dieses kräftige Leben gelegt wurde, wo der junge stolze Baum unter den wuchtigen Schlägen der Holzfäller dahinsank und verstümmelt aus dem Wald weggeführt wurde. Wild rauschte die alte Tanne auf vor Schmerz und schlug in verzweiflungsvollem Weh die Äste aneinander — doch mußte sie es geschehen lassen — sie war ja angewurzelt! — Trauernd senkte sie ihre Zweige zur Erde nieder und neigte schwermütig das Haupt. Wie sehr auch der Sturm um ihre Krone wütete — bisweilen nur zog ein klagendes Stöhnen durch die Wipfel der Baumwelt.

Für die Tanne war alle Lust des Lebens dahin! Der Schnee rieselte herab und legte sich als ein eisiges Gewand um ihre Glieder; sie hoffte, daß er ihr Grab werden würde, denn sie dünkte sich unendlich unglücklich und konnte ihren Schmerz nicht in Übereinstimmung mit dem bringen, was ihr bisher die Güte ihres Schöpfers hatte zu teil werden lassen.

Und doch ward es wieder Frühling, und obwohl die Tanne gemeint hatte, es könne kein Lenz mehr für sie erblühen, so war er wieder erschienen, strahlender denn je; es lachte, grünte und sproßte ringsum die ganze Natur, als gäbe es nirgends Trauer, Untergang und Tod.

Die Zugvögel kamen über das Meer herangezogen und in die Zweige der Tanne setzte sich eine kleine Schwalbe, die den Baum vordem in seinem Glück gekannt. „Was bist du so traurig und freust dich nicht mit uns des neu erwachten Lebens? Deine Äste hängen so düster hernieder, als wolltest du nimmer grünen, und doch — ist's ja Frühling — herrliche Frühlingszeit!"

„Ach, wäre es so wie du sagst“, seufzte die Tanne, „ach — daß ich nimmer mehr grünte und je eher um so besser lieber dahinsänke, denn sie haben mir mein Liebstes genommen“ — und nun klagte sie dem Vogel ihr Leid. —

„Klage nicht, schöner Baum“, tröstete die Schwalbe: „Dein Kind lebt ein neues, besseres Leben! Ich bin ihm begegnet draußen auf dem Meere, das die Erde umrauscht! Stolz hebt es sich jetzt als Mast aus der Mitte eines stattlichen Schiffes, umweht von lustig flatternden Wimpeln, und es schwimmt wohlgemut mit ihm über den großen blauen Ozean hin, einer fernen, sonnigen Küste zu! Dem Walde zwar ist es entrückt; abgestreift liegt sein grüner Schmuck im Staube, doch der blank geschälte Stamm strebt empor zum Himmel; freien Geistes eilt es auf schwankender Woge von einem Ufer zum andern — nichts beschränkt mehr seinen Blick ins Unendliche! Wolltest du deinem Kinde dies selige Los nicht gönnen, es noch in der Enge des Waldes festgehalten wissen?“

Staunend, tief ergriffen horchte die alte Tanne. — So war ihr Kind nicht tot? — nicht vernichtet? — lebte ein neues Leben! — „Wie du mich getröstet hast, du lieber kleiner Vogel“, sagte sie. „O, jetzt will ich geduldig warten, bis auch meine Zeit kommt.“ — Und die Tanne stand noch manches Jahr, dem Tag entgegenharrend, an dem auch an sie die Axt gelegt und sie hinausgeführt würde zur Wallfahrt auf dem weiten Ozean — zu ihrem Kinde!

Emil Demélen.

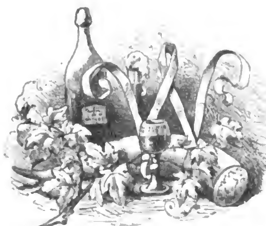
Sieben Künste.

Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, die während der Studienzeit lieber reiten, fechten, trinken und spielen als studieren, und denen dann die Gelehrsamkeit nicht einmal bis an den Hals reicht. Mancher von diesen ernährt sich später doch; denn wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Manchem dagegen will es nicht glücken, und einem solchen fehlt es dann nicht an Zeit, zur Erkenntnis seiner Versäumnis und Thorheit zu kommen.

Es war in jener Zeit, da man beim Abgang von der Universität noch nicht Doktor der Philosophie, sondern Magister der „sieben freien Künste“ wurde. Damals zog ein solcher Magister, dem die Gelehrsamkeit kaum bis an den Hals reichte, im Lande umher, um ein Amt zu suchen. Lange schon hatte er herumgefragt und überall war er abgewiesen worden. Seine geringen Zehrpfennige gingen zu Ende und es blieb ihm nichts andres mehr übrig, als vor den Thüren die Mildthätigkeit der Menschen anzusprechen.

Einst kam er nun in einem Städtchen vor die Thür eines Schuhmachers und bat um eine Wegzehrung. Der Schuhmacher, verwundert über das Aussehen des Bettlers, fragte: „Was seid Ihr, Mann?“ — Der Magister antwortete: „Ich bin Magister der sieben freien Künste.“ — „Ei, ei“, erwiderte darauf der Schuhmacher, „das mögen mir saubere Künste sein, deren sieben nicht hinreichen, um Euch das tägliche Brot zu verschaffen. Ich habe nur eine Kunst gelernt; aber damit ernähre ich mich, mein Weib und meine Kinder, und mir bleibt noch mancher Pfennig übrig, den ich den Armen vor meiner Thür reichen kann. Ihr aber könnt mir leid thun.“

Nach A. Richter.



Jungfer Claret und Jungfer Strips.

ein, Bier und Grog sind anlockendere Labsale während einer langen Seereise, als faules Wasser und schwächlicher Thee. Das ist leicht begreiflich. Ein Schiffskapitän hatte in seiner Kajütte einen Korb mit Wein stehen, von dessen Inhalt er bei jeder Mahlzeit eine kleine Flasche zu sich nahm. Nun hatte er schon wiederholt bemerkt, daß Fläschen weniger da waren, als es sein sollten. Sein Verdacht fiel auf den Schiffsjungen, der ihn bediente.

Um hinter die Wahrheit zu kommen, verbarg sich der Kapitän eines Tages in der Nebenkammer um die Zeit, da der Schiffsjunge den Tisch zu decken hatte. Der Junge, nachdem er den Tisch in Ordnung gebracht, begab sich auch wirklich zu dem Korbe, nahm eines der Fläschchen heraus und begann laut auszurufen: „Gegenwärtiger Jansen Durst, gebürtig aus Rotterdam, ist gewillt, mit Jungfer Claret, gebürtig aus Bordeaux, sich zu verehelichen und wird hiermit aufgeboten zum ersten, zweiten und drittenmal, und sofern kein Einspruch geschieht, soll die Trauung auf der Stelle erfolgen.“ — Damit trank er das Fläschchen aus und warf es dann durchs Fenster in die See.

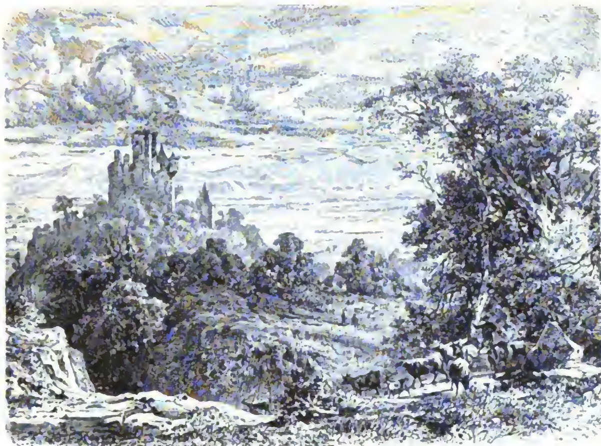
Der Kapitän hatte alles beobachtet, ließ sich aber nichts merken. Nach der Mahlzeit ergriff er ein Stück Schiffstau, begab sich damit auf das Verdeck und rief den Weindieb zu sich. „Jansen“, sprach er dann, „ich habe dir etwas Lustiges zu sagen; ich will dich verheiraten.“ — Dem Jungen ward gar nicht wohl zu Mute, als er das Schiffstau in des Kapitäns Händen sah; er wußte nichts zu antworten als die langgedehnte Worte: „Na wirklich?“ —

Der Kapitän aber fuhr fort: „Höre nur zu, es soll alles ganz ordentlich zugehen.“ Und dann begann er: „Gegenwärtiger Jansen Durst, gebürtig aus Rotterdam, soll mit Jungfer Strips, gebürtig aus Hanfstadt, vermählt werden, und wird demnach aufgeboten zum ersten, zweiten und drittenmal, und sofern kein Einspruch geschieht, soll die Trauung auf der Stelle erfolgen.“

Bei den letzten Worten hob der Kapitän den Arm, um mit dem Tau auf den Heiratskandidaten loszuschlagen. Der Junge aber rief blitzschnell: „Halt, Kapitän, ich thue Einspruch!“ — „Was fällt dir ein?“ erwiderte dieser; „hast du nicht meinen Wein getrunken?“ — „Ja“, versetzte der Junge keck, „aber es ist alles in Ordnung zugegangen, wie Ihr wahrscheinlich selbst hörtet; hättet Ihr Einspruch gethan, so wäre die Trauung eben unterblieben.“

Der Kapitän, wiewohl mit Recht erzürnt, war aber doch noch mehr über die Geistesgegenwart des Jungen verwundert. Er mußte über dessen Einfall lachen, ließ den erhobenen Arm sinken und sprach: „Diesmal soll dir's geschenkt sein; aber ich rate dir, nie wieder an eine Hochzeit mit Jungfer Claret zu denken, sonst soll deine Trauung mit Jungfer Strips so feierlich vollzogen werden, daß du zeitlebens an den Hochzeitstag denken wirst.“

Nach A. Richter.



Toula.

Sage aus den Vogesen.

Was brauset und rauschet der Wald?
Nachtwolken decken den Himmel bald!
Schon der Elemente Macht sich bäumet,
Des Sees Woge gen Himmel schäumet!
Wenn Berg und selbst die Felsen wanken,
Dahin der Wälder Riesen sanken,
Schlägt bang' und zitternd wohl dein Herz
In Sorg' und Angst, in bangem Schmerz! —
O Menschenkind! nach oben schau',
Gott, deinem Schöpfer, dich vertrau'!
Wie steil und dornenvoll auch deine Bahn,
Sie führt durch Nacht und Sturm dich himmelan!

Grausam lange währten die Verfolgungen, denen die ersten Märtyrer des Glaubens erlagen. Die Stürme der Völkerwanderungen, als Hunnen, Vandalen, Goten und Franken abwechselnd über die Ureinwohner herrschten und sie mit allen Greueln heimsuchten — all die großen Welterschütterungen nach dem Sturze der römischen Herrschaft konnten nicht die Keime des göttlichen Samens tilgen, welcher in den Herzen halbwilder Völker einmal Wurzel geschlagen — sie wendeten sich von den blutigen Altären ihrer Götzen ab, und erhoben die Hände zum Kreuze, dem Wahrzeichen des neuen Gottes, welcher sie durch das Gebot der Liebe und des Erbarmens in seinen Dienst rief. Der Herr des Himmels und der Erde wollte: Es werde Licht! und es ward Licht!

Allmählich, wie jede körperliche und geistige Entwickelung alles Daseins sich nach weisen Gesetzen vollzieht, so erfolgte auch die Ausbreitung des Christentums nicht ohne Kampf mit den Urgewalten; hier dem Ringen, Widerstreben und endlichen Erliegen der Herzen der Bekehrten, bis endlich die Nacht der Finsternis dem neuen Lichte wich, bis, wenn auch erst nach Jahrhunderten, Irrtum und Wahn schwanden, welche mit dem Evangelium lange um den Sieg stritten.

Die Ausläufer der Vogesen erstrecken sich weit in die Ebene und bilden ein weites Hügelland. Unter all diesen Höhen ragt der Berg St. Michael empor. Dichte Waldungen bedeckten damals in undurchdringlichen Massen das jetzt so anmutige, fruchtbare Land an der Mosel; sumpfig, kalt und schauerlich waren vordem die Thäler und Schluchten, wo jetzt des Weinstockes lichtgrüne Rebe sich emporrankt. Prachtvolle Obstbäume beschatten nun die Dörfer und die einzelnen, zwischen den Weingeländen bis zu den Gipfeln der Höhenzüge sich erhebenden Höfe. Verschwunden sind zwei große Seen und das Sumpfland; die Riesen des Waldes haben fruchtbaren Feldern Platz gemacht.

Vor Jahrhunderten belebten nur einzelne am Rande der Seen zerstreut liegende Fischerhütten und an gelichteten Stätten des Waldes das Heim der Jäger die Landschaft. Niederlassungen und Städte, welche die für die Kultur empfänglichen Bewohner des Landes gegründet, zerstörte der Vandalismus der ihnen nachfolgenden Barbaren. Die Märtyrer des Glaubens lebten in den Höhlen der Berge, in Ruinen auf den Felsenklüften, von wo aus sie lehrten und wirkten.

Am Fuße des St. Michael lag der schwarze See; er war die Zufluchtstätte des Geistes der Unterwelt geworden, als derselbe im Kampfe mit dem Erzengel Michael erlag und in die Tiefe des Wassers entfloh, von wo aus er in Gestalt eines scheußlichen Drachen das Volk erschreckte. Seit jenem gewaltigen Kampfe wird der Berg nach dem Namen des Erzengels benannt; auf der Spitze desselben bezeichnet eine kahle Stelle den Platz, wo St. Michael mit Satanas stritt. Bei ihrem Ringen haben die Füße der gewaltigen Gegner Stücke aus dem Granitfelsen gerissen, welche noch heute dort liegen und die „Teufelssteine“ genannt werden; der Giftodem des bösen Geistes hat beim Kampfe mit überirdischer Macht alles Leben oben getötet, jeden Grashalm versengt. Da, wo einst vor und um die Opfersteine der Götzen ein grüner Teppich unter dem Schatten tausendjähriger Ulmen sich ausbreitete, wächst seit jener Zeit weder Baum noch Strauch; kein Halm ist mehr sichtbar auf dem öden Plateau von mehr als hundert Schritten im Umkreise. Nur eine Ulme blieb stehen am östlichen Abhange, da, wo der Berg noch heute einen tiefen Spalt zeigt.

Nach der Sage hatte der Engel des Lichts seine Schwingen in den Glanz der aufgehenden Sonne getaucht und sie dann um den Baum geschlungen, wenn er, im Kampfe ermattend, sein Flammenschwert einen Augenblick sinken ließ.

Neunmal neun Tage währte der Kampf, und nie nahete von dem Doppellichte geblendet, Satanas jenem immer riesiger emporwachsenden Baume. Noch Jahrhunderte später breitete er sein Laubdach über das Kirchlein aus, das der Engel auf den Opfersteinen erbaute, damit es oben auf der Spitze des Berges, vom Glanze der Himmelssonne bestrahlt, ein weit sichtbares Zeugnis vom Siege des Lichtes über die Finsternis gäbe.

Das Flammenschwert des Erzengels weihete die Opferplatte des Heidenaltares mit dem Kreuzeszeichen zum Grundstein des Kirchleins. Wie die Sage weiter berichtet, soll das Kreuz vor der Kapelle von einer der Cedern des Libanons stammen und durch einen Pilger aus dem Gelobten Lande zu der heiligen Stätte getragen worden sein. Seitdem sind zu diesem Wahrzeichen des Heils viele Tausende gläubiger Christen jahrein jahraus gewallfahrtet.

Als der kampfesmüde Satanas durch den ungeheuern Spalt des Berges nach dem Grunde des Sees entwich, färbten sich die Wasser desselben alsbald schwarz wie die Nacht und alle Fischlein starben darin, so daß es den Kindern des Landes an Nahrung gebrach. Der Drache aber peitschte mit seinem giftgrünen Schweif wütend die Wogen des Sees, daß sie haushoch stiegen; die seinem Rachen entströmenden Feuerflammen stiegen gen Himmel und färbten die dräuenden Wetterwolken dunkelrot; Blitze fuhren zündend zur Erde nieder, welche der Teufel an dieser Stelle nie wieder zu betreten wagte.

Regte der Zorn des erbitterten bösen Geistes die entfesselten Gewässer des Sees auf, daß seine Fluten in die Hütten der Fischer drangen — dann floh das geängstete Volk in die Berge und suchte Schutz bei den Zauberinnen Voga und Toula, welche dann geloben mußten, dem Drachen eine der Christenjungfrauen zu opfern. Im Gewande frommer Pilgerinnen drangen nun die unkenntlich gewordenen Zauberinnen in die Kirchen und Klöster des Flachlandes, ihr Opfer daselbst auszusuchen.

Schön waren die Schwestern! In wundervollem Ebenmaße ähnelten ihre Gestalten denen der Göttinnen Griechenlands; unvergänglich blieb ihre Schönheit dieselbe, wie der Marmor, aus welchem jene gebildet wurden; nachtschwarz wallte ihr Haar nieder, lichtstrahlend war ihr Angesicht, sinnverwirrend der Zauber ihrer Wunderaugen, dem kein sterbliches Wesen zu entrinnen vermochte, welches einmal den Blick in jene Glutstrahlen getaucht. Der Schlange gleichend, durch deren Atem das Vöglein gebannt ist in den Tropenländern, wo die Sonnenglut die Bewohner jener Gegenden färbt, daß Haut, Augen und Haar dem schwarzen Demant gleichen — übten sie denselben gleißnerischen Zauber.

Als Voga und Toula auf ihrer Umschau vergebens darauf ausgeschaut hatten, sich eines Opfers zu bemächtigen, geboten sie den Geistern der Lüfte, sie auf ihren Fittichen gegen Ost und Nord zu tragen. Voga sehnte sich bald wieder nach der Heimat zurück, da sie ohne Toulas Wissen ihr Herz in Liebe einem Bekenner der neuen Lehre zugewendet hatte.

Da erblickte sie auf ihrem Fluge von der Himmelshöhe herab ein wundervolles Land, umgeben von blauen Meereswogen, mit blühenden Städten und Dörfern. Hoch ragten die Türme der Kirchen des Christengottes empor in die Lüfte; überall lachende Fluren, durchzogen von glänzenden Strömen — darauf Nachen mit glücklichen Menschen, deren jubelnde Stimmen sich mit dem Gesange der Vögel mischten, und aus allen Büschen und Hainen, wo die Bäume Blüte und Frucht zu gleicher Zeit trugen, erscholl der Jubel der gefiederten Tierwelt.

Einladend winkten die Goldorangen Voga entgegen — sie gedachte zu rasten in diesem Paradiesesgarten, aber die Geister der Lüfte gönnten ihr nicht dieses Glück; unaufhaltsam mußten die Schwestern die Bahnen ziehen,

welche eine höhere Macht ihnen vorgezeichnet hatte. Die gewaltigen Schwingen der Luftgeister, die rastlos weiter eilten, erregten orkanartige Stürme, und phantastische Wolkengebilde zogen vorüber am Horizont. Endlich ließen sie Voga aus jener Höhe niedersinken, wo Adler ihre Kreise ziehen.

Berge und wilde Schluchten umringten sie; brausend stürzten Quellen und Bäche aus den Felsspalten hervor von den Bergen herab; Abhänge mit dichten Wäldern bestanden entfalteten die wunderbare Mannigfaltigkeit ihrer eigenartigen Natur. Voga erschien dieses alles fremd, sie fand die ihr nahe Heimat nicht wieder; so oft sie auch von Berg zu Berg stieg — keine Antwort erhielt sie auf alle Worte der Sehnsucht; Berg und Thal tönten allein ihr Flehen im leise ersterbenden Echo zurück — wie heutigestags noch.

Voga war und blieb in die Vogesen gebannt, denen sie ihren Namen lieh.

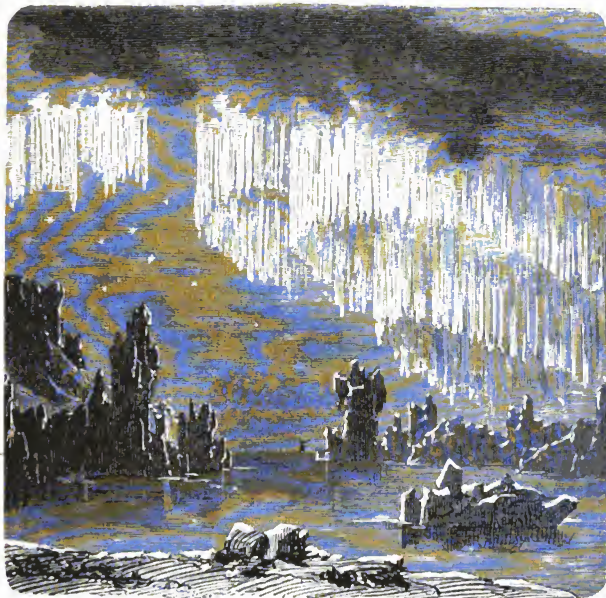
Schaut man von der schwindelnden Höhe aufsteigender Monolithgrate, oder von den scheinbar nur für Vögel zugänglichen Ruinen auf dem Doppelfelsen des Wasgensteines über das Meer der wogenden Baumgipfel, dann ergreift das Herz unwillkürlich das bangende Gefühl, als triebe man mit der steil zugespitzten Felsplatte von nur einem Schritt Breite weiter frei durch den Äther oder hin auf wogender See. Daher führen die Vogesen, zumal wenn über den rauschenden Laubkronen die weißen Nebelschleier des Abends und Morgens steigen und sinken — mit Recht den Namen der „wogenden See“.

Toula führten die Strömungen der Lüfte auf Sturmesfittichen über Land und Meer gen Norden. Plötzlich befand sie sich auf einer Insel voll Wunder der Natur; die Erde war weit und breit mit Schnee bedeckt; das Wasser, welches dies Eiland umgab, war durchsichtig wie Glas und hart wie Stein. Die Sonne streute Diamanten auf den weißen Mantel, welchen die Erde zum Schutz gegen die grausame Kälte angelegt hatte, und trotzdem glüheten und blitzten in blendendem Lichte Meereswogen, die, zu Bergen sich hebend, plötzlich wie durch Zauber erstarrten, gleich Klippen von Kristall dies Wunderland umgebend. Aufsteigender und niedersinkender Nordlichtsschein erhellt hier die Nächte, die nichts von völliger Finsternis wissen.

Da bebte die Erde und der Geist eines ungeheuern Bergkegels stieg mit Donnergebrüll aus den Schneegefilden in Feuersäulen und Rauchwolken aus der Spitze empor. Feuerströme rauschten aus dem Krater hernieder, sich in die Ebene wälzend, und Strahlen siedenden Wassers sprangen aus zahllosen Trichtern an den Abhängen des Berges senkrecht bis in die Eisregionen hinauf — zur Erde zurückschnellend schmolzen sie den Schnee mit Allgewalt, so daß Wasserbäche sich um schnell grünende Wiesen wanden; Blumen blüheten rasch auf — weiß, wie die Glöcklein, welche in Toulas Heimat den Frühling bedeuten, Nachtigallen sangen ihr süßes Lied in den Gebüschen des Thales. Zwischen den Glutströmen und Wasserbächen, die brausend und zischend durch den Qualm feuerspeiender Berge sich Bahn brachen, zog sich dieses Thal hin.

In diesem Wunderlande, unweit dieser großartigen Naturerscheinungen und reizvollen Szenerien, standen inmitten einer stillen Niederung die Hütten der Kinder des Landes — sie fürchteten den bösen Geist nicht, denn Gott schützte ihr Daheim.

Es war eine kleine Christengemeinde, welche vor den Verfolgungen der Heiden in die Ferne geflohen war. Die Kinder dieses Landes glichen nicht den Menschen, welche Toula bisher gesehen; sie verstand ihre Sprache nicht, sie hielt sie für Engel des Lichts. Goldhaar floß nieder von ihrem Haupte, blau wie der Himmel strahlte ihr Auge, ihre Stirn und Angesicht leuchteten so hell wie der Schnee, des Nordlichtes Widerschein färbte ihre Wangen rosig.



Nordlandspracht auf Island.

Gott schenkt diesem Lande einen schier endlosen Tag; bricht die ebenso lange Zeit der Dämmerung an, so schmückt sich der Himmelsdom mit Millionen funkelnder Sterne; des Nordlichtes wunderbares Glühen und Strahlen leuchtet in aller Farben Pracht, aufsteigend vom Horizont zum Zenith, dergleichen es nichts Herrlicheres gibt an diesem Ende der Welt! Geht die Sonne auch unter — Nacht wird es niemals! — — Ergreifend und hoch poetisch ist der Glaube der alten Nordländer, daß das Nordlicht ein Widerschein aus Walhalla sei, der glänzende Schatten strahlender Göttergestalten, die Funken der Strahlen, das Blitzen ihrer Waffen in nie rastenden Kämpfen.

Staunend erbebte Toulas Herz vor all diesen Wundern; sie kannte des Nordlichts geheimnisvolle Pracht nicht.

Die Zeit ihrer Heimkehr nahte; schon brausten die Orkane über die Schneegefilde daher. Eilends warf die Zauberin ihren Mantel über ein vor ihr fliehendes Mägdlein der Christen. Das Kind, als es sich emporgehoben fühlte, ergriff aber von der Heimaterde eine Handvoll Moos — zur Erinnerung an Islands Eisberge, an das grüne Thal, welches das Mägdlein nicht wiedersah.

Das Säuseln des Windes wiegte das entführte Kind in Schlaf und das Moos entfiel seiner Hand, sich über die Gipfel der Berge ausstreuend, wo es in warmer Erde Wurzeln schlug und rasch sich dem Boden entwand. Sogar die kahle Platte des St. Michaelberges umwob es mit goldgrünem Schimmer, den weiße kleine Blüten, wie die Schneeflocken des Nordens, zierten.

Toula sammelte das Kraut, und den Trank, welchen sie davon bereitete, bot sie den Kindern ihrer Heimat, wenn ihnen der scharfe Ostwind ein Leid gethan. Das machte die Zauberin weit und breit bekannt; dem fremden Kind gab sie den Namen M o s e l l a, denn die kleine Nordländerin hatte ja das Moos, als welches sich das Heilkraut erwies, aus dem kalten Island mitgebracht.

Toula gewann Mosella lieb; verstand sie auch kein Wort ihrer Sprache, so wußte und fühlte sie doch, daß die süßen Weisen, welche dem Munde des Mägdleins entströmten, Lobgesänge zu Ehren des Christengottes waren. Hinter Felsen verborgen lauschte sie, wenn das Kind vor dem kleinen Kreuze von Holz kniete, das sich Mosella selbst aufgerichtet hatte und an welches die Zauberin nicht Hand anzulegen wagte, aus Furcht vor der höheren Macht.

Und jemehr sich ihr Herz zu dem Christenkinde neigte, um so weniger Gewalt hatte der böse Geist über Toula.

Die Anhänger des Christenglaubens mehrten sich täglich. Die Bewohner des Landes strömten in Scharen zur Kapelle St. Michael und hörten die Lehren des frommen Klausners; sie liebten einander nach Gottes Gebot, und Mord und Totschlag hörten auf im Thale wie im Wald und im Gebirge.

Darüber ergrimmte der Drache und begehrte stürmisch sein Opfer. Sein Schweif peitschte bergeshoch die Wogen des Sees; wilde Fluten rissen die Hütten der Fischer mit Weib und Kind in die Tiefe des Sees. Das Volk floh entsetzt und warf sich nieder vor dem Kirchlein auf der Höhe des Berges. Das Glöcklein der Kapelle läutete unaufhörlich während dieser Not, bei diesem Aufruhr der Elemente. (Es war das Erdbeben in den Vogesen, anno 1145).

Gewaltiges Beben bewegte die Erde; der Donner rollte über und unter derselben; nachtschwarze Wolken jagten dahin am Horizont, grelle Blitze fuhren hernieder und zerschmetterten uralte Bäume, viele Menschen und Vieh. Der Drache hob seinen Riesenleib aus dem See; die Flammen, welche er spie, beleuchteten glutrot die Berge, deren Wälder beim Wüten des Orkans ihre Laubkronen zur Erde neigten. Der Tag des Weltgerichts schien angebrochen zu sein.

Toula bebte vor der Gewalt des allmächtigen Gottes; sie rang die Hände, um Erbarmen flehend gelobte sie dem Christengotte, nie wieder Menschenblut zu vergießen — alle Bosheit ihres Herzens gelobte sie zu überwinden, und sie hoffte rein zu werden durch das Wasser der heiligen Taufe.



Toula entführt Mosella.

Sie schlang liebend ihre Arme um Mosella, die sie dem Verderben zugeführt hatte; sie flehete Gott an, das Kind vor dem bösen Feinde, dessen Zornestoben sie in dem Aufruhr der Elemente erkannte, zu retten. Ihre wundervolle Stimme vereinte sich mit dem leisen Flehen Mosellas zur Mutter Gottes.

Die rührenden Weisen beider wurden bis zur Spitze des St. Michael vom Winde getragen, und die dort versammelte Schar der Christen glaubte, die Erhörung ihrer Gebete in Lobgesängen himmlischer Heerscharen zu vernehmen. — — —

Ave Maria!
Du Mutter Gottes rein und mild,
Erhöre einer Jungfrau Flehen!
Aus diesen Felsen starr und wild,
Soll dies Gebet zu dir hin wehen. —
Gebiete du dem Graus der Nacht,
Behüt' uns vor des Feindes Macht!
Durch Sturmes Brausen hör' dein bittend Kind,
O Mutter Gottes! friedvoll, rein und lind!
Ave Maria!

Fessellos tobten die Elemente weiter; Wälder, welche Jahrtausende gestanden, sanken nieder, Berge und Hügel stürzten hinab in die Thäler, die Wasserwogen der Seen versanken durch Felsenrisse in die Schluchten, welche das Erdbeben gerissen — trocken gelegt wurde der Grund der Seen. Toula und Mosella lagen bewußtlos auf dem „Berge des Gerichts“, wie die Höhe heute noch heißt. — Eine tiefe Schlucht hatte sich hier zwischen ihm und dem St. Michaelsberge geöffnet und den einst geschlossenen Höhenzug getrennt, welcher eine meilenweite Hochebene bildete.

Die Waldriesen, welche seit Urzeiten jene Höhen deckten, wurden durch den Orkan entführt — spurlos waren sie verschwunden. Wolkenbrüche hatten die nun kahlen Höhen mit ihrem Gewässer überströmt und einen breiten Fluß gebildet, der nun seine im Sonnenlichte glitzernden Wellen über die Tausende von großen und kleinen Steinen jagt, die von den Bergen herab in sein Bett geschleudert wurden — noch heute liegen sie da in der Mosel Silberfluten, welche in zahllosen kleinen Wasserfällen über den steinigen Grund rauschen. —

Tags darauf führten der Klausner von St. Michael und Mosella Scharen von Heiden, unter ihnen auch Toula, an das Ufer des neuentstandenen Stromes, um den Bekehrten die heilige Taufe zu teil werden zu lassen.

Der Drache war mit dem See versunken in die Tiefe der Erdspalten, die weitklaffend zwischen Berg und Thal gähnten; die Wasserwogen trieben das Ungeheuer nach der Grotte St. Pierre. Dort zeigt noch heute die Tropfsteinhöhle in ihren Wundergebilden auch die versteinerte Gestalt des bösen Feindes. Vom Eisensteinlager, das den Grund jener Felsen bildet, rotbraun gefärbt, phosphorleuchtend in warmen Sommernächten, scheint die Höhle zu glühen gleich den einst dem Rachen des Ungeheuers entstiegenen Flammen.

Unter dem Steinbilde des Erzengels Michael ruhen seit Jahrhunderten Toula und Mosella an der geheiligten Stelle der Kathedrale zu Toul.

Gott verlieh ihnen den Segen der Arbeit in seinem Weinberge, und seine Gnade goß der Schönheit Fülle über all die grünenden Höhen aus, welche heute rebenumkränzt die Ufer der Mosel so zaubervoll schmücken.

Nach J. von Jaminiets Lothringischen Volkssagen.



Unser Herr auf Reisen.

Nach dem Böhmischen.

Zu jener Zeit, als unser Herr Jesus Christus und Sankt Petrus noch auf Erden umherpilgerten, begegnete den beiden gar mancherlei. Eines Tages, nachdem sie frühzeitig aufgebrochen, ging Petrus um Mittag, in Gedanken vertieft, neben dem Herrn einher, bis er plötzlich zu ihm sagte: „Es muß doch eine schöne Sache sein, Herrgott zu sein! Wenn ich nur einen halben Tag Herrgott wär', dann wollt' ich schon wieder Peter sein!" Der Herr lächelte und sprach: „Es gescheh' nach deinem Willen. Sei Herrgott von jetzt an bis zum Abend!"

Eben näherten sie sich einem Dorfe, aus welchem ein Hirt seine Herde führte. Als er sie auf den Anger getrieben, begab er sich ins Dorf zurück.

„Willst du denn heute deine Herde allein lassen?" fragte Petrus den Hirten.

„Was soll ich mich heute um das Vieh scheren! Wir haben Kirchweih' heute", versetzte der Befragte.

Und wer soll denn heute auf deine Ferkel achten?" fragte Petrus weiter.

„I, heute muß sie mal der liebe Herrgott hüten!" entgegnete vertrauensvoll der leichtfertige Mann und eilte von dannen.

„Peter", sprach der Herr, „du hast's vernommen. Gern wär' ich auch mit dir ins Dorf zur Kirchweih' gegangen, allein die Herde könnte verunglücken und da du Herrgott bis zum Abend bist, mußt du sie hüten." Was blieb Petrus übrig? Er machte zwar ein recht grämliches Gesicht, gleichwohl mußte er sich der Herde annehmen. Aber er verschwor sich, nie wieder Herrgott sein zu wollen.

Am nächsten Abend spät kamen die beiden in ein Dorf. Der Herr gedachte in einer armseligen Hütte um ein Nachtlager nachzusuchen; allein Petrus

bat, sie möchten doch in eines der stattlichen Häuser einkehren, wo Überfluß wäre. Der Herr hielt ihn nicht ab und ließ ihn hiernach bei einem vorübergehenden Landmann Erkundigung einziehen; er selbst nahm vor der dürftigen Hütte Platz. Petrus ging in das Haus, das von allen das stattlichste war. Hier werden wir gewiß ein gutes Nachtmahl und ein gutes Nachtlager bekommen!" dachte er; allein er irrte sich. Die Bäuerin wies ihn barsch ab: sie koche nicht für Landstreicher und habe für solche kein Nachtlager! Petrus ließ sich nicht abschrecken und ging in das zweite Haus, wurde aber dort gleichfalls weggewiesen; ebenso im dritten. Voll Verdruß kehrte er endlich zu dem Herrn zurück.

„Komm versuchen wir's in dieser Hütte", sprach der Herr, und beide traten ein. Sie fanden ein Weib mit ihren Kindern eben beim Essen. Überall war Not und Sorge sichtbar. „Da werden wir schön ankommen, das Weib hat ja selbst nichts!" dachte Petrus. Allein er irrte sich. Als der Herr um Nachtmahl und Nachtlager bat, erwiderte das Weib, eine Witwe: „Wenn ihr mit dem vorlieb nehmt, was ich habe, will ich euch gern auftragen."

Der Herr war mit allem zufrieden und die Witwe brachte bald darauf den beiden eine Schüssel Suppe. Sie entschuldigte sich, daß die Speise nicht fett genug sei, sie würde sie gern besser gemacht haben, allein es fehle ihr an Fett. „Peter, zähl' die Augen, die auf der Suppe schwimmen", sprach der Herr. Petrus zählte die Augen; es waren ihrer oberflächlich gezählt mehr als sechzig. Als sie gegessen hatten und bevor sie sich zur Ruhe begeben wollten, zählte der Herr so viel Goldmünzen auf den Tisch, als Augen auf der Suppe geschwommen, und schenkte sie der Witwe. Die Witwe wußte nicht, was vor Freuden anfangen.

Zeitig in der Frühe ging sie in das benachbarte stattliche Haus, um Milch zu holen, um den Reisenden ein gutes Frühstück zu bereiten; da erzählte sie, wie reich die Reisenden eine schlechte Suppe belohnt hätten, und daß ihr dafür so viel Goldmünzen geworden, als Augen auf der Suppe geschwommen. Die reiche Bäuerin war geldgierig. Sie sagte daher der Witwe, sie brauche für die Reisenden nichts zu kochen; sie selbst wolle diese einladen, denn bei ihr sei ja alles im Überfluß und sie könne ihnen daher die beste Suppe vorsetzen. Als dies die Witwe dem Petrus und dem Herrn wieder sagte, sprach der Herr: „Peter, komm!" Und sie begaben sich in das Haus der Bäuerin, von den Danksagungen der Witwe geleitet.

Die reiche Bäuerin bereitete ihnen eine recht fette Suppe. „Haben sie die schlechte Suppe so gut bezahlt, wie werden sie erst die gute Suppe bezahlen!" dachte sie. — „Peter, zähl' die Augen, die auf der Suppe schwimmen!" sprach der Herr. — „O Herr", rief Petrus, dem die Suppe gar wohl mundete, „die Suppe ist so gut, daß das Fett auf ihr in ein einziges Auge zusammenfleußt. Die Bäuerin verdient, daß du sie doppelt so reich lohnst." Als sie gingen, schenkte der Herr der Bäuerin nur eine Goldmünze. Die Bäuerin schaute unzufrieden drein, doch der Herr gab nicht mehr. „Wie viel Augen, so viel Goldmünzen."

Unterwegs tadelte Petrus den Herrn, aber der Herr sprach: „Peter, nicht die Größe der Gabe macht ihren Wert, sondern die Absicht, die der Geber hat. Wahrlich, die schlechte Suppe der armen Witwe war sechzigmal mehr wert als die gute Suppe der reichen Bäuerin."



Schwester Demut.

Vor Zeiten lebte einmal ein reicher, mächtiger Graf der herrschte über viel Land und Leute, besaß eine Menge Schlösser und Höfe, dazu auch eine fromme, schöne Gemahlin, aber keine Kinder, keinen Erben, welchem er seinen Reichtum hätte hinterlassen können. — Darob grämte sich der Graf und noch mehr die Gräfin. Gar oft seufzte sie und weinte bitterlich, wenn sie der armen Leute Kinder ansah und dessen gedachte, was sie entbehrte. Da sie aber fromm und gut war, so fügte sie sich darein in Demut und Geduld und dachte: „Der Herr weiß am besten, warum er es also fügt."

Gott aber erhörte ihr stummes Flehen. Er schenkte ihr das, um was sie nicht mehr zu bitten wagte, ein Söhnlein. Da waltete nun große Freude im Hause des Grafen, und um seine Freude aller Welt kund zu thun, ließ er ein Tauffest rüsten, so herrlich, wie es noch nie im Lande gesehen und erhört worden.

Wie aber gar oft Tod und Leben Hand in Hand gehen, so geschah es auch hier. Dem Grafen wurde am selben Tage, da sein Sohn getauft worden, verkündet, daß sein Ohm, mit dem er lange in Zwist und Hader gelebt, gestorben sei und ihm, als dem einzigen Verwandten, all sein Hab und Gut hinterlassen habe, also daß er jetzt doppelt so reich als früher sei.

„Das ist keine Botschaft zum Trauern“, sagte der Graf zu der Gräfin, welche meinte, man solle das Tauffest verschieben; „jetzt soll es bei uns doppelt hoch hergehen.“

Und er ließ aus dem großen Brunnen im Schloßhofe Wein laufen aus zwei Röhren, aus der einen roten, aus der andern weißen! Auch einen doppelten Kranz von Pechfackeln ließ er um das Schloß aufstecken, auf daß seine Freude weithin leuchten möchte in das überschneite Land — denn es war Winter.

Da kamen die armen Leute von den Höfen und Weilern gelaufen, die Pracht zu sehen und sich die Hände zu wärmen an den Pechfackeln, die, so viele ihrer auch waren, nicht all den Glanz und die Herrlichkeiten beleuchten konnten, mit welchem die Gäste in dem Schlosse auftraten.

Der Graf aber war guter Laune und rief: „Thut euch Gutes, meinem jungen Sohne zu Ehren!“ Das ließen die Leute sich nicht zweimal sagen und machten sich weidlich her über den Weinbrunnen und über das Weißbrot und die Würste, die der Graf spendete. — Droben im Saale aber stand ein ganzer gebratener Hirsch mit vergoldetem Geweih auf der Tafel, und Pfauen mit goldenen Reifen um die schimmernden Hälse, ihr prunkendes Gefieder wie einen Fächer auseinander gelegt; da hingen ganze Guirlanden von gebratenen Vögeln und seltenen welschen Früchten, da schwammen riesige Karpfen und Hechte in Teichen von köstlicher Brühe und Berge von Kuchen waren aufgetürmt.

In der Schloßkapelle standen die Gevattern und fragten: „Wie soll der junge Graf geheißen werden?“ — Da sagte der eine, man solle ihn Adalbert nennen, der zweite Bertram oder Kuno, der dritte Luidolf oder Siegfried, und so wußte ein jeder einen andern Namen, immer einer ritterlicher als der andre. — Dem Grafen aber war kein Name recht, an jedem hatte er etwas auszusetzen. „Ein Name muß es sein“, sagte er, „der etwas bedeutet, und da das Schicksal ihm heute ersichtlich gezeigt, wozu es ihn bestimmt hat, so soll der Knabe „Reichmann“ heißen, denn reich wird er dereinst sein.“

Da bat die Gräfin gar beweglich: „Ach, lieber Herr, nicht also, gebt dem Knaben einen andern Namen!“ — Der Graf aber bestand auf seinem Sinn und so ward das Kind „Reichmann“ getauft.

Über ein Jahr ritten die Boten des Grafen wieder aus und luden ein zum neuen Tauffeste, denn dem Grafen war abermals ein Söhnlein geboren worden. Da es aber jetzt Maienzeit war, so brannten keine Pechfackeln um das Schloß, sondern Maienbäume waren ringsum aufgepflanzt mit wehenden Wimpeln und Laubkränzen, und auf der Wiese vor dem Schlosse spielten Musikanten vom Morgen bis in die sinkende Nacht und jeder hatte freien Tanz, der sich auf dem Plane schwenken wollte um die große Linde.

In der Kapelle standen wieder die Gevattern und hielten Rat über den Namen. „Hat Euch kein ritterlicher gefallen, Herr Graf, so laßt's diesmal einen

heiligen sein", sagten sie, und der erste wünschte Benedikt oder Bonifacius, „das ist der Gesegnete oder der Wohlthäter", sagte er. Der zweite meinte: „Laßt es Martin sein oder Georg, das hält zwischen Ritter und Heiligem die Mitte." Der dritte sagte: „Nennet ihn nach einem der Apostel oder nach einem der Blutzeugen der Kirche, etwa Stephan oder Laurentius."

„Nein!" rief der Graf, „er soll mir nicht zurückstehen hinter seinem Bruder, zum Haupterben kann ich ihn nicht auch machen, aber im Namen soll er mir nicht verkürzt sein." — Überdies trug die Amme den Säugling herein und jeder wunderte sich, wie er ihr aufrecht auf dem Arme saß, wie ein kleiner lachender Cherub mit rosenroten Wangen und goldblondem Lockenhaar.

„Wie schön, Herr!" riefen die Gevattern und Gäste; „o! wie schön, Herr, ist das Kind!" — Da lachte der Graf und sprach: „Ihr habt ihm den Namen gegeben; „Schönherr" soll er mir heißen."

Aber die Gräfin bat: „Lieber Gemahl, nicht also, gebt dem Kinde einen andern Namen!"

Der Graf aber bestand auf seinem Sinn, und als die Becher erklangen beim Bankett, da rief er: „Reichmann und Schönherr! Wessen Haus hat stolzere Namen als diese?" — Und wieder über ein Jahr, da lag abermals ein Kind in der Wiege des Grafen; aber diesmal ritten keine Boten hinaus ins Land, zum Tauffeste zu laden, denn mit dem Kinde war die Sorge eingekehrt um die Gräfin, die todkrank daniederlag.

Das Kind war diesmal ein Mägdlein, still und bescheiden wie ein geschlossenes Schneeglöckchen anzusehen, ein bleiches, feines Geschöpfchen.

„Laß mich dem Kinde den Namen geben", bat die Gräfin, und der Graf sagte es zu. — „Tochter, so sollst du „Demut" heißen", sprach sie und legte ihre Hand auf die Stirn des schlummernden Kindes.

Dem widerredete eifrig der Graf. „Das ist kein adliger Name!" rief er „und stimmt übel zu Reichmann und Schönherr."

„Laß mir den Namen", sprach die Gräfin; „denn wisse, Reichmann und Schönherr sind nicht von Bestand ohne sie."

Darauf entschlief sie, und es gab ein großes Trauern im Schlosse und in den Hütten der armen Leute, denen die Tote viel Gutes gethan.

Sieben Wochen lang wehten die Trauerfahnen von den Türmen des Schlosses und sieben Tage lang hörten die Glocken nicht auf zu läuten und brannten die Lichter nicht aus um den schwarz beschlagenen Katafalk, auf dem die Gräfin lag. Dann, als die sieben Tage und sieben Wochen und die sieben Monde der tiefen Trauer vorüber waren, ging alles wieder im alten Gange weiter. Reichmann und Schönherr wuchsen auf als stolze, adlige Junker, und Demut erwuchs im stillen, ein blasses, bescheidenes Heiderös-lein. Soviel Grafen und Herren aber auch im Schlosse verkehrten, keiner begehrte die Demut zu freien; so blieb sie im Hause.

Da starb der alte Graf, und Reichmann ward nun gebietender Herr; Schönherr dagegen war schon vor Jahren als Edelknabe an den Hof gezogen und stand jetzt als Ritter im Dienste des Königs. Das milde Regiment, das der alte Vater geführt, war Reichmann schon längst ein Greuel und Ärger,

denn sein Gemüt war stolz und hart und sein Sinn hochfahrend. Ihm trugen die Fluren und Weiden nicht genug, die Bauern waren ihm zu lässig im Fronen und Zinsen und das Gesinde zu faul bei der Arbeit. So dachte er denn es anders zu halten und die Zügel straffer anzuziehen. — Als nun die erste Trauer vorüber war, trat er früh morgens vor die Kammer seiner Schwester und rief: „Auf, Schwester Demut, und gürte dich; befiehl Knechten und Mägden und treib' sie zur Arbeit!"

Gehorsam machte die Demut sich auf und schritt durch die Küchen und Kammern, in die Gärten und Scheunen, und für ein jedes vom Gesinde hatte sie ein gutes Wort und einen freundlichen Blick. Sie ermüdete nimmer, vom Morgen bis zum Abend, überall war sie da mit sanfter Rede und Hilfe, wo es stockte. Dem Reichmann aber that sie nichts zu Danke.

„Schwester Demut!" rief er, „was brauch' ich eine Magd unter Mägden! Sei die Gräfin, sei streng und befiehl!" — Da bat die Demut: „Bruder Reichmann, laß mich bei meiner Weise; siehe, sie thun es willig und heiter, wenn ich sie freundlich bitte; der strenge Befehl macht sie dagegen mürrisch und trotzig."

Da sagte der Reichmann: „Was kümmert mich des Gesindes Murren oder Freuen! Sie sollen wissen, daß ich der Herr bin, und müssen mir gehorchen, denn sie sind mir unterthan. Es schickt sich für meine Schwester nicht, daß sie sich herabläßt zu dem Niedrigen und allem Volke, über welchem sie stehen soll als gebietende Herrin."

Aber die Demut sprach: „Sind wir nicht alle gleich und alle Menschen Brüder?" — Da ward der Reichmann zornig und rief: „Ich will nicht meiner Knechte Bruder, ich will ihr Herr sein und ein strenger Herr, dem sie ohne Säumen gehorchen und doppelt und dreifach die Arbeit thun sollen. Gefällt es dir nicht, Schwester Demut, dann ist deines Bleibens hier nicht länger, dann such dir eine andre Statt."

Da that die Demut noch doppelt so viel, um den strengen Bruder zu befriedigen; aber je mehr sie that, um so mehr begehrte der Reichmann. Die Müller lieferten doppelt so viel als früher; er verlangte das dreifache Maß. Die Bauern fronten einen Tag weiter, er begehrte zwei, und so war's überall. — Weil aber die Demut für die Geplagten bat und den herrischen Bruder ermahnte, nicht zu viel zu fordern, ward er über die Maßen zornig und rief:

„Du verführst mir mit deiner Milde das Gesinde und schaffst an meinem Untergang; mache dich auf, deines Bleibens ist hier nimmer länger!"

Die Demut weinte und bat, aber der Reichmann gab ihr harte Worte und hieß sie von dannen ziehen. — Da machte die Demut sich auf mit betrübtem Herzen und zog gegen die Königsstadt, wo Schönherr am Hofe lebte.

Wie sie in die Stadt kam, da sah sie mit Verwundern, wie von allen Erkern und Balkonen Teppiche und bunte Fahnen niederwallten, sah die geputzten Frauen und Jungfrauen mit Perlenschnüren um Hals und Nacken und mit Rosenkränzen in den geflochtenen Haaren, sah die Scharen von Rittern und Edlen in den Straßen und die Zünfte mit ihren Fahnen in langen Reihen aufziehen. Da aber viel Volk in den Gassen war, so mußte sie stehen bleiben und konnte nicht weiter.



Am Tage von Schwester Demuts Ankunft bei Ritter Schönherr.

Als sie nun fragte, was das alles bedeute, da hörte sie, es sei ein großes Turnier zu Ehren des Herzogs von Brabant, der des Königs Tochter zu freien gekommen. Da ward auf einmal ein Geschrei laut: „Da kommt Schönherr! Willkommen, du schöner Ritter! Du Sieger im Turnier!“ und die Frauen und Jungfrauen beugten sich nieder von Erkern und Balkonen und nahmen ihre Kränze aus dem Haar und ihre Sträuße von den Miedern und warfen sie ihm huldreich zu.

Da sah die Demut, die im Gedränge des Volkes stand, ihren Bruder Schönherr vorüberreiten, gekleidet in himmelblauen Samt mit Puffen von weißem Atlas und silberner Stickerei. Sie sah sein schönes Angesicht lachend vor Freude und Lust, sah seine goldblonden Locken flattern, wie er das federngeschmückte Barett abnahm, um zu grüßen; sie sah, wie freundlich er dem jauchzenden Volke dankte von seinem hohen Rosse herab, und wie heiter er hinauf lachte zu den Damen, die ihn mit Rosen und Schleifen bewarfen. So sah sie Schönherr wieder, den sie seit vielen Jahren nimmer gesehen, der jetzt getragen ward von der Gunst des Hofes und dem Beifall der Menge.

Sie fragte sich durch bis zu seinem Hause, aber als sie hinkam, dunkelte es bereits und die Lichter waren angezündet in den Sälen und Gängen, Musik schallte von oben herab, denn Schönherr gab den fremden Gästen ein Bankett.

Diener liefen ab und zu und Pagen huschten durch die Gänge, aber alle hatten es eilig, und keiner achtete auf die Rede der Demut. Endlich erbarmte sich ihrer ein alter Knecht, und da er hörte, sie sei die Schwester seines Herrn, führte er sie in ein Gemach und trat zu Schönherr in den Saal.

„Ritter Schönherr, lieber Herr“, sprach der Knecht, „wollet einen Augenblick ins Nebengemach treten, eine edle Jungfrau begehrt Euch zu sprechen.“

Da setzte Schönherr den goldenen Pokal auf den Tisch und trat ins Nebengemach, wo er seine Schwester stehen sah im grauen Gewande, das Haar unter dem Schleier verborgen. Er wußte nicht, wer sie sei, und als sie sich ihm genannt und ihn mit Thränen und Lächeln begrüßte, da sagte er: „Liebchen, was willst du hier? Besser, du wärest draußen auf dem Lande geblieben. Da du nun aber hier bist, so magst du bleiben; es wird sich wohl in meinem Hause eine Kammer für dich finden. Sei nicht bange, ich werde deiner nicht so viel bedürfen und so viel fordern als Reichmann.“

Damit ging er, und der Demut ward eine Kammer angewiesen; darin konnte sie aus- und eingehen, ohne daß jemand nach ihr fragte oder sie vermißte, am wenigsten Schönherr, ihr Bruder, der nur in später Nacht nach Hause kam; denn über Tage war er bei Hofe, wo er der beliebteste und erste unter allen Rittern geworden.

Der Demut aber hatte er ganz vergessen.

Da geschah es eines Tages, daß er einen Ball hielt in seinem Hause, und hatte dazu die Vornehmsten des Hofes geladen, auch die junge Herzogin von Brabant; die empfing er am Thore und geleitete sie gar zierlich die Treppen hinauf, gerade als die Demut zur Vesper gehen wollte. Der Herzogin Blick fiel auf die Demut, die in ihrem schlichten Gewande so wenig zu all der Pracht umher paßte, und sie fragte den Ritter: „Wer ist die Jungfrau?“

Da sagte Schönherr: „Es wird wohl eine von den Mägden sein, nicht wert, daß Euer Hoheit Auge sie trifft — ich kenne sie nicht!“ und er rauschte vorüber mit der Herzogin. — Die Demut aber sank nieder auf der marmornen Treppe und schluchzte: „Ach, Bruder Schönherr! Bruder Schönherr, wollte Gott, ich hätte das nimmer gehört. Reichmann hat mir harte Worte gegeben und mich aus seinem Hause gestoßen, aber er hat es doch nie vergessen, daß wir eines Geschlechts und in einer Wiege gelegen; du aber hast mich verleugnet!“ — Da ihr nun das geschehen, so sah die Demut, daß ihres Bleibens nicht mehr sei im Hause ihres Bruders, und sie machte sich auf, eine andre Zufluchtsstätte zu suchen. Wo so viele lebten und satt würden, bei Hofe, dort, dachte sie, möchte auch ein Platz sich finden für sie, und sie trat vor des Königs Schloß und rief: „Ich bin die Demut, die verstoßen ward von ihren Brüdern, nehmt ihr mich auf!“

Da lachten die Kämmerlinge und die Schranzen und die Zofen kicherten und höhnten: „Ei, hat Ritter Schönherr auch solche Gesippen und Genossen? Gute Demut, geh getrost um ein Haus weiter, hier bedürfen wir deiner nicht.“

Da ging die Demut weiter von Haus zu Haus; aber wo sie auch fragte, da war niemand, der ihrer bedürftig gewesen. So kam sie denn auch an ein großes Kloster, darinnen viele Nonnen Hora und Vesper sangen zu Ehren Gottes. Die Demut hatte wunde Füße und war müde und matt; bei den Nonnen dachte sie zu ruhen und eine Stätte zu finden lebenslang. — So zog sie denn an der Klingel und trug der Schwester Pförtnerin ihr Begehren vor. Die Pförtnerin erwiderte: „Ich will es der hochwürdigen Frau Äbtissin melden.“

Es erschien auch alsobald die Frau Äbtissin mit einem großen Kreuze auf ihrem Skapulier, einem Kreuze an goldener Kette um den Hals, mit langem wehenden Schleier und weithin schleppendem Gewande; die fragte: „Jungfrau, was willst du und was bringst du?“

Die Demut antwortete: „Mich selber, hochwürdige Frau!“ und meinte, die Äbtissin würde jetzt sagen: „Ziehe ein in Frieden, du Müde, hier ist der Demut Stätte!“

Aber die Äbtissin sagte: „Gute Demut, allhier ist ein adelig Stift und die Himmelsbräute ziehen nur ein mit reicher Morgengabe und Mitgift; such' dir ein bescheidenes Klösterlein, hier bedürfen wir deiner nicht!“

Die Demut aber war so müde und herzenskrank, daß sie nimmer nach einem andern Kloster begehrte. Sie ging, bis sie zu ihrer Mutter Grabe kam. Hier ließ sie sich nieder und flehte: „Mutter, liebe Mutter, nimm mich zu dir!“

Da erschien in heiligem Glanze ihr eine hohe Gestalt und fragte: „Tochter Demut, was rufst du mich?“ — Die Demut sagte: „Ich bin unwert und verstoßen, habe Erbarmen und nimm mich zu dir!“

Da sagte die Gestalt: „Was hast du deine Brüder verlassen, da du ihnen doch treu bleiben solltest?“

Die Demut antwortete: „Ach, liebe Mutter, ich habe nicht sie, sie haben mich verlassen.“

Da beugte die Lichtgestalt sich nieder und berührte die Stirn der Knieenden in einem heiligen, himmlischen Kusse und sagte: „Tochter Demut, verzage nicht,

dein bleibt der Sieg; aber du mußt werben um die, welche irren und meinen, sie könnten deiner entbehren: du mußt sie gewinnen mit Sanftmut und Geduld. Sei stark, Tochter Demut, und rüste dich, daß nicht deine Brüder fragen, wo ihre Schwester Demut geblieben, wenn sie ihrer bedürfen!"

„Mutter, Mutter!" rief die Demut, „mache mich stark!"

„Demut, du bist es!" klang es zurück, und die lichte Gestalt zerrann wie Nebel.

Jetzt stand die Demut auf von ihrer Mutter Hügel, getröstet und gekräftigt. Da dachte sie zuerst an ihren Bruder Reichmann, und sie machte sich auf zu ihm.

Als sie von ihm gezogen, da lachten die Fluren und viel stattliches Vieh ging auf den Weiden, da rauschten seine Mühlen bei Tag und bei Nacht, und seine Meierhöfe waren anzusehen wie kleine Edelsitze. Als sie nun wiederkam, meinte sie fast, sie hätte den Weg verfehlt, denn die Fluren lagen da wüste und unbebaut, die Saaten zertreten und zerstampft. Das Vieh war weggetrieben oder irrte zerstreut umher in den Wäldern, die Mühlgräben waren versandet und die Meierhöfe verödet.

Die Demut schritt bangen und doch starken Herzens vorwärts, bis sie an das Schloß ihres Bruders kam. Da sah sie zerbrochene Warttürme und geschleifte Mauern, und in den Sälen spann die Spinne und träumte die Fledermaus, und durch die Gänge huschte der Wind, der luftige Wind; Sonne und Mond schienen durch das zerbrochene Dach und die zertrümmerten Sparren.

Da ward es der Demut wehe ums Herz und sie rief mit Klagen: „Bruder Reichmann! Ach, lieber Bruder Reichmann, wo bist du?"

Da trat Reichmann gebückten Ganges hervor aus einem alten Saale und fragte: „Wer ruft mich?"

„Ich bin's, deine Schwester Demut!" erwiderte sie.

„Was willst du von mir?" fragte er; „ich habe in guten Tagen dich von mir gewiesen, was kannst du in bösen erwarten? Meine Bauern sind aufgestanden gegen mich mit Mord und Brand, und meine Nachbarn sind mir ins Land gefallen mit gewappneter Hand und haben meine Burgen zerbrochen und meine Mannen niedergeworfen und getötet!" — Er sagte aber nicht, wie hart er die Bauern gedrückt und wie sehr er seine Nachbarn durch bösen Übermut gereizt und geschädigt, denn er hatte immer gedacht: „Ich bin der Reichmann und vermag es."

„Gehe von hinnen, Schwester!" sagte Reichmann; „suche dir bessere Orte; bei mir ist Trauer und Mangel."

Aber die Demut sagte: „Lieber Bruder, laß mich bleiben; wenn alle dich verlassen, ich will zu dir stehen; ich will zu den Bauern gehen, zu den Müllern und zu den Nachbarn und sie freundlich bitten, daß sie wieder zu dir stehen mögen, damit du wieder zu dem Deinen kommst."

Der Reichmann sagte: „Versuch's, ich will's nicht hindern."

So machte die Demut sich auf und klopfte an alle Thüren in Reichmanns Namen und sagte: „Thut es mir zulieb', da ich wieder bei ihm bin!" Und um ihretwillen waren ihm auch die Leute wieder hilfreich, die ihm so lange

feindselig gewesen. — Da rauschten die Mühlbäche wieder über die Räder, die Saaten sproßten aufs neue und die Burg ward wieder aufgebaut.

Der Reichmann schritt mit der Demut an der Hand durch die Wiesen und Felder und sah nach den Mähern und Pflügern; und wenn es ihm dünken wollte, sie schafften nicht genug, und die harten, bösen Worte kamen ihm wieder auf die Zunge, da faßte die Demut seine Hand und sprach sanft:

„Soll ich wieder von dir gehen müssen, da wir uns doch kaum gefunden?"

Und wie Kisten und Kasten sich wieder füllten und die Nachbarn von neuem einkehrten im Hause, da dachte oft der Reichmann: „Ich bin doch wieder der Reichste und Erste."

Aber wenn die Demut das sah, dann sprach sie gleich liebreich: „Bruder Reichmann, es könnte wieder anders werden und Freunde in Feinde sich verwandeln; lieber laß uns in Frieden leben!"

Dann sagte der Reichmann: „Schwester Demut, du hast recht; hilf du mir bewahren, was ich besitze, sonst ist es verloren."

So lebten sie mit einander in Eintracht und Frieden, die Not schwand und Reichmanns Fluren waren wieder die gesegnetsten weit und breit.

Da geschah es eines Tages, daß ein Mann vor das Schloß trat, müde und matt, mit ergrautem Haar, der rief: „Laßt mich ein, ich bin einmal Schönherr gewesen und jetzt nur noch der Schatten meines Selbst!"

Freundlich trat ihm die Demut entgegen und hieß ihn willkommen, da sprach er: „Warum wendest du dich nicht von mir, da ich dich doch verleugnet, um der Schönheit willen? Siehe, ich bin jetzt ein verbannter Mann, vom Hofe verlassen und von der Menge vergessen, mein Herz blutet aus tausend Wunden, meine Stirn ist gefurcht und mein Lachen ist Hohn und Haß geworden."

Die Demut sprach: „So thatest du wohl, mich zu suchen; siehe, ich habe gar linden Balsam für die Wunden, und unsere Fluren tragen Blumen zu Kränzen genug. Laß mich deine Stirn glätten und deinem Lachen die Schärfe nehmen. Lieber, es giebt noch so viel Tröstliches und Erfreuliches in der Welt, was willst du verzagen?" —

Da sagte Schönherr: „Schwester Demut, hätt' ich dich bei mir behalten, es wäre manches anders geworden, als es ist." — Die Demut dagegen: „Wohlan, laß uns aufs neue beginnen, die Zeit zum Bessern ist jede Stunde!"

So blieb Schönherr, und die Furchen seines Antlitzes ebneten sich wieder, sein Geist ward wieder heiter, und die Blumenkränze, die die Demut ihm wand, wurden ihm bald so lieb wie die brillantnen Ketten, die der Stolz und der Übermut ihm geschenkt und entrissen.

Die drei blieben beieinander, und rühmend sagte man im Lande: „Sehet Reichmann und Schönherr, mit Demut vereint, welch glückliches Haus sie gegründet haben!"

E. Diethoff.



Zug der Hochzeitsgäste.



Eselshaut überbringt dem Kasserolgardisten des Prinzen Lieblingskuchen.

Prinzessin Eselshaut.

Französisches Märchen. Neu erzählt nach Ch. Perrault.

1.

Vor langer, langer Zeit herrschte weit von uns, im duft- und blumenreichen Lande Anemonien, in schönster Eintracht und in Pracht und Herrlichkeit ein hochverehrtes Königspaar.

Doch wie unerschöpflich auch Fortuna ihr Füllhorn über Land und Leute ausgeschüttet hatte, eines fehlte zum Glücke des Königs und seiner Gemahlin. Ihre Ehe war ungesegnet geblieben, und weil sie doch irgend jemand um sich haben wollten, dem sie ihre Schätze und Schlösser hinterlassen konnten, so hatten sie eine Nichte, der Königin Schwesterkind, zu sich genommen und so erzogen, als wenn es ihre leibliche Tochter gewesen wäre.

Prinzessin Tulipana galt weit und breit für die lieblichste Blume am Hofe des prachtliebenden Königs Alraun, nur die holdselige Königin Tuberosa konnte sich mit der anmutigen Nichte messen. Wäre Prinzessin Tulipana ebenso

bescheiden und einfach gewesen, als sie reizend war, so hätte man sie nicht nur für die Schönste und Lieblichste am Hofe ihres Oheims, sondern auch für die Erste unter den damaligen Fürstentöchtern halten dürfen. So aber ging ihr ein schönes Kleid, ein köstliches Geschmeide, Putz und Tand über jenen Besitz, den man sich durch Pflege des Geistes aneignet. Sie bildete sich ein, von Haus aus genugsam Anmut und Verstand zu besitzen; daher trachtete sie weniger nach dem, was ihr noch fehlte, und unterließ es, ihr Herz und ihren Geist zu bilden. Da sie jedoch gutherzig und überaus freigebig war, sah man ihr vieles nach, und sie galt trotz ihres eitlen und etwas hochfahrenden Wesens für beliebt im Lande; und wenn man gar ihre Diener sprechen hörte, so schienen sie alle stets bereit, für Tulipana durchs Feuer zu gehen.

So viel über die schöne Königsnichte.

Doch es gab im Reiche Anemonien noch mancherlei, was von sich reden machte. Den wunderherrlichen Königspalast mit seinem Reichtum an Pracht und Seltenheiten in Prunkgemächern und Festsälen meine ich nicht; auch nicht König Alrauns Lustgärten und Landhäuser mit ihrer Fülle seltener Gewächse und heilbringender Pflanzen — was den Fremden am meisten anlockte, das war der königliche Marstall. Und in der That, höchst seltsam! In dem prächtigen Leibpferdestall nahm nicht des Fürsten Lieblingsroß, sondern ein schlichtes Eselein den obersten Platz, und zwar verdientermaßen, ein.

Ja, verdientermaßen! . . . .

Denn dieser Esel war ein Goldesel, in dessen Eingeweiden eine ganz eigentümliche Art von Stoffwechsel vor sich ging. Statt jenes Produktes, das im ganzen himmlischen Reiche, dem fernen Reiche der Mitte, mit am höchsten gewertet ist, fand sich an jeglichem Morgen nicht etwa eine besondere Art von Eselsmist vor, sondern — kaum ist es zu glauben — es fanden sich Häufchen von gediegenem Golde und Silber, die man nur mit dem Besen zusammenzukehren und ausmünzen zu lassen brauchte, um mehr Gold zu erhalten, als der gesamte kostspielige Hofhaushalt des Monarchen bedurfte.

Wie prächtig und über alle Maßen hoch es daher am Hofe des Königs Alraun herging, das kann sich jeder an den Fingern herzählen, wenn er auch keinen Goldesel besitzt. Kein Wunder, wenn der Name des prunkliebenden Herrschers und der holdseligen Tuberosa nebst Prinzessin Nichte im Munde aller Leute der östlichen Welthälfte und der umliegenden Ortschaften lebte. Indes Glück und Glas — wie leicht bricht das!

In dieser Welt hienieden ist alles dem Wechsel unterworfen, das Glück im Königspalast so gut wie in der niedrigsten Hütte. Und so geschah es, daß die vielgeliebte Königin urplötzlich von einer bösartigen Krankheit überfallen ward. Vergebens bot der König ganze Metzen von Dublonen und Goldthalern dem, welcher die teure Gemahlin am Leben zu halten vermöchte. Alles umsonst! — Sie starb und blieb tot. Was nützten nun dem König die seltenen Produkte seines unvergleichlichen Esels!

Noch ehe ihr letztes Stündlein gekommen, hatte sie ihrem tiefgebeugten Eheherrn das Versprechen abgenommen, wenn er sich ja wieder vermähle, nur eine solche Prinzessin heimzuführen, welche noch tugendsamer, liebreicher, schöner

und königlicher sei, als sie selbst gewesen. Wiewohl König Alraun sie versicherte, daß er nicht im entferntesten an eine andere Gemahlin dächte, mußte er ihr doch heilig und teuer angeloben, stets ihres letzten Wunsches eingedenk zu bleiben. Erst nachdem dies geschehen, starb sie beruhigt.

Längere Zeit erschien der Witwer trostlos und aller Freude unzugänglich; er härmte sich mehrere Monate hindurch Tag und Nacht ab. Indes auch der heftigste Schmerz tobt sich zuletzt aus. Zuerst machten die Großen des Reiches ihrem Fürsten lebhafte Vorstellungen; sie sagten, daß mit Thränen und Jammern allein dem Lande nichts genützt werde; dagegen sei es des Königs Pflicht, an einen zweiten Ehebund zu denken, da aus seiner ersten Ehe ein Erbe nicht erwachsen sei, während die Sehnsucht nach einem Prinzen Thronfolger im Lande sich allgemein kundgebe. An schönen Prinzessinnen fehle es ja nicht; es handle sich nur um den Entschluß.

Doch Herr Alraun setzte dem Verlangen seiner Räte und des Hofgesindes längere Zeit ein undurchdringliches Schweigen entgegen. Um so eifriger spähte Graf Papaver, der erste Minister, unter der Hand bei allen Nachbarn nach einer Prinzessin, welche noch größere Tugenden und ein noch königlicheres Aussehen besitze als die heimgegangene unvergeßliche Fürstin. Nirgends jedoch fand sich eine Königstochter, welche den Vergleich mit der verstorbenen Tuberosa hätte aushalten können; ein passender Vorschlag war daher doch nicht so leicht zu machen. — Und so herrschte Ratlosigkeit über alle Maßen am Hofe, zumal der einsichtige König sich unterdessen selber zu trösten suchte und einer Wiederverheiratung sich nicht mehr so abgeneigt zeigte.

Da geschah es, daß in einer recht übeln Stunde des Monarchen Lieblingsnarr ihm mitteilte, er wisse nun die Holde zu nennen, welche allein sich mit Tuberosens Schönheit und Liebreiz messen könne, ja die selige Königin noch an Jugend, Anmut und Lieblichkeit überträfe. Als Herr Alraun nach dieser außerordentlichen Schönheit forschte, wies der Schäker Perplex auf die gerade eintretende Prinzessin Nichte. Und in der That, die Jugend und Holdseligkeit derselben war derart, daß alle Hofleute und die Vornehmen des Reiches der Meinung des Narren zustimmten. Dergleichen Heiraten unter nahen Verwandten müssen in früheren Zeiten den Leuten nicht so sündhaft erschienen sein, denn der Vorschlag fand Gnade in den Augen des Königs. Perplex ward zum königlichen Kabinettsrat ernannt, und wiewohl darüber viele den Kopf schüttelten, so ging es doch, wie es höheren Orts zu gehen pflegt: es gab unter dem gesamten Hofgesinde auch nicht eine Person, die dem Könige das Unpassende seiner Entschließung vorgestellt hätte.

Die junge, schöne, ihres Liebreizes sich wohlbewußte Tulipana meinte in Ohnmacht fallen zu müssen, als zu ihr die Kunde der königlichen Absichten drang; denn ihre Gedanken waren durchaus nicht auf einen Gemahl gerichtet, den sie bis dahin als ihren Vater verehrt hatte, obschon es ihr schmeichelte, Königin von Anemonien werden zu können. Sie warf sich ihrem Oheim zu Füßen und beschwor ihn, sich die unschicklichen und sündhaften Gedanken einer Verheiratung mit ihr aus dem Kopfe zu schlagen. Aber mit Mächtigen ist nicht gut Kirschen essen. Widerspricht man ihnen, so werden sie erst recht hartnäckig.

Nachdem König Alraun seinen Gewissensberater von seiner Willensmeinung in Kenntnis gesetzt und hierauf die Ansicht des Beichtvaters zu hören verlangt hatte, entschied dieser, daß den Mächtigen auf Erden im Grunde nichts verboten sei, zumal sie sich ja doch alles erlaubten; und so erging denn der Befehl, die Vorbereitungen zu einer recht prunkvollen Hochzeit zu treffen.

Jetzt fand sich in der Umgebung der Prinzessin niemand mehr, der ihr abgeredet oder ihr Mut eingesprochen hätte. In dieser bedenklichen Lage erinnerte sich Tulipana ihrer Patin, der Fliederfee Pimpernella. Diese hatte versprochen, ihr zur Seite zu stehen, wenn sie in den Fall komme, von ihr Rat und Hilfe zu bedürfen. Zu dem Zwecke hatte die Blumenelfin ihr zum Angebinde ein milchweißes Schäflein zurückgelassen, welches im Laufe der Zeit zu einem ansehnlichen Hammel herangewachsen war, der die Eigenschaft besaß, sich überall zurecht zu finden, wo man sich auch mit ihm hinwendete.

Kurz — vor dem anberaumten Hochzeitstage schlich nun Tulipana eines Abends aus dem Palaste und spannte ihren treuen Jugendgenossen, den feisten Hammel, vor einen zierlichen, aus Blüten und Ranken geflochtenen Wagen, gleichfalls ein Geschenk der gütigen Pimpernella. Hierauf kutschierte sie im Mondschein auf und davon, dem luftigen Blumenschlosse der Fliederfee zu. Diese wußte schon den Grund des Besuches ihres Schützlings und gab Tulipana die Zusicherung, daß ihr nichts Übles widerfahren solle, wenn sie die Ratschläge befolgen wolle, welche sie ihr geben werde.

„Mein Kind“, sprach die Fliederfee, „du würdest deinen Oheim nur halsstarriger machen, wenn du ihm widersprechen wolltest. Thue lieber, als wärest du geneigt, seinen Wünschen nachzukommen, und verlange von ihm nur als Belohnung für deine Folgsamkeit ein Kleid von der Farbe des Wetters; trotz aller Macht wird er dir kaum jemals ein solches Gewand verschaffen können. Sollte aber das Unglaubliche doch geschehen, so verlange ein zartes Kleid, von der Farbe des Mondscheins. Wenn auch dieses herbeigeschafft würde, woran ich aber erst recht zweifle, so wünsche dir ein Sonnenkleid.“

Diese wohlgemeinten Ratschläge behagten der Prinzessin ungemein. Was war ihr bis dahin lieber gewesen als schöne Kleider und Putz? Beruhigt schied sie von ihrer Beschützerin und befolgte auch getreulich die ihr gegebene Weisung, indem sie dem Könige vor dem ganzen Hofe erklärte, nicht eher ihr Jawort geben zu können, bevor sie nicht ein Kleid von der Wetterfarbe besitze. Dem König dünkte dies so schwer nicht. Er verhieß darauf demjenigen geschickten Weber, welcher ein solches Kleid herzustellen vermöchte, drei gestrichene Metzen spanischer Dukaten sowie den neugestifteten Orden vom roten Salamander. Und in der That, die Fee hatte sich bezüglich der Kunstfertigkeit der Weber im Lande Anemonien stark geirrt, denn binnen zweimal vierundzwanzig Stunden lag das Kleid fertig vor der Königsnichte. Es schimmerte in allen Farben des schönsten Wetters, je nach Gefallen seiner Besitzerin und ihres Gesindes. Ja, als urplötzlich der allmächtige Gebieter seine Stirn kräuselte, zeigte es sich alsbald von seiner veränderlichen Seite, was man „Schangschang“ nennt — kurz es schillerte bald regnerisch, dann wieder gewitterartig, wie eben die Prinzessin oder ihr Pflegevater das Gesicht verzogen und gnädiglich oder unwirsch drein schauten.



Die Prinzessin bei ihrer Patin, der Fliederfee.

Nun glaubte der König gewonnenes Spiel zu haben. Denn als die Prinzessin nun nach einem Kleide in der Mondfarbe verlangte, lieferten kunstfertige Hände auch ein solches, ja auch ein Kleid von Sonnenschimmer ward auf Tulipanas Verlangen beschafft! Der verliebte alte König hatte den ganzen Reichtum seiner Schatzkammern hingegeben, um ein Gewand herstellen zu lassen, welches mit

der Sonne an Glanz wetteiferte: das Wunderwerk glitzerte und schimmerte prächtig in tausend Farben, ja vor ihm erschienen in der That die Strahlen der Sonne matt und eintönig. Als die Prinzessin ihre unerreichbar erscheinenden Wünsche befriedigt sah, gab es keinen Grund mehr, ihr Jawort zu versagen. Der Verzweiflung nahe, und im Stiche gelassen von ihren besten Freunden, suchte sie in ihrer Ratlosigkeit wiederum ihre gütige Beschützerin auf. Diese vernahm mit Erstaunen, daß ihre Ratschläge dem Königskinde nichts genützt hatten. Sie sann daher hin und her. Endlich sprach sie: „Noch gibt es etwas, was dein Oheim dir nicht wird geben mögen! Kehre zurück meine Tochter und verlange das edle Fell des Goldesels aus dem Marstalle, dem dein Pflegevater seine glänzenden Einkünfte verdankt.“ Die Prinzessin atmete von neuem auf und befolgte auch diesen Rat, in der festen Überzeugung, daß der König das wertvolle Wundertier ihr zuliebe nicht abschlachten lasse.

Der gesamte Hof sah sich wie erstarrt und versteinert an, als Tulipana ihren neuesten Herzenswunsch offenbarte. Allen Vorstellungen zum Trotz blieb sie dabei und begehrte mit größter Entschiedenheit das Fell des unschätzbaren Goldspenders. — Aber auch diesmal irrte sich die Fliederfee. Der König gab den Befehl, den unvergleichlichen Esel abzuhäuten! Und in der That ward schon am nächstfolgenden Tage das Fell des geopferten Langohrs in einem prächtig geschnitzten Köfferchen der Prinzessin zu Füßen gestellt. Nun sah dieselbe keinen Ausweg mehr vor sich, um der gesteigerten Zärtlichkeit des verliebten Oheims sich zu entziehen. Sie versank in äußerste Schwermut, und noch einmal flehte sie — sterbenskrank — ihre Patin um ihren Beistand an, und sie rang so lange die Hände, bis Pimperuella bei ihr erschien.

Diese aber hielt die Lage der Trostlosen nicht für so verzweifelt. „Hülle dich, mein Kind, nur in die Haut des Esels ein; sie verleiht dir hinlänglich Schutz, den Palast deines Vaters unangefochten zu verlassen; das schlichte Fell des geduldigen Tieres gibt dir Sicherheit überall, wo du dich hinwendest. Tröste dich: dir soll, wohin es auch sei, die Lade mit deinen geliebten Kostbarkeiten, deinen Gewändern, vornehmlich aber mit deinen Prachtkleidern, die du der Liebe deines Oheims zu verdanken hast, nachfolgen. Hier nimm hin diesen Zauberstab; sobald du damit die Erde berührst, steht dein Koffer mit dem, was du begehrst, vor dir. Und nun fasse Mut und rüste dich, dem Palast deines Oheims den Rücken zu kehren.

Die Prinzessin faßte sich kurz, nahm dankbaren Herzens von ihrer Pate zärtlichen Abschied und hüllte sich in die Eselshaut, nachdem sie Gesicht und Hände angeschwärzt hatte. Unbehelligt gelangte sie solchergestalt ins Freie.

Ihre Flucht, welche am andern Morgen erst bekannt ward, verbreitete allgemeine Bestürzung. Der König geriet außer sich. Der ehemalige Lieblingsnarr Perplex fiel in Ungnade, der unschuldige Schlächter des Goldesels ward aus dem Lande verbannt. Seine Majestät selbst, der bisher so gütige Monarch, schlich finster durch die weiten Räume seines Palastes und erließ blutige Befehle, sobald ihn etwas an den erlittenen Verlust erinnerte. Überallhin ergingen die bestimmtesten Weisungen, aufs sorgfältigste auszuspähen, wo sich die Prinzessin hingewendet haben könne.

Die Fee, entschlossen, ihrem Schützling hilfreich zur Seite zu stehen, vereitelte jede Bemühung der königlichen Trabanten, die Entflohene zurückzubringen.

Ratlos irrte inzwischen die Flüchtige herum in Wald und Heide, auf Feld und Flur; denn es hielt der Allbekannten schwer, ein ganz sicheres Versteck ausfindig zu machen. Sie überschritt deshalb die Landesgrenze; doch auch im Nachbarreich Morphien wollte sich kein Unterkommen finden lassen....



Prinzessin Eselshaut findet ein Unterkommen als Stallmagd.

Kein Wunder! Von der schmutzigen Person in der häßlichen Eselshaut wandte man sich überall ab, höchstens daß man ihr hier und da aus Barmherzigkeit etwas zu essen reichte, nur, um sie möglichst schnell wieder loszuwerden.

So stand sie nach vierzehntägiger Wanderschaft in der Nähe der großen Residenz Trippstrille vor einem Landgute, dessen Pächterin einer Stallmagd bedurfte, zum Reinigen der Wäsche, um das Getier des Hühnerhofes zu füttern und die Ställe der Lämmer und Schweine zu säubern. Hierzu erschien die Person in der Eselshaut gut genug.

Längst waren der Flüchtigen alle eitlen und hoffärtigen Gedanken vergangen. Es wäre nach der schweren Wandlung, die über sie gekommen, thöricht gewesen,

sich noch hoffärtig zu gebärden; sie war vielmehr recht bescheiden und anspruchslos geworden, und so nahm denn die Königsnichte, des herumirrenden Lebens müde, den angebotenen Dienst an. Wiewohl sie im verborgensten und elendesten Winkel des Hauses ihre Wohnstätte aufschlagen mußte, schätzte sie sich doch glücklich, endlich hier vor den Nachstellungen ihres Oheims sicher zu sein, und da man sich nach und nach an ihren Anblick gewöhnte, so verlebte sie ungefährdet ruhige Tage. Nach und nach hörte auch der Spott der Leute auf, da sie die ihr zugemuteten Dienstleistungen mit gewissenhafter Treue erfüllte; das ihr anvertraute Vieh aber gedieh auffallend unter ihrer Pflege.

Ihre Ziegen und Lämmer hütend, saß sie denn eines Tages, in traurige Gedanken versunken, einsam am Ufer eines kleinen Teiches. Als ihr Blick auf die spiegelhelle Fläche des Wassers fiel, erblickte sie sich zum erstenmal in ihrer ganzen Häßlichkeit, und sie erschrak zum Tode über ihr Aussehen. Weshalb aber sollte sie sich vor sich selbst scheuen?

Schnell warf sie daher die häßliche Eselshaut von sich, wusch sich Leib, Hände und Gesicht und, erfreut über die wiedergewonnene Jugendfrische und Lieblichkeit, hielt sie sich jetzund lange nicht mehr für so unglücklich, wie kurz vorher. Indes ihre Sicherheit verlangte, daß sie sich schleunigst wieder in ihre Eselshaut hüllte. Und dies that sie auch. Am nächstfolgenden Tage aber, einem Feiertage, schloß sie sich in ihr Versteck ein, zauberte ihren Koffer herbei und brachte das wundervolle Wetterkleid zum Vorschein, das sie anlegte.

Sie gefiel sich in demselben über alle Maßen, so daß sie beschloß, nun an jeglichem Sonn- und Feiertag sich am Anblicke ihrer Zauberkleider zu laben. Wie ganz anders als in der häßlichen Eselsfellhülle sah sie doch in ihrer duftigen Pracht aus, wenn Blumen und edles Gestein in ihrem goldigen Haar glänzten und glitzerten!

Wer aber möchte die Arme schelten, wenn sie selbst wenigstens an sich Gefallen haben wollte, da sonst niemand anders ihre Schönheit pries?

Ihre Umgebung, Hühner und Gänse, Schafe und Schweine, wichen scheu vor ihr zurück — denen war nur die häßliche Hüterin in der Eselshaut bekannt und daher willkommener als die liebliche Fee im duftigen Mondkleide! Indes trotz ihres Putzes beschlichen sie in ihrer Einsamkeit wiederum recht trübe Gedanken. Was nützten ihr aller Putz, das Wetter-, Mond- und Sonnengewand, alle Blumen und Diamanten, wenn sie so viel Herrliches nur für sich allein hatte! Nachdem sie jegliches Putzstück, eines nach dem andern, angelegt, hatte sie auch bald sich selber zur Genüge bewundert. „Ach“, flüsterte sie trostlos zu sich, „man ist nur schön, wenn auch andre daran Vergnügen finden und dies äußern!“ — Wie stand es aber in dieser Beziehung um sie — nicht einmal ihr Name Tulipana war ihr geblieben! —

Jeder kannte sie nur von der häßlichsten Seite, und nach ihrem seltsamen Kleide nannte man sie im Hause der Pächterin nur die „Eselshaut“.

Nun wollte es der Zufall, daß gerade an einem heiteren Sonntage es dem jugendlichen, von der Jagd heimkehrenden Erzherzog Tarax, dem Erben des Reiches Morphien, einfiel, sich einen Augenblick auf dem ihm zugehörigen Meierhofe Ruhe zu gönnen. Der ermüdete Prinz ließ sich von der Pächterin

leicht überreden, so lange sich aufzuhalten, bis sie für ihn ein einfaches Mahl zubereitet. Es war just einer der seltenen Tage, an denen die unglückliche Tulipana ein Vergnügen darin suchte und fand, sich ihres Putzes zu erfreuen und, in ihr Sommerkleid gehüllt, sich der vergangenen besseren Zeiten zu erinnern. Der junge Prinz aber, den die Langeweile beschlich, suchte sich die Zeit so gut wie möglich zu verkürzen, indem er zuerst im Garten, dann im Hause, bald hier, bald dort sich umhertrieb.

Bei dieser Gelegenheit geriet er auch auf den dunklen Gang, welcher nach dem Versteck der Eselshaut führte. Verwundert bemerkte er, wie aus den Ritzen einer Thür dicht vor ihm ein eigentümlich blendender Schein erstrahlte. Neugierig schlich er auf den Zehen näher und gewahrte durch die Ritze ein leibhaftiges Wunder, so lieblich anzuschauen, daß er wie gebannt still hielt.

Prinzessin Tulipana hatte gerade heute ihr herrlichstes Kleid angelegt und saß nun wie eine Fee in ihrem Sonnengewande auf dem herbeibefohlenen Zauberkoffer. Nichts erinnerte an ihre niedrige Stellung — — der Ort, an welchem sich dies alles begab, erhöhte das Auffallende der Erscheinung. Wiewohl betroffen von allem, was er sah, hielt der Prinz es doch für ratsam, darüber Stillschweigen zu bewahren. Nur ganz beiläufig fragte er, wer die Person wohl sei, welche im hintersten Stübchen am Ende des dunkeln Ganges wohne.

„Die Eselshaut ist's, unsere Stallmagd, welche dort ihren Thron aufgeschlagen", erwiderte spöttisch die Pächterin auf seine Frage. „Ich habe sie aus Barmherzigkeit ins Haus genommen", fuhr die Bäuerin fort, „und lasse von ihr die Hühner und Schafe hüten."

Der Prinz erkannte sofort, daß die Leute nicht ahnten, welch ein eigentümlicher Gast sich im Hause verberge; er fragte nicht weiter, wohl aber nahm er sich vor, das, was er wahrgenommen habe, in den nächsten Tagen — vielleicht morgen schon — weiter auszukundschaften. Auf dem Heimwege nach seiner Residenz verließ ihn nicht die Erinnerung an die holde Erscheinung. — Das liebliche Bild hatte sich bereits ganz unauslöschlich in seinem Herzen eingenistet. Auch daheim sah er überall nichts als Sonnenschein, Diamanten und Blumen. Nun fing er an, sich darüber zu ärgern, daß er nicht sogleich die Thür zur Kammer der holden Magd auf dem Pachthofe eingestoßen; er nahm sich indessen vor, am Morgen schon das Unterlassene nachzuholen.

Mit wirren Gedanken suchte er sein Lager, aufregende Träume ängstigten ihn. Noch in derselben Nacht überfiel ihn ein hitziges Fieber, welches sein Leben in äußerste Gefahr brachte. Mit Kummer und Verzweiflung im Herzen nahmen die hohen Eltern, König Peter Morph I. und dessen hohe Gemahlin, Frau Petersilia, wahr, daß kein ärztliches Mittel bei dem Kranken anschlagen wollte. Der Prinz ward immer elender, alle ärztliche Kunst erwies sich unzureichend. Da machten denn die gelehrten Herren lange Gesichter; Nihilex, der oberste Leibmedikus, legte gedankenvoll den Zeigefinger an die Nase und schob eine mächtige Prise nach der andern in seinen Riecher; schließlich aber mußten sie, er samt seinen Kollegen, die Medizinkasten zusammenpacken und den Staub von ihren Perücken schütteln. Denn ihre lateinischen Rezepte verfingen ebenso wenig als die Wunderelixiere aus den mächtig großen Flaschen. Sie vermochten den

Prinzen nicht wieder auf die Beine zu bringen. Nachdem der Geheime Ober-hof-Leibmedikus jedoch nachgerade die vierzigste Prise zwischen seinen Fingern verzweiflungsvoll zerrieben, ohne damit zu seiner Nase zu gelangen, schien ihm endlich ein lichter Gedanke beigekommen zu sein.

„Der Prinz“, verkündete der hochgelahrte Doktor, „leidet weniger an verdorbenem Magen, schlecht operierten Hühneraugen oder Krabbeln in der Milz als vielmehr an einem Herzübel. Prinz Tarax müssen irgend einen tiefen Kummer, was man auch Herzeleid nennt, empfinden. Beeilen wir uns, diese Entdeckung der Frau Königin Mutter Majestät mitzuteilen.“

Frau Petersilia pflichtete dem klugen Leibarzt alsobald bei und begab sich schnurstracks an das Leidenslager ihres Sohnes, welchen sie auf das zärtlichste beschwor, ihr die Ursache seines körperlichen Verfalls anzuvertrauen.

„Ist mein Sohn nicht geliebt und geehrt im Lande?“ fragte sie ihn. „Erweist ihm sein Vater nicht solches Vertrauen, daß er zu jeder Zeit bereit ist, ihm Krone und Land zu überlassen? Was, mein Sohn, kann dich nur in solch tiefe Betrübnis versetzen? Hat sich etwa Liebe zu einer schönen Dame, einer benachbarten Prinzessin, in dein unbewachtes Herz eingeschlichen? Gewiß, so ist's! Doch wisse: befände man sich selbst im Kriege mit dem Vater deiner Heißgeliebten, und müßte man unter schweren Opfern Frieden schließen — glaube sicher, daß dein Glück uns mehr wert ist als alles Land und Gut! Vertraue mir, um diejenige aufzufinden, die so sehr deine Gedanken und dein Herz beherrscht. Nur stirb nicht! Sage mir lieber, mein tapferer Tarax, wie dir zu helfen ist.“

„Ach, gnädige Frau Mutter“, schluchzte der trostlose Prinz, ich trage kein Verlangen, die Regierung anzutreten; auch ist es nicht eine Prinzessin, welche Herz und Sinne mir gefangen hält; dennoch glaube ich, ich könnte genesen, wenn mir aus der Hand der Eselshaut ein Kuchen bereitet würde“ ....

Die Königin schüttelte den Kopf, wie wenn sie nicht recht gehört. Denn von der Existenz einer Person solchen Namens hatte sie bis dahin nicht ein Sterbenswörtlein vernommen.

Doch einer der Hofbeamten beeilte sich, zu ihr zu sprechen: „Erhabene Fürstin! die Eselshaut ist das niedrigste Geschöpf im ganzen Lande, mehr Vieh als Mensch; eingehüllt in eine schmutzige, rußige Haut, hütet sie in einem Pachthofe Sr. Hoheit Hühner, Gänse, Schafe und Schweine.“

Was Ihre Majestät in diesem Augenblick mit eignen Ohren vernahm, klang zwar etwas sonderbar, aber Frau Petersilia ließ sich nicht verblüffen. Nachdem sie mit sich zu Rate gegangen, ließ sie den Lieblingsdiener ihres Sohnes vor sich bescheiden und sprach zu demselben: „Das Gelüste, was dein Herr mir verraten, ist freilich etwas eigenartig, aber es gibt Exempel von Beispielen, daß dergleichen den Kranken bisweilen beifällt. Vielleicht hatte jene Eselshaut jüngst dem Prinzen, als er von der Jagd heimkehrte, ein absonderlich wohlschmeckendes Gebäck vorgesetzt, so daß dein junger Herr danach von neuem verlangt. Mache dich also sofort auf den Weg und gebiete dieser Eselshaut, hier im Schlosse sich einzustellen, alsbald einen Kuchen zu bereiten, genau so, wie ihn der Prinz wünscht.“



Der Prinz erkennt die Kuchenbäckerin.

2.

Solange man sich auch später dieser wunderbaren Geschichte erinnerte, niemand hatte es je in Erfahrung gebracht, ob Prinzessin Eselshaut etwas von dem Besuche des Prinzen auf dem Pachthofe gemerkt hatte. Jedenfalls war sie aber so klug wie schön und sie ließ es daher auch nicht merken, wie hocherfreut sie in ihrem Herzen war, als der Leibdiener des Prinzen sie aus dem Pachthofe entführte und nach der Hofküche brachte. Nachdem man ihr hier sagte, daß das, was sie leisten solle, den Prinzen glücklich machen werde, so nahm sie alle ihre Kunstfertigkeit zusammen, dem kranken jungen Herrn frische Lebenskraft in einem Prachtkuchen zuzuführen. — Zuerst schloß sie sich in ihr Kämmerlein ein, wusch sich fein säuberlich, sodann warf sie sich in eines ihrer schönsten Kleider und nun erst begab sie sich wohlgemut ans Werk.

Um guten Kuchen recht zu backen,
Nimmt Tulipana sieben Sachen:
Eier und Salz,
Butter und Schmalz,
Milch und Mehl,
Safran macht den Kuchen gel.

Indem sie dieses alte Küchenlied sang, rief sie in Gedanken den Schutz ihrer Patin an und verarbeitete, trotz ihres Putzes, den Kuchen wie herkömmlich.

Während sie noch damit beschäftigt war und wacker darauf los knetete, glitt ihr — unabsichtlich oder auch nicht — ein Ring vom Finger. Er geriet in den Teig und blieb darin stecken. Nachdem sie mit dem Gebäck endlich fertig geworden, übergab sie ihr Küchenmeisterstück dem dienstthuenden Kasserolgardisten, indem sie sich teilnehmend nach dem Befinden des kranken Herrn erkundigte. Der Grobsack würdigte die Magd jedoch keiner Antwort, sondern rümpfte hohnlächelnd Nase und Mund und wies ihr patzig die Thür. Hierauf rannte er mit dem Kuchen ins Gemach des Prinzen.

Dieser, bereits ungeduldig geworden, begann das Gebäck mit solcher Eilfertigkeit zu verspeisen, daß die Ärzte, über den plötzlichen Appetit ihres Pfleglings verwundert, einmal über das andre die Häupter schüttelten, als fürchteten sie, ein solcher Heißhunger weise auf Symptome hin, die nichts Gutes bedeuteten. — Denn königliche Hoheit Prinz Tarax würgten eine Zeitlang, wie wenn sie ersticken wollte. Dies Würgen kam aber nicht daher, weil das Gebäck dem Prinzen vielleicht widerstanden hätte, vielmehr, weil ihm der Ring der eifrigen Köchin, der in den Kuchen geraten, im Halse stecken geblieben war. Glücklicherweise aber entledigte sich der Thronfolger der Schlundsperre noch zur rechten Zeit und betrachtete nun den Gegenstand seiner Nöte mit eigentümlichen Blicken.

Seine Eßgier schien jetzt mit einem Male verschwunden. Der Reif war ein so zarter, daß er nur dem zierlichsten Finger passen konnte. Die Auffindung dieses Kleinods regte jedoch den Prinzen nur noch heftiger auf.

„Wenn ihr Kuchen und ihr Ring schon solche Wirkungen auf mein Gemüt äußern“, murmelte er in den Bart, „was muß erst die Kuchenbäckerin selbst bewirken! Freilich, sie zu mir zu bescheiden, wäre thöricht, wäre lächerlich. Spricht doch alle Welt so überaus geringschätzend von ihr. Ich mache mich schon über alle Maßen lächerlich, wenn ich ihren Namen nenne — was würden erst die Leute den Kopf schütteln, wenn ich erzählen wollte, was ich durch die Thürritze gesehen!.... Man hält mich ohnehin bereits für verwirrt — wollte ich erst sagen, wie hold die Herrliche ist, die ich leibhaftig mit eignen Augen in dem Versteck des Pachthofes geschaut . . . puh! . . . ich glaube, man brächte mich ins Narrenhaus!“

Dem Prinzen erging's wie jüngst der Prinzessin — er wußte sich nicht zu raten und zu helfen. Von neuem beschlichen ihn schwermütige Gedanken; das kaum überwundene Fieber kehrte zurück und die Sorge um den Leidenden versetzten König und Königin sowie den ganzen Hof in die höchste Betrübnis.

Der wohlweise Morph I. und seine kluge Frau Gemahlin Petersilia baten den kranken Sohn aufs inständigste, ihnen mitzuteilen, was ihn von neuem so sehr beunruhige; sie schworen, daß ihm, wenn selbst eine thörichte Liebe sein Herz umstrickt hielte, sie zu jeglicher Verbindung ihre Einwilligung geben würden; er möge ihnen nur ungescheut sein Leid offenbaren. — Der Prinz lächelte schmerzlich . . . .

„Ach, hochverehrte Eltern“, sagte er niedergeschlagen, „die Person, welche ich liebe, kann einem niederen Stamme nicht angehören. Schaut nur diesen Ring, der von ihr kommt, ob eine gewöhnliche Dirne ihn tragen könnte.“

Und also sprechend, zog er den Reif der Eselshaut hervor und zeigte ihn seiner Mutter. Diese beschaute denselben mit Kennerblick und pflichtete dem Sohne bei, daß solch ein Ring, so nobel, fein und zierlich, nur einer Dame von allerhöchster Abkunft gehört haben könne. Wer wohl die ursprüngliche Besitzerin gewesen, darüber ließ jedoch der Prinz nichts verlauten.

Darauf befahl der König, mit Paukenschall und Trompetenklang in der Hauptstadt zu verkünden, daß alle diejenigen Jungfrauen sich im Palast einfinden sollten, welche glaubten, daß der Ring des Prinzen an einen ihrer Finger passe; die solle dann zur Braut des Thronfolgers auserkoren werden.

Da erschienen denn eine Menge Prinzessinnen und vornehme Damen, Freifräulein und reiche Erbinnen; doch umsonst — keiner von allen paßte der Ring.

Hierauf erließ der König den Befehl, auch die Bürgerstöchter und Landmädchen sollten zu demselben Versuche zugelassen werden; allein es fand sich auch in diesen Kreisen kein zarter Finger, an welchen der Reif gepaßt hätte. Da sich nirgends ein passender Finger entdecken ließ, weder in den höchsten Regionen noch in den Kreisen der Mägde, Köchinnen, Schäferinnen, so schüttelte das ganze Höflingsvolk von neuem den Kopf, dito kaum minder die Herren Hofmedici. Der Prinz aber fragte mit unschuldig gleichgültiger Miene: „Nachdem man alle Welt, die sich weiblich nennt, anher befohlen hat, weshalb dachte man nicht auch an die Eselshaut, die Magd, welche mir den köstlichen Kuchen buk?“

Die hohen Eltern des Redners sahen sich drob verwundert an; die Höflinge lächelten stumm in den Bart; die Hofdamen kicherten leise, die Bedienten schüttelten sich, als wenn sie platzen wollten vor Lachen. „Wie mag man daran denken, jene schmutzige, häßliche Dirne an den Hof zu berufen?“ fragte einer der Kammerherren. „Und weshalb denn nicht?“ donnerte König Morph I., „will man lieber haben, daß es dereinst keinen König Morph II. gäbe und daß vielmehr unser geliebter Prinz völlig dahinsieche? Sogleich schaffe man jene Person, genannte Pergament oder Eselshaut, zur Stelle!“

Diejenigen, die bislang lächelten, machten nun ernste Miene zum tollen Spiel, kicherten aber um so mehr hinterm Rücken ihres Gebieters. Sie gehorchten natürlich und die Auserkorenen begaben sich schleunigst zum Pachthof, um nach der Eselshaut zu fragen.

Diese befand sich gerade in ihrem Versteck, als man ihr ankündigte, sich zu rüsten, um bei Hofe einzutreffen. Dort erschien sie noch an demselben Tage.

Wie sie sich jedoch dem Hofgesinde wiederum in ihrer Eselshaut zeigte, wurde sie natürlicherweise mit allgemeinem Hohngelächter empfangen. „Lacht nur zu!“ dachte die verkannte Königsnichte, „wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Sie betrat nun das Vorzimmer. Auch hier verhöhnt, kostete es ihr Mühe endlich in das Gemach des Prinzen eingelassen zu werden. Als nun der edle junge Herr diejenige, welche er vor kurzem in ihrer Pracht geschaut, in ihrem abschreckenden Alltagsgewande wiedererblickte — da sank er höchlichst enttäuscht, hoffnungslos in die Kissen seines Krankenlagers zurück. Betroffen fragte er die Stallmagd mit tonloser Stimme: „Bist du es wirklich, welche die kleine Stube am Ende des dunklen Ganges im Hofe der Meierei bewohnt?“

„Ich bin's, mein Prinz!“ antwortete die Eselshaut fest und bestimmt.

„So zeige mir deine Hand!“ gebot Prinz Tarax.

Wie erstaunt war alle Welt, als hinter dem häßlichen Fell das zarteste, lieblichste und rosigste Händchen hervorkam, an dessen Zeigefinger der Ring so behaglich hinabschlüpfte, als wenn er niemals irgendwo anders gesessen. Wie vom Donner gerührt schauten König Peter Morph I. und die majestätische Petersilia drein, gafften sich alle Hofherren und Damen an, als die Besitzerin eines so lieblichen Händchens mit einem Male die häßliche Eselshaut weit von sich warf, sodann noch den Mantel, in welchen sie sich gehüllt, und nun plötzlich in ihrer entzückenden Schönheit und Lieblichkeit vor den Anwesenden dastand, zur Wonne des mit einem Male gesund gewordenen Erbprinzen.

Dieser schwang sich mit einem Satze von seinem Lager und warf sich der Herrlichen zu Füßen . . . ihn hatte seine Ahnung nicht getäuscht.

Der wunderbare Auftritt erheischte eine Erklärung und diese erwartete der ganze Hof in sprachlosem Erstaunen. Schon schickte sich die Prinzessin an, die Geschichte ihrer Prüfungszeit kund zu thun, als auch zwischen dem offenen Fenster des Thronsaales die holde Gestalt der Fliederfee in ihrem Blumenwagen sichtbar ward. Sie gab nun dem Herrscherpaar und den Hofleuten in wunderbarer Rede die überstandenen Kümmernisse und Leidenstage ihrer Patin kund.

Die Zeit der Verfolgung war nun für Tulipana vorüber, denn auch König Alraun war unterdessen zur Besinnung und Einsicht gekommen. Er hatte das Unschickliche seiner Absichten erkannt und seinem bösen Gelüste den sichersten Riegel vorgeschoben, indem er eine schöne und tugendhafte Königin Witwe zum zweiten ehelichen Gespons sich erkoren. Die Hofherren, welche man seitens der Eltern des beglückten Prinzen an den Gebieter von Anemonien abschickte, um dessen Einwilligung zur Verheiratung seiner Pflegetochter einzuholen, kamen gerade an, als der König Alraun Frau Reseda heimgeführt hatte. Nun konnten die Hochzeitsgäste gleich beisammen bleiben und sie rüsteten sich schon, am nächsten Tage ein zweites Fest verherrlichen zu helfen. Zum Ehrentage des schönen Paares zogen heran Fürsten und Herren in Menge und von allen Seiten: in Sänften und Wagen, auf Pferd und Maultier, auf dem Rücken von Kamel und Elefant und anderm Getier, mit glänzendem Gefolge von edlen Herren und Damen, samt zahlreichem Dienertroß.

Und so endigt denn diese merkwürdige Geschichte im Grunde wie alle übrigen. Der Prinz führte die erkorene Herzenskönigin heim in sein Schloß, und die unzähligen Gäste aus nah und fern kehrten, nachdem die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren, höchlichst befriedigt in ihre Residenzen, Burgen und Behausungen zurück! Das Volk aber jauchzte allerorten der Prinzessin zu, wo sie sich nur sehen ließ.

Denn sie zeigte sich nun in ihrem Benehmen allen gegenüber, ob hoch oder niedrig, gleich gütig und freundlich. Das hatte sie in der Eselshaut gelernt. Prinz Tarax aber regierte nach dem Tode Peter Morphs I. als König Tarax Morph II. lange Zeit im Lande Morphien und erwarb sich durch seine Thaten und seinen Löwenmut den Beinamen „der Löwenzahn“.

Franz Otto.



Richilde und der glückliche Sieger.

Der Zauberspiegel.

Nach Musäus' „Richilde" bearbeitet.

1.

Nicht leicht hat es einen frommeren Herrn gegeben als Gunderich, den Grafen von Brabant. Er versäumte niemals den Kirchengang, wohnte fleißig den Umzügen bei, wallfahrtete nach heiligen Orten rings um sein Hoflager oft Tagereisen weit. Dennoch weilte trotz aller Frömmigkeit und trotz seines guten Gewissens keine Zufriedenheit in seinem Herzen, denn er hatte keine Kinder und besaß gleichwohl große Schätze und Einkünfte. — Kaum weniger grämte sich darüber des Grafen Gemahlin. Auch sie verabsäumte nichts, um durch gute Handlungen die Gnade des Himmels auf sich herabzuflehen.

Zufälligerweise traf sich's, daß ein großer Wundermann, Herr Albertus Magnus, als er auf Befehl Gregors des Zehnten von Köln hin zur Kirchenversammlung nach Lyon zog, seinen Weg durch Brabant nahm und beim Grafen einsprach. Der gelehrte Herr vom Predigerorden verhieß prophetischen Geistes

der Gräfin, daß sie, noch ehe er von der Kirchenversammlung zurückkehre, ihren liebsten Wunsch erfüllt sehen werde.

Die Verkündigung traf ein. Bei der Wiederkehr von Lyon fand Albertus in den Armen der erfreuten Gräfin ein zartes Fräulein, der holden Mutter Ebenbild. Herr Gunderich hätte zwar einen männlichen Erben lieber ankommen sehen; aber weil die kleine Richilde so niedlich war und ihm so unschuldsvoll entgegen lachte, trug er sie oft auf den Armen und fand große Freude an ihr.

Herr Albertus Magnus stand bei seinen Zeitgenossen und noch lange nachher in etwas zweideutigem Rufe. Einige hielten ihn für einen Heiligen, andre schrieen ihn für einen Schwarzkünstler aus; noch andre sprachen, er sei keines von beiden, sondern ein hochgelehrter Philosophus, welcher der Natur alle ihre Geheimnisse abgelauscht habe. Er verrichtete in der That auch wunderbare Dinge, darob männiglich erstaunte. Man erzählt sich, als Kaiser Friedrich II. seine Künste zu schauen begehrte, habe er ihn im Eismonat zu Köln am Rhein zu einem Frühstück in den Klostergarten eingeladen.

Hier nun soll er seinem Gast ein Schauspiel gegeben haben, das seinesgleichen noch nicht gehabt. Hyazinthen und Tulpen standen da im schönsten Flor, Obstbäume blühten, andre trugen reife Früchte, die Nachtigallen ließen sich nebst der Grasmücke im Gebüsche hören und Stechschwalben schwirrten hoch in der Luft um den Klosterturm. Wie der Kaiser alles genugsam bewundert hatte, führte unser Wundermann ihn samt seinen Höflingen an ein Traubengeländer, gab jedem Gast ein Messer in die Hand, sich eine reife Traube abzuschneiden, doch gebot er's nicht eher zu thun, als er's ansagen würde. Nachdem dies geschehen, verschwand die Täuschung, und es ergab sich, daß jeder Gast seine eigne Nase erfaßt und das Messer angesetzt hatte, sie abzuschneiden, welcher Schwank Friedrich so ins Lachen brachte, daß er den kaiserlichen Bauch halten mußte.

Nachdem der Dominikaner dem kleinen Spätling seinen Segen erteilt hatte und eben von hinnen ziehen wollte, begehrte die Gräfin noch ein Andenken für ihr Töchterlein. Der Meister sprach: „Saget mir genau an, zu welcher Stunde das Fräulein zuerst die vier Wände beschrieen hat." Darauf verschloß er sich neun Tage lang in eine einsame Klause und arbeitete an einem Kunststück, dabei sich die kleine Richilde seiner erinnern möchte.

Wie der Meister das Werk vollendet hatte, brachte er's insgeheim zur Gräfin, gab ihr Bescheid, wie's zu gebrauchen sei, und wie sie die Tochter, wenn letztere herangewachsen, vom Nutz und Brauch des Andenkens belehren sollte. Hierauf nahm er freundlich Abschied und ritt davon.

Gunderich lebte noch einige Jahre recht und schlecht, stiftete viel Gutes und legte einen großen Teil seiner Einkünfte zum Brautschatz für das liebe Töchterlein an: hierauf starb er so ruhig und gottergeben, als er gelebt. Die Gräfin wählte ein Kloster zum Aufenthalt und verwandte nun ihre ganze Thätigkeit auf die Erziehung ihrer Tochter. Doch früher noch, bevor sie das holde Töchterlein in die große Welt hatte einführen können, wurde sie vom Tode ereilt, just zu der Zeit, da das Fräulein mit dem fünfzehnten Jahre ihres Lebens in den Blütenmond weiblicher Schönheit eingetreten war.

Ehe sie von hinnen schied, rief sie jedoch ihre Tochter zu sich und redete zum Abschied also: „Ich verlasse dich, geliebte Richilde, zu einer Zeit, wo dir der mütterliche Beistand am nötigsten wäre; aber bekümmere dich nicht, der Verlust einer guten Mutter soll dir durch einen treuen Ratgeber ersetzt werden, der, wenn du weise und klug bist, deine Schritte leiten wird, auf daß du nicht irre gehest. Dort in der Schublade, wo mein Geschmeide aufbewahrt ist, befindet sich ein Erbstück, welches du nach meinem Ableben in Empfang nehmen sollst. Der hocherfahrene Albertus Magnus hat solches verfertigt und mir vertraut, dich den Gebrauch desselben zu lehren. Dieses Kunstwerk ist ein Metallspiegel, in einen Rahmen von gediegenem Gold gefaßt. Er hat für die, welche hineinschauen, alle Eigenschaften eines gewöhnlichen Spiegels, die Gestalten nämlich getreu zurückzugeben, die er empfängt. Aber für dich ist ihm noch eine besondere Eigenschaft als Gabe verliehen. Sobald du den Spruch aussprichst, welchen dieses Täflein enthält, wird dir gerade das Bild erscheinen, welches du dir vorführen möchtest. Wenn du den Zauberspiegel recht gebrauchst, schaust du darin alles Schöne und Heilsame; er wird aber trübe und fleckig, wenn du seine Eigenschaften mißbrauchst. Hüte dich, ihn aus Vorwitz und Neugier zu Rate zu ziehen oder ihm unbesonnen das zukünftige Schicksal deines Lebens abzufragen. Betrachte diesen wunderbaren Spiegel nur als einen Freund, den man in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens zu Rate zieht. Darum sei weise, wandle auf dem Wege der Tugend, damit der blanke Spiegel nicht, durch den vergifteten Hauch des Lasters angeweht, vor deinem Angesicht erblinde.“ — Nachdem die sterbende Mutter also geredet, kämpfte sie ihren Todeskampf aus und verschied.

2.

Das Fräulein empfand tief in ihrem Herzen den Verlust der zärtlichen Mutter und verweinte ein volles Jahr zwischen den Klostermauern in Gesellschaft frommer Schwestern, ohne auch nur ein einziges Mal sich um den Nachlaß der Mutter bekümmert oder in den geheimnisvollen Spiegel geschaut zu haben. Die Zeit milderte nach und nach den kindlichen Schmerz; und wie das Herz des Fräuleins keine Beschäftigung mehr darin fand, dem Kummer nachzuhängen, fühlte sie in der einsamen Zelle das Unbehagliche der Langenweile; sie besuchte daher das Sprechzimmer, fand unvermerkt Geschmack daran, mit den vorfragenden Tanten und Vettern der Nonnen zu plaudern, und so drängten sich die letzteren bald übereifrig und scharenweise ans Gitter, sobald sie die schöne Richilde gewahrten. So fanden sich denn viel stattliche Ritter ein, die dem Fräulein schöne Worte sagten, und in diesen Schmeicheleien lag das erste Samenkorn der Eitelkeit, welches hier auf keinen unfruchtbaren Boden fiel, sondern bald Wurzel schlug und mächtig aufkeimte.

Richilde verließ bald nachher das Kloster, richtete sich ihren eignen Hofstaat her und trat mit Glanz in die Welt ein. Der Ruf ihrer Schönheit und Sittsamkeit breitete sich gar bald nach allen Windrichtungen aus. Prinzen und Grafen zogen von fernen Landen heran, die Holde zu sehen. Ihre Burg erschien im Lichte eines Feenschlosses, die Fremden genossen hier der besten Aufnahme und unterließen nicht, die Höflichkeit der reizenden Besitzerin mit den

feinsten Schmeicheleien zu erwidern. Es verging kein Tag, wo nicht die Stechbahn mit einigen wohlgerüsteten Rittern besetzt war, die durch ihre Wappenherolde auf den Märkten und an den Ecken der Stadt die Ausforderung hatten verkünden lassen: wer die Gräfin von Brabant nicht für die schönste Dame anerkenne oder das Gegenteil zu behaupten sich erdreiste, solle sich in den Schranken des Turnierplatzes einfinden und mit den Waffen seine kühne Behauptung gegen die Ritter der schönen Richilde erhärten. Die Ritter brachen ihre Lanzen, erkannten sich für überwunden und gestanden der jungen Gräfin den Preis der Schönheit zu, was diese mit jungfräulicher Sittsamkeit annahm.

Bisher war es ihr noch nicht eingefallen, den magischen Spiegel um Rat zu fragen, sie brauchte ihn nur, wie man einen gewöhnlichen Spiegel benutzt, um ihren Kopfputz danach in Ordnung zu bringen. Unterdessen machte die Stimme der Schmeichelei ihre Eitelkeit immer mehr rege und erzeugte in ihrem Herzen den Wunsch, das in der That zu sein, was das Gerücht ihr tagtäglich laut genug in die Ohren gellte. Also verschloß sie sich eines Tages in ihr Gemach, trat vor den magischen Spiegel und hob ihren Spruch an:

Spiegel blank, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig' mir an die schönste Frau
Weit und breit im Land Brabant.

Behend zog sie den seidenen Vorhang zurück, blickte in den Spiegel und sah darin mit großer Befriedigung ihre eigne Gestalt, welche ihr das gefällige Glas freilich schon gar oft gezeigt hatte. Darüber hocherfreut, färbten sich ihre Wangen höher und ihre Augen funkelten vor Vergnügen; aber ihr Herz wurde darob stolz und hoffärtig. Alle Lobsprüche über ihre Wohlgestalt, die sie vorher mit Bescheidenheit und sanftem Erröten angenommen hatte, begehrte sie nun als rechtmäßigen Tribut. Auf alle Jungfrauen des Landes sah sie mit Stolz und Geringschätzung herab, und wenn von ausländischen Fürstentöchtern die Rede war und irgend eine ihrer Schönheit wegen gepriesen wurde, fuhr es ihr durchs Herz. Ihre Umgebung, die gar bald die Schwachheit der Gebieterin wahrnahm, schmeichelte und heuchelte ihr, indem sie kühnlich und zuverlässig behauptete, Gräfin Richilde sei ein unerreichbares Muster weiblicher Schönheit, und weil sie laut Zeugnis des magischen Spiegels in der That die schönste Dirne in Brabant war und überdem viel Hab und Gut besaß, viele Städte und Schlösser, so gebrach es ihr auch nicht an vornehmen Bewerbern. Sie zählte deren fürwahr mehr als weiland Frau Penelope und lernte es gar rasch, alle Ritter und Herren gar fein und trüglich mit süßer Hoffnung hinzuhalten. Ihr eitles Thun hatte manchem Wackeren gesunde Glieder, ja das Leben gekostet. Nicht allein auf dem Turnierhof und der Stechbahn platzten die eifrigen Liebhaber arg aufeinander — nein! auch draußen außerhalb der Burg und schon auf der Straße dahin gerieten die Heißsporne sich in die Haare. Dann überkam nicht selten unheiliger Eifer auch die Diener und Mannen der Ritter, und sie lieferten sich bisweilen blutige Gefechte, bei denen schon mancher hatte ins Gras beißen müssen. Das alles rührte die grausame Schöne nicht. An der Seite des glücklichen Siegers eilte sie an den am Boden

sich wälzenden Opfern der Kauflust und Eitelkeit lachend vorüber in den nahen Forst zur Jagd oder zu neuer Kurzweil nach den benachbarten Ritterschlössern, um sich im Minnelied aus begeistertem Munde wiederholen zu lassen, wie schön sie sei, daß sie die Allerschönste sei im Lande Brabant.

Bis dahin hatte ihr Herz nur leichte Eindrücke rasch vorübergehender Neigung, aber noch nicht das Gefühl leidenschaftlicher Liebe empfunden. Stellte sich bei ihr ein hübscherer Werber ein, so wurde sein minder geschätzter Vorgänger ohne viel Umstände, wenn auch mit schönen Worten, verabschiedet. Schon hatten der Graf von Artois, der von Flandern, von Brabant, von Hennegau, der von Namur, von Geldern, von Groningen, kurz alle niederländischen Herren, mit Ausnahme derer, welche bereits vermählt oder schon Greise waren, um das Herz der schönen Richilde geworben und sie zur Gemahlin begehrt.

Ihre Hofmeisterin sah Unheil im Verzuge und machte daher dem eitlen Fräulein Vorstellungen, indem sie warnte, sich vorzusehen, damit ihr guter Ruf nicht leide. Um die Sittenpredigerin los zu werden, gab hierauf die junge Gräfin in ihrer Leichtfertigkeit das Versprechen, binnen drei Tagen sich einen Gemahl zu wählen. Darob freuten sich alle Brautwerber höchlich; jeder hoffte für sich das Beste, und um der Gräfin die Entschließung zu erleichtern, einigten sie sich dahin, die Wahl, sie begünstige wen sie wolle, gut zu heißen. Unter ihren Ehewerbern befanden sich gar tapfere, ehrenhafte und auch wohlgestaltete Männer, Richilde kam es jedoch zunächst nur darauf an, den schönsten daraus zu wählen. Die Zeit war über solchen Erwägungen verlaufen; schon kamen die Grafen und Ritter in vollem Ornat angeschritten, die Entscheidung ihres Schicksals unter Herzpochen erwartend. Das Fräulein befand sich in keiner geringen Verlegenheit, ihr Herz weigerte sich, ungeachtet aller Zudringlichkeiten des Verstandes, zu entscheiden. Um allen Bedenklichkeiten ein Ende zu machen, eilte sie daher hastig vor den Spiegel, solchen also ratfragend:

Spiegel blank, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig' mir an den schönsten Mann
Weit und breit im Land Brabant.

Das war wieder eine schlimme Versuchung des Zauberspiegels.

Dabei handelte es sich nicht um den besten, um den tugendhaftesten und den treuesten Mann, sondern nur um den schönsten. Der Spiegel antwortete wie er gefragt worden; als sich der seidene Vorhang hob, präsentierte sich ein stattlicher Ritter in vollem Harnisch. Sein Haar wallte in kastanienfarbenen Locken von dem Scheitel herab, aus seinem Feuerauge blitzte Kühnheit und Heldenmut, die männlich gebräunte Wange strahlte von heiterer Anmut und Gesundheit, der ganze Körper strotzte von Rüstigkeit und Manneskraft. Sobald das Fräulein das herrliche Bild erblickte, that sie das feierliche Gelübde, keinem andern Mann als diesem ihre Hand zu reichen. Nur nahm sie wunder, daß die Gestalt des schönen Ritters ihr ganz unbekannt geblieben war; sie hatte ihn nie an ihrem Hofe gesehen, obgleich es nicht leicht in Brabant einen jungen Kavalier geben mochte, der hier nicht schon erschienen wäre. Unterdessen war es in den Vorgemächern laut geworden.

Das Fräulein öffnete endlich die Thür, und wie sie ihre Hofmeisterin erblickte, umarmte sie die ehrwürdige Dame und sprach mit liebreicher Gebärde: „Ich hab' ihn gefunden, den Mann meines Herzens; freue dich mit mir, der schönste Mann in Brabant ist mein! Mein Schutzengel ist mir diese Nacht im Traum erschienen und hat den Rechten mir zugeführt.“ Die Hofmeisterin, hocherfreut über diese Nachricht ihrer jungen Herrin, frug, wer der Glückliche sei, vom Himmel erkoren, eine so schöne Braut heimzuführen? Alle edlen Frauen des Hofes rieten in Gedanken gar scharfsinnig bald auf den, bald auf jenen wackern Ritter, und es raunte eine der andern den Namen des vermeinten Glücklichen etwas vorlaut ins Ohr. Aber die schöne Richilde sprach: „Meinen Bräutigam namentlich zu nennen, steht nicht in meiner Macht; er befindet sich nicht unter den Fürsten und Edlen meines Hofes und ich habe ihn auch noch nie mit leibhaftigen Augen gesehen; aber seine Gestalt schwebt meiner Seele vor und wenn er kommt, mich heimzuführen, werde ich ihn erkennen.“

Über diese Rede wunderten sich alle Damen und Herren nicht wenig und sie vermuteten, das Fräulein habe solche Rede nur erdacht, der Wahl eines Gemahls auszuweichen; aber sie beharrte bei ihrer Erklärung standhaft, keinen andern Gemahl sich aufdringen zu lassen, als der ihr erschienen sei. Die Ritter wußten nicht, was sie von der Sonderbarkeit der schönen Gräfin denken sollten, als sie sich mit folgender Ansprache an sie wandte: „Glaubet nicht, edle Herren, daß ich mit trüglichen Worten zu euch rede; ich will euch eine Beschreibung machen von der Gestalt und den Merkzeichen der Waffen des unbekannten Ritters, vielleicht daß einer vorhanden sei, der mir berichte, wo mein Auserwählter zu finden.“ Hierauf beschrieb sie die Gestalt desselben und fügte noch hinzu: „Sein Harnisch ist gülden, auf seinem Schilde schreitet ein schwarzer Löwe in silbernem Felde und die Farbe seiner Feldbinde und des Wehrgehenkes ist die Farbe der Morgenröte, pfirsichblüten und orangegelb.“ Als sie schwieg, nahm der Graf von Brabant, des Landes Erbe, das Wort und sprach: „Wir sind nicht hier, geliebte Base, mit Euch zu rechten; Ihr habt Macht und Willkür zu thun, was Euch gefällt; uns genügt, daß Ihr uns ehrlich verabschiedet und nicht weiter mit trüglicher Hoffnung täuschen möget; dafür gebührt Euch billig Dank. Was aber den ehrenfesten Ritter anbelangt, den Ihr im Traum gesehen habt und von welchem Ihr wähnet, daß er vom Himmel Euch zum ehelichen Gemahl beschieden sei, so mag ich Euch nicht verschweigen, daß mir derselbe wohlbekannt und mein Lehnsmann ist, denn nach Eurer Beschreibung und den Merkzeichen seiner Rüstung kann das kein andrer sein, als Graf Gombald von Löwen; doch der ist bereits beweibt und kann nicht der Eure werden.“

Bei diesen Worten entfärbte sich die Gräfin, daß sie dachte umzusinken; sie hatte nicht vermutet, daß ihr der Spiegel einen solchen Streich spielen und einen Mann darstellen würde, dessen Liebe sie nicht teilhaft werden könnte.

Um ihren Verdruß zu verbergen, stellte sich die Eitle gar ehrbar und ernst und meinte, ihr Traumgesicht könne vielleicht eine verborgene Deutung einschließen, vielleicht darauf hinweisen, daß sie sich vor der Hand in keine Ehe einlassen sollte. Die Freier zogen also insgesamt davon, der eine dahin, der andre dorthin, und der Hof der Gräfin war auf einmal einsam und verödet.

3.

Das hundertzüngige Gerücht verbreitete indessen die seltsame Geschichte von dem wunderbaren Traum auf allen Heerstraßen und sie kam auch dem Grafen Gombald zu Ohren. Dieser Graf war ein Sohn Theobalds, Bruderherz genannt, weil er seinem jüngeren Bruder Botho mit so treuer Liebe zugethan war, daß er mit ihm in unverbrüchlicher Eintracht lebte und den Nachgebornen an allen Vorrechten der Erstgeburt Anteil nehmen ließ. Beide Brüder wohnten in einem Schlosse beisammen, ihre Gemahlinnen liebten sich gleichfalls wie Schwestern, und weil der ältere Bruder nur einen Sohn, der jüngere nur eine Tochter hatte, gedachten die Eltern das Band der Freundschaft auch auf die Kinder auszudehnen und verlobten sie in der Wiege. Das junge Paar, beisammen auferzogen, lebte bereits seit drei Jahren glücklich vermählt nach dem Beispiel ihrer Eltern, als Graf Gombald den wunderbaren Traum der schönen Richilde vernahm. Der Ruf, der alle Dinge vergrößert, setzte noch hinzu, sie sei so niedergeschlagen, daß sie das Gelübde gethan habe, ins Kloster zu gehen, weil sie seiner Liebe nicht teilhaftig werden könne. Graf Gombald hatte bisher an der Seite seiner liebenswerten Gattin nur die stillen Freuden häuslichen Glücks gekannt, kein Vorkommnis hatte seine Leidenschaftlichkeit zur Flamme angefacht; jetzt erwachten in seinem Herzen thörichte Wünsche; Ruhe und Zufriedenheit schwanden daraus und er nährte insgeheim die schandbare Hoffnung, daß der Tod sein Ehebündnis vielleicht trennen und ihm seine Freiheit wiedergeben werde. Kurz, das Bild der schönen Richilde verdarb das Herz des bis dahin so guten und tugendhaften Mannes. Wo er ging und stand, schwebte ihm das Bild der Gräfin von Brabant vor; die erhitzte Phantasie malte ihm den Besitz derselben mit so prächtigen Farben vor, daß seine Gemahlin dabei ganz in Schatten zu stehen kam; die Liebe und Zuneigung für sie erlosch in seinem Herzen. Sie bemerkte den Kaltsinn ihres Herrn und verdoppelte deshalb ihre Zärtlichkeit gegen ihn, sein Wink war ihr Gebot; doch sie konnte ihm nichts mehr zu Danke thun, er blieb finster und mürrisch, entfernte sich von ihr bei jeder Gelegenheit, trieb sich auf seinen Schlössern und in den Wäldern umher, indes die Einsame zu Hause sich grämte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Eines Tages überraschte er sie in einer Anwandlung ihres Schmerzes. „Weib“, fuhr er auf, „was hast du stets zu winseln und zu stöhnen, daß mir die Ohren gellen? Was soll das Geschrei, das mir Unlust macht und weder dir noch mir zu etwas frommen kann?“ — „Lieber Herr“, antwortete die sanfte Dulderin, „laßt mir meinen Schmerz, ich bin ein betrübtes Weib, des ich wohl Ursache habe, sintemal ich Eurer Liebe verlustig gehe und doch nicht weiß, wodurch ich Euren Unwillen verschuldet. Thut mir Euer Mißbehagen kund, daß ich sehe, wie ich's wenden mag.“ Gombald wurde durch diese Rede gerührt. „Gutes Weib“, sprach er und faßte sie traulich bei der Hand, „Ihr habt nichts verschuldet, doch ich will Euch nicht verbergen, was mir's Herz abdrückt, und das möget Ihr nicht wenden. Unser beider Ehe macht mir Gewissensskrupel, ich denke, sie sei große Sünde, die sich nicht abbüßen läßt, weder in dieser noch in jener Welt. Wir sind zu nahe verwandt, Geschwisterkind;

das ist beinahe schon eine Ehe zwischen Bruder und Schwester, dagegen hilft keine Lossprechung. Sehet, solches quält mein Gewissen bei Tag und Nacht und brennt mir auf der Seele."

Also sprach der Heuchler, der bis dahin sich wegen des nahen Verwandtschaftsverhältnisses zwischen ihm und seinem Gemahl keinerlei Sorgen gemacht. Die letztere mochte daher entgegnen, was sie wollte, das Gewissen ihres Herrn zu beruhigen, es blieb vergebene Mühe. „Ach lieber Herr!" sprach sie, „wenn Ihr kein Erbarmen mit Eurer unglücklichen Gattin habt, so erbarmt Euch des unschuldigen Pfandes Eurer erstorbenen, vormals so zärtlichen Liebe; könnte ich's doch sogleich Euch in die Arme geben, vielleicht rührte Euch der Anblick der Unschuld und brächte mir Euer abwendiges Herz zurück."

Ein Strom bitterer Zähren stürzte diesen Worten nach. Aber die eherne Brust des hartherzigen Mannes fühlte nicht die siebenfachen Leiden seiner Gemahlin. Er verließ sie eilends, schwang sich aufs Roß und ritt gen Mecheln zum Erzbischof, löste mit schwerem Golde einen Scheidebrief und verstieß sein treues, gutes Weib ins Kloster, wo sie sich härmte und abzehrte, daß sie bald ganz verfiel. Als ihre Stunde kam, genas sie eines Töchterleins, welches sie brünstiglich herzte und mit heißen Zähren netzte. Aber der Engel des Todes stand schon neben ihr und drückte ihr schnell die Augen zu, so daß sie sich des Anblicks des holden Kindes nicht lange erfreuen konnte. Bald darauf kam der Graf angeritten, nahm das Kindlein zu sich und übergab es etlichen Hofdirnen und Hofzwergen zur Abwartung: er selbst aber rüstete sich aufs stattlichste aus, denn all sein Streben ging dahin, die schöne Brabanterin zu erringen.

4.

Frohen Mutes zog er an den Hof der Gräfin Richilde, warf sich wonnetrunken ihr zu Füßen, und als sie den herrlichen Mann erblickte, nach welchem ihr Herz so lange getrachtet, fühlte sie unaussprechliches Entzücken und schwur dem Ritter von Stund' an Treue. In süßem Freudentaumel, unter den ausgesuchtesten Ergötzlichkeiten, entschwanden dem glücklichen Paare Tage und Jahre wie ein heiterer Morgentraum. Gombald und Richilde beteuerten einander oft, daß man im Himmel nicht glücklicher sein könne, als sie es seien. Allein das glückliche Paar besaß zu wenig Lebensweisheit, um einzusehen, daß fortwährender Genuß eigentlich das Grab des Vergnügens ist.

Dame Richilde, infolge ihrer veränderlichen Gemütsart, verspürte zuerst etliche Unbequemlichkeiten, wurde launisch, herrisch, kalt, mitunter wohl auch eifersüchtig. Den Herrn Gemahl drückte eine gewisse Schwermut und das Gewissen fing nun zu pochen an. Es kam ihm vor, als habe er seine erste Gemahlin hingeopfert; er gedachte ihrer öfters mit Wehmut und unter Lobsprüchen; seitdem fehlte es nicht an Streitigkeiten zwischen ihm und Richilde.

„Wir können nicht ferner zusammen hausen", sprach er einstmals nach einem ernstlichen Ehezwist zu seinem Gespons; „mein Gewissen drängt mich, meine Schuld zu sühnen; ich will gen Jerusalem wallfahrten zum heiligen Grabe und versuchen, ob ich die Ruhe meines Herzens wiederfinden kann."

Gesagt, gethan! Richilde widersetzte sich nur zum Schein; und so rüstete Gombald zur Wallfahrt, bestellte sein Haus, nahm Abschied und zog von dannen.

Ehe ein Jahr verging, langte die Botschaft nach Brabant, der Graf sei in Syrien an der Pest gestorben, ohne den so heiß begehrten Trost erlangt zu haben, am Heiligen Grabe seine Sünden abzubüßen. Richilde empfing die Nachricht mit großem Gleichmut, gleichwohl beobachtete sie äußerlich alle Regeln des Wohlanstandes, sie wehklagte, hüllte sich in Trauerkleider, ließ auch dem seligen Herrn ein prächtiges Grabmal errichten.

Das Herz der genußsüchtigen Gräfin konnte indes nicht lange Zeit unbeschäftigt bleiben; die Trauer erhob ihre Schönheit so sehr, daß sich jedermann herzudrängte, die junge Witwe zu sehen. Viele Glücksritter zogen an ihren Hof; sie fand darunter Anbeter und Bewunderer in Menge. Das gefiel der eitlen Frau ungemein wohl; weil sie aber doch gern überzeugt zu sein wünschte, ob der Flügelschlag der Zeit in fünfzehn Jahren keinen ihrer Reize verwischt habe, ratfragte sie deshalb ihren Wahrheitsfreund, den magischen Spiegel, mit dem gewöhnlichen Spruche.



Richilde gewinnt den Arzt.

Schauer und Entsetzen befiel sie, als der seidene Vorhang ihr eine fremde Gestalt zeigte, schön wie eine Huldgöttin, voll sanfter Unschuld; aber das Bild trug von ihr selbst keinen Zug.

Richilde, untröstlich über die gemachte Entdeckung, erboste gegen die Nebenbuhlerin in tödlichem Haß; sie prägte sich genau das liebliche Madonnengesicht ins Gedächtnis und forschte mit großem Fleiß nach der Inhaberin desselben. Diese zu entdecken kostete wenig Mühe; sie erfuhr gar bald, daß, der Verkündigung des Spiegels und der Beschreibung nach, ihrer eignen Stieftochter Blanka der Preis der Schönheit zufiele.

Alsbald gab ihr der Satan ins Herz, diese zarte Pflanze zu vernichten, ehe sie noch zur herrlichen Jungfrau erblüht sei. Die Grausame berief in dieser Absicht einen berühmten jüdischen Arzt zu sich, gab ihm einen gezuckerten

Granatapfel, zählte ihm fünfzig Goldstücke in die Hand und sprach: „Richte mir diesen Apfel so zu, daß die eine Hälfte davon ganz unschädlich, die andre aber von Gift durchdrungen ist, so daß, wer davon genießt, in wenig Stunden stirbt.“ Der Jude strich sich den Bart, das Geld dagegen in seinen Säckel, und versprach zu thun, wie ihm die Arglistige geboten. Er nahm eine spitze Nadel, grub damit drei Löchlein in den Apfel, ließ einen scharfen Liquor dareinfließen und übergab also vorgerichtet den Apfel der bösen Stiefmutter. Diese aber machte sich in Begleitung weniger Diener zu ihrer Tochter Blanka auf nach dem entlegenen Schloß, wo das Fräulein lebte. Unterwegs schickte sie einen reitenden Boten voraus, der ansagen sollte, daß die Gräfin Richilde im Anzuge sei.

Das Fräulein kleidete sich bescheiden in die Farbe der Unschuld, und wie sie die Rosse antraben hörte, flog sie ihrer Mutter entgegen und empfing diese mit offnen Armen. Die Gräfin fand das Fräulein beim ersten Anblick viel schöner noch als das Bild, welches sie im Spiegel erblickt hatte, und dabei klug, verständig und sittsam. Das engte ihr Herz noch mehr ein; aber die Schlange verbarg das Gift des Neides, sie that gar freundlich gegen ihre Stieftochter, klagte über den hartherzigen Papa, der ihr, solange er gelebt, den holden Anblick des Fräuleins entzogen hätte, und verhieß, von nun an mit treuer Mutterliebe sie zu umfahen. Bald darauf bereiteten die Zwerglein die Tafel und trugen ein herrliches Mahl auf. Beim Nachtisch ward das einladendste Obst aus dem Schloßgarten aufgesetzt, Richilde kostete davon, fand es indes nicht schmackhaft genug und forderte von einem Diener ihren Granatapfel, womit sie, wie sie sagte, jede Mahlzeit zu beschließen pflegte. Der Diener reichte ihr solchen auf einem silbernen Teller dar, sie zerlegte ihn gar zierlich und bot der schönen Blanka gleichsam zum Zeichen ihres Wohlwollens die Hälfte davon.

Bald nachher nahm die böse Gräfin Abschied von ihrer Stieftochter, stieg mit ihrem Hofgesinde wieder zu Pferde und ritt von dannen. Kaum war die Arge den Augen der ihr Nachschauenden entschwunden, als es dem Fräulein weh ums Herz ward, ihre rosenfarbenen Wangen erbleichten, alle Glieder erbebten, ihre treuen, liebevollen Äuglein brachen und schlummerten ein zu ewigem Todesschlaf.

Ach, welch Jammer und Herzeleid erhob sich innerhalb der Mauern der Burg über das Erbleichen der schönen Blanka, die wie eine hundertblätterige Rose in der schönsten Blüte geknickt wurde, dieweil sie die Zierde des Gartens war. Die Dienerschaft vergoß Thränen; die kunstreichen Zwerge aber zimmerten einen Sarg von Föhrenholz mit silbernen Schildern und Handhaben und machten, um des Anblicks ihrer holden Gebieterin nicht mit einem Male beraubt zu sein, ein Glasfenster daran; die Dirnen fertigten ein Sterbekleid aus feinstem Brabanter Linnen, kleideten die Leiche darein, wanden einen frischen Myrtenkranz um das erbleichte Haupt und setzten unter Trauergepränge den Sarg in der Schloßkapelle bei, wo das Glöcklein vom Morgen bis zur späten Mitternachtsstunde dumpfen Sterbeklang tönte.

Unterdessen langte Richilde wohlbehalten in ihrem Schlosse an. Das erste, was sie that, war, ihre Frage an den Spiegel zu wiederholen. Mit der Miene des Triumphs erblickte sie ihre Gestalt zwar wieder, aber auf der

metallenen Oberfläche hatten sich hier und da arge Rostflecken angesetzt, wodurch die helle Politur derselben entstellt war. „Was schadet's!" dachte die Gräfin bei sich selber; „immer besser, daß sie auf dem Spiegel haften als auf meiner Haut." In Gefahr, ein Gut zu verlieren, lernt man gemeiniglich dessen Wert erst recht schätzen.

. Die schöne Richilde hatte oft Jahre vorübergehen lassen, ohne den Spiegel über ihre Schönheit zu befragen, jetzt ließ sie keinen Tag vorübergehen. Sie genoß nun öfters das Vergnügen, ihrer Gestalt sich zu erfreuen; wie sie aber eines Tages zu eben dieser Absicht den Vorhang hob, Wunder über Wunder! da zeigte sich im Spiegel wieder die Gestalt der reizenden Blanka. Bei diesem Anblick wandelte die scheelsüchtige Frau eine Ohnmacht an, sie mußte alle ihre Kräfte zusammennehmen, um zu erforschen, ob nicht falscher Wahn sie getäuscht habe; doch der Augenschein belehrte sie eines andern.

Sogleich brütete sie über eine neue Bosheit. Samiel, der jüdische Arzt, wurde vorbeschieden; zu dem wandte sich die Gräfin mit zornmütiger Gebärde: „O du schändlicher Betrüger, verachtest du also mein Gebot, daß du meiner zu spotten wagst? Hieß ich dir nicht einen Granatapfel also zurichten, daß sein Genuß töte, und du hast Balsam der Gesundheit hineingelegt! Das sollen mir dein Judasbart und deine Ohren entgelten." Samiel, der Arzt, entsetzt ob dieser Rede seiner erzürnten Gebieterin, antwortete und sprach: „Wie geschieht mir? Weiß ich doch nicht, gestrenge Frau, wie ich Eure Gnade verwirkt. Was Ihr mir befohlen, habe ich fleißig ausgerichtet; hat die Kunst gefehlt, so ist die Ursach' davon: was ich nicht weiß, kann ich nicht leisten."

Die Dame schien sich etwas zu besänftigen und fuhr fort: „Diesmal sei dir dein Fehl verziehen, doch unter der Bedingung, daß du mir eine wohlriechende Seife bereitest, die das unfehlbar leistet, was der Granatapfel nicht fertig gebracht."

Der Arzt verhieß sein Bestes zu thun, sie zählte ihm wieder fünfzig Goldstücke in seinen Säckel und entließ ihn. Nach Verlauf einiger Tage brachte der Jude der Gräfin das todbringende Erzeugnis. Flugs staffierte die Arge ihre Amme, ein abgefeimtes Weib, als Krämerin aus, gab ihr Zwirn, Nähnadeln, wohlriechende Essenzen, die Seife mit rotem und blauem Geäder in ihren Kasten und hieß sie damit zu ihrer Tochter Blanka wandern, um ihr die Giftkugeln in die Hand zu spielen. Das feile Weib zog hin zu dem Fräulein, welches keinen Betrug ahnte und sich durch die arglistige Schwätzerin bereden ließ, die Seife, welche die Jugend bis ins höchste Alter bewahren sollte, einzuhandeln und einen Versuch damit zu machen.

Die böse Stiefmutter befragte unterdessen den verrosteten Spiegel fleißig und vermutete aus der Beschaffenheit desselben, daß ihr Anschlag geglückt sei, denn die Rostflecken hatten sich wie Salpeterfraß in einer Nacht über die ganze Spiegelfläche ausgebreitet, so daß sich auf ihr Befragen nur ein trüber Schatten auf der matten Oberfläche darstellte, welchem keine Gestalt mehr abzugewinnen war. Der Verlust des Spiegels ging ihr zwar zu Herzen, doch glaubte sie dadurch die Befriedigung, die erste Schönheit im Lande zu bleiben, nicht zu teuer bezahlt zu haben.

Eine Zeitlang genoß das eitle Weib mit geheimer Freude dieses eingebildete Vergnügen, bis eines Tages ein fremder Ritter an ihren Hof kam, der im Schloß der Gräfin Blanka unterwegs eingesprochen und sie nicht in der Gruft, sondern mit der Zither beschäftigt gefunden, und von ihrer Schönheit gerührt sie zur Dame seines Herzens erkoren hatte. Weil er nun die Gräfin von Brabant gern für sich gewinnen wollte, ohne zu ahnen, daß die Mutter auf die Tochter eifersüchtig sei, warf er beim Festmahl seinen eisernen Handschuh auf den Tisch und sprach: „Wer das Fräulein Blanka von Löwen nicht für die schönste Dame in Brabant erkläre, solle den Handschuh aufheben, zum Zeichen, daß er tags darauf eine Lanze mit ihm brechen wolle. Über diese Unbesonnenheit entrüstete sich der ganze Hof höchlich, und man schalt den Großsprecher insgeheim Ritter Großbot. Richilde erbleichte über diese Nachricht, daß Blanka nochmals aufgelebt sei, und die Ausforderung war ihr ein Dolchstich ins Herz. Doch zwang sie sich zu einem huldreichen Lächeln und genehmigte die Partie, hoffend, daß die Ritter ihres Hofes sich um den Handschuh reißen würden. Wie aber keiner hervortrat, den Kampf anzunehmen, denn der Fremdling hatte ein keckes Ansehen und war nervig und von starken Knochen, da schaute sie gar trübselig drein, daß ein jeder ihr den Verdruß und das Herzeleid anmerken konnte. Solches erbarmte ihren getreuen Stallmeister, daß derselbe den eisernen Handschuh aufnahm. Aber wie der Kampf des folgenden Tages begann, behielt Blankas Ritter nach einem wackern Rennen den Sieg und empfing den Ritterdank von der Gräfin Richilde, die vor Ingrimm lieber in den Erdboden versunken wäre.

Vorerst ließ sie ihren Zorn an ihrem Arzte Samiel aus. Er ward in Ketten in den Turm geworfen und ihm ohne weiteres der ehrwürdige Bart Haar bei Haar ausgerauft, dann wurden beide Ohren rundweg abgeschnitten. Nachdem jedoch der erste Sturm vorüber war, bedachte die Grausame, daß Blanka nun doch über sie triumphieren werde, wofern es ihr nicht gelingen sollte, sie durch eine besser anschlagende List zu vernichten.

Gemäß der väterlichen Verordnung war sie aller Gewalt über die Tochter beraubt worden; daher schrieb sie einen Brief an das Fräulein, so zärtlich und freute sich darin ihrer Genesung so mütterlich, als ob ihr das überströmende Gefühl jedes Wort in die Feder diktiert hätte. Diesen Brief gab sie ihrer Vertrauten, der Amme, solchen dem eingekerkerten Arzte zu bringen, nebst einem Zettel, darauf die Worte geschrieben standen: „Schleuß in diesen Brief Tod und Verderben ein für die Hand, die ihn öffnet. Hüte dich aber ja, mich zum drittenmal zu täuschen, so dir dein Leben lieb ist.“

Samiel sann lange nach, was er thun solle. Wiewohl im Kerker eingeschlossen, saß doch noch der Kopf fest zwischen den Schultern, wenn auch Ohren und Bart fehlten. Die Liebe zum Leben trug daher den Sieg über alle Bedenken davon und er verhieß zu gehorchen. Die Gräfin schickte den Brief durch einen reitenden Boten ab, der bei seiner Ankunft viel Aufsehen machte, weil man glaubte, die Botschaft beträfe Wunderdinge. Das Fräulein war begierig, den Inhalt zu erfahren, löste behend das Siegel, las einige Zeilen, fiel auf das Sofa zurück, schloß die Augen und regte sich nicht mehr.

Seitdem erfuhr die mörderische Stiefmutter nichts mehr von ihrer Tochter und ob sie gleich öfter Kundschafter ausschickte, so brachten ihr diese keine andre Botschaft, als daß Todesschlummer das Fräulein umfange.

Also war die schöne Blanka durch die Ränke eines scheelsüchtigen Weibes dreimal gestorben und dreimal begraben worden. Als die getreuen Hofzwerge sie zum erstenmal bestattet hatten, hielten sie nebst den weinenden Dirnen bei der Gruft fleißig Wacht und schauten durch das Fensterlein oft in den Sarg, um den Anblick ihrer teuern Gebieterin noch lange zu genießen. Aber mit Verwunderung wurden sie gewahr, daß sich nach einigen Tagen die bleichen Wangen mit einer sanften Röte überzogen; bald darauf schlug das Fräulein die Augen wieder auf. Als dies die Diener wahrnahmen, hoben sie freudig den Deckel vom Sarge; die schöne Blanka richtete sich auf und wunderte sich sehr, daß sie sich in einer Totengruft und ihre Diener um sich her in tiefer Trauer erblickte. Eilends verließ sie den grauenvollen Ort und eilte aus dem Schattenreiche zum erquickenden Tageslichte hinauf.

Der Arzt Samiel war im Grunde kein Giftmischer oder ein Bösewicht, der an Büberei Gefallen trug, wie sehr auch seine Vorliebe für die edlen Metalle die Enge seines Gewissens zuweilen ins Weite dehnte. Bei dem Granatapfel hatte er deshalb statt des Giftes die eine Hälfte nur mit einer einschläfernden Essenz versehen, welche die Sinne betäubte, ohne den Leib zu zerstören. Ebenso verfuhr er das zweite Mal mit der Seifenkugel, nur daß er die Beimischung des Mohnsaftes mehrte, daher das Fräulein nicht zu der Zeit wie vorher erwachte und die Zwerglein wähnten, sie sei und bleibe tot. Die trugen sie abermals zu Grabe und hüteten solches mit großem Fleiße, bis die Holde zur Freude des Hofgesindes dennoch wieder zum Leben erwachte. Der Schutzengel des Fräuleins sah die Gefahr, in welcher das Leben seiner Pflegebefohlenen von neuem schwebte, als die Todesfurcht den Arzt geneigt machte, das Bubenstück wirklich zu begehen. — Und so erschien er dem Juden im Traume, und auch diesmal siegte der bessere Teil, den jeder unbewußt im Busen trägt, über die Anwandlungen der Habgier und Menschenfurcht.

Vermöge seiner tüchtigen chemischen Kenntnisse benutzte der Arzt zu der einschläfernden Mischung ein flüchtiges Salz, welches von der frischen Luft alsbald aufgelöst und eingesogen wurde; damit bestrich er den Brief an die schöne Blanka, und als diese die mütterliche Botschaft las, atmete sie den verfeinerten Mohnsamengeist ein, dessen Wirkung jedoch so gewaltsam sich äußerte, daß die Erstarrung des Körpers länger noch andauerte als vorher und die ungeduldige Dienerschaft an dem Wiederaufstehen ihrer jungen Herrin verzweifelte.

5.

Während die Begräbnisfeierlichkeiten im Gange waren, als das Trauergeläute fort und fort ertönte, kam ein junger Pilger angeschritten, der begab sich in die Kapelle, kniete hin vor den Altar in der Frühmette und verrichtete seine Andacht. Er hieß Gottfried von Ardenne und kehrte soeben von einer Wallfahrt nach dem ewigen Rom heim. Nachdem der fromme Jüngling eine milde Gabe geopfert, fragte er den Bruder Pförtner, warum die Kapelle schwarz

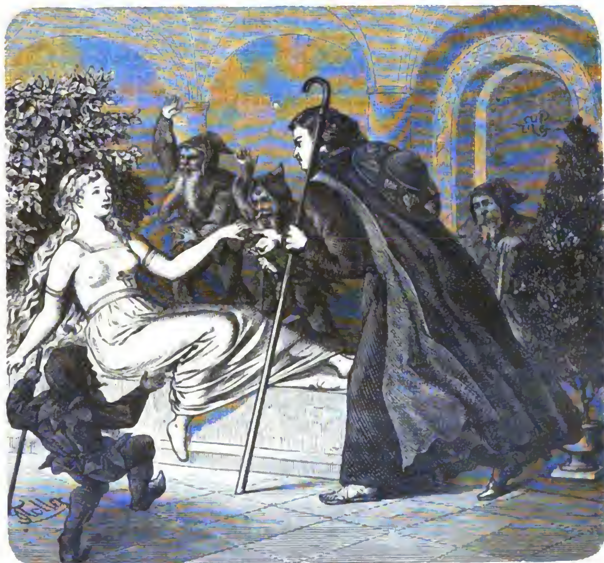
behangen sei? Dieser erzählte nun alles, was sich mit der schönen Blanka zugetragen hatte. Darüber verwunderte sich Gottfried gar höchlich und sprach: „Ist's vergönnt, den Leichnam des Fräuleins zu schauen, so führt mich zur Gruft. So Gott will, mag ich sie wohl wieder ins Leben rufen, wenn anders ihre Seele noch in ihr ist. Ich trage eine vom heiligen Vater geweihte Reliquie bei mir, die zerstöret jegliche Art von Zauberei.“ Der Küster rief eilends die wachsamen Zwerge herbei, und da sie die Worte des Pilgers hörten, freuten sie sich sehr und führten ihn hinab zur Gruft. Der Wallfahrer war entzückt über den Anblick des schönen Bildes, welches er durchs Glasfenster im Sarg erschaute. Der Deckel wurde nun abgehoben und nachdem das leidtragende Gesinde sich entfernt bis auf die Zwerglein, brachte der Pilger seine Reliquie hervor und legte sie auf das Herz der Erstorbenen. Nach wenig Augenblicken verschwand die Erstarrung und Geist und Leben kehrten in den scheintoten Körper zurück. Das Fräulein verwunderte sich über den Fremdling, den sie neben sich erblickte, und die hocherfreuten Zwerge hielten den Wundermann für einen Engel vom Himmel. Gottfried verkündete nun der Erwachten, wer er sei, und sie erzählte dagegen ihre Schicksale und wie die grausame Stiefmutter nach ihrem Leben trachte. „Ihr, mein holdes Fräulein, werdet jenen Nachstellungen nicht entgehen, wofern Ihr nicht meinem Rate folgt“, sprach Gottfried. „Verweilt noch eine Zeitlang in dieser Gruft, damit es nicht ruchbar werde, daß Ihr lebt; ich werde bald wiederkommen und Euch nach Ardenne zu meiner Mutter führen, und wenn das Glück mir wohl will, Euch an Eurer Mörderin rächen.“ Der Rat fand Beifall. Der Pilger verließ die junge Gräfin und sprach draußen zu dem Gesinde mit verstellten Worten: „Der Leichnam Eurer Herrin wird nimmer erwarmen, die Quelle des Lebens ist versiegt; hin ist hin und tot ist tot.“

Die treuen Zwerge aber, die die Wahrheit wußten, hielten reinen Mund, versorgten ihr Fräulein heimlich mit Speise und Trank, hüteten auch im übrigen das Grab wie vorher und warteten auf die Wiederkehr des Pilgers. Dieser sputete sich, nach Ardenne zu gelangen, umarmte seine Mutter, vertraute derselben, was sein Herz erfüllte, und schlief mit dem Gedanken an Blanka ein.

Am frühen Morgen rüstete Gottfried; er berief seine Reisigen und beurlaubte sich von der Mutter. Am Ziele seiner Reise angekommen, saß er ab, sobald in der Nähe der Burg des Fräuleins das Totenglöcklein erklang, zog sein Pilgerkleid über den Harnisch und verrichtete seine Andacht in der Kapelle. Die wachsamen Zwerge hatten kaum den knieenden Pilger am Altar wahrgenommen, so liefen sie hinab zur Gruft, die gute Mär zu verkünden. Blanka warf alsbald das Sterbegewand von sich und entstieg der Totengruft unter fröhlichem Herzklopfen. Da sich aber das tugendsame Fräulein alsobald von den Armen eines jungen Mannes umfangen sah, sprach sie verschämt: „Bedenket, edler Ritter, was Ihr unternehmet; befraget Euer Herz, ob dasselbe es auch aufrichtig meint; täuscht Ihr das Vertrauen, das ich zu Euch hege, so glaubet ja, daß die Rache des Himmels Euch verfolgen wird.“ Der Ritter aber antwortete bescheidentlich: „Die heilige Jungfrau sei Zeuge der Lauterkeit meiner Gesinnung und der Fluch des Himmels treffe mich, wenn ein sträflicher

Gedanke in meiner Seele weilt." Darauf schwang sich das Fräulein getrost aufs Roß und Gottfried geleitete sie sicher nach Ardenne zu seiner Mutter, welche sie mit solcher Zärtlichkeit aufnahm, als wäre sie ihre leibliche Tochter. Zu ihrem Glücke fehlte nur noch die Besiegelung des schönen Bündnisses des edlen Paares durch den Segen des Priesters.

Aber Gottfried vergaß nicht, daß er seiner Braut Genugthuung gelobt hatte; mitten unter den Zubereitungen zur Hochzeit verließ er seine Burg und zog nach Brabant zur Gräfin Richilde, die sich noch immer mit der Wahl eines zweiten Gatten beschäftigte. Aber die Entschließung ward ihr schwer — ihr Herz fragte sie nicht und den Spiegel konnte sie nicht mehr ratfragen.



Blankas Erwachen.

Sobald Gottfried von Ardenne am Hofe erschien, zog seine schöne Gestalt die Augen der liebebedürftigen Witwe auf sich, und ihrer bemächtigte sich eine solche Neigung, daß sie dem Ankömmling vor allen Edlen den Vorzug einräumte. Er nannte sich den „Ritter vom Grabe". Sie erklärte sich den Namen des Ardenners dadurch, daß sie annahm, er sei einer der Ritter vom Heiligen Grabe. Nachdem sie zum Überfluß doch mit ihrem Herzen über ihre Zukunft zu Rate gegangen, fand sie, daß unter der gesamten Ritterschaft, die bei ihr

aus- und einzog, Ritter Gottfried wohl obenan stehe; deshalb unternahm sie es, ihren Auserkornen durch alle Netze der Versuchung zu bestricken.

Mit scheinbarer Begeisterung umfaßte Gottfried einstmals bei einer Zusammenkunft mit der Gräfin deren Kniee und sprach: „Laßt ab, holde Grausame, durch mächtigen Zauber mein Herz zu zerreißen und Wünsche aufzudecken, die das Hirn verwirren: Liebe ohne Hoffnung ist bitterer denn Tod.“

Sanftlächelnd hob Richilde den Sprecher auf und gegenredete mit süßer Stimme also: „Mein Trauter, was macht Euch mutlos? Seid Ihr so ungelehrig, die Liebe, die aus meinem Herzen Euch entgegenquillt, zu empfinden? Wenn Euch die Sprache des Herzens unverständlich ist, so nehmt das Geständnis der Liebe von meinen Lippen. Was hindert uns, unser Schicksal auf ewig aneinander zu ketten?“ — „Ach“, seufzte Gottfried, indem er Richildens Hand an die Lippen drückte, „Eure Güte entzückt mich; doch wisset, daß mich das Gelübde bindet, meine Gemahlin nur aus der Hand meiner Mutter zu empfahn, und die zärtlich geliebte Mutter nicht zu verlassen, als bis ich ihr die Augen zugedrückt. Könntet Ihr Euch entschließen, teure Gebieterin, Euer Hoflager zu verlassen und mir nach Ardenne zu folgen, so wäre mein Los das glücklichste auf Erden.“

Die Gräfin bedachte sich nicht lange und willigte in alles. Mit großer Eile ward der Umzug angeordnet. Die ehrwürdige Mutter des „Ritters vom Grabe“ empfing ihren Sohn und dessen vermeintliche Braut mit Anstand, schien die getroffene Wahl höchlich zu billigen, und es wurde als fördersam erkannt, die Heirat thunlichst bald zu vollziehen. Der feierliche Tag erschien, und Richilde, geschmückt wie die Königin, trat in den Saal, wo sie zur Trauung geführt werden sollte. In diesem Augenblicke erschien ein Edelknabe und raunte mit bedenklicher Miene dem Bräutigam etwas ins Ohr. Gottfried trat wie befremdet zurück und versetzte dann mit lauter Stimme: „Unglücklicher Jüngling, wer wird an deinem Ehrentage den Brautreihen mit dir anheben, wenn eine verruchte Hand deine Auserwählte gemordet hat?“ — Hierauf wendete er sich zur Gräfin und sprach: „Wisset, schöne Richilde, daß ich zwölf Jungfrauen ausgesteuert habe, die mit uns gleichzeitig vor den Traualtar treten sollten, und die Schönste darunter ist aus Eifersucht von einer unnatürlichen Mutter gemordet worden; sprecht, welche Sühne diese Schandthat verdient?“ — Richilde, verdrießlich über einen Zufall, der ihre Wünsche aufzuhalten schien, sprach mit Unwillen: „O der schaudervollen That! Die Grausame verdiente an der Gemordeten Stelle den Brautreihen mit dem unglücklichen Jüngling in glühend gemachten eisernen Pantoffeln anzutreten, das wäre Balsam für die Wunden seines blutenden Herzens; denn die Rache ist süß wie die Liebe.“ — „Ihr urteilet recht“, erwiderte Gottfried; „es geschehe also!“

In diesem Augenblicke flogen die Pforten des Seitengemachs auf, wo der Traualtar sich erhob; dort stand Blanka und stützte sich auf eine der zwölf Jungfrauen. Richildens Blut erstarrte in den Adern, wie vom Blitz getroffen sank sie zu Boden. Nur allgemach, schier wider Willen, stellten sich ihre Lebensgeister wieder ein. Darauf hielt ihr der „Ritter vom Grabe“ ihre Verbrechen vor; doch nichts schnitt ihr so durch die Seele als die heitere Ruhe, womit ihr

Treuloser die schöne Blanka zum Altar führte. Ingrimmig ballte sie die Hände, als sie es geschehen lassen mußte, wie der Bischof das edle Paar zusammengab und die zwölf ausgesteuerten Jungfrauen und Junggesellen einsegnete.

Als die Zeremonie vorüber war, verfügte sich der Brautzug in den Tanzsaal. Die Zwerge hatten inzwischen mit großer Behendigkeit ein paar Pantoffeln von blankem Stahl geschmiedet und glühend gemacht. Da trat ein handfester Ritter vor und forderte die böse Stiefmutter zum Tanz auf, und wiewohl sie sich diese Ehre verbat — es half weder Bitten noch Sträuben. Er umfaßte sie mit seinen kräftigen Armen, die Zwerglein schuheten ihr die heißen Pantoffeln an und dahin ging's den Saal hinab, daß der Erdboden rauchte und die zarten Füße erzitterten, während die Musikanten so herzhaft darauf los bliesen, daß alles Wehklagen durch die rauschenden Weisen verschlungen ward. Nach manchem Wirbeln und Kreisen drehte der flinke Ritter die erhitzte Tänzerin, welcher noch nie bei einem Tanze so heiß geworden war, zum Saale hinaus, die Stiegen hinab in einen wohlverwahrten Turm, wo die Sünderin am folgenden Tage entseelt am Boden liegend gefunden ward.

Gottfried von Ardenne und Blanka freuten sich lange ihres Glückes und ihrer Liebe und behielten den gutherzig-menschlichen Arzt in ihrer Nähe.

Sonach wäre alles in bester Ordnung: Lug und Trug, Scheelsucht und Bosheit haben ihre Strafe gefunden und alle sind zufrieden, und auch wir sind's, wenn es die Leser sind. Nach Musäus bearbeitet von Franz Otto.



Tod der bösen Stiefmutter.



Die Hexe jagte hinter dem Jüngsten her.

Das Zauberpferd.

Magyarisches Märchen. Aus der Erdelyischen Sammlung.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte zwölf Söhne, sage zwölf Söhne; und weil er sie im Hause nicht alle ernähren konnte, schickte er sie in die weite, weite Welt hinaus, da sollten sie sich selbst ihr Brot verdienen und ihr Glück suchen. Zwölf Tage und Nächte ging die Herde Brüder quer über Berg und Thal, bis sie zuletzt bei einem reichen König als Reitknechte ein Unterkommen fanden, gegen dreihundert Gulden Jahreslohn für jeden. Nun war unter den Pferden des Königs ein sehr mageres, häßliches, kleines Pferd; das plagten und quälten die elf älteren Brüder fortwährend, weil es so häßlich aussah, aber der jüngste sorgte um so besser für dasselbe. Er suchte alle Brotrinden und Überbleibsel zusammen für das kränkliche Tier, so sehr und so oft ihn auch seine Brüder deswegen verspotteten. Und als aller Spott und Hohn nichts half, da mußte er es sich gefallen lassen, von den elfen als närrisch angesehen zu werden. Aber er ließ alles ruhig über sich ergehen, ebenso ruhig wie das Pferdchen die Quälereien.

Als nun das Jahr zu Ende gegangen, erhielten die Jünglinge allesamt ihren Lohn, und zur Belohnung wurde jedem freigestellt, sich von den Pferden

des Königs eines auszusuchen. Die elf älteren Brüder suchten sich von den schönen Pferden die schönsten aus; aber der Kleinste verlangte für sich das arme, verkrüppelte Pferdchen. Seine Brüder suchten es ihm auszureden, aber umsonst; er wollte eben kein andres. Jetzt erst verriet das kleine Pferd dem Jüngling, daß es ein Zauberpferd wäre und daß es sich in das schönste Streitroß verwandeln und den Reiter schnell wie der Blitz davontragen könne.

Nun begaben sich die elf Brüder auf stolzen Rossen auf den Heimweg; der Jüngste aber schleppte mühsam sein Pferdchen hinter sich am Halfterband nach. Als sie nun an eine Pfütze kamen, blieb das armselige Pferdchen drin stecken; die andern Brüder, welche schon voraus waren, mußten daher voll Ärger wieder umkehren, um ihrem kleinen Bruder aus dem Sumpfe herauszuhelfen. Nach einem Weilchen sank der Jüngste wieder in einen Morast, und wieder zogen ihn die andern zankend und fluchend heraus. Aber das dritte Mal, da er einsank, hörten sie nicht mehr auf das Hilferufen. „Laß sie nur gehen“, sagte jetzt das Zauberpferd, und dann fragte es: „Sind sie schon weit?“ — „Ich denke, ja“, antwortete der Jüngling. Eine Weile darauf fragte das Zauberpferd wieder: „Kann man sie noch sehen?“ — „Wie schwarze Punkte fliegen sie ganz in der Ferne dahin“, antwortete sein Herr. „Kann man sie jetzt noch sehen?“ fragte das Pferd, nachdem wieder einige Zeit vergangen war. — „Nein, nicht mehr“, lautete die Antwort. Jetzt sprang das Zauberpferd aus der Lache heraus und flog dahin, so daß es die andern weit hinter sich ließ. Zu Hause angekommen, verwandelte sich das Zauberpferd wieder in die häßliche Mähre, die es vorher gewesen war, und ging auf die Miststätte, um Futter zu suchen. Der Jüngling aber streckte sich unbemerkt hinter den Ofen.

Als die andern angelangt waren, zeigten sie ihrem Vater ihr Gold und ihre Pferde. Auf die Frage nach dem Kleinsten antworteten sie, der hätte den Verstand verloren; denn statt eines kostbaren Pferdes hätte er sich ein schlechtes Pferd zur Belohnung ausgesucht, gerade so eins, wie das, welches dort auf der Miststätte herumgeht; und da wäre er denn mit dem Unglücksgaul in einer Lache stecken geblieben und dort wohl auch zu Grunde gegangen.

„Das alles ist nicht wahr“, sagte in diesem Augenblicke der Jüngste hinter dem Ofen und kam zum Erstaunen aller urplötzlich zum Vorschein.

Nachdem sich die Jünglinge ein paar Tage bei ihrem Vater aufgehalten, begaben sie sich wieder auf den Weg, um sich eine Frau zu suchen. Sie waren schon durch sieben Länder und noch sieben Dörfer gekommen, aber nirgends fanden sie zwölf Mädchen, die ihnen gefallen hätten; zuletzt, als der Tag schon zur Dämmerung neigte, sahen sie eine Hexe, welche mit zwölf Stuten pflügte. Die fragte, was sie suchten; und als sie den Zweck ihrer Reise vernommen hatte, erbot sie sich, ihnen zwölf passende Jungfrauen nachzuweisen. Die Jünglinge gingen darauf ein, und die Hexe führte dieselben in ihr Haus, nachdem sie die zwölf Pferde vom Acker nach Hause getrieben und in ihren Stall gesperrt hatte. Diese Pferde aber waren verzauberte Mädchen und als solche kamen sie auch den Jünglingen zu Gesicht. Die Jünglinge gefielen den Mädchen und diese wiederum fanden Wohlgefallen an den entzauberten Rossen. So kam der Abend heran und es gesellte sich zu jedem der Mädchen einer der

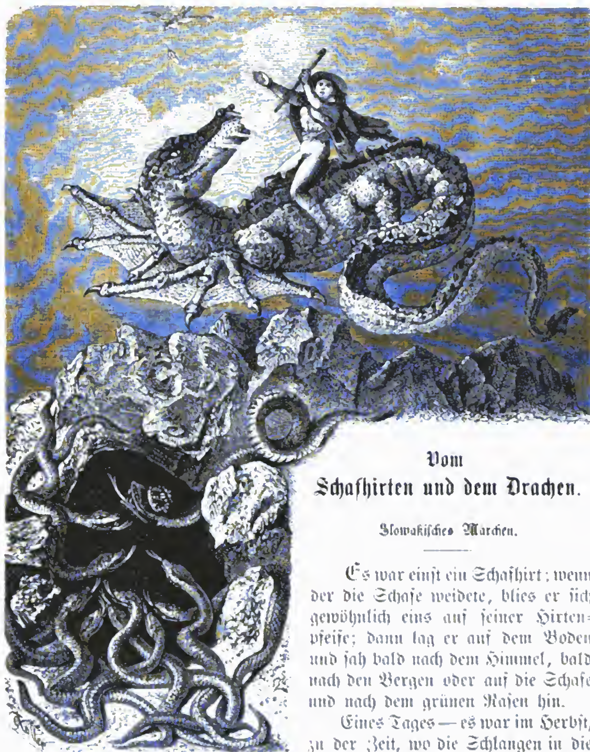
Jünglinge, die älteste zum ältesten, und so nach der Reihe; dem jüngsten aber führte die Alte das jüngste, das anmutigste, goldhaarige Mädchen zu.

Diese entdeckte nun dem Jüngling, daß ihrer bösen Mutter, der Hexe, nach dem Blute der elf älteren Brüder gelüste; denn das Blut junger Menschen mache die alten Zauberinnen wieder jung. Um nun seine Brüder zu erretten, erhob sich der Jüngste, sobald alle fest schliefen, in der Nacht von seiner Lagerstätte und schlich sich an die Betten seiner Brüder. Diese rückte er, einen nach dem andern, so weit vom Rande der Betten ab, daß sie nun dicht an der Wand lagen; an die verlassenen Stellen aber schob er eines der Mädchen nach dem andern, die nun alle am Rande der Betten lagen. Hernach begab er sich wieder nach seiner Schlafstätte.

Kurze Zeit hierauf kam die Alte und hieb mit einem gewaltigen Schwerte den elf Schläfern am Bettrand den Kopf ab; dann legte sie selbst sich wieder nieder, als wenn nichts geschehen wäre. Jetzt stand der Jüngling auf, weckte seine Brüder und sagte ihnen, was vor sich gegangen, indem er sie ermahnte, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Sie beeilten sich, dem guten Rate nachzukommen, der jüngste Bruder aber verweilte bis zu Tagesanbruch.

Sobald der Morgen graute, erhob auch er sich und schwang sich mit seinem goldhaarigen Mädchen auf sein Zauberpferd. Wie die Hexe den Betrug merkte, griff sie nach ihrem Besen und jagte hinter ihnen drein. Als sie die Flüchtigen beinahe schon erreicht hatte, gab das Zauberpferd dem Jüngling einen Striegel, eine Bürste und einen Frieslappen; davon sollte er zuerst den Striegel hinter sich werfen, und wenn das nichts helfe, die Bürste, und in der letzten Not auch noch den Frieslappen. Da warf er zuerst den Striegel hinter sich, und sogleich entstand ein so finsterer Wald zwischen den Flüchtigen und der Verfolgerin, wie die Zähne des Striegels. Während die Hexe sich durch diesen durchzuarbeiten suchte, gewann das junge Paar einen mächtigen Vorsprung. Aber die Hexe näherte sich dennoch zum zweitenmal; und nun warf der Jüngling auch die Bürste weg, aus deren Borsten ein zweiter finsterer Wald zwischen ihnen in die Höhe wuchs. Mit großer Mühe zwängte sich die Hexe auch durch diesen durch, und bald bedrohte ihre Nähe von neuem die Flüchtigen; da warf der Jüngling auch den Frieslappen von sich, und nun entstand ein so dichter Wald zwischen ihnen und der Hexe, daß es aussah, als wäre das Ganze nur ein einziger riesig mächtiger Baum. Da aber verwandelte sich die Hexe, weil sie ungeachtet aller ihrer Anstrengungen nicht durchzudringen vermochte, in eine Taube, um über das Baumgewirre wegzufliegen. Kaum bemerkte dies jedoch das Zauberpferd, als es in Gestalt eines Geiers urplötzlich auf die Taube losstürzte und sie mit seinen Fängen zerriß. Also rettete es den Jüngling und das schöne goldhaarige Mädchen vor der Wut des abscheulichen Weibes. Während nun die elf älteren Brüder von neuem zum Freien auszogen, nahm der jüngste sein schönes goldhaariges Mädchen zur Frau und lebte mit ihr heiter und ohne Sorgen, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie just heute noch.

G. Stier nacherzählt von Franz Otto.



Vom Schafhirten und dem Drachen.

Slowakisches Märchen.

Es war einst ein Schafhirt; wenn der die Schafe weidete, blies er sich gewöhnlich eins auf seiner Hirtenpfeife; dann lag er auf dem Boden und sah bald nach dem Himmel, bald nach den Bergen oder auf die Schafe und nach dem grünen Rasen hin.

Eines Tages — es war im Herbst, zu der Zeit, wo die Schlangen in die Erde zum Schlafen gehen — lag der Schafhirt wieder auf dem Boden, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, und schaute vor sich hin den Berg hinab.

Da sah er sein Wunder — eine große Menge Schlangen kroch von allen Seiten zu dem Felsen heran, gerade vor ihm. Als sie an der rechten Stelle angekommen, nahm jede Schlange ein Kraut, das dort wuchs, auf die Zunge und berührte damit das Gestein; dieses öffnete sich, und eine Schlange nach der andern verschwand im Felsen. Der Schafhirt erhob sich vom Boden, ließ seinen Hund einstweilen die Schafe weiden und ging dann zu dem Felsen, indem er bei sich dachte: „Muß doch sehen, was das für ein Kraut ist, und

wohin die Schlangen kriechen!“ Das Kraut kannt' er nicht; als er aber damit den Felsen berührte, öffnete er sich auch ihm.

Nachdem die unsichtbare Pforte sich wieder geschlossen, sah er, daß er sich in einer Höhle befand, deren Wände von Gold und Silber strahlten. In der Mitte der Höhle aber stand ein goldener Tisch; auf der Platte desselben lag, kreisförmig gewunden, eine riesige alte Schlange, und auch um den Tisch herum befand sich eine Menge Schlangen. Alle aber schliefen so fest, daß sich keine rührte, als der Schafhirt eintrat.

Dem Schafhirten gefiel die Höhle, solange es in ihr noch etwas zu sehen gab. Dann aber empfand er Langeweile, erinnerte sich an seine Schafe draußen und wollte zurück, indem er bei sich dachte: „Hab' gesehen, was ich wollte; jetzt ist's Zeit, wieder zu gehen.“ Es war freilich leicht zu sagen: „Jetzt wieder gehen!“ — aber wie hinauskommen? Der Felsen hatte sich ja hinter dem Schafhirten geschlossen, als er in die Höhle trat; der Schafhirt wußte nicht, was zu thun, damit sich der Felsen wieder öffne, und so mußte er geduldig in der Höhle ausharren.

„Ei, wenn ich doch nicht hinaus kann, will ich wenigstens schlafen“, sagte er, hüllte sich in seine Kotze, legte sich auf den Boden und schlief ein.

Er konnte noch nicht lange dagelegen haben, als ihn ein Rauschen und Flüstern weckte. Er blickte um sich und meinte zuerst, daß er in seiner eignen Hütte schlafe.

Da sieht er über sich und um sich die strahlenden Wände, den goldenen Tisch, auf dem Tische die alte Schlange und um den Tisch eine Menge Schlangen, die den goldenen Tisch lecken, indem sie dazwischen fragen: „Ist's Zeit?“

Die alte Schlange läßt sie reden, bis sie langsam den Kopf erhebt und sagt: „'s ist Zeit!“

Als sie dies gesprochen, streckte sie sich aus, kroch vom Tisch auf den Boden hinab und begab sich zum Eingang der Höhle. Alle Schlangen wanden sich ihr nach.

Der Schafhirt streckte sich gleichfalls, wie sich's gehört, gähnte, stand auf, und ging wiederum den Schlangen nach, indem er bei sich dachte: „Wohin sie gehen, will ich auch gehen.“ Es war leicht zu sagen: „Will ich auch gehen“ — aber wie?

Die alte Schlange berührte den Felsen; der öffnete sich, und die Schlangen, eine nach der andern, schlüpften hinaus. Als die letzte Schlange draußen war, wollte auch der Schafhirt hinaus, allein der Felsen schloß sich ihm vor der Nase, und die alte Schlange zischte ihm mit pfeifendem Tone zu: „Menschlein, du mußt zurückbleiben!“

„Ei, was sollt' ich da bei Euch machen? Gesellschaft gibt's bei Euch keine und schlafen kann ich nicht in einem fort. Laßt mich hinaus, ich hab' ohnehin Schafe auf der Weide und ein schlimmes Weib zu Hause, das mich schön auszanken wird, bin ich nicht zur Zeit zu Hause“, sagte der Schafhirt.

„Du darfst nicht von hier, bevor du nicht einen dreifachen Eid abgelegt, daß du niemand sagst, wo du gewesen, und wie du zu uns gekommen“, pfiff die Schlange.

Was wollte der Schafhirt thun? — Er schwur einen dreifachen Eid, nur um hinaus zu kommen. „Hältst du den Eid nicht, wird's dir schlimm ergehen!“ drohte die alte Schlange, als sie den Hirten hinaus ließ.

Doch welche Verwandlung fand er draußen! Dem Schafhirten begannen vor Schrecken die Kniee zu zittern, als er sah, daß sich die Jahreszeit gänzlich verändert hatte und anstatt des Herbstes Frühling geworden war.

„O ich Ärmster, was hab' ich gethan, daß ich den Winter drin im Felsen verschlief? Wo find' ich nun meine Schafe? Und was wird mein Weib erst sagen?“ So wehklagte er, indem er traurig nach seiner Hütte zuschritt.

Von weitem sah er sein Weib. Noch nicht vorbereitet auf ihre Vorwürfe, versteckte er sich in eine Hürde. Als er darin saß, erblickte er, daß ein fremder Mann sich zu seinem Weibe gesellte, und er hörte, daß jener sie fragte, ob ihr Mann nun zurückgekehrt sei.

Das Weib begann zu weinen und erzählte, wie eines Tages im Herbste ihr Mann die Schafe auf die Weide getrieben und seitdem nicht mehr wiedergekommen sei. Sein Hund habe die Schafe heimgebracht, aber „ach, ihn, meinen Schafhirten, haben wohl die Wölfe gefressen“, so jammerte sie; „oder haben ihn vielleicht die Kobolde in Stücke zerrissen?“

„Weine nicht!“ rief ihr der Schafhirt aus der Hürde zu. „Ich bin noch am Leben, mich haben die Wölfe nicht gefressen, noch die Kobolde in Stücke zerrissen, ich habe den ganzen Winter hier in der Hürde verschlafen.“ Allein dies bekam dem Schafhirten übel genug.

Sobald sein Weib diese Worte vernommen, hörte sie auf zu weinen und fing an zu schelten. „Daß dich das Wetter, du fauler Schlingel! Thut wohl so etwas ein gesetzter Mensch, ein ordentlicher Schafhirt? Empfiehlt der Faulpelz die Schafe dem lieben Herrgott, legt sich in die Hürde und schläft wie die Schlangen im Winter!“

Der Schafhirt gab seinem Weibe im stillen recht; weil er aber nicht verraten durfte, was mit ihm vorgegangen, so schwieg er und muckste nicht. Der Fremde aber sagte zu dem Weibe, ihr Mann lüge; dieser habe nicht in der Hürde geschlafen, sondern sei irgendwo anders gewesen, und wenn ihm der Hirt sage, wo er gewesen, so wolle er ihm viel Geld geben.

Da ward das Weib sehr zornig über ihren Mann, daß er sie belogen, und wollte mit aller Gewalt wissen, wo er gewesen. Der Fremde aber schickte sie fort und versprach ihr Geld, damit sie sich beruhige. Ihm lag daran, dem Winterschläfer sein Geheimnis zu entreißen.

Als das Weib sich enfernt hatte, war auch der Fremde verschwunden, und vor dem Hirten stand der Zauberer aus den Karpathen. Der Hirt erkannte ihn an den drei Augen, die solch ein Unhold im Kopfe hat. Der Zauberer aus den Karpathen aber war ein gewaltiger Geist; er konnte sein Äußeres nach Belieben wechseln, und wer sich ihm widersetzte, den verwandelte er stracks in einen Widder.

Der Schafhirt erschrak entsetzlich; vor dem Zauberer fühlte er schier noch größere Furcht als vor dem Weibe. Der Zauberer fragte ihn darauf, wo er gewesen und was er gesehen? Der Schafhirt erbebte bei dieser Frage.

Aber er fürchtete sich auch vor der alten Schlange und vor dem Eidbruch, mehr aber noch vor dem dreiäugigen Zauberer.

Als ihn nun der Zauberer mit den funkelnden drei Augen anstierte und zum drittenmal mit furchtbarer Stimme fragte, wo er gewesen und was er gesehen, und als seine Gestalt, wie es ihm schien, immer größer und mächtiger ward — da vergaß der unglückliche Schafhirt des Eidschwurs. Er bekannte, wo er gewesen und wie er in den Felsen gekommen.

„Gut!“ sprach der Zauberer; „jetzt komm' mit mir und zeig' mir den Felsen und das Kraut!“ Der Schafhirt mußte folgen.

Als sie zu dem Felsen kamen, riß der Schafhirt das Kraut ab und legte es auf den Felsen. Siehe da, dieser öffnete sich sogleich. Der Zauberer wollte aber nicht, daß der Schafhirt hinein gehe, noch ging er selbst weiter, sondern er zog ein dickes Buch hervor und begann daraus laut zu lesen oder zu beschwören. Der Schafhirt ward blaß vor Angst.

Da erzitterte auf einmal die Erde. Aus dem Felsen ließ sich ein Zischen und Pfeifen hören und heraus kroch ein riesiger Drache, in welchen sich die alte Schlange verwandelt hatte. Aus dem Rachen loderte das Feuer, der Kopf war riesengroß, mit dem Schwanze schlug das Ungetüm nach links und rechts aus und berührte es einen Baum, so lag dieser zerschmettert am Boden.

„Wirf ihm die Halfter um den Hals!“ befahl der Zauberer, indem er dem Schafhirten eine Art Zaum reichte, ohne die Augen vom Buche zu wenden. Der Schafhirt nahm den Zaum, fürchtete sich aber, dem Drachen zu nahen; erst als der Zauberer es ihm zum zweitenmal und drittenmal gebot, war er bereit zu gehorchen. Doch ach, wie erging's dem armen Schafhirten! Der Drache drehte sich hin und her, und ehe sich's der Schafhirt versah, saß er auf des Drachen Rücken, und der Drache hob sich mit ihm empor in die Luft. In diesem Augenblicke ward es pechfinster; nur das Feuer, das dem Drachen aus Rachen und Augen entquoll, leuchtete auf den Weg. Die Erde zitterte, Steine und Felsstücke kollerten von den Bergen in die Thäler. Zornig schlug der Drache mit seinem Schwanze nach allen Seiten, bald rechts, bald links, und die Buchen und Tannen, die er traf, zerbrachen wie Rütlein — und er sprudelte soviel Wasser nieder, daß es von den Bergen niederströmte, dem Waagfluß gleich. Das war etwas Schreckliches, Entsetzliches; der Schafhirt war schon halbtot.

Allmählich aber schien sich die Wut des Drachen zu dämpfen; er schlug nicht mehr mit dem Schwanze, er sprudelte kein Wasser, er spie kein Feuer mehr. Der Schafhirt kam wieder etwas zur Besinnung und meinte, der Drache werde sich nun hinunterlassen. Doch dieser dachte daran nicht, er wollte vielmehr den Schafhirten noch ärger strafen. Höher und immer höher stieg der Drache in die Luft, beständig stärker. Dann immer noch weiter hob er sich, bis dem Schafhirten riesige Berge und Wälder wie Ameisenhaufen erschienen, und immer noch höher stieg er, und als der Schafhirt nichts als Sonne, Sterne und Wolken erblickte, blieb der Drache mit ihm in der Luft schweben.

„Ach, du lieber Gott, was fang' ich an? Da hang' ich nun in der Luft. Spring' ich hinunter, schlag ich mich tot, und in den Himmel hinauf kann ich ebensowenig fliegen“, wehklagte der Schafhirt und begann bitterlich zu weinen.

Der Drache muckste unterdessen nicht. „O Drache, großmächtigster Herr Drache, habt Erbarmen mit mir!“ bat der arme Bursche. „Fliegt mit mir wieder hinunter! Mein Lebtag will ich Euch nicht mehr erzürnen.“ Ein Stein hätte sich des bedauerlichen Schluckers erbarmen mögen; der Drache schnaubte und geiferte fort, rührte sich jedoch nicht von der Stelle.

Da schlägt auf einmal ans Ohr des Schafhirten Lerchengesang. Der Schafhirt freute sich innig. Näher und näher schwirrte die Lerche zu ihm, und als sie über ihm schwebte, bat sie der Schafhirt: „O Lerche, du gottgefällig Vöglein, ich bitte dich, flieg' zum himmlischen Vater und klag' ihm meine Not! Sag' ihm, daß ich ihn schön grüßen lasse und ihn um seine Hilfe anflehe!“

Die Lerche flog zum himmlischen Vater und richtete die Bitte des Schafhirten aus. Und der himmlische Vater erbarmte sich des armen Schluckers, schrieb etwas mit goldener Schrift auf ein Birkenblatt, steckte das Blatt der Lerche in den Schnabel und befahl ihr, es auf das Haupt des Drachen niederfallen zu lassen.

Die Lerche flog, ließ das Blatt, das mit goldener Schrift beschriebene, auf des Drachen Haupt fallen, und in demselben Augenblicke stieg der Drache mit dem Schafhirten zur Erde hinab.

Als der Schafhirt zur Besinnung kam, sah er, daß er bei seiner Hütte stand, sah seinen Hund Dunaj, wie er die Schafe weidete, nahm's Betglöcklein wahr — und die Geschichte ist alle .... Was wir davon wissen, haben uns die Vögel, die zuschauten, verraten. Nach B. Němec.



Das Riesenfräulein von Niedeck.

Volkssage aus dem Elsaß.

In dem Wasgauer Land, in welches man von der gesegneten Rheinpfalz hineintritt, da hausten, wie die Leute sich dort erzählten, in uralter Zeit gewaltige Riesen auf hohen Burgen. Ihre Männlein und Fräulein erfreuten sich gleich den Sterblichen, und die Riesenjungfrauen waren just wie unsre Mägdelein etwas gespielig. Hurtig waren sie mit ihrer Nase voran, wenn's etwas zu erschauen gab. Eines Tages ging solch ein Riesenfräulein von der Burg ihres Vaters hinab in das Rheinthal, das vor tausend Jahren gerade so schön, ja vielleicht noch schöner war als heute. Sintemalen sich nun vor Zeiten dort eben so gut lustwandeln ließ als heute, so kam die junge Riesin etwas weit ab von ihren Bergen und geriet auf das Ackerfeld von Haslach, wo sie mehrere Arbeitsleute mit Pflügen und Säen beschäftigt sah. Dergleichen war ihr bislang noch nicht vorgekommen. Bauern, Pferde und Pflug, Stiere und Saatkorn hatte sie ihr Lebtag noch nicht gesehen. So bleibt sie denn verwundert stehen, und da ihr all das kleine Gezeug urpossierlich dünkt, so ruft sie höchlichst erfreut aus: „Ei, was für prächtig Spielwerk find' ich hier! Das gefällt mir baß und darob nehm' ich's mit."

Und sie besinnt sich nicht lange, kauert sogleich nieder, breitet die Schürze aus und streicht alles, was sie auf dem Felde vor sich schaffen sieht, zusammen in die Schürze. Damit kehrt sie zurück auf die Burg und ruft schon von weitem ihrem Vater zu: „Sieh' nur, welch lieblich Spielzeug ich drunten funden hab'! Viel schöner, als ich dergleichen je droben gesehen. Wie das lustig piepst und zappelt!" Und damit packt das Mädel Bauern, Pferde, Pflug und Stiere aus und stellt alles vor den alten Riesen auf den Tisch. — Dem Vater aber that sie damit gar nicht recht. Er zürnt und fährt das Mädchen unwillig an: „Da hast du eine schöne Bescherung angerichtet. Was du hier zusammengekramt hast, ist nie und nimmer ein Spielzeug! Geh' nur gleich wieder ins Thal hinab und bringe alles wieder dorthin, von wo du es hinweggenommen hast."

Wohl vergoß das Riesenkind ein Thränlein nach dem andern; denn auch die Riesentöchter haben ihr Köpfchen für sich, und gerade dem Fräulein machte es großes Vergnügen, die Pferde ihre Kapriolen unternehmen und die Stiere sich ins Gehörne geraten und die armen Menschenkinder, den Bauer, die Knechte und Mägde allesamt die Hände ringen zu sehen — doch, es half nichts; denn noch ernstlicher als zuvor gebot der gestrenge Vater, indem er erklärend hinzufügte: „Der Bauer ist niemals ein Spielzeug, denn wenn er seinen Acker nicht bebauet und sein Korn von neuem aussäet, da haben wir alle auf den Burgen samt und sonders nichts zu kauen und müssen schier zu Grunde gehen. Und damit basta!" — Und das Riesenfräulein mußte sich schicken; es that wie befohlen und merkte sich als Lehre, daß kein Großer den Kleinen verachten oder gar mit ihm umgehen soll, als wenn der Kleine nur ein Spielwerk für den Großen wäre.

Nacherzählt von Franz Otto.



Wie das Riesenfräulein reine Wirtschaft macht.

Was Unglaubliches.

Es war einmal ein Edelmann, der fuhr nicht anders als mit vier Pferden aus und that dabei so stolz, als ob er König oder gar Kaiser von Deutschland wär'. Das ärgerte einen Bauer, welcher neben dem Edelhof wohnte und sechs Pferde hatte. Als der Edelmann es ihm zu bunt machte, spannte er seine sechs an seinen großen Heuwagen und fuhr stets hinter dem Edelmann drein, zwei Knechte vorn, er in der Mitte und vier Knechte hinter ihm. Das erste Mal that der Edelmann, als bemerke er das nicht; das zweite Mal warf er dem Bauer nur einen giftigen Blick zu; das dritte Mal rief er: „Wenn das noch einmal geschieht, dann .... Was er weiter sagte, konnte kein Mensch verstehen, denn sobald der Edelmann anfing zu sprechen, gab der Bauer den Knechten ein Zeichen, und sie knallten mit ihren Peitschen, als ob das wilde Heer heraufführe.

Am folgenden Morgen verklagte ihn der Edelmann beim Richter.

Der setzte seine Brille auf und schlug alle seine Bücher auf, aber ein solcher Fall stand nicht darinnen. Endlich entschied er also: „Wer von euch beiden eine Lüge erfindet, die so groß ist, daß der andre sie nicht glauben kann, der darf mit allen seinen Pferden ausfahren, der andre aber muß zu Hause bleiben oder seinem Gegner, dem andern, aus dem Wege gehen."

Da rieb sich der Edelmann die Hände und dachte, jetzt sei der Bauer verloren, denn der sei keineswegs so pfiffig wie er. Er zog ein Restchen Brot aus seiner Jagdtasche, hub an zu lügen, indem er sprach: „Gestern haben meine Tagelöhner bis neun Uhr abends Korn gedroschen, das habe ich säen lassen; es war um elf Uhr reif, um zwei Uhr gemahlen und hier ist das Brot davon." „Das glaube ich gern", sprach der Bauer. „Ich habe gestern abend Eicheln gelesen und gesäet, die hatten heute morgen schon gekeimt; da habe ich mir aus ihrem Holz eine Leiter gemacht, die legte ich an den Himmel und stieg hinauf. Sankt Peter öffnete die Himmelspforte. Der erste, den ich nun sah, denkt, Herr Edelmann, das war Euer Großvater, der hockte als Schweinehirt hinter der Thür." „Das ist gelogen!" schrie der Edelmann zornig. Der Richter aber sprach: „Und darum sollt Ihr mit Euern Pferden daheim bleiben, der Bauer aber darf mit sechsen ausfahren." J. W. Wolf.





Der Zauberlehrling.

Polnisches Volksmärchen.

Es war einmal ein Schuster, welcher immer viel mehr Durst als Geld und Gut hatte; nur notdürftig konnte er seine brave Frau, mehrere Töchter und den einzigen Sohn von den Ergebnissen seiner Arbeit ernähren.

Als dieser Sohn beinahe erwachsen war, zog ihm seine Mutter eines Tages den besten Rock an, kämmte ihm die struppigen Haare glatt und ging dann mit ihm zur Kirche, um andächtig zu beten. Hierauf machten sich beide auf den weiten Weg nach der Hauptstadt, um für den Burschen einen Meister zu suchen, bei dem er in die Lehre eintreten sollte, damit er ein gutes Handwerk erlerne.

Als die beiden Wanderer ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, begegnete ihnen ein Mann in einem schwarzen Kleide, der sie ohne den üblichen frommen Zuruf ansprach. Da der Junge ihm sehr gefiel, so schlug er ihm vor, bei ihm sich in die Lehre zu begeben. Weil der Schwarzrock aber unterlassen, die Mutter mit dem gewöhnlichen Gruße guter Christen anzusprechen, und weil diese glaubte, in seinen Augen einen bösen Blick zu bemerken, so mochte ihm die Frau ihren Sohn um so weniger anvertrauen, und sie ward erst recht ungeneigt dazu, als er ihr das Handwerk nicht ohne weiteres

nennen wollte, welches er betrieb. Trotzdem ließ der Fremde nicht ab, ihr zuzureden, so daß sie zuletzt ihn derb, ja fast grob abwies.

Hierauf gingen Mutter und Sohn allein ihres Weges weiter und betraten nach einiger Zeit einen weithin sich ausdehnenden öden und unfruchtbaren Landstrich, dürr, gleich einer Wüste. Mit Mühe und Not kamen sie auf dem tiefen Sandboden weiter vorwärts; zuletzt konnten sie vor Hunger, Durst und Erschöpfung kein Glied mehr rühren. Trostlos setzten sie sich auf den Sand nieder und weinten — siehe! — da stand ganz urplötzlich neben der Schusterin und ihrem Jungen auf einem großen Steine eine Schüssel mit saftigem Rinderbraten, daneben ein frisches Weißbrot und ein Krug mit schäumendem Biere.

Hocherfreut streckten die Hungrigen die Hände nach dieser einladenden Mahlzeit aus, sobald sie aber Speise und Trank anrühren wollten, war alles verschwunden, nur der Stein stand nackt und kahl vor ihnen. Sie brachen nun von neuem auf; kaum hatten sie sich einen Schritt weit entfernt, so bedeckte der Steinblock sich wieder mit Braten und Bier, und das wiederholte sich mehrmals nacheinander. Der kleine Schusterjunge war jedoch klüger als er aussah und erinnerte sich jetzt, daß das Espenholz wirksam gegen allen bösen Zauber sein sollte; denn unser Herr und Heiland war an einem Kreuze aus Espenholz verstorben. Er spitzte daher seinen Espenstock unten zu, näherte sich dem Steine vorsichtig und bohrte den Stock an der Stelle in die Erde, wohin des Steines Schatten fiel.

Sogleich verschwand der Stein mit allem, was sich darauf befunden hatte; da jedoch, wo sein Schatten hingefallen war, stand derselbe Wandersmann in schwarzem Talar, der ihnen kaum begegnet war. Er nickte dem Jungen freundlich zu und bat ihn, seinen Stock da fortzunehmen.

„Das fällt mir gar nicht ein“, erwiderte der Bursche, „ich nehme den Stock nicht weg! Ich denke mir, du bist ein Zauberer oder Schwarzkünstler und hast uns in diese Wüste gelockt — nun willst du uns Hungrige und Durstige gar noch verhöhnen! Aber ich weiß, so jung ich bin, doch etwas Bescheid, weiß, wie man es anfängt, um Leute deines Schlages zu fassen — bleibe nun fein säuberlich ein Jahr und sechs Wochen hier stehen, bis du so ausgetrocknet bist wie der Stock, womit ich dich an die Erde genagelt habe!“

„Laß deine fürwitzige Rede, Knabe“, versetzte der Schwarzrock — „laß mich los, ich bitte dich!“

„Das kann geschehen — aber zuerst sollst du wieder ein Stein werden, und auf dem Steine muß alles für uns aufgetragen sein, was wir vor wenig Augenblicken noch darauf erblickt haben.“

Der Zauberer verschwand und an seiner Stelle kam sogleich wieder der Stein zum Vorschein, mit einem Tischtuche bedeckt, auf welchem dampfender Rinderbraten, Weißbrot und ein voller Krug Bier stand. Die Wanderer ließen es sich nun nach Herzenslust wohlschmecken; nachdem sie sich gesättigt hatten, wurde der Stein im Nu wieder zu dem Schwarzrocke, welcher von neuem und nun noch inständiger bat, ihn nunmehr loszulassen.

„Meinetwegen! ich will dich losnageln", antwortete der Schusterjunge, „aber nur unter einer Bedingung: du mußt mich auf drei Jahre in die Lehre nehmen, was du ja selbst uns vorhin angeboten hast; als Bürgschaft, daß du mir aber auch wirklich deine Kunst, ganz wie du sie treibst, lehren wirst, mußt du mir ein Pfand geben."

Der Zauberer neigte sich zur Erde, langte mit den Fingern tief in den Sand, holte eine Handvoll Dukaten aus dem Boden und warf sie in die Mütze des Burschen. Der aber war noch immer nicht befriedigt:

„Dies Geld", sagte er, „wird meiner Mutter schon weiter vorwärts helfen, mir mußt du aber ein sicheres Pfand geben — ein Stück von deinem Ohre."

„Was fällt dir ein, du scherzest!" sagte der andre sich schüttelnd.

„Nein, ich rede im Ernste!" —

„Nun — es sei", erwiderte der Zauberer, „nimm dein Messer und schneide drauf los!"

„Ich habe keines", antwortete der Junge; „gib mir deines." — Der Zauberer gab sein Messer dem Jungen und reichte ihm sein rechtes Ohr hin.

„Nein! ich verlange dein linkes Ohr", sagte der schlaue Junge, „du reichst mir das rechte zu bereitwillig hin." —

Nun bot ihm der Zauberer das linke Ohr. Der Bursche schnitt ein Stück davon ab, legte es in seinen Schubsack und zog dann den Stock aus dem Boden. Der Zauberer gebärdete sich dabei ganz jämmerlich, rieb die Stelle, wo ihm sein Ohr abgeschnitten war, und verwandelte sich dann in einen schwarzen Hahn. Hierauf forderte er den Jungen auf, seine Mutter heimzuführen und befahl ihm, um Mitternacht seinen künftigen Meister auf demselben Kreuzwege wieder zu erwarten, wo sie eben jetzt standen; dann gelobte er ihm nochmals, ihn drei Jahre in die Lehre zu nehmen. Nun schlug der Hahn mit den Flügeln um sich, verwandelte sich in eine Elster und flog davon.

Der gute Sohn geleitete jetzt seine Mutter bis zum nächsten Dorfe, küßte sie recht herzlich, und nachdem er das empfangene Gold in ihre Schürze geschüttet hatte, bat er sie, ihn nach drei Jahren an demselben Platze wieder zu erwarten, auf welchem er mit dem Zauberer seinen Vertrag abgeschlossen. Hierauf kehrte er um und begab sich auf den verabredeten Kreuzweg. Es war just um Mitternacht.

Da er müde geworden war, lehnte er sich an einen Meilenzeiger, welchen er im Mondschein wahrnahm, um die Ankunft seines Meisters abzuwarten. Als aber Mitternacht lange vorüber war und der Zauberer noch immer auf sich warten ließ, langte er aus seinem Schubsack das Ohrläppchen des Zauberers und biß kräftiglich hinein. Da knirschte der Meilenzeiger, wankte und krachte. Der Junge sprang rasch seitwärts und rief:

„Aha! du bist bald Stein, bald Holz, mein guter Meister Zauberer?"

„Natürlich! wie es mir eben paßt! Aber warum hast du mich gebissen?"

„Zeige dich in menschlicher Gestalt!" sagte der Schusterjunge und biß wieder in das Ohrläppchen.

„Nun ja! — ich thu's ja schon!" Und nach diesen Worten stand der Schwarzrock auf dem Kreuzwege.

„Jetzt wollen wir weiter gehen", sprach der Zauberer, „ich nehme dich also in die Lehre — es bleibt dabei, du bist von nun an mein Lehrling und Diener, bis deine Zeit um ist und deine Mutter dich hier abholt."

Auf diese Weise wurde der Schusterjunge Schüler des Schwarzrockes. Nun werdet ihr wissen wollen, welche Art von Künsten er zuerst an dem Burschen übte. Er verrenkte ihm Hände und Füße, drehte ihn zu einer Düte zusammen, und dann mußte er sich selbst wieder zurecht recken. Ein andermal schob er seine Hand und Arm bis zur Schulter in den Mund des Jungen, ergriff seine Därme und stülpte den Schüler dann von innen heraus um, wie einen Rockärmel; nachher mußte dieser sich selber wieder zurecht recken.

In drei Jahren hatte der Schüler die Schwarzkünstlerei so gut erlernt, daß er den Meister selbst übertraf. Während dieser Zeit erschien eine große Anzahl Eltern bei dem Zauberer, der eine Menge Lehrlinge hatte, um ihre Kinder abzuholen; er wußte es aber stets so einzurichten, daß die Leute ohne dieselben wieder abziehen mußten.

Drei Tage, ehe die Schustersfrau ihren Sohn abholen sollte, wußte der gescheite Bursche es einzurichten, daß er ihr unterwegs begegnete und er belehrte sie nun, woran sie ihn zu verschiedenen Malen erkennen könne.

„Liebe Mutter", sagte er, „merke dir daß eine Fliege oberhalb meines Ohres summen wird, wenn der Zauberer etwa seine Pferde zusammenruft; wenn die Tauben herbeifliegen, werde ich nicht von den Erbsen fressen, und wenn etwa Jungfrauen vor dir erscheinen, dann wird oberhalb meiner Augenbrauen ein Fleck, wie eine bräunliche Linse, zum Vorschein kommen! Das behalte wohl!"

Als nun die Schusterin vor dem Zauberer erschien, um ihren Sohn zurückzuverlangen, ergriff derselbe eine eherne Trompete und blies nach allen Weltgegenden hin. Da brauste eine ganze Herde schwarzer Rosse heran, solches aber waren keine wirklichen Pferde, sondern die verwandelten Schüler.

„Suche deinen Sohn heraus, dann kannst du ihn mitnehmen!" sagte der Schwarzkünstler.

Die Mutter sah sich Pferd für Pferd an und gab sich alle Mühe, ihren Sohn herauszufinden; denn sie zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß sie sich irren und vielleicht sich selbst und ihr Kind zu Grunde richten könnte. Da bemerkte sie eine Fliege, die über dem Ohr eines der Pferde schwirrte und rief freudig, wie ihrer Sache gewiß: „Dies ist mein Sohn!"

„Richtig — es stimmt!" sagte der Schwarzkünstler; „doch nun rate noch einmal!" Damit ließ er aus einer silbernen Trompete nach allen Weltgegenden seine Rufe ertönen und warf dann etwa einen halben Scheffel Erbsen auf den Boden. Eine Schar von Tauben flog heran gleich einer Wolke; sie stürzten sich auf die Erbsen und pickten sie eifrig auf. Die Schusterin sah sich eine Taube nach der andern an, bis sie diejenige herausfand, welche nur scheinbar von den Erbsen fraß. „Das ist mein Sohn!" rief die Mutter.

„Du hast es erraten! Jetzt zur letzten Probe. Triffst du es noch einmal, so darf dein Sohn mit dir gehen, wo nicht, bleibt er bei mir."

Nun blies der Zauberer in eine goldene Trompete; alsbald antworteten liebliche Gesänge, anmutige Jungfrauen in weißen Gewändern und bekränzt

mit Kornblumen, kamen näher und umringten die Schustersfrau. — Diese betrachtete jede einzeln und sah bei der schönsten einen Fleck wie eine braune Linse über dem rechten Auge. „Dies ist mein Sohn!“ rief sie aus.

Da verschwanden die Mädchen alle bis auf eine, und diese eine verwandelte sich in den Zauberlehrling, welcher sich in die Arme seiner Mutter warf und ihr für seine Erlösung dankte. Hochbeglückt begaben sie sich nun nach Hause.

Als der Schüler des Schwarzkünstlers wieder daheim weilte, sah er, daß in seinem Vaterhause wiederum die Not ein täglicher Gast war; denn von dem Golde des Zauberers war schon lange nichts mehr vorhanden, der Schuster hatte alles vertrunken und das wurde auch jetzt nicht anders.

„Was hast du denn eigentlich in der Fremde gelernt?“ fragte derselbe, als er des Morgens noch nüchtern war, den heimgekehrten Sohn. „Welche Hilfe werde ich nun in Zukunft an dir haben?“

„Ich habe die Schwarzkunst erlernt und du wirst Hilfe genug an mir finden. Ich kann mich nach deinem Begehren in alles mögliche umwandeln: heute in einen Falken, morgen in einen Windhund, in eine Nachtigall oder in ein Lamm. Fahre mich als Tier nach dem Markte, verkaufe mich um gutes Geld, vergiß aber ja nicht, regelmäßig den Strick wieder an dich zu fassen, mit dem du mich zum Markte geführt hast, auch verlange nie von mir, daß ich mich in ein Pferd verwandle; das Geld, welches du hierfür lösen würdest, könnte dir nichts nützen und mich machst du dadurch unglücklich.“

Der Schuster verlangte einen Falken zum Verkauf; sein Sohn verschwand und ein Falke saß auf der Schulter des Vaters, bewehrt wie üblich und mit der Kappe über den Augen. Der Schuster verkaufte ihn schon auf dem Wege zum Markte zu gutem Preise an einen Jäger, und als er heimgekehrt war, fand er seinen Sohn schon beim Mittagsessen.

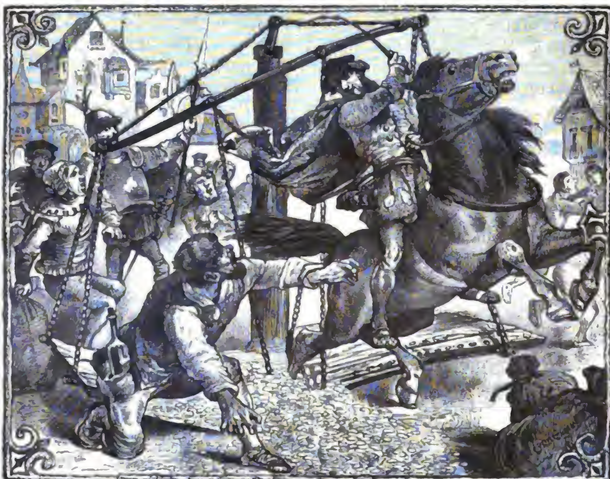
Sobald das gewonnene Geld wieder bis auf den letzten Heller vertrunken war, verlangte der Schuster einen Windhund, den er abermals gut an einen Jagdfreund verkaufte, und als er vom Markte nach Hause kam, saß sein Sohn auch diesmal dort bereits zu Tische.

So führte der Vater seinen Sohn nach und nach als Ochse, Kuh, Schaf, Gans, Truthahn und noch in vielen andern Tiergestalten zum Verkaufe auf den Markt. Eines Tages dachte er bei sich: „Ich möchte nur wissen, weshalb mein Sohn durchaus kein Pferd werden will? Damit hält er mich wohl nur zum Narren und gönnt mir nicht den bessern Gewinn.“

Als er, schon halb betrunken, dies kaum gedacht hatte, war auch schon das entscheidende Wort gesprochen, er verlangte vom Sohne, daß er ein Pferd werde. Kaum hatte er solches verlangt, so stand auch ein herrliches Roß vor dem Fenster, das seine Hufe tief in den Boden grub, dessen Augen Blitze sprühten und aus dessen Nüstern Funken stoben.

Der Schuster schwang sich auf das Pferd und ritt nach der Stadt. Unterwegs begegnete ihm ein Kaufmann, dem das Tier in solchem Grade gefiel, daß er ihm anbot, dessen Gewicht in Gold zu zahlen wenn er ihm das schöne Roß überlassen wolle.

Beide begaben sich hierauf nach der Stadtwage; der Pferdeliebhaber schüttete auf eines der Wägebretter sackweise Haufen Goldes und der Schuster ließ das Pferd auf das andre Brett steigen. Während letzterer die Goldhaufen anstarrte, riß auf einmal die Kette der Wage, und die Goldstücke rollten auf die Straße. Eiligst bückte sich der Schuster, um sie aufzusammeln und vergaß darüber Pferd und Zügel. Im Nu hatte sich der Kaufmann in den Sattel geschwungen und galoppierte durch die Stadt auf und davon. Der Käufer war kein andrer als der Meister Schwarzkünstler.



Wie der Schuster sein Pferd sich mit Gold aufwiegen läßt.

Der Zauberer rächte sich jetzt für das ihm abgeschnittene Ohrläppchen, indem er das Roß mit den Sporen bis auf das Blut antrieb und es unbarmherzig mit einer stählernen Reitgerte mißhandelte. Als er endlich mit dem Pferde in seinem unsichtbaren Hause angelangt war, befand sich das arme Tier in einem jämmerlichen Zustande. Der Schwarzrock ließ das Pferd nun in den Stall führen und überlegte sich, auf welche absonderliche Weise er es wohl noch recht martern könnte.

Mittlerweile war es dem verwunschenen Zauberlehrling, der recht wohl wußte, welch ein schlimmes Los ihm als Pferd wartete, gelungen, die Trense auf einen Haken zu schleudern, woran sie hängen blieb; dann brachte er es noch fertig, sich derselben völlig zu entwinden. Hierauf verwandelte er sich schnell in einen Hasen und rannte querfeldein davon. Doch der Zauberer

hatte alsbald die Flucht seines ehemaligen Schülers bemerkt; und er jagte in Gestalt eines Windhundes dem Hasen flugs nach. In dem Augenblicke, wie der Hase an einem Berge vorüberschoß, verwandelte er sich hinter der Anhöhe in eine Schwalbe und stieg empor in die Luft. Da wurde aus dem Windhund ein Sperber, der eben mit scharfem Schnabel und spitzen Krallen auf die Schwalbe niederstoßen wollte, als diese sich — pardautz! — in einen Weißfisch verwandelte und eiligst im Schilf verkroch. Der Sperber aber ward zu einem Hecht und verfolgte den Weißfisch, als er sich in das strömende Wasser gleiten ließ. Mit letzter Kraft schnellte der Weißfisch aus dem Fluß, verwandelte sich in einen goldenen Fingerreif und warf sich als solcher einer schönen Prinzessin, die eben dem Bade entstiegen war, vor die Füße. — Die Fürstin bemerkte sogleich den Goldreif, schob ihn an ihren Finger und blickte sich nun höchlichst verwundert nach demjenigen um, der ihr einen solch wertvollen Ring wohl zugewendet haben könnte. Rasch hatte unterdessen der Zauberer in Gestalt einer Gans das Ufer erreicht; hier warf er sein Gefieder ab und trat nun als griechischer Kaufmann auf, indem er die Fürstin höflich um Rückgabe des von ihm verlorenen goldenen Reifes bat. Die Prinzessin erschrak vor dem so plötzlich aufgetauchten Manne mit dem kohlpechrabenschwarzen Barte und den funkelnden schwarzen Augen; sie schrie vor Furcht laut auf und drückte dabei den Ring gegen ihre Brust. — Auf ihren Angstruf eilten ihre Dienerinnen, die in der Nähe auf sie gewartet hatten, herbei, schlossen einen Kreis um ihre Gebieterin, und als sie vernahmen, daß der fremde Mann es gewagt habe, sie zu erschrecken, faßten alle zu gleicher Zeit den Zudringlichen an und begannen ihm zuzusetzen und ihn dermaßen zu kitzeln, daß er bald lachte, bald weinte, bald wieder stöhnte und kicherte und sich zuletzt wie ein Wahnsinniger auf der Erde wälzte.

Wie leicht konnte der Überraschte sich der Gewalt der losen Mädchen entziehen, hätte er nicht in seiner Verlegenheit für einen Augenblick ganz der Zauberkünste vergessen, die er ja nur zu üben brauchte, um sich aus seinen Nöten zu befreien. Einmal aber mußte er doch wieder zur Besinnung kommen, und als das geschehen war, verwandelte er sich hurtig in einen Igel und stach mit seinen Borsten die Jungfrauen bis auf das Blut, so daß sie schließlich von ihm abließen.

Die Fürstin war inzwischen, noch betroffen über das Geschehene, nach Hause geeilt und zeigte alsbald ihrem Vater den Ring, der ihr immer besser gefiel, so daß sie ihn Tag und Nacht an ihrem Mittelfinger trug. Als sie einst damit spielte, glitt ihr jedoch der Ring aus den Händen, fiel zur Erde nieder, zersprang in Stücke und — welch ein Wunder! vor ihr stand ein schöner Jüngling — der Zauberlehrling.

Man kann sich vorstellen, wie die Fürstin erschrocken war; kaum wagte sie die Augen aufzuschlagen. Nachdem ihr aber der Jüngling erzählt hatte, wie das alles zugegangen war, gab sie sich zufrieden und versprach dem ehemaligen Zauberlehrling, ihren Vater zu veranlassen, den Kaufmann mit Hunden forttreiben zu lassen, wenn er sich ja einstellen sollte, um den Ring zurückzuverlangen. Als aber der verkappte Zauberer wirklich noch im Laufe desselben Tages bei dem Landesherrn vorsprach, wußte er es dahin zu bringen

daß der Fürst trotz aller Vorstellungen seiner Tochter, dieser befahl, den Ring alsbald herauszugeben.

Mit Thränen in den Augen nahm die Prinzessin den Ring, in welchen sich der Schüler noch vor Erscheinen des Königs wieder verwandelt hatte, und warf ihn dem Griechen vor die Füße. Er zersprang in lauter kleine Perlchen. Zitternd vor Wut warf sich der Kaufmann zur Erde nieder und nahm alsbald die Gestalt eines Hahnes an, indem er eilig die Perlen zusammenpickte. Als er keine mehr umherliegen sah, setzte er sich auf den Fensterrand nieder, schlug unwirsch mit den Flügeln um sich und rief:

„Kikeriki!
Schüler, bist hie?“

Keine Antwort ward ihm zu teil und so flog er davon.

Die Fürstin hätte wohl die vergossenen Thränen sich ersparen können; denn der ausstudierte Zauberlehrling hatte sie belehrt, was zu thun sei, im Fall sie den Ring wirklich hergeben müsse. Daher hatte sie in demselben Augenblicke, als sie den Ring zu Boden warf, auch ihr Taschentuch fallen lassen, und zwei der größten Perlen waren flugs darunter gerollt. Jetzt nahm sie diese Perlen hervor und sogleich ertönte als Antwort auf die Frage die Stimme des Hahnes in spöttischer Weise:

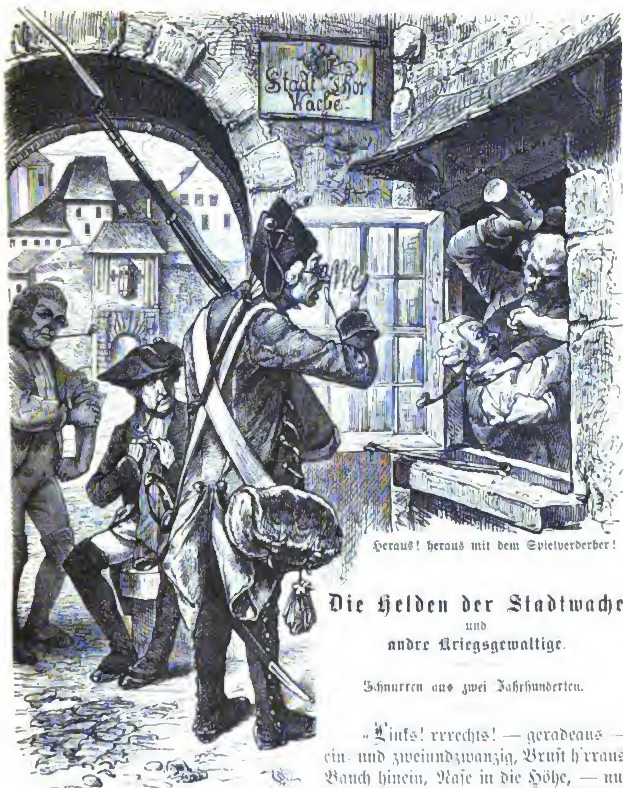
„Kikeriki!
Ich bin hie!“

Hierauf verwandelte sich der Zauberlehrling in einen Falken und jagte flugs dem schwarzen Hahn nach. Als er denselben mit seinen scharfen Fängen gepackt, umklammerte er den argen Feind am linken Flügel mit solcher Gewalt, daß alle seine Knochen knackten und die Federn zerknickten. Dann schleuderte er den zum Tode zerfetzten, wie einen Stein in ein Gewässer, worin er sogleich versank.

Der Falke schwang sich hierauf durch die Lüfte zurück zur Fürstin, setzte sich auf ihre Schulter, sah ihr in die Augen und verwandelte sich dann wieder in den jungen, schönen Schüler. Die Fürstin hatte aber den Zauberjüngling so liebgewonnen, daß sie ihn von ihrem Vater zu ihrem Manne begehrte. Der König gab seine Einwilligung unter der Bedingung, daß sein Eidam die Schwarzkünstlerei für immer aufgebe. Der ehemalige Zauberschüler versprach dieses bereitwillig. Nun zog seine Mutter zu dem jungen Ehepaare in den fürstlichen Palast; die Töchter der Alten verheirateten sich an reiche Kaufleute, und der alte Schuhmacher fand sich um so leichter in die neuen Verhältnisse, da sein Sohn, jetzt der Prinz, im ganzen Lande verkündigen ließ, er zahle, was und so viel der Alte zu trinken verlange. Als jedoch der bisher so trinklustige Schuster haben konnte, so viel er nur wollte, ließ sein Durst immer mehr nach, und er genoß zuletzt nicht mehr Branntwein und Bier als andre vertrugen, die von jeher eine regelrechte Gurgel hatten.

Als der König starb, wurde der brave und kluge Schusterssohn und ehemalige Zauberlehrling Fürst des Landes. Als solcher lebte er mit seiner Frau, seinen Kindern und dem ganzen Volke so glücklich, daß kein Erzähler es beschreiben, kein Sänger es singen kann.

(Nach dem Polnischen des Glinski bearbeitet.)



Heraus! heraus mit dem Spielverderber!

Die Helden der Stadtwache
und
andre Kriegsgewaltige.

Schnurren aus zwei Jahrhunderten.

„Links! rrrechts! — geradeaus — ein- und zweiundzwanzig, Brust h'rraus, Bauch hinein, Nase in die Höhe, — nur nicht schloddrrig — oder die Vorderbeene so sehre gesprreezt!" so ertönte das Kommandowort des hochgebietenden Herrn Stadtobersten, der seine Stimme in schnarrender Weise laut ertönen ließ, auch wenn er nur etliche drei oder vier ehrbare Mannen, einen mächtig ausschreitenden Trommler an der Spitze, zur Ratswache geleitete.

Was für Helden die vielbesprochenen Stadtsoldaten von Anno 1750 oder 1760 waren, ist jung und alt bekannt. Gehörte doch ganz absonderliche Entschlossenheit dazu, die zerfallenen Stadteingänge und Wälle eines friedliebenden Meßplatzes zu hüten, dabei die ellenlangen Haarzöpfe sorgsam zu pflegen,

an Stelle von Muttern der Behandlung des Strickstrumpfes eifrig obzuliegen und auf die ordnungsmäßige Beschaffenheit des „Freßbeutels“, der Gamaschen und der Patronentasche wohl zu achten. Unsre junge Welt hat keine Ahnung davon, welche Schlagfertigkeit in einer solchen Kompanie Stadtsoldaten stecken konnte, und welcher Erfindungsgeist vor hundert Jahren von nöten war, um nur in vorschriftsgemäßer Ordnung zu halten, was dunnemals fürs Allerwichtigste galt — den Zopf! Eigne Gerüste wurden erdacht und gemacht, um den Zopf der Soldaten Tag und Nacht in schönster Steife zu erhalten. Damals galt noch ein Schälchen „Heeßer“ (heißer Kaffee nämlich) für eine Rarität, auch Warmbier gab es selten; beim Genusse von Grützsuppe aber ließ es sich keiner einfallen, sein Jahrhundert in die Schranken zu fordern. Zu todesmutigem Eifer konnte nur ein Gläschen Schnaps oder eine Kanne Bier anfeuern.

Die meist rotnasigen Helden mit dem steifen Zopfe bildeten allerorten die Zielscheibe des Witzes, am ärgsten aber spielten in den Universitätsstädten die Studenten besagten Mannen mit. Und was das Verdrießlichste war, die Musensöhne „hohniepelten“ die Sicherheitswächter am liebsten außerhalb des Weichbildes der Stadt, wo sie ungestraft die „schlechtesten Witze,“ gegen die Strickstrumpfhelden ausheckten und bei passender Gelegenheit zur Ausführung brachten.

„Wer den Schaden hat, dem braucht vor dem Spott nicht zu bangen“, besagt das Sprichwort. Grundgütige Barmherzigkeit! — Was waren doch die alten Schnapphähne für gediegen-gebrechliche Leute. Sie waren mit allen Kriegs- und Friedenskrankheiten und auch noch mit den Übeln des Alters wohl ausgerüstet! „Gegen mich kommt keener uf!“ sagte eines Tages der lange Dieter, der Wachtmann an der Porta Grimmensis, und da strauchelte er über'n Strohhalm, daß ihm fast der Zopf vor Schrecken herunter vor die Füße gefallen wäre.

Der Dieter, ein siebzigjähriger Schießprügelträger, konnte sich für Geld sehen lassen; er hatte so viel Schäden am Leibe, daß er kaum noch stehen und gerade gehen konnte. Fragte ihn einer der boshaften Studenten: „Na, alte Strumpfsohle, wie geht's und steht's?“ so sagte der zehnfache Invalid seelenvergnügt: „I nu, 's geht Sie's so sachte hin, mei' kutestes Herrchen, enen und alle Tage sitze ich Sie hier uf der Steenbank und stehe für die andern Schildwache.“ Der Alte hatte seit Jahren mehr Schildwache gesessen als Schnäpse zu sich genommen. Wenn ihn dabei der die Ronde abgehende Herr Oberstwachtmeister oder der „Herr Stadtwachtmester“ erwischte und er dann eine Nase erhielt, so wischte er sie sich schelmisch lächelnd wieder ab — an ihm blieb nichts haften.

Der Dieter saß nun wieder einmal seit einer Stunde Schildwache, dieweil seine Waffenbrüder drinnen in der Wachtstube vom Alten Fritz und von der Maria Theresia „dischkerierten“. Diejenigen, deren Kehlen infolge heftigen „Dischputierens“ trocken geworden, suchten hinterm Bierhumpen sich die Stunden zu vertreiben, unterdessen die andern Kameraden mit Ernst und Geschick einen „Schafkopf“, ein damals sehr beliebtes Kartenspiel, herunter „klopften.“ — Just um diese Stunde wurde ein Gauner, den man „unter den Meßbuden“ bei Ausübung der Langfingerei erwischt, nach der Thorwache gebracht, um hier so lange wohl verwahrt zu werden, bis die hochnotpreisliche Polizei sich seiner weiterhin erbarmte.



Friedliebende Stadtsoldaten an der Porta Grimmensis zu Leipzig.

Der Dieb rückte seines Schicksals gewärtig, ungeduldig auf der Ofenbank hin und her. Nachgerade ward ihm aber doch die Zeit etwas zu lang und er trat nun heran zum Tisch der Schafkopfsgenossen und sah ihrem lehrreichen Zeitvertreib zu. Da sich nun unter denselben auch ein recht schwacher Spieler befand, so stellte sich der Gauner hinter dessen dreibeinigen Sessel auf und flüsterte dem Dummhut zu, wie er es anzufangen habe, um zu gewinnen. Und das war am Ende nicht so schwer; denn der Schelm konnte von seinem Standpunkte aus leicht den andern in die Karten gucken.

Solches sahen die Spielgenossen natürlich nicht gern; erst verwiesen sie ihm seine Zudringlichkeit, dann wurden sie recht gründlich grob; als jedoch der Dieb trotzdem in seinem Treiben fortfuhr, bedrohten sie ihn ganz ernstlich.

Der alte Dieter, der draußen auf dem Posten saß, hörte den Lärm; jetzt öffnete sich die Wachtstubenthür, denn die Stunde war um und die Zeit zur

Ablösung inzwischen gekommen. Nachdem der neue Wachtmann dem Kameraden draußen die Ursache des mittlerweile immer ärger gewordenen Tumultes mitgeteilt, erzürnte sich Ehrendieter drob über die Maßen und schrie den Zechbrüdern am Spieltische zu: „Heraus mit dem Spielverderber! Schmeißt doch den Galgenstrick ohne Umstände 'raus! — Hrraus mit ihm! — 'raus!"

Der Rat leuchtete denen drinnen ein, und als der Langfinger beim nächsten Spiele seinem Manne wieder unerbetene Ratschläge erteilte, da fiel die entrüstete Stadtsoldaten-Heldenschar über den Störenfried her und — hast du nicht gesehen — er lag, zum Fenster hinausgeworfen, da — auf dem Bürgersteig.

Der Schlaumeier hatte gegen den eingeschlagenen kurzen Prozeßgang rein gar nichts einzuwenden. Flugs nahm er die Beine unter den Arm und schlug sich ohne Murren seitwärts in die Büsche. — Die Schafkopfsspieler hatten nun Ruhe vor ihm. Sie wollten soeben eine neue Partie beginnen, als die Polizeimannschaft heranrückte, um den Dieb zu sicherem Gewahrsam zu geleiten.

Aber herrjeses! — wo war denn der Gauner hingeraten? — Jetzt erst merkten die sorgsamen Stadtwächter, welche Dummheit sie gemacht, als sie den Kartenverständigen hinausgefenstert hatten. Natürlich kam derselbe nicht wieder von selber heran. Vergebens legte der alte Dieter den Zeigefinger an die Nase, der Durchgänger war und blieb fort.

Man kann sich denken, was solch ein kurzes Prozessieren den schlauen Stadtsoldaten eintrug — Nasen und Buße — und Spott, mehr als genug.

„Mein Großoheim war einer der „Borgerkapitäne von Frankfort". Der Fünfundsiebzigjährige wußte noch aus den Zeiten der deutschen Reichsarmee zu erzählen, und mein Vetter, der eine Zeitlang das bürgerliche Schützenkorps und andre hochachtbare städtische Garden kommandierte, konnte leicht ergänzen, was der Alte nicht wußte. Bis in die letzten Jahre hielt dieser noch große Stücke auf die Leute mit langen Zöpfen, die man zu seiner Zeit noch gar eifrig in Kassel hegte und pflegte. Er konnte ingrimmig aufbegehren, wenn wir Buben uns über die „Schneider und Schuster" in soldatischem Uniformsrock und mit dem Federbusche und der „Plempe" lustig machten.

„Die dumme Bube amisiern sich und lache in anem fort über de schlottrige Borgersoldate und habe doch nix, gor nix von der alte Reichsarmee gesehn." Na, von der Buntscheckigkeit der Streitscharen aus den Reichsdörfern und Reichsstädten der zehn Reichskreise wußte der Vetter Wunderdinge zu berichten; denn jeder der acht Kurfürsten des Heiligen römischen Reichs, der dreiunddreißig geistlichen und einundsechzig weltlichen Fürsten, der fünfunddreißig Prälaten, hundert Reichsgrafen: — sie alle hatten ihr eigenes Belieben und die ehrsamen Städter und Reichsritter samt und sonders, welche ihre Mannen oder deren auch anderthalbe zu stellen hatten, hielten fest am Gebrauch und an ihrem Geschmack. So ward das schwäbische Kürassierregiment Zollern durch einundsechzig Reichsstände zusammengebracht, dazu stellte die Frau Äbtissin zu Hagenbach zwei, die Ehrwürdige zu Guttenzell einen Mann; weiter hinaus ging's in die Brüche, was daraus erhellt, daß der Reichsfreiherr von Sickingen zu fünf und ein drittel Infanteristen und zu zwei drittel Reitersmann verpflichtet war.



Einrücken der Reichskontingente.

„Bei einem Regimente", klagte mein Vetter, der „Borgerkapitän", „fehlten bloß ein Dutzend Hanswürste, um den Faschingsaufzug komplett zu machen." — Doch der Alte Fritz hat auch in dieser Rumpelkammer gehörig aufgeräumt.

Die Stadtsoldaten in Leipzig sind aber noch gegen Ende der zwanziger Jahre, bis Anno 1830, weltbekannte Größen gewesen. Na — die prächtigen Geschichten, die man sich damals noch von den tapferen Mannen erzählte oder die sie von sich selber berichteten! Ich kannt' einen solchen Strickstrumpfhelden, es war der Sergeant Gottchristel, der warf sich mordsmäßig in die Brust, wenn er sich seiner Thaten, insonderheit seiner Geistesgegenwart rühmte.

„Heern Se", erzählte er eines schönen Tages, „da sitz' ich Se ganz ruhig uf der Wachtstub' un bin grade dran, mir eene Butterbemme zu streichen. Uf enmal geht Sie die Thür uf und herein tritt zu meinem größten Schrecken — der General Zappel von Doppelhopser in höchsteigner Person. Nun denken Se sich nur: in der eenen Hand hatt' ich das Messer, in der andern das Butterbrot! — Ich aber besann mich keenen Ogenblick — ich lasse Se sofort das Messer uf die Erde klunkern und — klatsch! — klebt meine Butterstulle an der Wand fest — dann steh' ich steif und starr vor seiner Exzellenz und grüße, die Hand an die Stirne, ordonnanzmäßig. „Gu'n Morgen, mein lieber Sergeant!" sagte der Herr General ganz ergebenst lächend. „Zu Befehl, Herr General!" sag' ich und bleibe kerzengerade stehen. „Hier ist ein Brief, der sofort auf die Post muß", fuhr der General fort. „Zu Befehl, Herr General!" sag' ich, und

damit ist Se. Exzellenz auch schon zur Thür 'naus und ich nehm' Se den Schreibebrief ordonnanzmäßig — so — zwischen Zeige- und Mittelfinger, und marschier' damit in militärischem Eilschritt zur Post.

„Hier“, sag' ich, „ist ein Brief von Sr. Exzellenz, dem General Zappel von Doppelhopser!“ und leg' die beeden Finger aufs Schalter. „Ei, Sie Schwerenöter, Sie haben ja gar keenen Brief nich mitgebracht!“ spricht lachend der Schalterdiener. Und wie ich Se dahinsehe, weeß Kneppchen, denken Se sich, da seh' ich Se wirklich den Brief nich. „Ei zum Blitzhageldonnerwetter!“ schrei ich mich selber an, „du mußt den Schreibebrief am End' verloren haben!“ — Und im Sturmmarsch eil' ich Se denselben Weg wieder zaruck. Gleich nachgehends begegnet mir so een Studente und der spricht: „Gu'n Morjen, Morjen, Herr Sergeant, was suchen Se, kann ich Sie vielleicht gefälligst behilflich sinn?“ — „Ich suche eenen Brief von Sr. Exzellenz, dem General von Doppelhopser, der mir aus den Fingern gerutscht sein muß!“ — „So?“ sagte der Student, „das trifft sich schön, ich hab' eben eenen gefunden!“ — „Gefunden? — nee — verloren is er“, sag' ich; „also passen wir zwei nicht zusammen!“ — und damit geh' ich Sie ruhig meines Weges weiter fort.... Aber sehen Se, der Herr General hat nach seinem Brief och nich weiter gefragt!“ — Der Gottchristel stammte eigentlich aus Hessen und diente in seiner Jugend im Regiment Prinz Christian. Aber derjenige unter seinen Kameraden, welcher es faustdick hinterm Ohre hatte, das war allemal Fleck, einer der Tamboure des Regiments.

Dessen am meisten bewunderte Großthat erzählte nun der Gottchristel folgendermaßen: „Sehn Se, in der großen Völkerschlacht bei Leipzig ritt Se der Prinz Emil auf seinem roten Brandfuchs mit enem weißen Hinterbeene vor die Front und sagte: „Kinder!“ sagt' er, „seht ihr dort die Batterie von Kannönerchens? Die müsse mer hawe! He da, Tambour“, ruft er dem Fleck zu, „nimm deine Schlägel zwischen die Finger und werbele druf los — schlag zu wie närrsch! — den Sturmmarsch!!“ — Wir besinnen uns och nich lange und gehen Se forsch druf los, voran der Prinz Emil uf seinem roten Brandfuchs mit enem weißen Hinterbeene — und ich hinterdrein und der Fleck mit seiner Trommel: „Blem, Blem, Blem!“ — Uf anmol aber kracht's gottserbärmlich: „Bum! Bum! Bum!“ Und rechts und links fliegen die Kameraden nieder wie die Mücken. Aber der Prinz Emil auf seinem roten Brandfuchs mit enem weißen Hinterbeene ritt immer wärtser und wir, der Fleck und ich, justement mutig hinterdrein: „Blem, Blem, Blem!“ — Immer wieder ging's los: „Bum, Bum, Bum!“ Da dreht sich der Prinz Emil sachte herum, und als er niemand mehr hinter sich sieht, wie mich und den Fleck, der ganz ruhig seinen Werwel fortschlägt: „Blem, Blem, Blem!“ — da hält Se der gnädige Herre an und ruft uns zu: „Fleck! hör' uf! Wir drei alleene zwingen's doch nicht!“ — „Zu Befehl, Ew. Durchlaucht!“ sagt' der Fleck — und der Prinz auf seinem roten Brandfuchs mit enem weißen Hinterbeene macht kehrt und och ich mach' kurze sieben und lauf' gelassen hinter ihm her“ ...

Leider aber ist die Schnurre von den Stadtsoldaten und andern Kriegsgewaltigen aus der „guten alten Zeit“ kein Märchen, sondern traurige Wahrheit gewesen. Gott sei Dank, daß es jetzt doch anders und besser geworden!

Franz Otto.



Wie der Töffel dem Küster begegnet.

Vom Töffel,
der das Gruseln lernen wollte.

Eine alte Geschichte.

Einfalt und Glück sind Zwillingskinder.
Verstand und Sorge sind's nicht minder.

Eine bekannte Redensart lautet: „Vor Töffeln ist mir gar nicht bange, der kommt mit seiner Dummheit fort“; und man hat auch in der That Beispiele, daß der oder jener Hans Dampf mit seiner Dummheit glücklich durch die Welt gekommen ist. Das sind jedoch nur Ausnahmen, denn in der Regel gehören viel Fleiß und Unverdrossenheit und fester Wille dazu, etwas zu erreichen und es zu etwas Rechtem zu bringen, und wenn es selbst in der Dummheit wäre, wie z. B. beim Grusel-Töffel, von dem ich nun erzählen will.

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne, einen klugen und einen dummen. Der kluge war ein wahres Wunderkind und hörte, wie man zu sagen pflegt, das Gras im Garten wachsen; aber der dumme war dümmer als sich's gehört und zu keiner Arbeit zu gebrauchen. Sollte er Sirup zum Mittagsessen holen, so brachte er Mottenpulver oder er kam erst wieder, wenn der Abendstern

vom Himmel herniedergrüßte oder der Hunger ihn nach Hause trieb. Wollten die Eltern etwas ausgerichtet haben, so mußte es der Älteste thun; der arme Töffel aber war seinen Eltern nur zur Last. Einen argen Fehler hatte der Älteste freilich auch: das war seine allzu große Furchtsamkeit. Er ließ sich durch nichts dazu vermögen, eine Flasche Ungsteiner aus dem dunklen Keller heraufzuholen oder des Nachts am Kirchhof vorbei zu gehen. Wenn ihm solches zugemutet wurde oder wenn er ein Mäuslein rascheln hörte oder wenn jemand Gespenstergeschichten erzählte, so bekam er allemal eine Gänsehaut und sprach: „Ach wie gruselt's mir! Wie gruselt's mir!"

„Hm!" dachte der Töffel, „der Bruder Hans ist ein so gescheiter Mensch und das Gruseln versteht er auch! Es muß doch eine grausam schöne Kunst sein das Gruseln! Wahrlich, das Gruseln möchte ich auch lernen!" Und von der Zeit an dachte er an weiter nichts mehr als an das Gruseln, und wo er ging und stand, da sagte er vor sich hin: „Ach, wenn mir's nur mal gruselte!"

Da sprach die Mutter: „Ich hab' immer gedacht, beim Töffel werde der Knoten noch 'mal reißen und die Weisheit in Schuß kommen; aber nun merke ich, daß an ihm Hopfen und Malz verloren ist." Und der Vater sagte: „Höre, Töffel, du wirst alle Tage größer, bist bald so lang wie ein Baum und hast Glieder wie ein Stier; es würde wohl Zeit, daß du etwas Ordentliches lerntest, womit du dein Brot verdienen kannst. Denn mit dem Gruseln, du dummer Kerl, da ist's nichts; das wirst du noch zeitig genug lernen; aber das bringt keinen Heller ins Haus." Darauf antwortete der Töffel nichts weiter als: „Wenn mir's nur mal gruselte! Ach, wenn mir's nur mal gruselte!"

Die Mutter seufzte auf, und der Vater schüttelte den Kopf und sprach endlich: „Ich glaub', selbst dazu bist du zu dumm."

Bald nach dieser Zeit kam der Küster zum Besuch ins Haus, dem klagte der Vater seine Not, die ihm sein Jüngster durch seine Träumerei und Ungeschicklichkeit verursache, und daß er nichts lernen wolle in der Welt als das Gruseln: „Ei, das kann er bei mir prächtig lernen", sprach der Küster; „schickt ihn nur zu mir und in kurzer Zeit bringen wir das fertig!" Der Vater war's gern zufrieden, denn er dachte: „Lernt der Junge auch nichts, so wird er doch etwas mehr zugestutzt, und das ist auch schon was wert."

Töffel stieg also mit dem Küster auf den Glockenturm und mußte die Glocken läuten lernen. — Eines Abends, als sie beide sich auf dem Glockenturme befanden, dachte der Küster: „Wart', jetzt sollst du schon lernen, was Gruseln ist!" und er hieß den Töffel die Abendglocke läuten, er selbst aber schlüpfte heimlich in die Glockenstube, hing sich ein weißes Betttuch um und stellte sich dem Schallloch gegenüber auf die Treppe. Als Töffel sich umschaute und die weiße Schleiergestalt gewahrte, die ihn unbeweglich anstarrte, rief er: „Wer bist du? Was willst du?" Aber er bekam keine Antwort. „Nun, hast du Wolle in den Ohren? Oder ist dir der Mund zugefroren? Ich rate dir in gutem, mach', daß du fortkommst, Schneemann! Hier hast du nichts zu schaffen!" Die Gestalt aber antwortete nicht und rührte und regte sich auch nicht, denn dem Töffel sollte es ja gruseln. Indes dachte dieser nicht im geringsten daran — aber ärgerlich ward er doch. „Thu' den Mund auf, wenn

du ein ehrlicher Kerl bist!“ schrie er, „oder ich werfe dich die Treppe hinab!“ Der Küster mochte denken, so schlimm werde es nicht gleich kommen, und gab noch immer nicht einen Laut von sich. Jetzt verlor der Töffel die Geduld; stracks rannte er auf den Spuk los und stieß das Gespenst, das solcher Herzhaftigkeit sich nicht versah, pardauz! — über den Haufen, daß es wohl zehn Stiegen der Turmtreppe der alten Dorfkirche hinunterkollerte und in einer Ecke liegen blieb. Wie sehr es auch hier ächzte und stöhnte, das kümmerte den Töffel nicht; er ging ruhig an den Glockenstrang, läutete zum Abendgebet, dann summte er ein Liedchen vor sich hin, stieg die Stufen hinunter und schloß die Kirchthür hinter sich zu. Die Frau des Küsters wartete und wartete auf ihren Mann und wunderte sich, daß er heute gar nicht vom Turme herabkäme, zumal es schon späte Nacht war. Da ging sie endlich in Töffels Kammer, um nachzusehen, ob der auch noch nicht da sei; aber der lag richtig in seinem Bett und schnarchte. Die Küsterin rüttelte und schüttelte den Jungen und fragte ihn: „Du Schlafratz, wo ist denn dein Meister?“ Mühsam ermunterte sich Töffel und antwortete: „Habt Ihr ihn mir zum Aufheben gegeben? — Ich weiß es nicht.“ — „Mein Gott!“ sagte die Frau, „er ist ja mit dir Grobian auf den Turm gestiegen und noch nicht wieder zurückgekehrt.“ — „Hm“, brummte der Töffel, „es stand eine weiße Gestalt oben auf der Treppe, die wollte nicht Red' und Antwort stehen, und da hab' ich sie für einen Spitzbuben gehalten und die Treppe hinuntergestoßen. Wollt Ihr wissen, ob's Euer Mann gewesen ist, so seht selber nach; es sollte mir leid um ihn thun.“ Dabei legte er sich auf die andre Seite und schnarchte weiter. Die Küstersfrau aber nahm schnell die Schlüssel zur Hand, schloß die Turmthür auf und stieg die Treppe hinan. Und richtig — da lag ihr Mann ächzend in der Ecke und hatte ein Bein gebrochen.

Das war ein schlechter Spaß. Der Küster lag lange Zeit fest danieder; Töffels Vater mußte den Doktör bezahlen und that dies natürlich gar nicht gern. Der Junge befand sich nun wieder im Hause; aber er mochte ihn nicht mehr um sich leiden und sprach in seinem Ärger zu ihm: „Du bist und bleibst ein Taugenichts, der nicht das Wasser verdient, der nichts einbringt als Schimpf und Schande und Schaden! Hier hast du Stock und Hut, einen Schnappsack nebst Brotkapsel und ein Stück Geld — und nun lauf, soweit dich deine Beine tragen. Hier kann man solche Nichtsnutzer nicht gebrauchen; deswegen laß dich nimmer wieder hier blicken!“ — „'s ist schon recht, Vater, ich werde mich sogleich auf meine Beine machen“, sprach der Töffel; „aber wenn ich das Gruseln gelernt habe, darf ich doch wohl wieder kommen?“

„Nein“, antwortete der Vater, „nicht eher, als bis du gescheit geworden.“ Darauf ergriff der Töffel seine Siebensachen, gürtete die vom Vater erhaltene Geldkatze um den Leib, nahm kurzen Abschied und wanderte in die weite Welt.

Als er so auf der Landstraße dahinschritt, sprach er immer zu sich selbst: „Ach, wenn mir's doch gruseln wollte! Wenn mir's doch gruselte!“ Das hörte einer, der vorüber ging, und da sie gerade nicht weit vom Galgen waren, sprach er: „Schau dorthin — dort steht der Dreibein, an dem ihrer sieben mit Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben und jetzt das Fliegen lernen. Willst du erfahren, was Gruseln heißt, so schlage dein Nachtquartier dort auf, da wirst du

schon das Gruseln lernen!" — „Hä! hä! hä!" lachte der Töffel, so geschwind geht die Sache nicht! Die Leute sagen zwar, ich sei ein Dummerjan, aber so dumm bin ich doch nicht, daß ich solches glauben sollte." — „Geh nur hin", sprach der andre, „morgen früh wirst du das Gruseln schon gelernt haben!" Flugs antwortete der Töffel: „Wenn das wahr ist, so sollt Ihr die fünfzig Thaler, die ich bei mir trage, als Lehrgeld bekommen; kommt morgen früh nur wieder zur Stelle." — „Ich nehme dich beim Wort; dein Geld ist mir gewiß", erwiderte der Ratgeber von der Landstraße und ging seiner Wege.

Töffel aber schritt auf den Galgen zu, und als es Abend ward, trug er Holz zusammen und machte sich ein Feuerchen an. Im Anfang ging alles gut; Töffel, vom Wandern müde, legte sich hin, das Feuer wärmte ihn und so schlief er den Schlaf des Gerechten. Als aber Mitternacht gekommen und das Feuer niedergebrannt war, schnob der Nachtwind eisig über seine Glieder und machte den Schläfer munter. Töffel schürte das Feuer wieder, aber es wollte ihm nicht recht warm werden. Da sah er, daß die eine Säule des Galgens unten morsch war. Schnell machte er sich daran und riß mit einem kräftigen Ruck ein Stück vom Galgen samt etlichen der Gerichteten zu Boden. Die Galgensäule benutzte Töffel jetzt als Brennholz, und nun wurde er warm.

Als Töffel nun sah, wie die Leichname am Galgen vom Winde hin und her bewegt wurden und einander stießen, murmelte er: „Aha, euch friert's! Gleich werde ich euch herunter holen; auch ihr mögt euch wärmen und sollt mir und euren Kameraden Gesellschaft leisten!" Darauf stieg er auf der angelehnten Galgenleiter empor und holte die Gehenkten herunter. Wie sie nun alle sieben so recht einig bei einander lagen, fachte er das Feuer noch mehr an und setzte die Leichname um die lodernde Flamme herum. „Nicht wahr, ihr Schächer, hier unten ist's doch besser als dort oben?" fragte Töffel das nächste Gerippe. Aber der angesprochene Tote antwortete nicht und die andern rührten und regten sich ebenso wenig. „Ihr seid wohl noch nicht recht aufgetaut", sprach er; „wartet, ich will euch näher zusammenrücken!" Und er zerrte sie noch näher an das Feuer, so daß die Glut die zerlumpten Kleider ergriff, aber sie blieben trotzdem starr und stumm. „Ach, das ist langweilig", sprach Töffel, „wenn ihr nicht zur Einsicht gelangen wollt, häng' ich euch lieber wieder auf." Und er nahm einen nach dem andern und hing alle sieben wieder auf. Hierauf hüllte er sich selbst in seinen Mantel, streckte sich am Feuer aus und schlief, als wenn er selber ein Toter wäre.

Am andern Morgen machte sich der Mann, der dem Töffel den guten Rat gegeben hatte, ziemlich früh auf, um seine fünfzig Thaler zu holen. Als er aber an den Galgen kam und den Schläfer erst rütteln und schütteln mußte, eh' sich dieser ermunterte, merkte er, daß er wohl werde leer ausgehen müssen, und daß der Töffel das Gruseln auch diesmal nicht gelernt hatte. Dieser erzählte ihm, wie er die Nacht mit den langweiligen Schächern zugebracht, und daß er sie vom Galgen abgenommen und wieder hinaufgehängt habe.

Da schüttelte der Mann seinen Kopf und ging seines Weges, indem er sagte: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen. Doch bange ist mir gerade nicht für ihn, ein Töffel kommt schon durch seine Dummheit fort!" —

Der Töffel aber scherte sich wenig darum, was solch ein Wandersmann von ihm dachte und über ihn sprach. Während er wieder seines Weges fürbaß dahin schritt, brummte er so ärgerlich als am Tage zuvor in den Bart:

„Ach wenn mir's nur gruseln wollte! Wenn mir's nur einmal gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der dieselbe Straße fuhr; der sprach zu ihm: „Wer bist du?" — „Das kümmert dich nicht", antwortete der Bursche. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?" — „Ich weiß nicht", war die Antwort. — „Was ist dein Vater?" — „Magst ihn selber fragen." — „Hm! Aber wozu läuffst du Blitzkerl denn eigentlich in der Welt umher?" — „Ich möchte das Gruseln lernen." — „Das Gruseln? Ei, seh' einer den Narren an! Hör' mal, Bursche! dort am Wege liegt ein Wirtshaus; da geh' hin, laß dir tüchtig zu essen und zu trinken geben, und wenn du beim Fortgehen deine Zeche bezahlen mußt, wird dir's schon gruseln!" — „Na! das kann nicht so schlimm werden", dachte Töffel und schritt auf das Wirtshaus zu.

Als er dort ankam, sprach er: „Guten Tag!" — „Schönen Dank", sagte der Wirt; „womit kann ich dienen?" — „Ich möcht's Gruseln lernen", antwortete der Töffel; „ein Fuhrmann hat mir geraten, nur hierher zu gehen, mir Essen und Trinken geben zu lassen; wenn ich beim Fortgehen die Zeche bezahlte, dann, meinte er, würde mir's schon gruselig werden." — „Der Galgenstrick", rief der Wirt; „na wart', dir will ich's schon anstreichen!" — „Ach, mit dem Galgen hab' ich's vorige Nacht schon versucht", erwiderte der Töffel; „aber damit ist's auch nichts; dort habe ich's Gruseln auch nicht gelernt."

Der Wirt versetzte: „Nun, das Gruseln zu lernen, dazu findet Ihr hier die beste Gelegenheit. Seht Ihr das alte Schloß da oben? In dem alten Gemäuer haust ein verwunschener Prinz oder Ritter oder was es sonst sein mag, und wer darin drei Nächte zubringt, dem will der König seine einzige Tochter zur Frau geben; und die Prinzessin ist die schönste Jungfrau unter der Sonne. Es stecken auch viele und große Schätze in dem verwunschenen Schlosse, die einen Armen schon reich machen könnten; aber sie werden von bösen Geistern bewacht und werden erst frei, wenn jemand drei Nachtwachen in den Räumen besteht. Versucht haben's freilich schon viele, aber keiner von denen, die hin gegangen sind, ist je wieder herausgekommen." — „Das klingt schlimm und gut, was Ihr da schwatzt", sprach der Töffel zum Wirt; „doch das Schlimme fürchte ich nicht, und das Gute reizt mich nicht; wenn ich nur endlich das Gruseln lerne, so ist mein Wunsch erfüllt." Der Töffel konnte in der Nacht kaum schlafen; so beschäftigte ihn der Gedanke, daß er nun in der Burgruine das Gruseln lernen würde.

Am andern Morgen begab er sich alsbald auf den Weg. Zuerst ging er zum König und sprach: „Herr König, mit Verlaub, ich möcht' wohl drei Nächte in dem verwünschten Schlosse wachen!" Der König sah den Burschen von allen Seiten an, und weil ihm derselbe gefiel, erlaubte er es ihm.

„Mein Sohn", sagte er, „du darfst dir dreierlei dorthin mitnehmen, nur nichts Lebendiges." Da antwortete Töffel, der von Jugend auf gern ein Feuerchen angemacht und öfter an der Schnitzelbank sowie an der Drehbank gesessen hatte: „So bitt' ich um ein gutes Feuerzeug, eine Schnitzelbank und eine Drehbank, damit mich nicht friert und ich mir die Zeit vertreiben kann."

Die Dinge wurden ihm zugestanden und noch bei Tage ins Schloß geschafft.

Als der Abend kam, ging der Töffel auch hinauf, machte sich in einem Zimmer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und die Drehbank dazu. Zuerst dachte er an allerlei Zeitvertreib, und als er damit fertig geworden, wartete er aufs Gruseln. Aber so sehr er sich danach sehnte, mit dem Gruseln war's doch nichts. So kam Mitternacht heran. Er schürte nun das Feuer von neuem und blies es kräftig an, als es auf einmal aus einer Ecke: „Miau! Miau! Uns friert!“ schrie. — „Wen friert's?“ fragte Töffel. „Kommt nur her ans Feuer, ihr Verfrorenen, und wärmt euch!“ Kaum hatte er dies gesagt, so sprangen zwei mächtige schwarze Katzen aus den Ecken und hockten sich neben dem Töffel zu beiden Seiten nieder und starrten ihn mit feurigen Augen wild und schauerlich an. Nach einem Weilchen sprach die eine: „Was meinst, Kamerad, wir wollen Karte spielen, Dreiblatt oder Pochen!“ „Meinetwegen Pochen!“ antwortete Töffel, „wenn ihr Karten mitgebracht habt.“ Die Katzen hatten Karten bei sich, und so ging das Spielen los. Da sah der Bursche, daß die Katzen schrecklich lange Krallen an ihren Pfoten hatten. „Mit Verlaub“, sagte er, „schämt ihr euch nicht! Pfui — eure Frau Mutter hat euch die Nägel lange nicht geschnitten; kommt her, ich will sie euch putzen!“ Dabei packte er die zwei Katzen im Genick, klemmte ihre Pfoten in die Drehbank und beschnitt ihnen mit dem Schnitzemesser die Nägel; als sie aber wütig nach ihm schnappten, um ihn zu beißen, schnitt er ihnen stracks die Köpfe ab und warf dieselben zum Fenster hinunter in den Schloßgraben und die Katzenleiber hinterher. Kaum hatte er jedoch das Fenster wieder zugemacht, so kamen aus allen Ecken schwarze Katzen zum Vorschein, die miauten gräßlich, und zwischen ihnen sprangen schwarze Hunde wie toll herum, die rollten ihre glühenden Augen, fletschten die Zähne und heulten dazu, daß einem angst und bange werden konnte. Als der Lärm dem Töffel doch zu arg wurde, nahm er sein Schnitzemesser und schlug so gewaltig um sich, daß bald ein großer Teil der Katzen und Hunde tot im Zimmer lagen, während die andern eiligst durch den Kamin und den Schornstein die Flucht ergriffen. Die toten Tiere warf der Töffel gleichfalls durchs Fenster in den Schloßgraben. Nach dieser Arbeit fühlte er sich aber doch etwas ermüdet. Zum Glück stand ein Bett in der Ecke; da legte er sich hinein und deckte sich zu. Er war aber noch nicht eingeschlafen, so setzte sich das Bett von selbst in Bewegung und fuhr im ganzen Schlosse umher, Trepp' auf, Trepp' ab, in Küche und Keller, nach Kammer und Boden: — und auf einmal — hopp! hopp! da warf es um, das Unterste zu oberst, daß alles Zubehör, schwer wie Blei, auf dem Töffel lastete. Aber der nicht faul, schleuderte Decken und Kissen weit von sich, stieg aus dem Gewirre heraus und legte sich in die Kaminecke, wo noch das Feuer lustig prasselte. Da schlief er todmüde ein bis zum andern Morgen.

Schon in der Frühe brach der König auf nach dem Schlosse. Als er den Burschen regungslos in der Ecke liegen sah, dachte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und äußerte voll Bedauern: „Es ist doch jammerschade um den Gesellen!“ In diesem Augenblicke aber sperrte Töffel die Augen weit auf und sprach: „Besten guten Morgen, Herr König! Schon so früh munter?“



Töffel und die Katzen.

Der König war zugleich verwundert und erfreut, daß Töffel noch am Leben, und sprach: „Nun, wie ist es dir ergangen, mein allerliebster Töffel?"

„Ich danke, recht gut, Herr König", antwortete dieser; „nur verspür' ich grausamen Hunger." Der König versetzte: „Weiter nichts? Da kann geholfen werden, du magst auf meine Rechnung drunten beim Wirt frühstücken und zu Mittag essen, soviel du willst; aber abends bist du wieder hier oben. Magst du?" — „Na ob!" antwortete Töffel; drei Nächte müssen's ja sein!"

Darauf begab sich der König in seine Gemächer zurück, Töffel aber ins Wirtshaus. Als er in die Gaststube trat, traute der Wirt seinen Augen kaum; denn er hatte nicht anders gedacht, als der Töffel sei zu Grunde gegangen, und nun stand dieser leibhaftig vor ihm. „Bist du es denn selbst oder ist es dein Geist?" rief er betroffen aus. „Ich meine, ich wär's", sprach Töffel, indem er sich befühlte, „ich bin's und kein andrer." Und der Wirt fragte weiter: „Aber das Gruseln hast du doch nun gelernt?"

„Nein“, antwortete der Bursche, alle Mühe und alles Warten waren vergeblich; davon versteh’ ich noch kein Tüttelchen.“

Darauf aß und trank er tapfer auf des Königs Rechnung, und als es Abend wurde, begab er sich wieder hinauf in das Spukschloß, wo er sich vor allem ein Feuer anmachte. Es ging auf Mitternacht zu, als er am Kamin sitzend vor sich hinsummte: „Ach! wenn mir’s nur gruselte!“ Da prasselte es auf einmal droben im Schornstein, als ob das alte Schloß zusammenbrechen sollte, und mit einem fürchterlichen Krach kam plötzlich ein halber Mensch herunter gefallen. „Heda!“ rief Töffel, „da fehlt noch die andere Hälfte; anderthalb Mann sind keine Gesellschaft. Heda! Wird’s bald?“ — Plautz! da fiel auch schon die andre Halbscheid herab — mitten ins Feuer, das auf dem Kamin brannte. „Ei, ihr Schlotteriche habt mir mein Feuer in schönste Unordnung gebracht“, rief der Töffel; „ihr solltet eigentlich erfrieren, doch will ich mich eurer erbarmen; aber vor allem muß ich erst wieder die Flamme anpusten.“ Dabei warf er die beiden Menschenhälften beiseite und brachte das Feuer wieder in Ordnung. Doch als er sich herumdrehte, war aus den beiden Hälften ein einziger, aber äußerst häßlicher Kerl geworden, der hockte an Töffels Platz.

„Hollah! alter Junge! flugs Platz gemacht, das ist meine Bank!“ schrie der Töffel seinen Gesellschafter an, „schere dich alsbald fort, sonst halbiere ich dich wieder!“ Als der so Angesprochene aber stumm sitzen blieb, als sei er taub, schob ihn Töffel mit einem kräftigen Stoß beiseite und setzte sich dahin, wo er vorher gesessen. Da ging das Prasseln im Schornstein von neuem los und es fielen noch etliche solcher häßlichen Kerle herab, dazu eine Menge Schädel und Totenknochen. Töffel sprang auf und rief: „Schön guten Abend, meine Herren! Womit könnt’ ich dienen?“ — Doch die häßlichen Kerle blieben die Antwort schuldig und glotzten den Burschen nur mit furchtbaren Blicken an. Endlich ergriff einer von ihnen neun der Totenbeine, stellte sie auf, und die andern nahmen etliche Schädel und fingen damit zu kegeln an. — „Alle neune!“ schrie der Junge. „Hört, ihr Herren, laßt mich einen Stamm mit schieben; denn das Kegelschieben, das lieb’ ich für mein Leben!“ — „Wenn du Geld hast, dann mag’s sein“, sagten die Männer. „Geld genug!“ antwortete Töffel, „denkt ihr, ich sei ein Betteljunge!“

„Nun, so magst du anschieben!“ sagte einer der Schlotteriche und reichte dem Töffel einen Totenschädel dar. Töffel nahm denselben und sprach: „Eure Kugeln sind nur zu eckig; gebt her, ich will sie erst rund drehen!“ Darauf stellte er sich an die Drehbank und drehte die Schädel rund. Als er damit fertig war, ging das Spiel an. Töffel schob; aber die Männer schoben besser, so daß er etwas Geld verlor. Da wurde Töffel wild und warf die Schädel zwischen die Totenbeine, daß es nur so sanste. „Alle neune!“ schrie er; aber die Gespenster schrieen: „Nein! Zwölfe!“ Denn eben erscholl vom Turme die Mitternachtsstunde — der Spuk war verschwunden und Töffel befand sich mutterseelenallein.

Von allem, was er gethan und gesehen, war der Töffel doch müde geworden und so legte er sich hin, wo es sich traf, und schlief in einem Zuge, bis der König am andern Morgen unter dem Eingang zu dem Zimmer erschien, wo Töffel noch gähnend sich reckte und streckte. „Schönsten guten Morgen, Herr König!“ sprach der Langschläfer.

„Guten Morgen, mein Töffelchen!“ antwortete der König gnadenvoll: „Nun, wie ist es dir in dieser Nacht ergangen?“ „Danke gehorsamst, ganz gut“, erwiderte der Bursche; ich blieb nicht allein, sondern bekam Besuch durch den Schornstein, und da haben wir all zusammen mit Totenbeinen und Schädeln flott drauf los gekegelt.“ Und nun erzählte er alles, was sich in der Nacht zugetragen hatte. Dem Könige schauderte die Haut, als er dies alles hörte, und er fragte: „Hat es dir denn nun gegruselt?“ —

„Nicht, daß ich's wüßte; aber recht lustig hab' ich mich gemacht, das war alles; doch das Gruseln hab' ich noch immer nicht gelernt“, versetzte Töffel. „Nun, vielleicht lernst du es in der dritten Nacht doch noch!“ sprach der König beim Weggehen; der Töffel aber that sich im Wirtshaus weidlich gütlich.



Der König sieht sein blaues Wunder.

Als die dritte Nacht begann, saß er schon wieder an seiner Schnitzelbank und sagte vor sich hin: „Es ist doch recht fatal, daß mir's noch immer nicht gruseln will!“ Da entstand auf einmal ein Holtergepolter, ein Lärmen und Rumdrehen im Hause, daß es einem die Haut schaudern konnte; hierauf that sich die Thür auf und sechs mächtig große Männer traten ins Zimmer. Die trugen einen Sarg auf einer Totenbahre herein, stellten ihn mitten in die Stube und verschwanden wieder. „Aha“, dachte Töffel, „in dem Dings da liegt gewiß der Vetter Gottlieb, der kürzlich gestorben ist; muß doch einmal zusehen!“ Gleich stand er auf, ging hin und nahm den Deckel ab. Da lag ein Toter im Sarge, der sah ganz blutig aus; doch als Töffel ihn anfühlte, zog

er alsbald die Hände wieder zurück und rief: „Hu, eiskalt! Du frierst, Vetter Gottlieb — wart' nur, ich will dir schon einheizen! Darauf nahm er den Leichnam in seine Arme und trug ihn ans Feuer. Doch der Tote ward nicht warm. Töffel stellte vergebens allerlei Versuche mit demselben an, indem er ihn auf den Schoß nahm und ihm Arme und Beine rieb, damit das Blut wieder in Bewegung käme. Als jedoch das alles nichts helfen wollte, schaffte er den Leichnam in sein Bett, zog sich selbst aus und legte sich neben den Eiskalten. Da dauerte es nicht lange, so wurde der Tote warm und fing an sich zu regen. Und nun machte er sich breit und immer breiter und endlich rief er: „Was störst du mich in meiner Ruhe? Warte, nun kommt die Reihe an dich, recht warm zu werden, ehe ich dich erwürge!" —

„Muß das gleich sein?" fragte Töffel, indem er sich umwandte. Hierauf packte er das Gespenst mit kräftigen Händen, warf es mit einem Ruck in die Totenlade und schraubte den Deckel wieder fest zu. Sogleich erschienen auch die sechs Männer wieder, die hoben den Sargkasten auf und trugen ihn fort.

Aber Ruhe gab es noch nicht; vielmehr trat ein ellenlanger Riese mit mächtig struppigem Bart herein, und der schrie den Töffel an: „Wurm! jetzt ist es mit dir aus; du mußt sterben!" — „Sachte, sachte!" versetzte Töffel. „Was du da sagst, eilt mir gar nicht; und wenn ich sterben soll, so muß ich wohl dabei sein?" „Freilich, du Großsprecher, du sollst dabei sein", schrie der Unhold. — „Na, na langsam!" antwortete der Bursche; dein Stolz wird sich schon noch legen! Wenn es zuletzt zum Klappen kommt, so nehme ich dich unter mein Schnitzelmesser und zerhacke dich kurzkrümelklein zu Kochstücken." — „Das nenne ich dreist gesprochen", versetzte der Riese; müßtest dann doch wohl einen guten Teil stärker sein als ich." — „Es kommt just nur auf einen Versuch an", erwiderte der Töffel. „Nun wohlan, es sei; ist's, wie du sagst, dann will ich dich ziehen lassen; komm, wir wollen's miteinander versuchen."

Töffel war gleich bei der Hand, und so führte ihn der Goliath durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer. Hier ergriff derselbe eine Axt und schlug den einen Amboß mit einem einzigen Schlag in die Erde. „Soll das etwa eine Hexerei sein?" fragte Töffel, „paß' auf, ich mach' noch ganz andre Dinge." Darauf ging er zu dem andern Amboß. Der Riese, der recht genau zusehen wollte, was Töffel machte, bückte sich tief herab, so daß sein langer Bart bis auf den Amboß hernieder hing. Behend ergriff nun der Töffel die Axt, führte einen wuchtigen Hieb in den Kloß und klemmte zugleich den Bart des Riesen in den Spalt. „Kerl, jetzt hab' ich dich; nun ist das Sterben an dir", rief er. Flugs nahm er eine der Eisenstangen und bearbeitete damit den Rücken des Unholdes so gewaltig, daß dieser wimmerte und winselte und die besten Worte gab, der Töffel möge ihn doch loslassen; er wolle ihm auch drei Kisten voll Gold zeigen, davon gehöre eine dem König, eine den Armen und die dritte möge Töffel für sich behalten. „Gut", sprach dieser, „um den Preis sollst du frei sein; aber erst muß ich die Goldkisten sehen!" — „So laß meinen Bart los", sprach der Riese. „Nicht eher", erwiderte Töffel, „als bis ich das Geld habe; hier nimm den Amboß samt deinem Bart und führe mich an den Ort!" Das war freilich ein unbequemes Tragen; aber was wollte der Riese machen? Er mußte doch daran; und so führte er den Töffel in ein hohes Gewölbe.

Hier zeigte er ihm wirklich drei Kisten voll Gold — just in dem Augenblicke, als es zwölf Uhr schlug. Doch bei dem letzten Glockenschlage fiel der Amboß zu Boden und das Gespenst war verschwunden. „Halt! halt!" schrie Töffel, als die drei Kisten ihm nachfolgen und verschwinden wollten. Er hielt sie fest und schaffte sie, eine nach der andern, wenn auch mit Mühe, in seine Schlafstube. — Als die Arbeit gethan war, legte der Bursche sich nieder und schlief bis zum lichten Morgen. Und wieder stand der König, diesmal aber mit seinem gesamten Hofstaate vor Töffels Bett, und indem er denselben weckte, sprach er zu ihm: „Nun, in dieser Nacht wirst du doch endlich das Gruseln gelernt haben?"



Töffel und der Riese.

„Leider noch nicht", antwortete Töffel, „wohl aber habe ich eine schwere Kiste voll Gold geschenkt bekommen, eine andre, die auch nicht leicht ist, für die Armen und für dich, Herr König, eine dritte mächtig große; braucht es einem zu gruseln, wenn man zu so viel Hab und Gut über Nacht gelangt?"

„Jeder ist seines Glückes Schmied", versetzte der König schmunzelnd, „du, mein Junge, verstehst dich trefflich aufs Schmieden." „Da mag er aber ja sein Eisen schmieden, so lange es glüht", meinte des Königs Hofnarr, „denn das Glück gleicht einer Seifenblase oder, wenn's Ew. Gnaden besser gefällt, meinetwegen einem Schmetterling — die Seifenblase zerstäubt leicht und ein Schmetterling flattert auf und davon, ehe man sich es versieht! Und der Wirt

von unten brummte in den Bart: — „Es ist noch nicht aller Tage Abend — der Krug geht so lange zum Wasser, bis er zerbricht!“

Der König aber schritt gar gnädiglich auf den Töffel zu, der doch etwas verlegen in den Haaren herumfuhr, als der Landesherr seine Hand ergriff und sie gewogentlichst schüttelte. Hierauf ließ er sich vernehmen: „Du bist ein Glückskind, mein trauter Töffel, komm laß dich umarmen; du hast das Schloß von den Poltergeistern erlöst und den verzauberten Schatz an das Tageslicht gebracht; dafür sollst du nun meine Tochter zur Gemahlin haben und mein Schwiegersohn werden.“

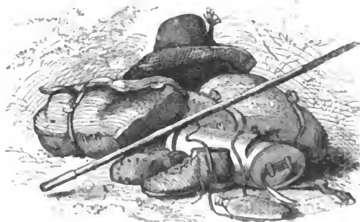
„Das wäre alles recht schön, Herr König,“ antwortete Töffel; „aber zum Heiraten gehört doch wohl mehr als Glück haben — mir deucht, dazu wäre ich viel zu dumm, denn ich hab' ja das Gruseln noch nicht einmal gelernt!“

„Ach, darum laß dir nicht bange sein“, sprach der König, „es haben wohl schon Dümmere als du geheiratet, und das Gruseln wird sich auch bei dir noch einstellen.“

Da gab sich der Töffel zufrieden; er ließ seinen Ranzen und sein Kleingepäck im Stich — aber nicht seine Geldkiste; wohl aber warf er seinen Schlapphut beiseite und zog ins Schloß des Königs. Bald nachher heiratete er also die Königstochter, und es ward eine Hochzeit gefeiert, die sich sehen lassen durfte. Nun hätte der Glücksmensch ganz froh sein können; er war reich und besaß eine wunderschöne Frau, die er auch sehr liebte und die ihn von Tag zu Tag freundlicher ansah. Dennoch aber brummte er immer noch recht unwirsch vor sich hin: „Ach, wenn mir's nur mal gruselte! Wenn mir's nur endlich einmal gruselte!“ —

„Na warte“, sprach die junge Frau zu sich selbst; „den Töffel werd' ich schon noch das Gruseln lehren!“ Hierauf schickte sie ihr Kammermädchen hinaus an den Bach, ließ einen Eimer voll Gründlinge und andres kleines Fischzeug herbeischaffen, und als ihr Herr Gemahl des Nachts fest schlief, zog sie ihm die Bettdecke weg und schüttete den Eimer voll kalten Wassers samt den Gründlingen über ihn aus. Da schnellte Prinz Töffel mit einem Satz in die Höhe und rief: „Brrr! Wie gruselt mir! Hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß ich noch das Gruseln lernen würde. Hu, hu! liebe Frau, es gruselt mir wirklich! — Hab' genug daran!“

Nach Ernst Lausch.





Die drei Schwerter
oder:
Der Küchenjunge und der Schneider.

Schwedisches Volksmärchen aus Småland.

Es war einmal ein Schmied, der nach Beendigung seiner Frühjahrsarbeit sich nun in den Wald hinaus begeben wollte, um Holz zu einem Kohlenmeiler zu fällen. Ehe er weg ging, sagte er noch zu seiner Frau: „Du bringst mir das Mittagessen hinaus in den Fichtenschlag!“

Die Frau versprach es, und der Schmied begab sich in den Wald und begann zu hauen. Zur Mittagszeit kam seine Frau mit dem Essen; nachdem er sich gesättigt, legten sich beide zur Mittagsruhe nieder und schliefen eine Weile.

Nach einiger Zeit stand die Frau auf, um wieder ihrer Wege zu gehen, aber sie nahm die Axt des Schmiedes mit sich. „Was willst du mit der Axt?“ fragte ihr Mann; „zu Hause hängen ja noch vier Äxte an der Wand?“ Doch die Frau antwortete ihm nichts, sondern begab sich fort. Dies kam dem Manne wunderlich vor; indes dachte er: „Sie stellt die Axt doch wohl an einen gewissen Busch, so daß ich sie leicht wieder finden kann.“ Darauf trug er weiter Holz zu seinem Kohlenmeiler zusammen.

Nach Verlauf einiger Zeit kam die Schmiedsfrau zurück und brachte ihrem Manne wieder ein Mittagessen, indem sie sagte: „Willst du noch nicht

zu Mittag essen? Es ist ja schon spät am Tage." Der Schmied wußte nicht, was er denken sollte und fragte: „Jetzt essen?" — „Ich habe wohl", entschuldigte sich die Frau, „dich etwas warten lassen, aber ich bin doch nicht müßig gewesen; ich habe vielmehr Brot gebacken und gebuttert." Da verwunderte sich der Schmied noch mehr und dachte bei sich, es müsse bei ihr nicht ganz richtig sein. Doch setzte er sich nieder, um zu essen, was er vermochte.

Nach etwa sieben Jahren ereignete es sich eines Abends, daß der Schmied im Walde Brennholz holte. Da kam ein Knabe auf ihn zugeschritten mit einer Axt auf dem Arm. „Was fehlt deiner Axt?" fragte der Schmied. „Soll sie ausgebessert oder geschärft werden?" Indes der Junge antwortete nicht. Hierauf nahm der Schmied die Axt in die Hand und besah sie genauer. Dann sprach er: „Der Axt fehlt nichts; aber Verderben über mich, wenn die Axt nicht mein ist!" Da sagte der Knabe: „Ist das Eure Axt, so müßt Ihr auch mein Vater sein." Dem Schmied war schon so viel Wunderliches in die Quere gekommen, daß er über diese Rede nicht erstaunt war und da er keinen Sohn besaß, so überlegte er, wie er es wohl anzufangen habe, den Burschen als Sohn anzuerkennen. Er ging deshalb heim zu seiner Frau und erzählte ihr, es wäre ein kleiner Junge zu ihm gekommen, der sich wohl in der Schmiede gebrauchen lasse. Aber die Frau wollte von einer Vermehrung des Hausstandes nichts wissen. Erst nach vielen Bitten gelang es ihrem Manne, sie dazu zu überreden. Der Knabe erhielt von nun an Essen und Kleidung und half seinem Pflegevater in der Schmiede.

So verstrich einige Zeit. Der Knabe war munter und willig und dazu außerordentlich stark; denn war er halb Mensch, halb Unhold oder Kobold. Aber seine Erhaltung kostete doch mehr, als der Schmied gedacht haben mochte. Zuletzt stellte sich bei dem Burschen eine solche Eßlust ein, daß sein Pflegevater ihn nicht länger sättigen konnte. Deshalb ging der Schmied eines Tages nach dem Königssitz und fragte, ob der königliche Küchenmeister nicht einen Jungen zur Aushilfe brauchen könne. Der Koch antwortete, daß er gerade jetzt wohl einen solchen verwenden könne. „Schick' ihn nur her, je eher, um so besser." Darüber war der Schmied sehr erfreut und er dachte bei sich: „Kommt mein Sohn in die königliche Küche, so wird er sich endlich wohl einmal recht satt essen können."

Als der Junge diese Nachricht hörte, sagte er: „Vater, nun wünsche ich vor allem, daß Ihr mir drei Schwerter schmiedet: eines, welches drei Liespfund (= 44 gewöhnliche Pfund) wiegt, eines, das sechs Liespfund (= 87 $^1/_2$ gewöhnliche Pfund) wiegt, und eines, welches zwölf Liespfund (= 175 gewöhnliche Pfund) wiegt. Außerdem mögt Ihr mir drei Leinenröcke schaffen, einen zu jedem Schwert. Thut Ihr das, wie ich Euch bitte, so will ich soviel verdienen, daß Ihr nie mehr zum Lebensunterhalt zu schmieden oder Holz zusammenzutragen braucht." Dem armen Schmied bereitete es große Mühe, soviel Eisen und Stahl zu sammeln, als er zu den drei Schwertern benötigte; aber er mochte nicht weiter davon reden.

Als endlich alles nach des Knaben Angabe fertig war, wog das dritte Schwert freilich nicht mehr wie elf Pfund, denn ein Liespfund war im

Herdfeuer weggebrannt. Da wurde der Junge unwillig und sagte: „Wäret Ihr nicht mein Vater, so wollte ich Euer Werk zuerst an Euch selber versuchen. Denn nun ist es unsicher, ob mir daraus Nutzen erwächst.“ Aber der Schmied schwieg, weil er bei sich dachte: „Das Schwert zu führen, dürfte dir schwer genug werden, obgleich du stark bist. Ich weiß, welche Mühe es mich nur kostete, dasselbe vom Herd auf den Amboß zu heben.“ — Der Bursche nahm danach die drei Schwerter sowie drei leinene Röcke und barg sie unter einem Grabstein. Hierauf begab er sich an den Hof des Königs und stellte sich besprochenermaßen bei dessen Koch zum Dienst ein.

Einmal kam es, daß der König mit seinen Schiffen gegen einen Feind zu Felde gezogen war. Da erhob sich solch ein heftiger Sturm, daß alle glaubten, das Königsschiff werde mit Mann und Maus untergehen. Drei dem König feindlich gesinnte Meernixe oder Drachen hatten das Unwetter verursacht und sie wollten den König nicht eher wieder landen lassen, bis er versprochen hatte, seine drei schönen Töchter ihnen zu überliefern. Als der König nach Hause kam, ließ er verkündigen, er werde demjenigen, der sein Leben wage, um die drei Prinzessinnen zu befreien, eine zur Gemahlin geben und dem glücklichen Streiter auch noch sein halbes Reich abtreten.

Aber es fand sich kein Kämpe, der sich getraut hätte, es mit den schrecklichen Meernixen aufzunehmen — doch — halt — zu guterletzt stellte sich noch ein Schneider ein, der sich sehr mannhaft gebärdete und zu thun versprach, was er vermöchte. — Als nun die Zeit herannahte, daß die Königstöchter den Drachen ausgeliefert werden sollten, da entstand im ganzen Königreiche großer Jammer; am allermeisten aber sorgten sich der König und seine Gemahlin ab. Die älteste Prinzessin wurde unter großem Aufwande zum Meer geführt. Hier angekommen, setzte sie sich auf den hellen Sand, stützte das Haupt in die Hand und vergoß bittere Thränen. Aber der heldenhafte Schneider vergaß seine großen Versprechungen und kletterte auf einen Baum in der Nähe der Stelle, wo die Königstochter trauerte.

Inzwischen hatte der Küchenjunge seinen Meister um die Erlaubnis gebeten, in die Stadt gehen und sich daselbst belustigen zu dürfen. Der König bewilligte ihm Urlaub, wenn er nicht lange fort bleiben werde. Nun eilte der Knabe heim, holte sein Schwert, das drei Liespfund wog, zog den Leinenrock über seine Kleider, rief seinen Hund herbei und begab sich an das Meeresufer. Artig begrüßte er die Königstochter und fragte dieselbe: „Warum sitzet Ihr hier, schöne Jungfrau, so einsam und so traurig?“ Die Prinzessin antwortete: „O! ich muß wohl traurig sein. Mein Vater hat mich in seiner Not einem grimmigen Meernix versprochen. Ich fürchte, er kommt bald und schleppt mich Ärmste fort.“ Der Knabe fragte weiter: „Lebt denn im ganzen Reiche Eures Vaters kein Kämpe, der sein Leben für Euch wagt?“ „Ja“, antwortete die Prinzessin, „hier auf diesem Baume sitzt ein — ein Schneider. Er hat versprochen, thun zu wollen, was er kann.“ Als der Bursche nach dem Schneider hoch in der Baumkrone hinschaute, lachte er laut auf und sagte: „Jungfrau! setzet Euer Vertrauen nicht auf solch einen Kämpen. Doch seht mal meinen Struwelkopf an, wie die Haare ineinander

wachsen — als sollt' mir ein Weichselzopf wachsen; wenn Ihr mir die Haare auseinanderfitzen, streicheln und kämmen wollt, so werde ich Euch befreien." Diese Forderung schien der Königstochter doch etwas dreist; aber in ihrer großen Not wagte sie es nicht, das Begehren zurückzuweisen. Nun befahl der Küchenjunge seinem Hunde: „Guter Treumann, hierher! — halt getreulich Wacht!" Darauf legte er sein Haupt auf den Schoß der Jungfrau und sie brachte das struppige Haar in Ordnung und reinigte den Kopf des Knaben, während das Schneiderlein oben auf dem Baume zuschaute. Ehe noch die Königstochter ganz fertig geworden, zog sie jedoch aus ihrem Kleid einen roten Seidenfaden und flocht ihn unbemerkt in die langen Haare des Knaben.

Jetzt ertönte Lärm und Gepolter vom Meere her, die Wogen gingen hoch, und aus der Tiefe tauchte ein schrecklicher Meerunhold, aus dessen langem Halse, wie er untertauchte, drei Köpfe entwachsen waren; ihm folgte sein Hund, der so groß wie ein einjähriges Kalb war. Der Nix fragte: „Bist du die Königstochter, die mir versprochen wurde?" Der Knabe erwiderte an deren Stelle: „Ja, das ist sie — doch komme näher, daß wir mit einander besser sprechen können." Hierauf antwortete der Nix: „Wagst du kleiner Wicht, mit mir Scherz zu treiben?" „Nein", versetzte der Knabe, „denn ich bin gekommen, mit dir um die Prinzessin zu kämpfen." „Meinetwegen", erwiderte der Unhold, „doch mögen unsre Hunde zuerst kämpfen." „Einverstanden", sagte der Junge.

Der Bursche und der Unhold hetzten nun ihre Hunde gegeneinander und es begann ein arges Beißen und Zerren. Aber das Kampfspiel endete damit, daß der kleine Treumann den Hund des Unholds so derb in den Hals biß, daß der Meerhund sich verblutete. „Nun siehst du, wie es deinen Hunde ergangen ist", sprach der Bursche, „jetzt kommt die Reihe an dich." Darauf zog er sein Schwert, das drei Liespfund wog, und hieb so kräftiglich zu, daß alle drei Köpfe des Unholds in das Meer rollten. Als die Jungfrau sich befreit sah, dankte sie dem tapferen Knaben und bat ihn in ihrer Herzensfreude, ihr zum Königspalast zu folgen und von ihrem Vater Ehre und Belohnung für seinen großen Dienst entgegen zu nehmen. Doch der Bursche lehnte dies schüchtern ab; sein Beistand, meinte er, wäre viel zu geringfügig gewesen und nicht wert, davon viel zu reden. Doch nahm er einige Perlen und Schmucksachen, die der Meerunhold getragen, an sich: hierauf verabschiedete er sich von der Prinzessin und wanderte eilig von dannen und nach der Hofküche zurück.

Während sich dieses zutrug, saß der mannhafte Schneider auf dem Baume und zitterte während des Kampfes wie Espenlaub; doch als jede Gefahr vorüber war, sprang er schnell von seinem Äste herab, zog herzhaft seine Waffe und bedrohte die Königstochter mit dem Tode, wenn sie nicht einen Eid darauf ablegen wollte, daß er und kein andrer sie befreit habe. Darauf begaben sich beide an den Hof des Königs. Man kann sich denken, wie groß die Freude aller war, als die Prinzessin unbeschädigt zurückkehrte. Der König ließ ein großes Gastmahl anrichten und den Schneider an seine Seite setzen. Von dieser Stunde an galt der Nadelheld am ganzen Hofe für den ersten Kämpen des Königreichs.

Am andern Tage sollte die zweite Prinzessin zum Meere hinausgeführt werden, und es hob dieselbe Sorge an wie zuvor. Da jedoch der tapfere Nadelheld die älteste Königstochter befreit hatte, so zweifelte niemand daran, daß er auch wohl deren Schwester retten könne. Das Schneiderlein selbst ließ es auch diesmal an stolzen Worten nicht fehlen. Das Volk begleitete die Prinzessin auf dem Wege zur See, und auch sie setzte sich mit Bangen an das Meeresufer und weinte bitterlich. Ehe sie es sich versah, war der Schneider auf den Baum geklettert und versteckte sich, wie das erste Mal, zwischen den Zweigen.

Während das geschah, sprach der Küchenjunge zu seinem Herrn: „Meister! erlaubt mir, in die Stadt zu gehen und mich zu belustigen. Gestern konnte ich mich nur wenig umsehen.“ Der Koch aber antwortete diesmal: „Wenn der Schneider über den Nix den Sieg gewinnt, da wird heute hier noch ein größeres Gastmahl wie gestern stattfinden, ich allein kann das Essen und was drum und dran hängt, nicht bereiten. Sieh' dort das Faß, das achtzehn Eimer Wasser bedarf, ich habe niemand bei der Hand, der dafür sorgte, daß nur ein einziger Eimer hinein kommt.“ „Darf ich meiner Wege gehen, wenn das Wasserfaß angefüllt ist?“ fragte der Knabe. „Ja!“ erwiderte der Koch und dachte, es möchte wohl Abend herankommen, ehe das Faß gefüllt werden könne.

Der Bursche hob jedoch das große Faß vom Boden in die Höhe, eilte damit zum Brunnen und machte es bald so voll, daß das Wasser über den Rand ablief. Als der Koch dieses Kraftstück gesehen und ihm noch die Perlen entgegenblinkten, die er vom Knaben erhalten hatte, da wagte er seinen Bitten nicht länger zu widerstehen. „Geh'“, sagte er, „aber bleib' nicht zu lange weg!“ Da lief der Knabe nach Hause, holte das Schwert, welches sechs Liespfund wog, zog den Leinenrock über seine Küchenkleider, rief seinen Hund herbei und begab sich auf den Weg zum Meere. — Als er zur Stelle kam, wo die Königstochter am Meeresufer saß und weinte, verbeugte er sich artig vor der Prinzessin und fragte sie: „Schöne Jungfrau! warum sitzet Ihr hier so betrübt und mutterseelenallein?“

„Ach!“ antwortete die Königstochter, „ich muß wohl betrübt sein. Mein Vater hat in seiner Not mich einem scheußlichen Meernix versprochen. Ich fürchte, der kommt bald und holt mich arme Jungfrau.“ Der Knabe sprach:

„Findet sich in dem ganzen Reiche Eures Vaters denn kein Mann und Kämpe, der Euch retten mag?“ „Ja“, antwortete die Prinzessin, „einer ist wohl da, doch der sitzt hier auf dieser Fichte. Er will mich befreien, nachdem er schon meine Schwester gerettet hat.“ Bei diesen Worten drehte sich der Bursche nach dem Baume um, wo er den Schneider ganz oben in guter Sicherheit niedergekauert sitzen sah. Er wollte sich ausschütten vor Lachen, als er sprach:

„Jungfrau! setzet Euer Vertrauen nicht auf solchen Kämpen. Aber wenn Ihr meine Haare etwas in Ordnung bringen und streicheln wollt, so werde ich Euch erretten.“ Dies schien der Königstochter doch ein dreistes Begehren; in ihrer Not willigte sie jedoch ein, zu thun was er verlangte. Jetzt rief der Knabe seinem Hunde zu: „Treumann, hierher und halte getreulich Wache!“ Darauf legte er sein Haupt auf den Schoß der Jungfrau und sie kraulte ihn, der Schneider aber rührte sich nicht auf seinem Baume.

Nachdem sie den Kopf des Burschen gereinigt hatte, zog die Prinzessin einen schwarzen Seidenfaden aus ihrem Kleide und flocht ihn unbemerkt in des Knaben geordnetes Haar.

Treumann begann zu bellen; denn von der See her nahte starkes Getöse und Lärm; die Wogen wälzten sich auf den Sand und aus der Tiefe stieg ein ungeheurer Meerriese von scheußlichem Ansehen empor; er hatte sechs Köpfe und sein Hund war so groß wie ein zweijähriger Ochse. Der Unhold fragte: „Wo ist die Prinzessin, die mir versprochen wurde?“ Der Bursche erwiderte an ihrer statt: „Sie befindet sich hier, aber komm' nur näher, daß wir mitsammen reden können.“ Der Riese aber spottete: „Du Knirps willst wohl mit mir kämpfen?“ „Gewiß, in dieser Absicht bin ich hierher gekommen“, sagte der Knabe. Der Unhold fuhr fort: „Gestern erschlugst du meinen Bruder; heute werde ich dich niederwerfen. Doch wollen wir erst unsre Hunde kämpfen lassen.“ „Damit bin ich zufrieden“, erwiderte der Junge.

Sie hetzten nun ihre Hunde, daß sie sich in den Pelz fuhren, und es entstand zwischen ihnen eine arge Balgerei. Aber des Knaben Hund brachte dem Hunde des Riesen einen tödlichen Biß in den Hals bei, daß er tot am Ufer liegen blieb. Hierauf sagte der Knabe: „Du siehst wie es deinem Hunde ergangen, dir soll es nun ebenso ergehen.“

Darauf ging er dem Unhold auf den Leib, schwang sein Schwert im Gewichte von sechs Liespfunden und ließ es so vernichtend auf den Nix niederfallen, daß dessen sechs Köpfe mit einem Male ins Meer kollerten.

Die Königstochter jauchzte auf vor Freude und bat in ihrer Herzenslust den fremden Kämpen, ihr zu des Vaters Hof zu folgen, um dort Ehre und Lohn für seine guten Dienste zu empfangen. Aber der Bursche lehnte solches aus Schüchternheit ab und meinte, sein Beistand wäre ja nicht der Rede wert. Doch nahm er auch diesmal eine Handvoll Perlen und Schmucksachen vom Leibe des Unholds, verabschiedete sich dann höflich von der Königstochter und kehrte eilig ans Herdfeuer zurück.

Während des Streites wäre der Schneider oben auf dem Baume halbtot vor Angst und Furcht beinahe von seinem Aste herabgestürzt. Als aber alle Gefahr vorüber war, rutschte er schnell vom Baum herunter, zog seinen Dolch und zwang die Königstochter ihm eidlich zu geloben, daheim auszusagen, daß er und kein andrer es gewesen, der sie befreit habe. Anfänglich wollte die Prinzessin nicht darauf eingehen, als aber der Gauch ihr Leben bedrohte, hielt sie es für gefährlich, weiter zu widersprechen. So geleitete sie der Schneider zum Königshof, wo beide mit großer Freude und unter großen Ehren empfangen wurden. Während des prächtigen Mahles saß der Schneider dem Könige zunächst, und stand bei allen in hohem Ansehen, zumal er selbst mit vielen stolzen Worten sich seiner männlichen That rühmte.

Am dritten Tage kam die jüngste Königstochter an die Reihe dem Meernix überliefert zu werden. Nun gerieten erst recht alle, die Königsfamilie, der Hof und alle Unterthanen außer sich; denn sie befürchteten ein schlimmes Ende, und die Betrübnis war im ganzen Reiche um so größer, da gerade diese Prinzessin wegen ihrer Schönheit und Sanftmut allen sehr lieb war.

Doch gab es auch diesmal Leute, die ihr ganzes Vertrauen auf den mannhaften Schneider setzten, der auch jetzt gelobte, die Königstochter zu befreien, wie er ihre Schwestern errettet hatte. Aber die Prinzessin ließ sich nicht trösten, sondern weinte bitterlich, als man sie zum Meere führte. Der Schneider natürlich hatte alsbald seine großen Versprechungen vergessen und beeilte sich seinen Leib auf hohem Aste in Sicherheit zu bringen.

Unterdessen war der Küchenjunge vor seinen Herrn getreten und hatte zu ihm gesprochen: „Meister! gestattet, daß ich mich noch einmal in der Stadt belustige. Ich werde Euch nicht sobald wieder um Erlaubnis zum Ausgehen angehen.“ Da nun der Koch doch einiges Bangen vor der ungeheuren Stärke des Knaben verspürte und wiederholt dessen Freigebigkeit erfahren hatte, so sagte er ohne sich lange zu sperren: „Zieh hin in Frieden! aber bleib' nicht zu lange fort; denn siegt der Schneider wieder, so wird heute ein noch viel größeres Gastmahl, denn je war, veranstaltet.“ Der Bursche beeilte sich nun, das dritte Schwert, das elf Liespfund wog statt zwölf, aus seinem Versteck herbeizuholen. Auch diesmal machte er seinem Vater Vorwürfe, als er dasselbe über sein Haupt schwang und es ihm zu leicht dünkte und sagte zu dem Schmied: „Wäret Ihr nicht mein Vater, so versuchte ich es an Euch selber. Nun kommt es aufs Glück an, ob ich wiederkehre oder meinen Todesstreich empfange.“ Dann umgürtete er sich mit dem Schwerte, zog den seinen Leinenrock über sein Hauskleid, rief seinen Hund und wanderte zum Meere.

Als er dort anlangte, saß die Königstochter schon am Ufer und weinte bitterlich, das Herz des Schneiders oben auf der Fichte lachte aber vor Freude. Der Knabe sah den Gauch gar wohl, ließ es jedoch nicht merken, sondern ging zur Prinzessin, grüßte sie artig, indem er fragte: „Schöne Jungfrau! weshalb sitzet Ihr hier so betrübt und vergießet heiße Thränen?“ Die Prinzessin antwortete: „Ich muß wohl Thränen vergießen; mein Vater hat mich aus Not einem Meernix zum Weibe versprochen. Er kommt wohl bald schon und holt mich Ärmste ab.“ Als der Jüngling ihre Sorge sah, ward er gerührt, denn ein so liebliches Frauenbild hatte er nie zuvor gesehen. Er fragte nun: „Findet sich aber im weiten Reiche Eures Vaters kein tapferer Mann, der Euer Leben bewahren könnte?“ „Ach!“ erwiderte die Prinzessin, „dort oben sitzt ja wohl ein mannhafter Schneider auf dem Baume, der hat versprochen, mich zu befreien, wie er meine beiden Schwestern befreit hat.“

Bei diesen Worten wendete der Bursche sich nach dem Schneider oben in der Spitze des Baumes um. Auch diesmal lachte er laut auf, indem er sagte: „Edle Jungfrau! setzet Euer Vertrauen nicht auf solchen Kämpen. Aber wollt Ihr meinen Strubelkopf in Ordnung bringen, so will ich für Euch mein Leben wagen.“ „Das will ich gerne thun“, versetzte die Königstochter, denn sie hatte den Jüngling seiner Entschlossenheit wegen lieb gewonnen. Der aber sprach zu seinem Hund: „Guter Treumann, halte treu Wache!“ — Hierauf legte er sein Haupt auf den Schoß der Jungfrau und schlief ein, während sie sein Haargewirre ordnete. Als nun die Prinzessin die Fäden bemerkte, welche ihre Schwestern in das lange Haar des Burschen geflochten hatten, da zog auch sie einen Seidenfaden aus ihrem Scharlachmantel und flocht ihn unbemerkt ein.

Kaum war sie damit zustande gekommen, da begann Treumann laut zu bellen und man vernahm starkes Getöse vom Meere her. Da rief der Bursche: „Es ist nun Zeit aufzustehen. Schöne Jungfrau! gebt mir eure Leibschürze, die kann uns vielleicht von Nutzen werden.“ Die Königstochter that wie verlangt, und der Jüngling zerschnitt die Schürze mit seinem Schwerte in zwölf Stücke. Unter schrecklichem Gebrause des Meeres entstieg der dritte Meerunhold den Wogen. Mit seinen zwölf Köpfen war derselbe noch scheußlicher anzusehen wie die andern. Der Hund, der dem Ungetüm auf dem Fuße folgte, war schier so groß wie der größte Stier. Der Unhold fragte grimmig: „Wo ist die Prinzessin, die mir gehört?“ Der Jüngling erwiderte: „Hier ist sie; aber komm' nur näher heran, daß wir mitsammen sprechen können.“ Der Unhold aber polterte und schrie: „Was fällt dir ein, du armseliger Wicht, möchtest mich wohl erschlagen, wie du vorher meine Brüder erlegtest?“ Der Jüngling erwiderte hierauf: „Ja, deshalb bin ich gekommen.“ „Gedulde dich! diesmal triffst du deinen Mann; lassen wir aber erst unsre Hunde miteinander kämpfen.“ „Ich bin es zufrieden“, versetzte der Küchenjunge.

Alsbald gerieten die beiden Köter sich in die Haare, und es entstand wieder eine arge Beißerei. Aber das Spiel endete diesmal anders; denn der Meerhund faßte den armen Treumann mit den Zähnen und verschlang ihn auf einmal; dadurch ließ sich jedoch der Jüngling nicht abschrecken, sondern hieb mit dem Schwerte kräftig auf das Meerungetüm ein, so daß bald alle zwölf Köpfe desselben in die See rollten. Jetzt aber geschah etwas völlig Unerwartetes; sobald ein Kopf des Ungetüms abgehauen war und ins Wasser kollerte, bekam er neues Leben, schnellte empor und saß alsbald wieder an seiner früheren Stelle. Als der Knabe das sah, rief er der Königstochter zu: „Edle Jungfrau! legt sofort ein Stück von Eurer Schürze auf den Halsrumpf, doch so rasch wie ich den Kopf abhaue.“

Bei diesen Worten ließ der Bursche einen zweiten Streich niederfallen; sobald der Kopf die Erde berührte, bedeckte die Königstochter den Rumpf mit einem andern Stück ihrer Leibschürze, worauf der mutige Streiter den dritten Hieb führte. Doch die Prinzessin war wieder bereit, ein Stück ihrer Schürze über das Halsende auszubreiten. Dasselbe geschah auch beim vierten Hiebe. Als der Knabe dem Unhold den siebenten Kopf abgeschlagen hatte, begann dieser um Gnade zu bitten. „Laß nun dein Schwert ruhen“, flehte er, „ich will ja die Jungfrau gern in Frieden lassen, wenn ich selbst nur unbehelligt ins Meer zurückkehren darf.“ Aber der Bursche war in hellen Zorn geraten; wuterfüllt schrie er dem Unhold zu: „Denke nicht daran, lebend von hier weg zu kommen, nachdem ich mich schon so sehr deinetwegen abgemüht habe.“

Damit schwang er sein Schwert und hieb so gewaltig drein, daß ein Kopf nach dem andern zu Boden fiel; die Königstochter aber legte allemal ein Schürzenstück auf die Wunde. Der Jüngling ließ sein Schwert nicht eher sinken, als bis der zwölfte Kopf des Unholds abgehauen war; mit dem letzten Streich erfolgte des Meerunholds Tod. Unterdessen schlotterten sämtliche Gliedmaßen des armseligen Nadelhelden auf dem Baume wie dürres Geäste; der Gauch wagte sich vor Schrecken und Furcht nicht zu rühren.

Als nun der blutige Kampf ausgefochten war, dankte die Königstochter in ihrer Herzensfreude ihrem Kämpen mit vielen freundlichen Worten und bat ihn, ihr zum Hof des Vaters zu folgen, um da die wohlverdienten Ehren und Belohnungen entgegen zu nehmen. Indes der Jüngling konnte seine Schüchternheit noch immer nicht überwinden und lehnte ihr Begehren ab. In seiner Bescheidenheit meinte er, daß über den Dienst, den er ihr hatte leisten können, wenig zu reden sei. Er nahm jedoch wiederum einen Teil von dem Schmucke des Koboldes an sich, sagte der schönen Königstochter ein zärtliches Lebewohl und zog seines Weges zur Küche.

Kaum waren einige Minuten verstrichen, so stand auch schon mit gezücktem Dolch der Nadelheld kühn und verwegen vor der Prinzessin, sie mit dem Tode bedrohend, wenn sie ihm nicht schwören wollte, daß er, der Schneider, und kein andrer es gewesen wäre, der sie von dem Meerungetüm erlöst habe. Doch das jüngste Königskind blieb länger standhaft als ihre Schwestern; denn ihr Sinn stand nach dem wackern Kämpen, der für sie so männlich sein Leben gewagt. Als aber der elende Strolch den Dolch gegen ihre Brust zückte, willfahrte auch sie dem Willen des Schneiders. Beide wanderten nun nach dem Königshof, die Prinzessin mutlos und tief betrübt, an ihrer Seite stolzen Hauptes der Schneider mit stolz aufgeworfenen Lippen und sich rühmend, er sei der Retter der Prinzessin, der kühnste Kämpe des Reichs. Der König sah schon von weitem die beiden heranschreiten, über alle Maßen erfreut, denn er hatte gedacht, seine Tochter nicht mehr wieder zu sehen. Er zog ihnen mit seinem ganzen Hof entgegen. Lauter Jubel erscholl aus allen Teilen des Königsschlosses und aus der Menge, die dasselbe umlagerte. Es waren drei furchtbare Feinde unschädlich gemacht worden und die drei Prinzessinnen befreit. Das Ansehen, in welches sich der mannhafte Schneider versetzte, reichte nun hinaus über die Grenzen des Reichs.

Die Stunde kam nun heran, zu welcher das Festgastmahl beginnen sollte, aber die Tafel blieb leer. Zuletzt wurde der König ungeduldig und schickte seine jüngste Tochter nach der Küche, um nachzusehen, woran es liege, daß das Mahl noch nicht fertig sei. Der Koch entschuldigte sich damit, daß seine Leute fort seien, so daß er die Speisen allein anrichten müsse. Als die Prinzessin mit solchem Bescheid in den Speisesaal eben zurückkehren wollte, schritt sie auch an dem Küchenjungen vorüber. Kam es ihr schon wunderlich vor, daß sich derselbe rasch wegwendete, so war sie nicht wenig erstaunt, als sie in demselben, wie sie ihn genauer anschaute, den tapfern Kämpen wieder erkannte, der sein Leben für sie eingesetzt hatte. Hatte sie sich nicht am Ende geirrt? — aber nein! er wars, kein anderer!

Rasch lief sie zu ihren Schwestern, um zu erzählen, was sie gesehen. Während die Prinzessinnen noch darüber sprachen, kam der König, ihr Vater, heran und verlangte zu wissen, was sie sich so geheimnißvoll zuflüsterten. Da sie immer ängstlicher wurden, befahl er ihnen in strengen Worten, ohne Umschweif die Wahrheit zu sagen. Die jüngste Königstochter berichtete nun alles von Anfang bis zu Ende, wie es gekommen war, und die beiden andern Prinzessinnen bestätigten deren Worte.

Daß der König über die bodenlose Falschheit des nichtswürdigen Schneiders höchlichst erzürnt war, läßt sich denken. Vor allem befahl er, daß man alsbald den Küchenjungen vor ihn führe.

Als sein Bote in der Küche erschien, entstand unter allen Köchen und Burschen große Unruhe; denn auch der Küchenjunge selbst weigerte sich zu gehen, indem er sagte: „Was soll ich beim König, ich, ein geringer Mann, gekleidet in armselige Kleider?“ Aber der Bote ergriff ihn beim Arme, und stellte ihm vor, es sei an ihm, dem Willen des Königs sofort zu gehorchen. Da faßte der Jüngling seinen ganzen Mut zusammen, und begab sich dreist hinauf in den Saal, wo der König mit allen seinen Gästen schon zu Tische saß; der Schneider aber hatte seinen Platz an der Seite des Königs. Sobald das Schneiderlein den tapfern Kämpen, der die Prinzessinnen befreit hatte, zu Gesicht bekam, erbleichte er. Der König wendete sich nun zum Küchenjungen und fragte, ihn gütig anblickend, mit lauter Stimme:

„Bist du es, der meine drei Töchter befreit hat?“ Der Jüngling antwortete:

„Alle wissen und glauben ja, daß ich es nicht sei, der das gethan hat, sondern der Schneider.“ „Das ist nicht wahr!“ riefen die Königstöchter wie aus einem Munde, „du warst es, der uns erlöste. Seht nur hier die drei Seidenfäden, die wir an dem Tage in dein Haar flochten, als du auf unsern Knieen lagst.“

Hierauf sprangen die Prinzessinnen auf, umarmten den Jüngling und suchten jede ihren Seidenfaden in seinen langen Locken, und nun begriffen alle, daß ihre Reden auf Wahrheit beruhten. Hierauf sagte der König: „Da du es warst, der die Prinzessinnen befreite, so sollst du auch den Lohn dafür ernten. Hier gebe ich dir meine jüngste Tochter und dazu mein halbes Reich.“

Nun entstand allgemeine Freude am Hofe des Königs wie im ganzen Lande, und die Hochzeit des Paares wurde aufs festlichste gefeiert. Der mannhafte Schneider schlich nun beschämt hinweg, und die Sage meldet nichts von seinen weiteren Großthaten. Daß der emporgekommene Pflegesohn des Schmiedes seines Vater nicht vergaß, darf wohl angenommen werden.

Nach Turleys schwedischem Volksmärchen.





Die Heimkehr des Revistye.

Das Schwert Zuniga.

Magyarische Sage.

1.

Die entzückendste Umschau weit und breit bietet das Granthal. Die Berge, weniger hoch und gigantisch als anmutig, erheben sich doch ansehnlich genug; das Thal nicht enge zusammengedrängt, die Berggruppen heben sich vielmehr in mannigfacher Gestaltung voneinander ab; dabei grünen die Wälder lustig und in der Tiefe blühen die Wiesen üppig; reiche Kornfelder wogen und der klare Fluß wälzt sich dahin in mancherlei Krümmungen, daß niemand die hier erblickten Naturreize so leicht vergessen kann. Dazu schaut die alte Burg Revistye so ernst auf das Stromthal nieder, an alte Zeiten mahnend — kurz alles vereint sich hier, um ein vaterländisches Herz, nicht minder ein fremdländisches, zu erfreuen.

Freilich liegt die alte Burg in Trümmern, und eine glückliche Friedenszeit hat nun überall die Erinnerung an die Türkenkriege vergessen lassen. —

Ganz anders aber ging es damals her, als Ungarn, von des Morgenlandes blutgierigen Wölfen bedrängt, mit ersterbender Kraft, aber unversiegbarem Mute dem Heere der Ungläubigen widerstand.

In jener Zeit also saßen, beleuchtet von der eben sinkenden Sonne, ein alter Krieger und zwei jüngere Männer beisammen. Sie schauten nach der Ebene vom Thor der alten Burg Revistye aus. Der Alte und der Jüngeren einer geboten als Hauptleute der Schloßbesatzung; der dritte war ein deutscher Bergknappe aus Schemnitz, wo es zu jederzeit Fremde gab, die daselbst den Bergbau zu erlernen strebten. „Ob euer Herr wohl heute noch zurückkehrt?“ begann der Bergknappe. „Der Oberkammergraf trug mir Eile auf und morgen früh erwartet er mich mit der Antwort zurück.“ — „Fürchtest du dich des Nachts zu reiten?“ warf der Alte hin. — „Das nicht“, entgegnete der Bote etwas empfindlich, „aber ich bin gewöhnt, pünktlich zu sein.“ — „Es ist mondhell“, sprach beschwichtigend jener: „der Weg ist nicht lang, du kannst mit dem ersten Morgenstrahl wieder dort sein, auch wenn du noch das Abendbrot mit uns teilst. Als uns der Herr verließ, versprach er in drei Tagen schon wieder zurück zu sein, und er hält stets Wort. Schau dich indessen hier bei uns um, du scheinst erst kurze Zeit im Ungarlande zu sein. Was du rings um die Burg erblickst, wird dir eine freundliche Erinnerung bleiben für dein ganzes Leben.“

Der Bergknappe folgte dem gegebenen Rate. Schweigend und ernst folgten die drei den Krümmungen des Flusses, und so gewaltig ist der Zauber dieser Gegend, daß es selbst dem Alten weicher ums Herz wurde; der Jüngere aber rief in Begeisterung aus: „Ich bin viel herumgekommen in meinem Vaterlande, aber nirgends hat es mir so gefallen, und gern möchte ich hier immer leben, hier leben und sterben. O! es muß sich in dieser schönen Erde gut ruhen lassen.“ Der Alte entgegnete: „Ein Krieger soll Gott danken, wenn er ihn auf dem Boden seiner Heimat und für eine schöne Sache sterben läßt. Nun, für eine schöne Sache kämpfen wir Ungarn immer, sei es nun für das Vaterland oder für unsre holdselige Frau.“ — „Sagt mir“, begann der Bote, „woher stammt die Gnadenreiche nur? und warum soll ihretwegen gestritten werden?“

Der jüngere antwortete: „Unsre Frau ist die Schwester des Hassan, des türkischen Befehlshabers drüben im festen Lewenz. Der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit verbreitete sich weit und breit, obschon sie bis dahin kein Männerauge gesehen hatte, sowie eine verborgene Rose sich schon durch ihren lieblichen Duft kundgibt. Auch zu unserm Herrn drang das Gerücht von der Schönheit der holden Ungläubigen; er achtete dessen aber nicht — gibt es doch bei uns lieblich-schöne Frauen genug. Da begab sich aber ein seltsamer Fall. Ein alter Diener des Schlosses ward von Hassan gefangen. Vergebens bot unser Herr reiches Lösegeld für ihn: der Türke ließ ihn nicht los, schon weil er merkte, daß der Diener dem Revistye wert war. Zelmira, Hassans Schwester, heute unsre Frau, hörte solches von ihrem Bruder. Sie bat diesen nun, ihr den Gefangenen zu schenken. Und er that's, denn er liebt Zelmira leidenschaftlich und kann ihr nichts abschlagen. Nun ließ sich die schöne Türkin von ihrem Sklaven von den Thaten unsres Herrn erzählen. Freilich seltsam war's — sie wußte alles schon! — — Hierauf schenkte sie dem Alten die Freiheit.

„Als unser Herr dies alles aus jenes Mannes Munde vernahm, ward sein Herz gerührt. Er sann hin und her, wie er sich der schönen Feindin nähern könne; endlich fand sich eine Anknüpfung. Hassan hatte viele hundert Arbeiter aufgeboten, um drüben an den Festungswerken und Verschanzungen um Lewenz zu arbeiten. Unter diese mischte sich unser Herr. Wie es ihm nun gelang, Zelmira zu sehen, mit ihr zu sprechen, dies weiß ich freilich nicht. Aber es muß solches bald erfolgt sein; kurz, beide verstanden sich und beschlossen, miteinander zu entfliehen. Eine Bauerndirne befand sich unter den Arbeitern in der Feste und brachte nach dort die Nachricht, daß zwei der Unsern mit schnellfüßigen Pferden in der Nähe des Schlosses sich verborgen halten würden. Sie warfen sich auf die Rosse und eilten hierher .... In tiefer Nacht trafen hier unser Herr und Zelmira in Bauerntracht ein .... Zwei Monate sind seitdem verstrichen. Unterdessen ist die Holde zum Christentum übergetreten und unserm Herrn angetraut. Ihr christlicher Name ist Rosa, dennoch hört der Herr den früheren Namen seiner Frau Zelmira lieber, und so nennen wir sie denn noch immer Zelmira.“ —

„Ist sie denn wirklich so wunderschön, wie der Ruf sie preist?“ fragte der Bote. — „Wahrlich, sie ist's“, lautete die Antwort. „Schau hin, wie der Mond jetzt aufgeht über dem Walde. Er versilbert die Berggipfel, sein Strahl erfüllt das weite Thal und selbst das alte Gemäuer unsrer Burg verjüngt sich. So wechselt alles die Farben oder wird im Innersten bewegt, wenn die liebliche Frau irgendwo erscheint.“ — „Und Hassan hat nichts Feindliches gegen die Burg unternommen?“ unterbrach der Bergknappe den Alten. — „Noch nicht“, erwiderte dieser, „aber zweifelt nicht, der Türke wird sich gewiß rächen und uns die schöne Frau wieder entreißen wollen.“ — „O! wenn er nur käme“, rief der junge Kriegsmann; „am schönsten ficht es sich doch zum Schutze einer schönen Frau.“ — „Nun, was den Schutz anbelangt“, meinte der Älteste, „da ist der beste Verlaß unsres Herrn Schwert, „Zuniga“ geheißen; mit dem siegt jeder, der es schwingt.“ — „O! erzähle von ihm, dem Zauberschwerte“, rief der Jüngere. „Davon ein andermal, denn mir deucht, der Herr kommt; hört ihr kein Rufen aus der Tiefe?“ erwiderte der Alte.

Näher und näher waren die Laute gedrungen; schon sprengte der Burgherr von Revistye, begleitet von drei Bewaffneten in die Burg, als Zelmira in freudiger Hast ihm entgegeneilte. Gerade am Thor trafen sie sich. Revistye sprang vom Sattel — sie umschloß ihn mit ihren Armen. Aber sie trat verschämt zurück, als sich nach und nach die Burgleute sammelten. Denn alle liebten ihren Herrn und drängten sich heran, ihn zu begrüßen. Er schüttelte dem Vordersten die Hand und winkte allen freundlich; der Hauptmann führte ihm nun den Bergknappen zu. Während Revistye den Brief des Kammergrafen las, hatte der Deutsche Zeit genug, Zelmira zu bewundern. Er mußte sich gestehen, daß die Natur nichts zu ihren gunsten unterlassen habe.

„Ich habe dem Oberkammergrafen bereits von Neusohl aus Nachricht gegeben über alles, was er zu wissen begehrt. Es ist daher zeitig genug, wenn Ihr morgen früh erst heimziehet“, sagte Revistye. Dann sprach er noch einige Worte zum alten Hauptmann und zog sich, Zelmira am Arme, in deren Gemächer zurück.

„Nun, Kinder“, begann der Alte, „so wollen wir denn heute fröhlich beisammen bleiben und du …“, sprach er zum Bergknappen gewendet, „zeige, ob es wahr ist, daß die Deutschen des Trinkens so mächtig sind, wie man behauptet.“ Fässer wurden aus den Kellern herbeigeschafft, lustige Feuer brannten rings umher, die Fiedel erklang und die Jüngeren ergötzten sich beim Tanze. Die ernsten Alten stimmten vaterländische Weisen an, die hinaus in die blaue, gewürzige Luft ertönten, indes andre, im Grase gelagert, der früheren Türkenkämpfe gedachten und die magyarische Tapferkeit priesen. Im Osten begann es schon zu dämmern, als der Jubel völlig verstummte.

Es war heller Morgen, als Revistye, im Erker seines Schlosses stehend, vom Bergknappen Abschied nahm. „Ihr, mein Freund“, sagte er freundlich, „werdet eine kleine Gabe, die ich Euch biete, nicht verschmähen.“ Mit diesen Worten reichte Revistye dem jungen Deutschen zwei türkische, mit Silber eingelegte Pistolen von seltener Arbeit. „Sie waren eines tapferen Mannes Wehre; der gefürchtete Achmet Aga bediente sich ihrer, bevor er meinem unfehlbaren Schwert erlag; die letzte Kugel, die er absendete, galt mir noch, sie streifte mich aber nur, indes meine Klinge ihn zum Tode traf.“ Der Bergknappe wollte eben dankend Abschied nehmen, als der jüngere Rottenführer eintrat und dem Herrn die Ankunft eines türkischen Boten anzeigte.

„Verweilt noch einen Augenblick“, sprach Revistye, „vielleicht ist es dem Kammergrafen nicht unlieb, zu erfahren, was der Türke von mir will.“

Die Thür ging auf und eine stämmige Gestalt trat ein. An den breiten Schultern, dem kurzen Hals, dem schwarzen glänzenden Bart, den tief gefurchten Zügen erkannten alle sogleich Moktar, einen der türkischen Unterbefehlshaber zu Lewenz. Er trat trotzig vor Revistye hin.

„Herr!“ sprach er, „Hassan, der Befehlshaber von Lewenz. sendet mich zu dir, dem ungläubigen Revistye. Du hast ihm hinterlistig die Schwester geraubt. Er hat beschlossen, dich dafür zu züchtigen, zu strafen mit eigner Hand. Er läßt sich herab, in offenem Zweikampf mit dir zu fechten, obgleich du nicht besser bist als ein gemeiner Dieb. Heut' über acht Tage steht er hier, um mit dir zu streiten. Zelmira ist des Siegers Preis. Wie ein Mädchen auf den Tanz sich freut, so begierig harrt Hassan des Kampfes. Seine Klinge, die schon so oft ungläubiges Christenblut geleckt, will sich auch mit dem deinen färben.“

Revistyes Wange glühte röter, sein Auge blitzte im Zorn auf, er besann sich jedoch und sprach gemessen: „Gut! ich erwarte deinen Herrn heut' über acht Tage; ist seine Klinge vom Christenblut noch rot, so werd' ich um so lieber mein Schwert Zuniga schwingen; es wird mich nicht verlassen, wie es meine Ahnen nie verließ. Dein Geschäft ist verrichtet, entferne dich! Ihr aber“, wendete er sich dem Bergknappen zu, „sagt dem Oberkammergrafen, ich ließe ihn nun dringend bitten, noch diese Woche uns hier aufzusuchen, um Zeuge des Zweikampfes zu sein.“

Moktar warf einen trotzigen Blick auf Revistye; der Bergknappe drückte dem Magyaren begeistert die Hand, und die beiden Boten schritten nebeneinander ernst und schweigend hinab. Als sie in den Hofraum zu ihren Rossen gelangten, trat Zelmira eben aus der Kapelle.

„Moktar!“ rief sie aus, „wie lebt — was macht mein Bruder?“ —

Der Angeredete warf sich in den Sattel. „Heut' über acht Tage kämpft er mit Eurem Mann um Euch!“ Also sprechend, sprengte er zum Thore hinaus. —

Zelmira eilte sogleich zu dem geliebten Gatten. „Du, teurer Freund, kämpfest also mit Hassan?“ — „Ich muß“, entgegnete Revistye, „will ich nicht von dir lassen; und kann ich das? Du siehst, der Zweikampf ist unausweichlich.“ — „O Gott!“ rief sie, „und wenn du fielest? Mein Bruder ist ein erprobter Streiter.“ — „O fürchte nichts“, erwiderte er, „ich habe ja schon manchen Strauß bestanden.“ — „Nun, wenn du fällst, sterbe ich mit dir oder ich räche deinen Tod“, sprach sie mit verzweifelter Entschlossenheit. — „Ich falle nicht“, erwiderte Revistye, „Zuniga schützt dich und mich.“

„Wo ist das Schwert?“ rief Zelmira aus; „zeige mir's und vertraue mir, weshalb du so fest darauf bauest.“ Revistye führte sie in die Waffenkammer und enthüllte ihr das Geheimnis der Wunderklinge.

Inzwischen war Moktar zu Hassan zurückgekehrt. Er erstattete seinen Bericht und entfernte sich darauf, Hassan allein lassend mit Ibrahim, dem Renegaten. „Herr!“ begann dieser, „du bist verloren, wenn du mit Revistye kämpfst; das Schwert „Zuniga“ wird dir lebensgefährlich. O! ich kenne diese Klinge, denn ich habe lange genug unter den Christen gelebt, bevor mich Mohammed erleuchtete.“ — „Was ist mit jener Klinge?“ sprach Hassan. „Warum sollt ich diesmal minder glücklich sein?“

Ibrahim entgegnete darauf: „Vernimm, o Herr, die Geschichte jenes Schwertes. Als der große Soliman nach der Schlacht von Mohacs das Deutsche Reich bedrohte, sammelten sich christliche Streiter aus allen Landen, um dem Andringen des Übermächtigen Einhalt zu thun. Unter diesen befand sich auch ein Spanier, Alonzo de Zuniga geheißen. Dieser schloß enge Freundschaft mit einem magyarischen Edlen, Andor Revistye, dem Ahnherrn deines Feindes. Als nun der Feldzug geendet war und die spanischen Hilfsvölker durch Kaiser Karl den Fünften abgerufen wurden, sprach Zuniga zu dem Revistye:

„Wir sehen uns wohl nimmermehr im Leben; reich' du mir ein Andenken, daß es sich in meinem Hause forterbe von Kind zu Kind, nützlich und wert einem jeden; auch ich hinterlasse dir ein solches. Mögen sich unsre Geschlechter dann auch nie wieder begegnen, so bleibt doch die Erinnerung an unsre Freundschaft lebendig und die spätesten Enkel gedenken unsrer in Achtung“. —

Revistye zog hierauf einen Ring, den er immer auf der Brust getragen, unter seinem Kleide hervor und sprach: „Dieser Ring heißt der Ring der Treue; wer ihn trägt, ist gewiß, daß sein Lieb' sich niemals von ihm wendet. Nimm ihn hin und von Kind zu Kind ruhe er auf eines Zuniga Brust.“ Zuniga aber überreichte seinem Freund einen maurischen Säbel mit den Worten: „In den maurischen Kämpfen ward dieses Schwert von einem meiner Ahnen ersiegt; es steht ein Spruch darauf: Wer diesen Säbel schwingt, um sein Liebstes in der Welt zu schützen oder zu rächen, kann gewiß sein, daß sein Gegner fällt. Von Kind auf Kind gehe der Eid über, daß jeder Revistye sich dieses Schwertes bediene, wenn es das Heiligtum seines Herzens gilt.“ — Andor gelobte: „So wahr mir Gott helfe, so soll es geschehen, und so soll die Klinge „Zuniga“

heißen für ewige Zeiten." Beide schlossen sich nochmals in die Arme und ritten dann ein jeder seines Weges, der eine nach Osten, der andre nach Westen. — Die Revistye haben Wort gehalten, und mancher Feind ist vor der Klinge „Zuniga" in den Staub gesunken."

Unruhig schritt Hassan auf und ab. Lust zum Leben rang mit dem Stolze. Hämisch lächelnd aber sprach Ibrahim weiter: „Eines getröste dich, daß es nämlich möglich ist, daß du den Revistye auch tötest; denn der Spruch sagt nur, daß Revistyes Gegner fallen müsse, nicht aber, daß jener, der die Klinge Zuniga schwingt, sein eignes Leben sieghaft bewahret!" —

„Elender Spötter", zürnte Hassan, „wenn du keinen bessern Schutz weißt gegen Zuniga, was lähmst du Willen und Kraft, indem du mir durch die Sage von des Schwertes Zauber die Zuversicht zu mir selbst raubst!".

Nach einer Weile begann Ibrahim von neuem: „Ein Mittel gibt's und dieses könnte dein Leben und deine Ehre zugleich retten. Ich habe, seit ich zum Propheten geschworen, nicht unterlassen, freundliche Gesinnungen bei diesem und jenem im Schlosse Revistye fort zu pflegen; dabei kommt mir Frauengunst gar wohl zu statten, wenn ich den Horst des Feindes beschleiche. Während zweier Nächte werde ich mich dort wohl verborgen halten können, so lange, bis ich die Gelegenheit erspäht habe, dem Revistye eine hinreichende Dosis Gifttropfen in seinen Nachttrunk zu mischen. Dies wird am Ende so schwer nicht fallen. Wenn du zum Zweikampf eintriffst, ist der tot, den du so grimmig hassest. Du brauchst dann mit niemand zu streiten und hast dich gleichwohl gestellt."

„Allah füge es so!" versetzte Hassan, „aber was du thust — thue rasch!"

„Ich wage viel", ewiderte Ibrahim, „gibst du mir zum Lohn die Hälfte deiner Schätze und Zelmira zum Weibe?" —

„Ich gebe sie dir, doch eile", versprach Hassan. Ibrahim kreuzte die Hände über die Brust und entfernte sich eiligst. — Hassan sah ihm lange nach. —

„Thor!" murmelte er leise vor sich hin, „glaubst du wirklich, ich würde Ruhm und Ehre in deinen Händen lassen? Mein Gold könnte ich am Ende dir gönnen, aber Zelmira? nein — nie — du stirbst selber — ist deine That gelungen."

2.

„Und du hast es gewiß und selbst gesehen, wie er das Gift genommen?" fragte einige Tage später Hassan den zurückgekehrten Renegaten.

„Ja, Herr, ich sah es!" entgegnete dieser; „wenn du zu der, für den Zweikampf bestimmten Zeit an den Mauern von Revistye eintriffst, wirst du dem Leichenzuge deines Feindes begegnen oder sein Grab betreten können. In der allgemeinen Verwirrung, welche dann dort herrscht, wird es dir nicht schwer fallen, die Feste zu erstürmen und deine Schwester in deine Gewalt zurückzubringen."

Mit stolzer Zuversicht dem Ausgang entgegensehend, schwang sich Hassan am Tage des Zweikampfes auf sein Roß und ritt das Ufer der wild rauschenden Gran entlang auf die Burg seines Feindes zu.

Sein Gefolge, eine kampfrüstige Schar, blieb ihm nahe. Der Gebirgsschnee in den höheren Karpathenzügen begann eben zu schmelzen, daher die Wogen der Gran schäumten und getrübt waren. In der festen Überzeugung

vom Gelingen ihres Unternehmens hielt die eben angelangte türkische Schar auf dem jenseitigen Ufer der Gran gegenüber von Revistye. Vor der Brücke harrte ein Häuflein magyarischer Reiter. „Wollen sich diese etwa mit uns messen?" fragte der Bassa verächtlich. „Sie werden wegen der Übergabe unterhandeln wollen", lautete des Renegaten Antwort. „Fragt sie, was sie begehren. Liefern sie meine Schwester gutwillig aus und stecken die Burg in Brand, so mögen sie mit der Leiche ihres Herrn, und was ihr eigen ist, ungehindert abziehen." Indessen entfaltete sich die Reiterschar; in ihrer Mitte hielt der Oberkammergraf, reich geschmückt. In dem Augenblick, als der Türke heransprengte, trabten ihm schon zwei aus der Schar des hohen Beamten entgegen. Der Türke lenkte mit ihnen um und geleitete sie zu Hassan. Der eine begann:

„Der Oberkammergraf wird aus Freundschaft für unsern Herrn alles selbst anordnen, wie es ein ritterlicher Zweikampf erheischt, und dadurch Irrtum und Verwirrung vorbeugen. Ist alles geordnet, wie üblich, stellt sich unser Herr zum Kampfe. Dein Antlitz haßt er zu sehr, um es früher als sterbend sehen zu wollen. Ordne also auch von den Deinen diejenigen ab, welche gemeinsam mit uns das Nötige zum ernsten Gang vorbereiten."

Der Bassa warf einen grimmigen Blick auf den Renegaten. Dieser zuckte ersichtlich zusammen, aber gleich wieder gefaßt warf er denen aus Revistye die Frage hin: „Ist euer Gebieter wohl? Mein Herr will ihm gern Zeit gönnen, wenn seine Gesundheit etwa unterdessen gelitten haben sollte." —

„Ihm ist wohl", entgegnete der Magyar, „und seine Klinge Zuniga werdet ihr bald schon blitzen sehen, und Hassan wird sie fühlen."

Während sich nun die beiden Magyaren mit Motkar und zwei andern hierzu ausgewählten Türken zum Oberkammergrafen begaben, sich mit ihm besprachen, um das Kampffeld abzustecken, wandte sich Hassan zum Renegaten.

Sorge, Mißtrauen, Zweifel, Bangen, kaum bezähmbare Wut sprachen sich aus seinen harten Zügen.

„Wenn du mich getäuscht hast, wenn er doch noch lebt, wenn ich ihn zum Kampfe ausreiten sehe, wenn er das Schwert Zuniga schwingt, dann beim Popheten — bist du des Todes! Oh! ich weiß es längst, du lauerst auf meinen Untergang, um meine Stelle zu erlangen, und hast mich darum in diesen todbringenden Streit verwickelt.... Doch halt, besser ist's, ich stoße dich gleich nieder und du stirbst vor mir." Und hiermit faßte der Falsche den Abtrünnigen am Arme mit der Kraft eines Rasenden, so daß an ein Entrinnen nicht zu denken war. — „Herr", entgegnete der Renegat, „der Revistye kann nicht leben, es ist unmöglich, ich selbst habe ihn den Gifttrank nehmen sehen."

Unterdessen war der Kampfplatz bezeichnet. Nach Übereinkunft sollte vom jenseitigen Ufer Revistye über die Brücke gegen Hassan ansprengen; doch wollten sich die Kämpfer vor dem Gefecht weder sehen noch sprechen und sich bloß ihrer Klingen bedienen. Der Oberkammergraf stellte sich am Ufer auf; drei Schüsse, auf seinen Befehl abgefeuert, verkündigten, daß alles in Bereitschaft sei.

Aus den Thoren des Schlosses Revistye bewegte sich eine bunte Reiterschar; Hassan und der Renegat starrten in die Höhe. Ihr Auge traf auf Revistye, unzweifelhaft war es sein Roß, welches aus kriegerischer Kampflust wieherte.

Die Farben des alten Hauses Revistye wurden jetzt auf dem Schilde für das Auge deutlich erkennbar. Sein Helmbusch war's, den sie wehen sahen — ja, so schwang er die Klinge, es blieb kein Zweifel übrig. Als er donnernd über die Brücke dahin sprengte, rief Hassan aus: „Er ist am Leben — stirb, du Hund!“ und mit diesen Worten stieß er dem verräterischen Renegaten den Dolch bis ans Heft in das Herz. Verzweiflung und Wut trieben ihn dann auf den Gegner. Ihre Säbel kreuzten sich, des Türken Klinge sprang; des nahen Todes gewiß, riß Hassan den Dolch aus der Scheide und warf ihn geschickt gegen seinen Feind. Das Eisen drang in des Gegners Brust, die Klinge entglitt seinen Händen, er sank ins Gras; das Roß, seines Herrn ledig, floh durch die Heide. Hassan sprang trotz seiner Verwundung vom Pferde, hob die Klinge Zuniga jubelnd auf und trat zu dem Gefallenen heran, sich mit grimmiger Lust am Anblick des sterbenden Feindes zu weiden. Wie aber erbebte sein Herz, als er im überwundenen Gegner seine Schwester erkannte; der verhüllende Helm, das entstellende Gelocke, der falsche Bart waren ihr entsunken, ihr brechendes Auge jedoch hing fest an ihm.

Da zuckte er das eben erst gewonnene Schwert gegen die eigne Brust und brach tot an seiner Schwester Seite zusammen. In diesem Augenblick bewegte sich der Leichenzug aus dem Thore der Feste Revistye. Der Letzte des alten Geschlechtes wurde zu Grabe getragen. Der Ernst des Augenblicks ergriff die beiden feindlichen Teile; sie hoben ihre Leichen auf und schieden ohne Kampf.

Nach dem Tode des Burgherrn verfiel das Schloß, die letzten Bewohner zogen ins Thal hinunter. Wo der tapfere Burgherr und die schöne Herrin begraben liegen, weiß niemand. Hassans Gebeine ruhen unter den Trümmern der Feste Lewenz, die verhängnisvolle Klinge aber soll nach der Türkei gebracht worden sein. Es geht die Sage, daß sie noch einmal im Krieg der Türken und Venezianer geleuchtet habe.

Nach J. Graf Mailáth erzählt von Franz Otto.





Hans Jörg, der Geprellte
und der
Diabolus Advocatûm.

Eine Landsknechtgeschichte.

Im Walde draußen oder im Felde, im Ratskeller oder am Wachtfeuer hörte man, solange mir's denkt, am liebsten in nächtlicher Stunde, wenn einem die Augen zufallen wollen, die hübschen alten Schnurren, welche schon Vater und Großvater ihren Jagd-, Kriegs- oder Ratsgenossen zum besten gaben — Spuk-, Gespenster- und Teufelsgeschichten. Dann kommt es wohl auch zuweilen vor, daß in diesen der Böse unter den Bösen noch als der anständigere Geselle erscheint, wie aus der Geschichte vom „Teufel als Fürsprech" hervorgeht.

Die Landsknechte trieben es zu allen Zeiten, wie männiglich weiß, arg genug; zur Zeit der Armagnaken, wie zu des wackern Georg von Frundsbergs Zeiten und späterhin. Sie scheuten sich nicht vor dem Teufel trotz der Hölle, und hielten nicht selten lieber zu diesem als zu Gott Vater und dem Himmel.

Der Böse fand natürlich seine Rechnung bei dem ihm zuerkannten Vorzug und harrte auch nicht lange hinter dem Berge, wenn einer von der ruchlosen Soldateska seinen Beistand begehrte und von ihm Arges und Sündhaftes verlangte, etwa Mitteilung des Geheimnisses, sich schuß- oder stichfest zu machen oder Freikugeln zu gießen oder gewisse Leute an die Stelle zu bannen, wo man sie festzuhalten wünschte — und was dergleichen Satanskünste mehr sind.

Ein noch nicht in Sünden ergrauter Soldat, der Hans Jörg von Rippoltsweiler hielt sich geflissentlich fern von solchen Kameraden, die im Geruche standen, sich und ihre Seelen dem Bösen verschrieben zu haben und dafür in Besitz von mancherlei Teufelskünsten gelangt zu sein, und er widerstand mit

Ernst fortgesetzten Einflüsterungen des schwarzen Melchers. Dieser Landsmann, hatte ihm geheimnisvoll zugeraunt, das schwere Säcklein, das er jüngst bei einem Überfall an einem abgelegenen Orte vorgefunden und als Beute davongetragen habe, wäre ihm durch die Gunst des Bösen in die Hand gespielt worden.

Dem möge nun sein, wie ihm wolle; der Hans Jörg war froh, nicht mit leeren Taschen in die Heimat zurückkehren zu müssen, als die schwere Kriegsnot endlich aufhörte und wieder Frieden geworden war. Indes dauerte seine Freude nicht lange; noch weit entfernt von daheim überfiel ihn ein garstiges Fieber und er blieb erkrankt in der Mark auf dem Strohsack liegen. Da ward ihm bange um seinen gespickten Beutel, und er übergab daher denselben der Wirtin, bei der er eingekehrt war, zum Aufheben..

Als diese aber die Silberlinge und Goldfüchslein klirren hörte, beschlichen böse Gedanken das Weib, und der Teufel, der ohnehin schon ein Anrecht an sie hatte, bemächtigte sich schließlich ihrer und durch sie auch ihres Mannes, des Wirtes, gänzlich. Beiden gelüstete nach dem zur Aufbewahrung erhaltenen Schatze und sie verständigten sich daher darüber, wie sie denselben zunächst verleugnen und dann wohl sicher bergen könnten.

Unser Landsknecht war mittlerweilen wieder genesen, und nachdem er sich zur Abreise gerüstet, verlangte er seine Geldkatze zurück. — Da kam er aber schön an; denn die Wirtin wollte einen solchen Geldsack nie gesehen haben, dagegen warf sie ihm ein paar Dutzend grobe Reden an den Kopf und das Ende vom Liede war, daß sie ihn anschrie: „Euch herumlungerndes Kriegsvolk kennt man schon zur Genüge, machet ja, daß Ihr über die Schwelle kommt und suchet bei dem Euer Geldsäcklein, der Euch selber noch zeitig am Schopf kriegen und in der Luft davon führen wird.“

Nun legte der so arg Angegriffene auch los; er schalt das Weib eine freche Lügnerin und schandbare Diebin, der man schon im Gesicht ihre Teufelsherkunft anmerke. Bald ward der Lärm so arg, daß er dem Wirte ins Ohr drang; der eilte nun flugs herbei und ließ es seinerseits gleichfalls nicht an schlimmen Reden, schweren Beschuldigungen und Drohungen fehlen. Als es aber drauf ankam, seine Drohworte mit den Fäusten zu unterstützen, da besann er sich doch, ehe er dem Landsknecht zu Leibe ging und ihn zum Hause hinausfuhrwerkte und seine Kourage flüchtete sich in seine Hühneraugen — kurz der Maulheld wich nicht von der Stelle. Darüber erboste sich die Frau aufs äußerste und schrie nun auch dem Eheherrn bissig zu:

„Na — da bleib meinetwegen denn stehen wie gebannt, du steifbeiniger Jockel.“

Der Jockel aber konnte sich nicht mehr von der Stelle rühren — denn es hatte ein spitziger Nagel sich in seinen Schuhabsatz festgerannt, was weder die Frau noch er selbst bemerkt hatte. Es läßt sich denken, daß das laute Gekreische und Zanken und der fortdauernde Lärm zuletzt die Nachbarschaft in Bewegung bringen mußte, und was der Wirt, der noch immer wie gebannt nach dem Soldaten hinstarrte, nicht fertig gebracht hatte, das gelang gar rasch sechs oder acht kräftigen Armen, die über den Hans Jörg sich hermachten und ihn unversehens an die Luft setzten.

Solche Unbill zu rächen, griff nun der Landsknecht zur Plempe, fuchtelte mit derselben drohend in der Luft herum und stürmte dann wieder auf die verschlossene Hausthür los. Er suchte diese aufzubrechen, führte auch etliche derbe Hiebe gegen dieselbe — aber das gute Eichenholz und die kräftigen Angeln hielten aus. Jetzt geht's dem Hans Jörg noch übler; denn es fallen nicht nur drei oder vier über ihn her, sondern ein paar Dutzend Fäuste und zeigen dem Geprellten nochmals, wo der Zimmermann ein Loch gelassen.

Draußen auf der Straße mit zerschlagenen Knochen angelangt, hoffte der Hans Jörg endlich das Schlimmste überstanden zu haben — indes weit gefehlt: er kam vom Regen unter die Traufe. Einer der Nachbarn war zur Wache gerannt, und diese erschien just in dem Augenblicke, als das Weib ihrem Manne drohend zurief: „Du stehst ja noch immer da und hältst Maulaffen feil — ich glaube gar, der Kriegsknecht hat dir's angethan — doch gegen den Bann gibt's schon ein Mittel!“ Sprach's und übergoß den armen Schächer mit einer Kanne namenloser Brühe.

Erschreckt machte der gekränkte Hausherr jählings eine Bewegung, als trüge er nicht übel Lust, seiner Hausehre in die Haare zu fahren. Infolge des heftigen Ruckes, wodurch er selber emporschnellte, mochte sein Schuhabsatz sich von dem Nagel, der ihn festgehalten, losgerissen haben — kurz, der Bann war gebrochen und nun stürzte der Wütende — nicht gegen die Frau los — sondern dem Soldaten nach, von dem er nichts mehr zu befürchten brauchte.

Die Stadtwache hatte denselben inzwischen nach Numero Sicher abgeführt, und gleich nachher waren auch die Väter der Stadt zusammengetreten und saßen jetzt über den Ruhestörer zu Gericht. Da nun niemand sich seiner annahm, ward derselbe des Haus- und Stadtfriedenbruchs und — böser Zauberkünste schuldig befunden; denn die zeitweilige Festhaltung des Wirtes war schnell bekannt und dem armen Hans Jörg auch noch in die Schuhe geschoben worden — an den eigentlich Schuldigen, den zudringlichen Brettnagel, dachte natürlich keine Seele! — Der Urteilsspruch ward gefällt und er lautete auf den Tod durch den Strick.

So schlimm es nun auch dem armen Rippoltsweiler ergangen war, so fand er sich doch in sein Schicksal, und wenngleich er mehr Trübsal blies, als vor Wonne aufjauchzte, so raufte er sich doch nicht die Haare aus, sondern murmelte vor sich hin: „Wenn ich dem Teufel mich verschrieben hätte, wär's wohl nicht so weit mit mir gekommen — indes der allwissende Gott kennt meine Unschuld und wird mich schon nicht im Stiche lassen!“

„Vielleicht doch!“ sagte in höhnischem Tone der im roten Mantel, welcher urplötzlich — der Jörg wußte nicht wie — sich ihm als Gesellschafter aufdrängte. „Mache dir selber keine Wippchen vor, sondern laß alle eitlen Hoffnungen beiseite“, fuhr der Rotmantel fort, „denn mit dir steht es schlecht. Wenn die peinlichen Herren im Rathause drinnen recht säuberlich mit dir verfahren, gewähren sie dir statt des Strickes das Schwert oder das Beil — mache dich aber lieber gefaßt zu baumeln — das ist noch der schönste Tod! Willst du dich aber mit mir auf guten Fuß stellen, so rette ich dir den Hals und beweise dir, daß sich mit mir auch sonst auskommen läßt.“

Der Landsknecht war aber in seinem Herzen ehrlich und fromm geblieben, und da er in Wirklichkeit weder ein Friedensstörer war, noch ein Kandidat der Hölle werden wollte, antwortete er, er möchte lieber zehnmal sterben, als dem Satan seine Befreiung zu danken haben. Vergebens machte der Rotmantel dem Hans Jörg eine wenig tröstliche Beschreibung des Todes, dem er als armer Sünder entgegengehe — der Landsknecht blieb standhaft.

Da sagte der Teufel endlich: „So will ich dir denn gegen deinen Willen helfen — ohne irgendwelche Zusage oder Lohn von deiner Seite, damit du siehst, daß der Teufel nicht so häßlich und schwarz ist, als ihr Menschenkinder ihn malt. Verlange nur, wenn du vor das Gericht gefordert wirst, um dein Urteil zu vernehmen, einen Rechtsanwalt oder Fürsprech zum Verteidiger; dann will ich in einem blauen Hute mit weißen Federn in der Nähe stehen, mitten unter den andern Advokaten, kein Advocatus Diaboli — die in der Regel erbärmliche Schächer sind, sondern Diabolus Advocatûm.

Dem Landsknecht dünkte solch ein Anerbieten des Teufels nicht gegen Gottes Gebote zu verstoßen, und er nahm es an, sintemal doch einem jeden sein Hals lieb ist. Er verlangte daher, als die Richter ihm sein Schicksal verkündigen wollten, zuvor einen Fürsprech und deutete auf den wirklich anwesenden Advokat mit dem blauen Hute hin. Der zeigte auch durch sein Benehmen, daß ihm der angemaßte Beruf keine fremde Sache war; er grüßte artig und anmutsvoll die anwesenden Bürger und die Richter; dann bat er um geneigtes Gehör und hub endlich an zu sprechen — und wie! — Er trug den ganzen Handel nochmal vom Anfang an vor, wie des frommen Landsknechts Vertrauen auf das schändlichste von der falschen Wirtin getäuscht worden sei, wie der Wirt nicht von ungefähr zu dem Hader gekommen, sondern mit seiner schlechten Frau im Einverständnis gewesen sei und gewissermaßen, zum Verderben seines Klienten, schon im Hinterhalt gelegen habe; wie ferner der Wirt auf seines Weibes Hetzen den Hans Jörg zuerst bedroht, der Landsknecht aber niemand angegriffen und geschädigt, sondern mit dem Schwerte bloß einige unerhebliche Ritze in die Hausthüre gehauen habe, wozu ihn gerechter Zorn über die ihm zugefügte Unbill hingerissen hätte, daher ihm der zur Last gelegte Stadtfriedensbruch nicht anzurechnen sei, mindestens nicht bis zur Lebensstrafe.

Nun erhob sich der Wirt und ereiferte sich in ungeschlachter Rede gegen den Fürsprech: das seien alles Kniffe, Ränke und Rechtsverdrehungen; man kenne wohl das Sprichwort: „Advokaten — Teufelsbraten“; — daß aber sich der Soldat aufs Bannen und Festmachen verstehe, sei eine ausgemachte Sache; ihn, den Wirt, aber solle gleich der Teufel bei lebendigem Leibe holen, wenn er oder sein Weib je von dem Landsknecht Geld zum Aufheben empfangen oder wenn er einen vollen Säckel bei dem Hans Jörg überhaupt wahrgenommen. Sicherlich aber werde ein hoher Gerichtshof in seiner Weisheit sich nicht in seinem nur allzugerechten Urteile beirren lassen — durch einen Kerl vom Schlage der Rechtsverdreher, denen der Fürsprech angehöre.

Der redfertige Wirt würde dem Teufel wohl noch einen ganzen Sack voll biedersinniger Nachreden an den Hals geworfen haben, wenn der erste Richter nicht dem Eifer des Wirtes Einhalt geboten hätte.



Fürsprech Diabolus holt sich seinen Mann.

Der Fürsprech des Landsknechts lächelte ganz absonderlich fein; er verneigte sich nochmals vor dem Richter und bat abermals ums Wort: „Mein Schützling", hub er an, „hat mir seinen Beutel nebst Inhalt also beschrieben: derselbe ist von Wildleder, durch langen Gebrauch etwas unsauber; an der einen Schnur, womit er zugezogen wird, hängt ein Ringlein von Messing. In dem Beutel befinden sich fünfzig und fünf kurfürstlich brandenburgische harte Thaler, sechs rheinische Goldgülden, zwanzig Schreckenberger, dreizehn sächsische Gröschlein, ferner eine spanische Doppelkrone, ein neuer Doppeldukaten und außerdem noch zwei Schaustücke, eines mit dem Bilde des ritterlichen Kaiser Max, eines mit dem Caroli quinti, und endlich ein kupferner Schaupfennig, auf welchem steht: Eh' man brech' Treu' und Glaub' in Not — Soll eh'r man geh'n willig in den Tod." —

Alle Zuhörer erstaunten über des Fürsprechs treffliches Gedächtnis, am meisten der Landsknecht selber; denn der Hans Jörg hatte dem Teufel von dem Inhalt seines Beutels kein Wörtlein gesagt, ja er selbst kannte nicht einmal so genau die Münzen.

„Will nun der Gerichtshof", fuhr der Fürsprech weiter fort, „die Gewogenheit und Gnade haben und zwei Boten in dieses unschuldigen Wirtes Haus senden, so dürfen dieselben nur im Hintergebäude hinter dem letzten Schornstein rechter Hand drei Ellen und eine Spanne hoch herumtasten, da werden sie die Hände voll Ruß bekommen und unter diesem Ruß wird auch der Beutel des Soldaten gefunden werden."

Die Wirtin schrie laut auf, und dem Wirt begannen die Kniee zu schlottern, beide aber wurden kreideweiß. Die Boten gingen, der Teufel aber sprach: „Mit Verlaub ihr Herren! Machen wir einmal gegen eure Gewohnheit kurzen Prozeß! Ich bin des glimpflichen Redens müd' und satt! Hier, ihr Herren, habt ihr auch noch den Brettnagel, der den habgierigen Wirt gebannt hielt. — Ihr sehet nun, ihr Herren, daß am Festmachen der Teufel diesmal keinen Anteil hatte — außerdem leset ihr ja der beiden Schächer Schuld aus ihren Armensündermienen — der Teufel kann sich jedoch nicht umsonst abmühen — einen muß er haben, den Gast oder den Wirt — das Weib mit seiner befleckten Seele laß' ich euch ohne Widerrede: das ist wirklich selbst für den Teufel zu gefährlich. Der Wirt aber hat mich, den Teufel, sogar eingeladen, ihn zu holen, des seid ihr alle Zeugen! — Vielleicht daß ihr mir dereinst noch gute Worte gebet, daß ich die banne, die ich euch mit Freuden überlasse; möge es euch gelingen, deren ewig klapperndes Maulwerk in Zucht zu halten!" —

Sprach's grinsend — packte den schlotternden Wirt im Nacken, fuhr mit ihm zum Fenster hinaus und führte denselben über den Markt in den Lüften hinweg. — — Wohin? — erfuhr aus des Bösen Munde niemand; denken kann man sich es aber schon.

So kam der Landsknecht zu seinem Recht und auch wieder zu seiner Geldkatze.

L. Bechstein nacherzählt von Franz Otto.



Peter Schlemihls wundersame Geschichte.

Und was ist denn der Schatten? möcht' ich fragen,
Wie man so oft mich selber schon gefragt,
So überschwenglich hoch es anzuschlagen,
Wie sich die arge Welt es nicht versagt?
Das gibt sich schon nach neunzehn Tausend Tagen,
Die, Weisheit bringend, über uns getagt;
Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen.

Die nachfolgenden Blätter bilden das Vermächtnis Peter Schlemihls, eines Jugendfreundes von Adalbert von Chamisso, welches diesem eines Tages auf geheimnisvolle Weise zugestellt wurde.

I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich sehr beschwerlichen Seefahrt, erreichten wir endlich den Hafen — erzählt Peter Schlemihl. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich selbst mit meiner Habseligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, ging ich in das nächste, geringste Haus hinein, vor dem ich ein Schild hängen sah. Ich begehrte ein Zimmer; der Hausknecht maß mich vom Kopf bis zum Fuß und führte mich unters Dach.

Ich ließ mir genau beschreiben, wo ich den Thomas John aufzusuchen habe, jenen Mann, welcher mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich sein konnte. — Es war noch früh, ich warf mich in meine besten Kleider und machte mich alsbald auf den Weg. Als armer Student hatte ich kein anderes Ziel, als in möglichst kurzer Zeit ein anständiges Auskommen zu erlangen. Darin dachte ich von Herrn John, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte, unterstützt zu werden.

Endlich war die lange Straße durchschritten, und ich stand mit klopfendem Herzen vor einem stattlichen Landhaus aus weißem und rotem Marmor. „Also hier!“ dachte ich, wischte mir den Staub von den Füßen ab, brachte mein Halstuch in Ordnung und zog die Klingel. Die Thüre sprang auf. Der Portier ließ mich anmelden, und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John mit einer kleinen Gesellschaft sich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze seiner Selbstzufriedenheit. Er empfing mich sehr gut — wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte sich sogar gegen mich, ohne sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. — „So so! von meinem Bruder; ich habe lange nichts von ihm gehört. Er ist doch gesund? — Dort“, fuhr er gegen die Gesellschaft fort, „dort auf dem Hügel laß' ich das neue Gebäude aufführen.“

Jetzt erst brach er das Siegel auf, aber das bisherige Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichtum lenkte. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million“, warf er hinein, „der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!“ „O wie wahr!“ rief ich aus mit vollem überströmendem Gefühl. Das mußte gefallen, er lächelte mich an und sagte: „Bleiben Sie hier, lieber Freund, nachher find' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu sagen, was ich hiezu denke“, er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft, die den rosenumblühten Hügel hinaufstieg.

Ich schlich hinterher, ohne jemand beschwerlich zu fallen. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und gescherzt.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Ein kleiner Zwischenfall brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Eine junge Dame wollte einen blühenden Zweig brechen und verletzte sich an einem Dorn. Es wurde nun nach Englischem Pflaster verlangt. Ein stiller, hagerer, ältlicher Mann, den ich bisher noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtasche seines altfränkischen grauen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie, und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Dank; die Wunde war verbunden, und man schritt weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die Aussicht über den grünen Park nach dem unermeßlichen Ozean genoß.

Der Anblick war groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!“ rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung geriet, hatte der hagere Graue, sich verbeugend, seine Hand in die Rocktasche gesteckt und Herrn John das Verlangte eingehändigt. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand, doch nicht wieder in die des Eigentümers.

Ich sah verwundert den Mann an — wie konnte nur ein so mächtig-großes Instrument in einer so winzigen Tasche untergebracht werden?

Erfrischungen wurden herumgereicht, das seltenste Obst aller Zonen in kostbaren Gefäßen. Herr John richtete zum zweitenmal ein Wort an mich: „Essen Sie nur, das haben Sie auf der See nicht gehabt.“ Ich verbeugte mich, aber er sah es nicht — er sprach schon mit einem andern.

„Hm“, meinte einer aus der Gesellschaft, „es wäre herrlich, wenn man türkische Teppiche hier hätte, um sich darauf zu lagern.“ Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte, und mit bescheidener, ja demütiger Gebärde einen reichen, golddurchwirkten türkischen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müsse es so sein, und entfalteten ihn, die Gesellschaft aber lagerte sich ohne Umstände darauf. Ich sah wieder betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen. Was sollte man dazu denken, zumal da in dem allen niemand etwas Merkwürdiges fand!

Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt, wagte aber nicht zu fragen, denn ich fürchtete mich fast noch mehr vor den Herrn Bedienten als vor den bedienten Herrn. Ich faßte mir endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien als die andern, und der öfter allein dagestanden hatte. Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. — „Dieser, der wie ein Ende Zwirn aussieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?“

„Ja, jener, der dort allein steht.“ „Den kenn ich nicht“, gab er mir zur Antwort, wendete sich weg und sprach von gleichgültigen Dingen mit einem andern.

Die Sonne fing jetzt stärker zu scheinen an und ward beschwerlich; da richtete eine der Damen an den Grauen, den noch niemand angeredet hatte, die leichtsinnige Frage: ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er antwortete durch eine so tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, steckte wieder die Hand in die Tasche, aus der er Zeuge, Stangen, Schnüren, Eisenwerk, kurz, alles was zu einem prachtvollen Lustzelt gehört, herauslangte. Die jungen Herren halfen es ausspannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — keiner fand etwas Außerordentliches darin.

Mir war schon lang unheimlich, ja gruselig zu Mute — wie ward mir aber vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch ich ihn noch aus seiner Tasche drei Reitpferde, drei schöne große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen sah! Man denke sich! — Um Gotteswillen! Drei gesattelte Pferde noch — aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lustzelt von derselben Größe und alles dazu gehörige Material herausgekommen war! — Hätte ich es nicht mit eigenen Augen angesehen, würde ich es nicht glauben.

So verlegen und demütig der Graue zu sein schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die andern schenkten, so machte doch seine blasse Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, einen so schauerlichen Eindruck auf mich, daß ich es nicht länger ertragen konnte.

Ich beschloß, mich aus der Gesellschaft weg zu stehlen, am andern Morgen mein Glück bei Herrn John wieder zu versuchen und ihn über den seltsamen Grauroc zu befragen.

Ich hatte mich schon durch den Rosenhain, den Hügel hinab, geschlichen und befand mich auf einem freien Rasenplatz, als ich rückwärts blickend den Grauen hinter mir her und alsbald auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab und verneigte sich so tief, wie es noch niemand bis dahin vor mir gethan hatte.

Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden. Auch ich nahm den Hut ab, verneigte mich und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an, wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hält. Er selber schien sehr verlegen zu sein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiser, unsicherer Stimme.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannter Weise aufzusuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst —“ —

„Aber um Gotteswillen, mein Herr!“ brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann thun, der“ — wir stutzten beide.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einigemal — erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage — wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumutung! Sollten Sie geneigt sein, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen?“ — —

Er schwieg und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Er muß verrückt sein, dachte ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demut des seinigen besser paßte, erwiderte ich:

„Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug?“ Er fiel sogleich wieder ein: „Ich hab' in meiner Tasche manches, was dem Herrn nicht unwert scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt' ich den höchsten Preis zu gering.“

Mich überlief es kalt, ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Endlich fand ich wieder Worte und sprach:

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie ihrem unterthänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz, wie könnt' ich nur meinen Schatten —“

Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubnis, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlasse ich Ihnen die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Tasche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmänulein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl nichts für Sie

sein; besser: Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder restauriert; auch ein Glückssäckel, wie der seine gewesen ....“ —

„Fortunats Glückssäckel“ fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, mit dem einen Wort hatte er meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben der Herr gnädigst diesen Säckel zu besichtigen und zu erproben.“ Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen, festgenähten Beutel von starkem Leder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir ihn ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin: „Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ — — Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und ich sah, wie er mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase löste, ihn aufhob, zusammenrollte, faltete und zuletzt einsteckte.

Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel fest, rund um mich herum war die Erde sonnenhell, ich aber achtete darauf nicht.

Als ich endlich wieder zu mir kam, eilte ich, diesen Ort zu verlassen. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Unbeachtet gelangte ich aus dem Park, erreichte die Landstraße und schlug den Weg nach der Stadt ein. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört' ich hinter mir schreien: Junger Herr! he! da — junger Herr!“ —

Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ „Danke Mütterchen!“ ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rat hin und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?“ und gleich wieder darauf von ein paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!“

Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sorgfältig, in die Sonne zu treten; als ich aber eine breite Straße durchkreuzen mußte, kam zu meinem Unheil gerade eine Schar Knaben aus der Schule. Die hatten gleich weg, was mir fehlte. Ein verdammter buckeliger Schlingel verriet mich mit großem Geschrei der sämtlichen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort anfing mir nachzuschreien und mich mit Kot zu bewerfen. Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold unter sie und sprang in einen vorbeifahrenden Mietswagen.

Ich war doch etwas erschrocken über diese Ereignisse und noch ganz verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirtshause hielt. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin, und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne hier nicht zu fürchten, ich ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte.



Die Kinder laufen dem Schattenlosen nach.

II.

Nun befand ich mich allein, vor allem wollte ich Gold sehen, viel Gold — noch mehr Gold! — War das nicht ein Ersatz für alles, was ich verloren? Ich zog Gold aus dem Beutel — noch mehr, immer mehr, streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin. Ich ließ es immer von neuem erklingen, ich warf mich selbst zu Boden und wühlte in dem glänzenden Metall, bis ich erschöpft auf dem Golde liegend einschlief.

Schwere Träume ängstigten mich; der Graurock stieg vor mir auf, wies hohnlachend auf das aufgestapelte Gold. Andre schattenhafte Gestalten schienen dem Boden zu entsteigen; sie umtanzten mich, reckten die Arme nach mir aus, als wollten sie mich erfassen — ich erwachte in Schweiß gebadet. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen; durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts genossen. Fast mit Grauen sah ich auf das viele Gold zu meinen Füßen. Es durfte da nicht liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen würde. — Nein! — Ich mußte mich also bequemen, es mühsam zu einem großen Schrank in einem Kabinett zu schleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, mir zu essen bringen und den Wirt zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den Dienst um meine Person einen gewissen Bendel. Ich ließ nun Schneider und Schuster u. s. w. kommen, richtete mich prächtig ein, schaffte Pferde und Wagen an, mietete Diener und kaufte besonders viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als wolle der Haufen sich vermindern.

So verging einige Zeit, aber ich wagte nicht aus dem Hause zu treten; jener erste Auftritt war mir noch nicht aus der Erinnerung gewichen.

Endlich an einem mondhellen Abend beschloß ich, abermals mein Glück zu versuchen, um zu sehen, ob meine Schattenlosigkeit wieder solches Aufsehen erregen würde. Ich verließ schen das Haus; aber überall, wo man mich erblickte, wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Man verlachte, verhöhnte, bemitleidete mich; niemand ließ mich unbemerkt und unberufen vorüberziehen. Weinend trat ich ins Dunkel zurück und erreichte mühsam meine Wohnung.

Ich ertrug es nicht länger. Schlaflos brachte ich die Nacht zu. Tags darauf ging meine erste Sorge dahin, überall nach dem Graurock suchen zu lassen. Glücklich wollte ich mich preisen, wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel kommen, zu dem ich vom ersten Augenblick an großes Vertrauen gefaßt hatte, schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz, wie ich sagte, ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen und erzählte ihm überhaupt alles, was er wissen mußte, außer meinem Geheimnis.

Dann gab ich ihm Gold in Menge, schärfte ihm ein, nicht zu sparen und mir bald günstige Nachricht zu bringen.

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Er hatte nichts erfahren und erforschen können. Da war keiner, der sich des Mannes im grauen Rock erinnerte, nicht einmal Herr John. Nachdem Bendel seine Erzählung geendet, fuhr er fort: „Nun bleibt mir noch übrig, einen Auftrag auszurichten, den mir heute früh jemand gegeben, gerade als ich das Haus verließ. Die Worte des Mannes lauteten: „Sagen Sie dem Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich übers Meer ginge und ein günstiger Wind mich soeben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, Ihren Herrn selber aufzusuchen und ihm ein andres, ihm dann vielleicht annehmbares Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigst, und versichern Sie ihn meines Dankes." Ich frug ihn, wer er wäre, er sagte aber, Sie kennten ihn schon."

„Wie sah der Mann aus?" rief ich ahnungsvoll. Und Bendel beschrieb mir den Graurock Zug für Zug, Wort für Wort. „Unglücklicher!" schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!" Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erschreckt aus, „und ich habe ihn nicht erkannt!" Er brach nun in bittere Vorwürfe gegen sich aus, so daß ich ihm Trost einsprechen und ihn wiederholt versichern mußte, daß ich keinen Zweifel in seine Treue setze. Ich schickte ihn alsbald nach dem Hafen, um womöglich die Spur des Grauen zu verfolgen, aber dieser war wie ein Schatten verschwunden, und ich verfiel in Verzweiflung.

III.

Was half mir mein Reichtum? Ich lag, wie Fafnir bei seinem Hort, abgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft; mir fehlte der Mut, meine Wohnung zu verlassen, aus Furcht vor dem Hohn oder dem Mitleid der Menschen.

Ich beneidete meine Diener, denn jeder hatte einen Schatten, er durfte sich sehen lassen in der Sonne. Ich vertrauerte einsam in meinen Gemächern die Tage und Nächte.

Mein treuer Bendel sah meinen Kummer und härmte sich im stillen.

Noch einen Versuch wollte ich indessen machen. Ich ließ durch Bendel den berühmtesten Maler der Stadt zu mir einladen, schickte ihm kostbare Geschenke, und er kam.

Vielerlei sprach ich mit ihm über seine Kunst und erzählte ihm endlich von einem guten Freunde, der auf einer Reise in Rußland seinen während der eisigen Kälte angefrornen Schatten habe im Stiche lassen müssen. „Herr Professor", fuhr ich fort, „könnten Sie wohl einem Menschen einen falschen Schatten malen?"

„Sie meinen einen Schlagschlatten?" — „Den mein' ich allerdings."

„Der falsche Schlagschatten, den ich malen könnte", sprach der Professor weiter, „würde doch nur ein solcher sein, den man bei der leisesten Bewegung wieder verlieren müßte — zumal wer an dem eigenen angebornen Schatten so wenig festhing, als aus Ihrer Erzählung sich abnehmen läßt; wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das ist das Vernünftigste und Sicherste." Er stand auf und entfernte sich, indem er auf mich einen Blick warf, den ich nicht ertragen konnte. Ich sank in meinen Sessel zurück und verbarg mein Gesicht in die Hände. So fand mich noch Bendel, als er hereintrat.

Er sah meinen Schmerz und wollte sich ehrerbietig zurückziehen. Ich blickte auf — „Bendel", rief ich, „du allein scheinst meinen Kummer zu teilen; wende dich nicht von mir wie alle Menschen, die mein Geheimnis kennen. Sieh ich bin reich, freigebig, gütig, aber — o Gott! — ich habe keinen Schatten!"

„Keinen Schatten?" rief der gute Junge erschreckt aus, und die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen. — „Weh mir, daß ich geboren ward, einem schattenlosen Herrn zu dienen!" Er schwieg, und verzweifelt rang ich die Hände.

„Bendel", jammerte ich, „nun kennst du mein Geheimnis und kannst es verraten. Geh' hin, sage es aller Welt."

Er schien in schwerem Kampfe mit sich selber; endlich stürzte er vor mir nieder und ergriff meine Hand, die er mit seinen Thränen benetzte. „Nein", rief er aus, „mögen die Menschen lachen und spotten, ich kann und werde meinen gütigen Herrn nicht verlassen; ich werde bei Ihnen bleiben, Ihnen meinen Schatten borgen, Ihnen helfen, wo ich kann, und wo ich nicht kann, mit Ihnen weinen." Ich fiel dem Getreuen um den Hals, denn ich wußte, daß er mir seine Anhänglichkeit nicht um des Goldes willen erwies.

Bendel hielt Wort. Überall war er vor mir und mit mir, alles vorhersehend, und wo Gefahr unversehens drohte, mich schnell mit seinem Schatten überdeckend; denn er war größer und stärker als ich. So wagt' ich mich wieder unter die Menschen und begann eine Rolle in der Welt zu spielen.

Ich verkehrte jetzt in den angesehensten Kreisen, auch mit jenen Leuten, die ich einst bei Herrn John getroffen — niemand erinnerte sich meiner. Sogar jene schöne Dame, die einst nach einem Zelte begehrt hatte, begegnete mir mit großer Höflichkeit und Freundlichkeit.

Ich mochte freilich oft launenhaft und wunderlich erscheinen, aber so lange mein Geheimnis verborgen blieb, genoß ich alle die Ehre und Achtung, welche meinem Golde zukam. Ich sah ruhiger dem über Jahr und Tag verheißenen Besuch des rätselhaften Unbekannten entgegen.

Eines Abends hatte ich eine Gesellschaft um mich versammelt und wandelte mit der schönen Fanny, so hieß die Dame, am Arme durch die schattigen Laubgänge des Gartens, in einiger Entfernung von den übrigen Gästen. Da, als wir über einen Rasenplatz hinschritten, trat unversehens hinter uns der Mond aus den Wolken hervor — und sie sah nur ihren Schatten vor sich hinfallen. Sie fuhr zusammen und blickte bestürzt mich an, dann wieder zur Erde. Das Entsetzen malte sich so eigentümlich in ihrem Gesicht, daß ich laut gelacht hätte, wenn es mir nicht eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Sie sank in Ohnmacht, ich aber schoß wie ein Pfeil durch die entsetzten Gäste, erreichte die Thür, warf mich in den ersten Wagen, den ich fand, und fuhr nach der Stadt zurück, wo ich diesmal zu meinem Unheil den vorsichtigen Bendel gelassen hatte. Nun war meines Bleibens nicht länger. Ich ließ auf der Stelle Postpferde holen. Von meinen Leuten nahm ich nur den Rascal mit, einen abgefeimten Spitzbuben, der sich mir durch seine Gewandtheit notwendig zu machen gewußt hatte, und der nichts vom heutigen Vorfall ahnen konnte. Bendel, der zurückgeblieben war, um alles noch zu Erledigende zu besorgen, holte mich am andern Tag ein, und wir setzten nun unsre Reise ununterbrochen fort über die Grenze und das Gebirge. Erst in einem fernen einsamen Badeorte ließ ich mich bewegen, von den überstandenen Mühseligkeiten auszuruhen.

IV.

Der getreue Bendel war mit Gold beladen vorausgeeilt, um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfnissen einzurichten. Er hatte dafür viel Geld aufgewendet und sich über den vornehmen Fremden, dem er diente, etwas geheimnisvoll ausgedrückt. Sobald mein Haus zu meinem Empfang bereit war, holte mich Bendel dahin ab.

Ungefähr eine Stunde vom Orte, auf einem sonnigen Plan, sahen wir den Weg durch eine festlich geschmückte Menge versperrt. Der Wagen hielt. Musik, Glockengeläute, Kanonenschüsse wurden gehört, ein Vivat durchdrang die Luft — an dem Wagen erschien eine Schar Jungfrauen in weißen Kleidern; die schönste unter ihnen trat hervor und überreichte mir, verschämt errötend, auf seidenem Kissen einen aus Lorbeer, Ölzweigen und Rosen geflochtenen Kranz, indem sie von Majestät, Ehrfurcht und Liebe einige Worte sprach, die ich nicht verstand; mir war, als sei vor mir eine Engelserscheinung emporgestiegen. Der Chor sang das Lob eines guten Königs und das Glück seines Volkes.

Und ich — ich saß wie gebannt in meinem Wagen, die Sonne schien in vollem Glanze, ich konnte, ich durfte mich nicht bewegen. O, was hätt' ich nicht da für einen Schatten gegeben! —

Bendel besann sich endlich für mich, er sprang von der andern Seite aus dem Wagen — ich rief ihn zurück und reichte ihm aus meinem Juwelenkästchen einen kostbaren Schmuck. Bendel trat vor und sprach im Namen seines Herrn, welcher solche Ehrenbezeigungen nicht annehmen dürfe und wolle; es müsse hier wohl ein Irrtum vorwalten. Er nahm indes den hingehaltenen Kranz weg und legte den brillantenen Reif an dessen Stelle; dann entfernte er mit einem Wink das versammelte Volk, schwang sich wieder in den Wagen, und fort ging's weiter in gestrecktem Galopp unter einer aus Laubwerk und Blumen erbauten Pforte hinweg dem Städtchen zu. — Die Kanonen wurden inzwischen frischweg abgefeuert. Als der Wagen endlich vor meinem Hause hielt, sprang ich behend zwischen die Thür, die Menge teilend, welche die Neugierde herbeigerufen hatte. Das gute Volk schrie vivat unter meinem Fenster, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen. Am Abend war die Stadt erleuchtet. —

Und ich wußte immer noch nicht, was das alles bedeuten sollte und für wen ich angesehen wurde. Ich schickte Rascal auf Kundschaft aus. Er kam lachend zurück und erzählte mir, man halte mich für den König, der sich eben inkognito auf Reisen begeben habe. Da sein komischer Bericht mich erheiterte, erzählte er weiter, wie er durch Strafreden über das enthüllte Inkognito sich alle Mühe gegeben habe, die guten Leute in ihrem Glauben zu bestärken.

Ich fühlte mich geschmeichelt und befahl für den andern Abend unter den Bäumen, die den Raum vor meinem Hause beschatteten, ein Fest zu bereiten und die ganze Stadt dazu einzuladen. Mit Hilfe meines unerschöpflichen Säckels gelang es der Thätigkeit meiner Diener, in der kurzen Zeit alles aufs stattlichste herzurichten. Als der Abend des nächsten Tages dunkelte, erschienen die Gäste. Man nannte mich in tiefer Ehrfurcht und Demut: Herr Graf. Ich ließ es mir gefallen und blieb von Stund' an der Graf Peter.

Spät erschien auch unter den Gästen jene Jungfrau wieder, die mir den Kranz überreicht hatte. Sie folgte schüchtern ihren Eltern und schien kaum zu ahnen, daß sie die Schönste sei! Ihr Haar zierte der Schmuck, den sie von mir empfangen hatte. Ich trat zu ihr und versicherte sie, daß sie die Königin des Festes sei. Hocherrötend gestattete sie, daß ich sie zur Tafel führte; ich ließ nun in ihrem Namen Perlen und Edelsteine in zwei verdeckte Schüsseln legen und bei Tische unter ihren Gespielinnen und den anwesenden Damen herumreichen; Gold ward indessen ununterbrochen unter das jubelnde Volk geworfen.

Am andern Morgen eröffnete mir Bendel, der Verdacht, den er längst gegen Rascals Ehrlichkeit gehegt, sei nunmehr zur Gewißheit worden. Er habe gestern ganze Säcke Goldes unterschlagen. „Gönnen wir", erwidert' ich, „dem Schelm die kleine Beute; ich spende gern allen, warum nicht auch ihm?

Es war nicht weiter die Rede davon. Rascal blieb der erste meiner Diener, Bendel aber war mein Freund, mein Vertrauter.

Die Pracht meines Festes und mein Benehmen dabei erhielten anfangs die starkgläubigen Einwohner der Stadt bei ihrer vorgefaßten Meinung, selbst als die Zeitungen meldeten, die Reise des Königs sei nur ein Gerücht, meinte man doch, ich müsse durchaus einer der reichsten und mächtigsten Fürsten sein. Ich war und blieb einmal Graf Peter und streute nun mit vollen Händen

Gold aus; doch machte ich mir dabei die größte Vorsicht zur Regel. Es durfte unter keinem Vorwand ein anderer als Bendel die Zimmer, die ich bewohnte, betreten. So lange die Sonne schien, hielt ich mich mit ihm darin verschlossen, und es hieß: der Graf arbeite in seinem Kabinett. Mit diesen Arbeiten standen die häufigen Kuriere in Verbindung, die ich bei jedem geringfügigen Anlaß abschickte und erhielt. — Ich nahm nur am Abend unter meinen Bäumen oder in meinem nach Bendels Angabe geschickt und reich erleuchteten Saale Gesellschaft an. Wenn ich ausging, wobei mich stets Bendel mit Argusaugen bewachen mußte, war es nur nach dem Förstergarten.... Dort wohnte der Forstmeister, dessen Tochter, die liebliche Minna, einst die Königin meines Festes gewesen war. Nur wenn ich in ihrer Nähe weilte, war es mir, als würde ich von der Berührung ihrer Hand entsühnt, geheiligt. Aber in der Einsamkeit tauchte stets das Geheimnis, das mich umgab, doppelt furchtbar vor meiner Seele auf. — Ach, ich hätte fliehen mögen, um nicht auch sie, die Unschuldige, Reine, in mein Elend herniederzureißen, und doch vermochte ich es nicht! — Es zog mich wie mit Zauberbanden dorthin, wo ich in diese Augen voll Seelengüte blicken konnte, die vertrauensvoll an mir hingen.

Einst sagte ich ihr, ich sei nicht das, wofür man mich anzusehen schien; ich sei nur ein reicher, aber unendlich elender Mann. Auf mir ruhe ein Fluch. Wohl weinte sie, weil ich mich unglücklich fühlte, aber sie war weit entfernt, meine Worte richtig zu deuten; sie glaubte nun, ich sei ein Fürst, den ein schwerer Bann getroffen, irgend ein geächtetes hohes Haupt — der Gedanke aber an irgend ein Unrecht meinerseits fand in ihrer reinen Seele keinen Raum.

Dann wieder sagte ich ihr: „Minna, der letzte Tag im künftigen Monat kann mein Schicksal ändern und entscheiden — geschieht es nicht, so muß ich sterben, weil ich dich nicht unglücklich machen will."

Sie aber lächelte voll himmlischer Ruhe und Zuversicht und erwiderte: „Bist du elend, ich will dir dein Elend tragen helfen."

„Und kennst du es, dieses Elend, kennst du ihn, diesen Fluch?" fuhr ich fort, „weißt du wer ich — was ich —?" — ich stockte. Sie reichte mir vertrauend die Hand und wiederholte ihre Worte. — Der Forstmeister trat ein.

Ich erklärte ihm, daß ich mich am ersten des nächsten Monats mit seiner Tochter verloben wolle. Ich hoffte bis dahin von dem grauen Unbekannten meinen Schatten zu erlangen und so den Fluch von meinem Haupte zu nehmen.

Die Zeit verstrich — mir lag es zentnerschwer auf der Brust. Öfters fand ich Minna in Thränen; in mir ward's immer finsterer — nur die Eltern schwammen in Wonne. So rückte endlich der verhängnisvolle Tag heran, an welchem ich den Grauen erwartete. Unheimlich, gleich einer Gewitterwolke nahte der Vorabend heran. — Ich konnte kaum noch atmen. Ich hatte einige Kisten mit Gold angefüllt, ich wachte, es schlug zwölf. Nun saß ich da, das Auge auf die Zeiger der Uhr gerichtet, die Sekunden, die Minuten zählend. Bei jedem Lärm, der sich regte, fuhr ich auf, der Tag brach an. Die bleiernen Stunden verdrängten einander, es ward Mittag, Abend, Nacht; wieder rückten die Zeiger — es schlug elf — nichts erschien, die letzten Minuten der letzten Stunde verstrichen — nichts erschien, und ich sank hoffnungslos auf mein Lager zurück.

V.

Es war noch früh, als mich Stimmen weckten, die sich in meinem Vorzimmer in heftigem Wortwechsel erhoben. Ich horchte auf — Bendel verbot Rascal bei mir einzutreten; dieser aber bestand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Bendel verwies ihm gütig sein Begehren und sagte, daß seine Worte, falls sie zu meinen Ohren kämen, ihn um einen vorteilhaften Dienst bringen würden. Rascal schrie, daß er ihm nichts zu befehlen habe, ja er drohte Hand an ihn zu legen, wenn er ihm den Eingang noch länger versperre.

Ich hatte mich halb angezogen, zornig riß ich die Thür auf und fuhr Rascal an: „Was unterstehst du dich Schurke!" — Der aber trat zwei Schritte zurück und antwortete kalt: „Sie unterthänigst bitten, Herr Graf, mich doch einmal Ihren Schatten sehen zu lassen — die Sonne scheint so schön auf dem Hofe." —

Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte lange, bis ich die Sprache wieder fand. — „Wie kann ein Diener gegen seinen Herrn —?" Er fiel mir ruhig in die Rede: „Ein Diener kann ein sehr ehrlicher Mann sein und einem Schattenlosen nicht dienen wollen, ich fordre meine Entlassung."

Ich mußte andere Saiten aufziehen. „Aber, Rascal", sagte ich: „wer hat dich auf die unglückliche Idee gebracht, wie kannst du denken — —?" er fuhr jedoch im selben Tone fort: „Die Leute behaupten, Sie hätten keinen Schatten — kurz, Sie zeigen mir Ihren Schatten, oder geben mir meine Entlassung."

Bendel, bleich und zitternd, aber besonnener als ich, machte mir ein Zeichen, ich nahm zu dem alles beschwichtigenden Golde meine Zuflucht — auch das hatte seine Macht verloren — er warf es mir vor die Füße: „von einem Schattenlosen nehme ich nichts an", sagte er, kehrte mir den Rücken zu und verließ, den Hut auf dem Kopf, ein Liedchen pfeifend, das Zimmer. Ich stand mit Bendel da wie versteinert, gedankenlos ihm nachsehend.

Schwer aufseufzend schickt' ich mich endlich an, nach dem Garten des Försters zu gehen. — Mir war wie einem Verbrecher zu Mute, der vor seinen Richtern erscheinen soll. An der dunklen Laube, welche nach mir benannt war, kam mir die Mutter wohlgemut und freudig entgegen. Minna aber saß da, still, bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt. Der Forstmeister, ein geschriebenes Blatt in der Hand, ging heftig auf und ab. Er kam auf mich zu, als ich auf ihn zutrat, und erklärte, sich selbst öfters unterbrechend, mich allein sprechen zu müssen. Der Gang, auf den er mich, ihm zu folgen, einlud, führte nach einem freien besonnten Teile des Gartens — ich ließ mich stumm auf einen Sitz nieder, und es erfolgte ein langes Schweigen, das selbst die gute Mutter nicht zu unterbrechen wagte.

Der Forstmeister stürmte immer noch auf und ab, mit einemmal stand er vor mir still, blickte ins Papier, das er hielt, und fragte mich mit prüfendem Blick: „Sollte Ihnen, Herr Graf, ein gewisser Peter Schlemihl wirklich nicht unbekannt sein?" — Ich schwieg — er erwartete eine Antwort. — „Und wenn ich selber der Mann wäre?" — „dem", fügte er heftig hinzu, „sein Schatten abhanden gekommen ist!" — „O meine Ahnung, meine Ahnung!" rief Minna aus, „ja, ich weiß es längst, er hat keinen Schatten!" und sie warf sich in die Arme der Mutter, welche erschreckt sie krampfhaft an sich schloß

und ihr Vorwürfe machte, daß sie zu ihrem Unheil solch ein Geheimnis in sich verschlossen. Sie aber weinte, als solle sie in Thränen zerfließen.

„Und sie haben“, hub der Forstmeister grimmig wieder an, „und Sie haben mit unerhörter Frechheit sich hier eingedrängt und uns, und meine Tochter vor allen, betrogen! Sehen Sie, wie sie außer sich ist. O schrecklich, schrecklich!“

Ich wußte kaum, was ich redete: ich meinte, es wäre doch am Ende ein Schatten, nichts als ein Schatten, man könne auch ohne ihn bestehen, daher es nicht der Mühe wert wäre, solchen Lärm zu erheben; endlich fügte ich noch hinzu: was man einmal verloren, könne man ein andermal wieder finden.

Er fuhr mich zornig an. „Gestehen Sie, mein Herr, gestehen Sie mir's, wie sind Sie um ihren Schatten gekommen?“

Ich mußte wieder lügen: „Es trat mir einst ein ungeschlachter Mann so flämisch in meinen Schatten, daß er ein großes Loch darein riß — ich habe ihn nun zum Ausbessern gegeben, denn Gold vermag viel — ich habe ihn schon gestern wieder bekommen sollen.“

„Wohl, mein Herr, ganz wohl!“ erwiderte der Forstmeister, „Sie werben um meine Tochter, das thun auch andere, ich habe als ein Vater für sie zu sorgen, ich gebe Ihnen drei Tage Frist, binnen welcher Sie sich nach einem Schatten umthun mögen; erscheinen Sie binnen drei Tagen vor mir mit einem wohlangepaßten Schatten, so sollen Sie mir willkommen sein: am vierten Tage aber — das sag' ich Ihnen — ist meine Tochter — die Frau eines andern.“ — Ich wollte noch versuchen, ein Wort an Minna zu richten, aber sie schloß sich heftig schluchzend fester an ihre Mutter, diese aber winkte mir, mich zu entfernen.

Die liebevolle Aufsicht Bendels entbehrend, durchschweifte ich in irrem Lauf Wald und Flur. Ich weiß nicht, wie lange dies gedauert haben mochte, als ich mich auf einer sonnigen Heide beim Ärmel angehalten fühlte. — Ich stand still und sah mich um — es war der Mann im grauen Rock, der sich nach mir außer Atem gelaufen zu haben schien. Er nahm sogleich das Wort:

„Ich hatte mich auf den heutigen Tag angemeldet — Sie aber haben die Zeit nicht erwarten können. Noch ist nicht alles verloren; nehmen Sie Rat an, so tauschen Sie Ihren Schatten wieder ein, der Ihnen zu Gebote steht, und kehren sogleich wieder um. Sie werden in den Förstergarten willkommen geheißen sein, und alles ist dann nur ein Scherz gewesen; den Rascal, der Sie verraten hat und der um Ihre Braut wirbt, nehm' ich auf mich, der Kerl ist reif.“

Ich stand noch wie im Schlafe da. — „Auf den heutigen Tag angemeldet —?“ Ich überdachte noch einmal die Zeit — er hatte recht, ich hatte mich stets um einen Tag verrechnet. Ich suchte mit der rechten Hand nach dem Säckel auf meiner Brust — er erriet meine Meinung und trat zwei Schritte zurück.

„Nein, Herr Graf, der ist in guten Händen, den behalten Sie.“ — Ich sah ihn mit stieren Augen verwundert fragend an; er fuhr fort: „Ich erbitte mir blos eine Kleinigkeit zum Andenken: Seien Sie so gut und unterschreiben mir den Zettel da.“ — Auf dem Pergament standen die Worte:

„Kraft dieser meiner Unterschrift vermache ich dem Inhaber dieses meine Seele nach dem Tode.“ Ich sah mit stummem Staunen die Schrift und den Graurock, der mir eine frisch geschnittene Feder entgegenhielt, abwechselnd an.

Der Unbekannte hatte unterdessen einen Tropfen Bluts aufgefangen, der aus einem Risse träufelte, welchen meine Hand davongetragen, als ich beim eiligen Davonrennen einen Schwarzdorn streifte. Jetzt hielt er mir die Feder hin.

„Wer sind Sie denn?" frug ich ihn endlich. — „Was thut's", gab er mir zur Antwort, „und sieht man es mir nicht an? Ein armer Teufel, eine Art von Gelehrten und Physikus, der von seinen Freunden für treffliche Dienste schlechten Dank erntet und für sich selber auf Erden keinen andern Spaß hat als sein bißchen Experimentieren — aber unterschreiben Sie doch — rechts da unten.

Ich schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Verzeihen Sie, Herr, das unterschreibe ich nicht." — „Nicht?" wiederholte er verwundert, „und warum nicht?"

„Es scheint mir doch bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu setzen." — „So, so!" wiederholte er, „bedenklich", und er brach in ein lautes Gelächter aus. „Und, wenn ich fragen darf, was ist denn das für ein Ding, Ihre Seele? Haben Sie es je gesehen, und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie einst tot sind? Seien Sie doch froh, einen Liebhaber zu finden, der Ihnen bei Lebzeiten für das närrische Ding etwas Wirkliches bezahlt, nämlich Ihren leibhaftigen Schatten, durch den Sie zu der Hand Ihrer Braut sowie zur Erfüllung aller Ihrer Wünsche gelangen können. Wollen Sie lieber selbst das arme junge Blut dem niederträchtigen Rascal ausliefern? — Sehen Sie sich zuvor doch mit eigenen Augen an, wie es im Forstgarten zugeht; kommen Sie, ich leihe Ihnen die Tarnkappe hier;" — er zog etwas aus der Tasche — „so wallfahrten wir ungesehen nach dem Förstergarten." —

Ich schämte mich von diesem Manne ausgelacht zu werden, aber ich haßte ihn immer grimmiger; nie und nimmer konnte ich mich entschließen mit diesem hohnlächelnden Kobold den Gang, den er mir antrug, zu machen, geschweige denn mir durch die verlangte Unterschrift meinen Schatten zurück zu kaufen.

Ich nahm was geschehen war, mein ganzes Elend als unabwendbar an, und mich zu dem Graurock kehrend, sagte ich:

„Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für diesen an sich sehr vorzüglichen Säckel verkauft, aber es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen!" Er schüttelte mit dem Kopf und zog ein sehr finsteres Gesicht. Ich aber fuhr fort: — „So will ich Ihnen auch weiter nichts von meiner Habe verkaufen, sei es auch um den angebotenen Preis meines Schattens, und unterschreibe also nichts. Hier scheiden sich unsere Wege."

„So, so, Herr Schlemihl", meinte der Graue höhnisch, „es ist mir leid, daß Sie eigensinnig das Geschäft von der Hand weisen, das ich Ihnen freundschaftlich anbot. Indessen, vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Auf baldiges Wiedersehen! — A propos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs verschimmeln lasse, sondern in Ehren halte und daß sie bei mir gut aufgehoben sind." —

Er zog sogleich meinen Schatten aus seiner Tasche, und ihn mit einem geschickten Wurf auf der Heide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenseite zu seinen Füßen aus, so daß er zwischen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem seinen, daher ging; denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen seinen Bewegungen sich richten und bequemen.

Als ich nach so langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder sah, und ihn zu solch schnödem Dienst herabgewürdigt fand, gerade als ich um seinetwillen in so namenloser Not war, da brach mir fast das Herz. Der Verhaßte stolzierte mit dem mir abgejagten Raub umher, und seinen Antrag erneuernd, sagte er: „Noch ist er für Sie zu haben, ein Federzug, und Sie retten damit die unglückliche Minna aus eines Schuftes Klauen — wie gesagt, nur ein Federzug“ — ich aber wandte mich weg und winkte ihm, sich zu entfernen.

Bendel, der voller Sorgen meine Spuren bis hieher verfolgt hatte, traf in diesem Augenblick ein. Als mich die treue, fromme Seele weinend fand und meinen Schatten, denn er war nicht zu verkennen, in der Gewalt des wunderlichen grauen Unbekannten sah, beschloß er gleich, sei es auch mit Gewalt, mich wieder in den Besitz meines Eigentums zu setzen, und da er selbst mit dem zarten Dinge nicht umzugehen verstand, faßte er unsern Mann an, und ohne langes Fragen gebot er ihm stracks, mir das Meine unverzüglich zu verabfolgen. Der Graurock aber, statt aller Antwort, kehrte dem Burschen den Rücken zu — und ging. Bendel aber erhob den Kreuzdornknüttel, den er trug, und ließ ihn schonungslos auf den Rücken des Graurocks niederfallen; ihm auf Schritt und Tritt weiter folgend, wiederholte er seine Forderung, den Schatten herauszugeben. Jener, als sei er solcher Behandlung gewohnt, bückte den Kopf, wölbte die Schultern und zog stillschweigend ruhigen Schrittes des Weges dahin über die Heide, mir meinen Schatten und zugleich meinen treuen Diener entführend. Ich hörte lange noch den Schall niederfallender Streiche durch die Einöde dröhnen, bis er sich in der Entfernung verlor. Nun allein mit meinem Unglück, ließ ich meiner Verzweiflung freien Lauf.

VI.

Ich sah kein Ende meines Elends. Minnas bleiche Gestalt stieg vor mir auf, Rascals freches Antlitz und dazwischen der graue Unbekannte hohnlächelnd auf das Pergament weisend. Nur ein Federzug und der Schatten war wieder mein. Nur ein Schatten fehlte mir und an diesem Schatten hing mein Lebensglück und das ihre. Ich konnte nicht mehr denken, nicht mehr klagen.

Der Tag verging. Ich stillte meinen Hunger mit wilden Früchten, meinen Durst im nächsten Bergstrom; die Nacht brach ein, ich brachte sie unter einem Baume zu. Der feuchte Morgen weckte mich aus einem schweren Schlafe. Bendel mußte meine Spur verloren haben, und es freute mich, es zu denken. Ich wollte nicht unter die Menschen zurückkehren, vor welchen ich floh, wie das scheue Wild des Gebirges. So verlebte ich drei bange Tage.

Ich befand mich am Morgen des vierten auf einer sandigen Ebene, welche die Sonne beschien. Auf Felsentrümmern sitzend, erfreute ich mich ihres Strahles und genoß mit einer Art wilder Lust ihren lang' entbehrten Anblick. Da schreckte mich ein leises Geräusch auf, ich warf, zur Flucht bereit, den Blick um mich — ich sah niemand: aber es kam auf dem sonnigen Sande an mir ein Menschenschatten vorbei geglitten, dem meinigen nicht unähnlich; allein daher wandelnd, schien er von seinem Herrn abgekommen zu sein.

Unwillkürlich sprang ich auf: „Schatten, dachte ich, suchst du deinen Herrn? der will ich sein. Und ich sprang hinzu, denn ich hoffte, wenn es mir

gelänge in seine Spur zu treten, würde er an mir haften bleiben; jedoch der Schatten floh vor mir, wiewohl ich ihm eifrig nachjagte. Nach dem Walde zu verlief das angestrengte Rennen; wenn er sich dort im Düster verlor, war er für mich verloren. Näher und näher kam ich in verzweiflungsvollem Lauf dem Flüchtling. Nun hielt er plötzlich an und kehrte sich nach mir um. Wie der Löwe auf seine Beute, so schoß ich mit einem gewaltigen Sprunge hinzu, um ihn in Besitz zu nehmen — und traf unerwartet und hart auf körperlichen Widerstand. Es wurden mir unsichtbar heftige Rippenstöße zu teil, so daß ich voll Schrecken die Arme krampfhaft zusammenschlug. Wir rangen, — ich stürzte zu Boden, aber unter mir lag, plötzlich sichtbar, ein Mensch.

Nun ward mir das Ereignis erklärt. Der Mann hatte das „unsichtbare Vogelnest", welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten unsichtbar macht, erst getragen und jetzt verloren. Ich entdeckte zugleich den Schatten des unsichtbaren Nestes selbst, sprang hinzu und hielt das Nest in Händen.

Die schnell sich aufrichtende Gestalt konnte weder mich noch meinen Schatten erblicken, denn ich hatte ja keinen. Verzweiflungsvoll raufte er sich in den Haaren; ich aber, nur meines unerträglich gewordenen Elends gedenkend, eilte hinweg, die kostbare Errungenschaft in Händen. Noch lange hörte ich die ängstliche Stimme des unglücklichen Beraubten mir nachhallen. So wenigstens kam es mir damals vor. In diesem Augenblick hatte ich indessen nur den Gedanken, rasch nach dem Forsthaus zu eilen und mich zu überzeugen, wie es dort ausschaue.

Ich wußte aber nicht, wo ich mich befand; ich bestieg daher, um mich umzuschauen, den nächsten Hügel und sah von seinem Gipfel das Städtchen und den Förstergarten zu meinen Füßen liegen. — Heftig klopfte mir das Herz, Sehnsucht beschleunigte meine Schritte. Ich kam ungesehen an einigen Bauern vorbei, die aus der Stadt kamen. Sie sprachen von mir, von Rascale und dem Förster; ich wollte nichts anhören und eilte vorüber.

Ich trat in den Garten — mir schallte es wie ein Lachen entgegen; ich schauderte, warf einen schnellen Blick um mich her — niemand war zu sehen. Als ich weiter vor schritt, war's mir, als vernähme ich neben mir ein Geräusch wie von Menschentritten; es war aber nichts zu erblicken. Es war noch früh, niemand befand sich in dem leeren Garten, ebenso in Graf Peters Laube. Ich durchschweifte die bekannten Gänge, drang bis nach dem Wohnhause vor. Dasselbe Geräusch verfolgte mich vernehmlicher. Jetzt setzte ich mich mit angstvollem Herzen auf eine Bank, die im sonnigen Raume der Hausthür gegenüber stand. Es war mir, als hörte ich den ungesehenen Kobold sich hohnlachend neben mich setzen. Der Schlüssel ward nun in der Thür gedreht, sie ging auf; der Forstmeister trat heraus, mit Papieren in der Hand. Mir war, als ziehe ein Nebel über meinen Kopf, ich sah mich um, und — Entsetzen! — der Graurock saß neben mir satanisch lächelnd. — Er hatte mir seine Tarnkappe mit über den Kopf gezogen, zu seinen Füßen lagen sein und mein Schatten friedlich nebeneinander; er spielte nachlässig mit dem unheimlichen Pergament, das er in der Hand hielt — beugte sich vertraulich zu meinem Ohr und flüsterte mir zu:

„So hätten Sie denn doch meine Einladung angenommen, und da säßen wir einmal zwei Köpfe unter einer Kappe. — Schon recht! schon recht! Geben Sie mir nun aber auch mein Vogelnest zurück, Sie brauchen es nicht mehr, sind auch ein zu ehrlicher Mann, um es mir vorenthalten zu wollen — doch keinen Dank dafür, ich versichere Sie, daß ich es Ihnen von Herzen gern geliehen habe." — Er nahm es ohne weiteres aus meiner Hand, steckte es in die Tasche und lachte mich abermals so derb und laut aus, daß sich der Forstmeister nach dem Geräusch umdrehte. — Ich saß stumm da, wie versteinert.

„Sie müssen mir doch gestehen", fuhr er fort, „daß so eine Kappe viel bequemer ist. Sie deckt nicht nur ihren Mann, sondern auch seinen Schatten mit und noch so viel andre, als er mitzunehmen Lust hat. Sehen Sie, heute führ' ich wieder ihrer zwei." — Er lachte wieder. „Merken Sie sich's, Peter, was man anfangs mit gutem nicht will, das muß man am Ende gezwungen thun. Ich dächte doch, Sie kauften mir das Ding ab, nähmen die Braut zurück — noch ist es Zeit und wir ließen den Rascal am Galgen baumeln, das wäre uns ein Leichtes, solange es uns am Stricke nicht fehlt. — Hören Sie, ich gebe Ihnen noch meine Mütze in den Kauf". . . .

Die Mutter trat in diesem Augenblick heraus. Sie sprach mit dem Forstmeister von Minna, ihrem Kummer, ihren Thränen, von ihrer Vermählung mit Rascal und von dessen Reichtum. „Ja, ja", schloß sie endlich, „er muß sehr viel — viele Millionen — gestohlen haben". — „Was sind das wieder für Reden!" fuhr der Vater auf, „er hat weislich gespart, wo verschwendet wurde, und er hat dazu einen untadeligen Schatten" — „Du hast Recht, aber — —"

Der Mann im grauen Rock lachte und sah mich an. Die Thüre ging auf, und Minna trat heraus. Sie stützte sich auf den Arm einer Dienerin; ihre Wangen waren bleich, als hätten die Thränen der letzten Tage den Schimmer der Jugend weggewischt. Sie setzte sich matt auf einen bereitstehenden Sessel. Der Vater trat zu ihr, ergriff ihre Hand und sprach zu ihr von der Pflicht des kindlichen Gehorsams, wie ihr Gram ihren Eltern das Herz breche, wie sie den schändlichen Betrüger vergessen und dem reichen, angesehenen Herrn Rascal ihre Hand reichen solle. „Versprich mir dies, geliebtes Kind", fügte er hinzu. Sie sah auf. Wie trüb und verweint waren die sonst leuchtenden Augen. „Mein Vater", sagte sie mit leiser Stimme", mein Hoffen und Wünschen auf Erden ist zu Ende. Geschehe mit mir, was da will." Ich saß dabei, sah und hörte alles, konnte ich nicht helfen — nicht noch retten?

Und wieder zischelte die Stimme meines verhaßten Gefährten in mein Ohr: „Können Sie das sehen? Helfen Sie, wofür fließt denn dies in Ihren Adern?" Er ritzte mir eine leichte Wunde in die Hand, es floß Blut, und er fuhr fort: „Wahrhaftig! rotes Blut! — Unterschreiben Sie!" — —

Ich hielt Pergament und Feder in Händen — —

Wer einmal leichtsinnig den Fuß aus der geraden Straße setzt, der wird unversehens zu andern Pfaden geführt, die ihn abwärts, immer weiter abwärts ziehen; er sieht dann nicht mehr die Leitsterne am Himmel schimmern, ihm bleibt keine Wahl, er muß unaufhaltsam den Abhang hinab. Nach dem übereilten Schritt, als ich einen Fluch auf mich geladen, hatte ich frevelnd in eines

andern Wesens Schicksal eingegriffen; durfte ich mich besinnen, da, wo ich Verderben gesäet und wo schnelle Rettung not that, hilfreich beizuspringen? Ich hatte Pergament und Feder in Händen ... Da richtete sich Minna aus ihrem Stuhle auf und sprach: „Ich gehorche deinem Gebot, mein Vater, ich gehe mit dem andern zum Altar, aber hassen und vergessen kann ich den Mann nicht, den du einen Betrüger nennst. Nicht fluchen will ich ihm, mein Segen folge seiner Spur. Höre mich! du den ich nicht nennen darf, reiße dich los vom Bösen, der dich umgarnen will — es ist noch Zeit. Dein Engel sollt' ich sein, so sprachst du einst zu mir, wohlan ich fühle, du bist mir nahe, du hörst mein Wort. Entsühnt und geheiligt werden wir dereinst uns wiedersehn." Schön, ein Engel des Lichts stand sie vor mir, den sie nicht sah — Feder und Pergament entfielen mir, ich wollte aufspringen und sank von Aufregung überwältigt zusammen.

Fußstampfen und Fluchen waren die ersten Töne, die mein Ohr trafen, als ich zum Bewußtsein zurückkehrte. Ich öffnete die Augen, es war dunkel, mein verhaßter Begleiter war scheltend um mich bemüht. — Ich richtete mich mühsam von der Erde auf und schaute schweigend um mich. Es war Spätabend, aus dem hellerleuchteten Försterhause erscholl festliche Musik, einzelne Gruppen von Gästen schritten durch die Gänge des Gartens. Ein Paar traten im Gespräche näher und nahmen Platz auf der Bank, worauf ich früher gesessen hatte. Sie unterhielten sich von der an diesem Morgen vollzogenen Verbindung des reichen Herrn Rascal mit der Tochter des Hauses. — Es war also geschehen.

Ich streifte mit der Hand die Tarnkappe des sogleich mir verschwindenden Unbekannten von meinem Haupte und eilte schweigend durch das Gebüsch dem Ausgange des Gartens zu. Unsichtbar aber begleitete mich mein Plagegeist. „Das ist also der Dank dafür, daß ich den Herrn den lieben Tag lang gepflegt habe? Gut, Herr Trotzkopf, fliehn Sie nur vor mir — wir sind doch unzertrennlich. Sie haben mein Gold und ich Ihren Schatten; das läßt uns beiden keine Ruhe. — Hat man je gehört, daß ein Schatten von seinem Herrn gelassen hätte? Ihrer zieht mich Ihnen nach, bis Sie ihn wieder zu Gnaden annehmen und ich ihn los bin. Was Sie versäumt haben, mit frischer Lust zu thun, werden Sie wohl — nur zu spät — aus Überdruß nachholen; keiner entgeht seinem Schicksale." Er sprach aus demselben Tone fort und fort — ich floh umsonst, er ließ nicht nach, höhnend von dem Gold und dem Schatten zu reden.

Ich hatte durch menschenleere Straßen den Weg nach meinem Hause eingeschlagen. Als ich davor stand und es ansah, war es kaum wieder zu erkennen; hinter eingeschlagenen Fenstern brannte kein Licht. Die Thüren waren geschlossen, keine Dienerschaft regte sich darin. Er lachte laut auf: Ja, ja, so geht's! Aber ihren Bendel finden Sie wohl daheim, den hat man jüngst vorsorglich so müde nach Hause geschickt, daß er es wohl seitdem gehütet haben wird." Er lachte wieder. „Der wird Geschichten zu erzählen wissen! — Wohlan denn! für heute gute Nacht, auf baldiges Wiedersehen!"

Ich hatte wiederholt geklingelt, endlich erschien Licht; Bendel frug von innen, wer geklingelt habe. Als der gute Mann meine Stimme erkannte, konnte er seine Freude kaum bändigen; die Thür flog auf, wir lagen weinend einander in den Armen. Ich fand ihn sehr verändert, schwach und krank; mir selber war aber das Haar ganz grau geworden.

Er führte mich durch die verödeten Zimmer nach einem innern Gemach; er holte Speise und Trank herbei — wir setzten uns. Er erzählte mir, daß er letzthin den Grauen, dem er meinen Schatten habe abtrotzen wollen, so lange geschlagen und so weit verfolgt habe, bis er selbst vor Müdigkeit hingesunken sei, daß er nachher, als er mich nicht finden konnte, nach Hause zurückgekehrt sei. Bald darauf sei der Pöbel, auf Rascals Anstiften, herangestürmt, habe die Fenster eingeschlagen und seiner Zerstörungslust gefrönt. Das war also der Dank für meine Wohlthaten. Meine Dienerschaft war auseinander gestäubt. Die Polizei hatte mich aus der Stadt verwiesen und mir eine Frist von vierundzwanzig Stunden festgesetzt, um deren Gebiet zu verlassen. Zu dem, was mir von Rascals Reichtum und Vermählung bekannt war, wußte er noch vieles hinzuzufügen. Dieser Bösewicht, von dem alles ausgegangen, was hier gegen mich ins Werk gesetzt worden war, mußte von Anbeginn um mein Geheimnis gewußt haben; es schien, er habe schon in der ersten Zeit sich einen Schlüssel zu jenem Goldschrank verschafft, aus dem sein Vermögen stammte.

Das alles erzählte mir Bendel voll Grimm und unter Freudenthränen, daß er mich so gefaßt wiedersah. Ich selber war ruhig geworden — mein Elend war unabwendbar — ich hatte keine Thränen mehr.

„Bendel“, hub ich an, „du weißt mein Los. Nicht ohne früheres Verschulden trifft mich schwere Strafe. Du sollst nicht länger dein Schicksal an das meine binden, ich will es nicht. Ich reite die Nacht noch fort, sattle mein Pferd; ich reite allein; du bleibst zurück. Es müssen hier noch einige Kisten Goldes liegen, das behalte du. Ich wandre allein unstät in die Welt hinein. Wenn mir aber je eine heitere Stunde wieder lacht und das Schicksal mich versöhnt anblickt, so will ich deiner gedenken, denn ich habe an deiner getreuen Brust in schweren Stunden geweint.“ Mit gebrochenem Herzen gehorchte der treue Mann dem letzten Befehle seines Herrn. Ich blieb seinen Vorstellungen gegenüber taub — er führte mir das Pferd vor. Ich drückte ihn noch einmal an meine Brust, schwang mich in den Sattel und jagte in finsterer Nacht davon, unbekümmert, welchen Weg mein Pferd mich führen werde; denn ich hatte auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung mehr.

VII.

Es hatte sich ein Fußgänger zu mir gesellt, welcher mich bat, da wir, wie es scheine, desselben Weges zögen, seinen Mantel hinten auf mein Pferd legen zu dürfen; ich ließ es stillschweigend geschehen. Er dankte für den mir leicht gewordenen Dienst, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preisen und ließ sich überhaupt angelegen sein, mir durch Geplauder die Zeit zu vertreiben.

Es gelang ihm in der That mich zu zerstreuen, unbemerkt hatte schon die Morgendämmerung den Himmel erhellt; ich erschrak, als ich mit einem Male aufblickte und im Osten die Pracht der Farben sich entfalten sah, welche die nahe Sonne verkünden — gegen sie war in dieser Stunde, wo die Schlagschatten mit ihrer ganzen Ausdehnung prunken, kein Schutz, kein Bollwerk in der offenen Gegend zu ersehn, und ich war nicht allein!

Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter, und erschrak wieder.

Es war kein andrer, als der im grauen Rock.

Er lächelte über meine Bestürzung, und ohne mich zum Wort kommen zu lassen, sagte er: „Warum können wir nicht, wie es einmal in der Welt Sitte ist, zu unserm Vorteil uns eine Zeitlang verbinden — zum Scheiden haben wir immer noch Zeit. Die Straße hier längs dem Gebirge, ob Sie gleich noch nicht daran gedacht haben, ist die einzige, die Sie vernünftigerweise einschlagen können; hinab in das Thal dürfen Sie nicht, und über das Gebirg werden Sie noch weniger dahin zurückkehren wollen, von wo Sie hergekommen sind. — Dieses ist auch gerade meine Straße. — Ich sehe Sie schon vor der aufgehenden Sonne erblassen, drum will Ihnen Ihren Schatten auf die Zeit unsres Beisammenseins leihen und Sie dulden mich dafür in Ihrer Nähe. Sie haben so Ihren Bendel nicht mehr; ich will Ihnen gute Dienste leisten. Sie lieben mich nicht, das ist mir leid; Sie können mich aber noch gebrauchen. Der Teufel ist nicht so schwarz, als man ihn malt. Wie sehr Sie mich auch geärgert haben, ich will es Ihnen nicht nachtragen. Nehmen Sie Ihren Schatten auf Probe getrost eine kleine Weile wieder an."

Die Sonne war aufgegangen, auf der Straße kamen uns Menschen entgegen; ich nahm, obgleich mit innerlichem Widerwillen, den Antrag an. Er ließ lächelnd meinen Schatten zur Erde gleiten, der alsbald seine Stelle auf des Pferdes Schatten einnahm. Mir war seltsam zu Mute. Ich ritt an einem Trupp Landleuten vorbei, die ehrerbietig mit entblößtem Haupte Platz machten. Ich ritt weiter und blickte gierigen Auges und klopfenden Herzens seitwärts vom Pferde herab auf diesen Schatten, der vormals mir gehörte und den ich jetzt von einem Feinde mir geborgt hatte.

Dieser schritt unbekümmert nebenher und pfiff eben ein Liedchen; er zu Fuß, ich zu Pferd; — ein Schwindel ergriff mich, die Versuchung war zu groß. Ich wandte plötzlich mein Pferd, gab ihm beide Sporen und jagte im Galopp einen Seitenweg entlang; aber ich entführte den Schatten nicht, der bei der Wendung vom Pferde glitt und seinen nunmehrigen Eigentümer auf der Landstraße erwartete. Ich mußte beschämt umlenken; der Mann im grauen Rocke lachte mich aus, setzte mir den Schatten wieder zurecht und belehrte mich, er würde erst an mir festhangen und bei mir bleiben wollen, wenn ich ihn wiederum als rechtmäßiges Eigentum besitzen würde. „Ich halte Sie", fuhr er fort, „am Schatten fest und Sie kommen von mir nicht los."

Ich setzte meine Reise auf derselben Straße fort; es fanden sich bei mir alle Bequemlichkeiten des Lebens und selbst ihre Pracht wieder ein; ich konnte mich frei und leicht bewegen, da ich einen, wenn schon nur erborgten, Schatten besaß, und ich flößte überall die Ehrfurcht ein, die der Reichtum hervorruft, aber ich fühlte den Tod im Herzen. Mein wundersamer Begleiter, der sich selbst für den unwürdigen Diener des reichsten Mannes der Welt ausgab, war von außerordentlicher Dienstfertigkeit, gewandt und geschickt, der Inbegriff eines Kammerdieners für einen reichen Mann, aber er wich mir nicht von der Seite und hörte nicht auf, mir immer zuversichtlich zu erklären, daß ich den Handel mit ihm doch noch abschließen werde und sei es auch nur, um ihn los zu werden. Mein Haß, meine Furcht vor ihm wuchs, aber ich konnte ihn nicht missen.

Wir saßen einst vor einer vielbesuchten Höhle des Gebirges. Man hört dort des Gebrause unterirdischer Ströme aus ungemessener Tiefe heraufschallen; kein Grund scheint den Stein, den man hineinwirft, in seinem Fall aufzuhalten. Er malte meiner Einbildungskraft, wie schon öfters, im schimmernden Reize glänzendster Farben, was ich in der Welt kraft meines Säckels noch würde ausführen können, wenn ich meinen Schatten erst wieder besäße.

Wie schmeichelnd, wie verlockend klangen diese Worte! Seltsame phantastische Gestalten und Bilder traten mir vor die Seele, sie gaukelten auf und ab, sie winkten und lachten mit mir; ich hörte reden, sie schienen zu sagen: „Thor, was erfaßt du nicht mit beiden Händen, was dir frommt."

Und abermals erhob sich aus dem Gewühle Minnas bleiches Gesicht empor mit warnend erhobener Hand und der Spuk verschwand. Ich erhob mich. „Mein Herr", sagte ich, „Sie vergessen, daß ich Ihnen zwar erlaubt habe, unter gewissen Bedingungen mich zu begleiten, daß ich mir aber meine völlige Freiheit vorbehalten habe." — „Wenn Sie befehlen, so pack ich ein."

Die Drohung war ihm geläufig. Ich schwieg; er machte sich gleich daran, meinen Schatten wieder zusammenzurollen. Ich erblaßte, aber ließ es geschehen. Es erfolgte ein langes Stillschweigen. Er nahm zuerst das Wort:

„Sie können mich nicht leiden, mein Herr, Sie hassen mich, ich weiß es; doch warum? Ich kann es begreifen und verarge es Ihnen weiter nicht. — Wir müssen scheiden, das ist klar, aber ich rate es Ihnen noch einmal, kaufen Sie mir das Ding ab." — Ich hielt ihm den Säckel hin! „Um den Preis." — „Nein." — „Nun denn", sprach ich fest, „so lassen Sie uns scheiden, die Welt ist weit genug für uns beide." Er lächelte und erwiderte arglistig: „Ich gehe, mein Herr, zuvor aber will ich Sie unterrichten, wie Sie mich herbeirufen können, wenn Sie Verlangen nach mir tragen sollten: Sie brauchen nur Ihren Säckel zu schütteln, daß die ewigen Goldstücke darinnen rasseln, der Ton zieht mich unwillkürlich an. Und hätten gleich die Motten ihren Schatten schon aufgefressen, so wäre doch noch ein starkes Band zwischen uns vorhanden. Sie halten mich an meinem Gold fest — befehlen sie auch in der Ferne über ihren Knecht; Sie haben es ja selbst gesehen, daß ich mich meinen Freunden dienstfertig erweise und daß gar manche Reichen besonders gut mit mir stehen; — Nur Ihren Schatten, mein Herr — das lassen Sie sich gesagt sein — erhalten Sie nie wieder, als unter der Ihnen bekannten einzigen Bedingung."

Und wiederum erwachten alte Erinnerungen in mir. Ich frug ihn schnell: „Hatten Sie eine Unterschrift von Herrn John?" —

Er lächelte. „Mit einem solchen Freund habe ich es keineswegs nötig gehabt."

„Wo ist er? Bei Gott, ich will es wissen!" Er steckte zögernd die Hand in die Tasche, und zog daraus bei den Haaren hervor: Thomas Johns bleiche, entstellte Gestallt; die blassen Lippen desselben sprachen die Worte: „Nach Gottes Gerechtigkeit ward ich gerichtet; durch Gottes Gerechtigkeit bin ich verdammt."

Ich entsetzte mich, und den klingenden Säckel in den Abgrund werfend, sprach ich zu ihm: „So beschwör' ich dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! Hebe dich von dannen und lasse dich nie wieder vor meinen Augen blicken!"

Er erhob sich finster und verschwand hinter den wilden Felsenmassen.

VIII.

Ich saß da ohne Schatten und ohne Geld; aber ein schweres Gewicht war von meiner Brust genommen — ich war heiter. Hätte ich mich nur frei von Schuld gefühlt, ich glaube, ich wäre glücklich gewesen. Ich wußte aber nicht, was ich anfangen sollte. Ich durchsuchte meine Taschen und fand noch einige Goldstücke darin; ich zählte sie und lachte. — Ich hatte mein Pferd unten im Wirtshause, ich schämte mich, dahin zurückzukehren, ich mußte wenigstens den Untergang der Sonne erwarten; sie stand noch hoch am Himmel. So legte ich mich in den Schatten der nächsten Bäume und schlief ruhig ein.

Anmutige Bilder verwoben sich mir im lustigen Tanze zu einem Traum. Minna, Blumen in den Haaren, schwebte vorüber und lächelte mich freundlich an. Auch der ehrliche Bendel eilte mit freundlichem Gruße vorbei. Viele sah ich noch im fernen Gewühl; ein helles Licht schien, es hatte aber keiner einen Schatten, und das erschien gar nicht wunderbar. — —

Ich konnte die beweglichen, leicht verwehten, lieblichen Gestalten weder festhalten noch deuten; aber selbst im Wachen träumte ich noch lange fort.

Ich öffnete endlich die Augen, die Sonne stand noch am Himmel, aber im Osten; ich hatte die Nacht verschlafen. Ich nahm es für ein Zeichen, daß ich nicht nach dem Wirtshause zurückkehren sollte. Ich gab mein Pferd und was ich dort noch besaß verloren und beschloß, eine Nebenstraße, die durch das Waldgebirg führte, zu Fuß einzuschlagen. Ich schaute nicht hinter mich zurück und dachte auch nicht daran, mich an Bendel, den ich reich zurückgelassen hatte, zu wenden. Ich erhob mich, schnitt mir an selbiger Stelle einen Knotenstock zum Andenken und trat meine Wanderung an.

Ich begegnete im Wald einem alten Bauer, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ. Ich erkundigte mich erst nach dem Wege, dann nach der Gegend und deren Bewohnern. Er beantwortete verständig und redselig meine Fragen. Wir kamen an das Bette eines Bergstromes, der über einen weiten Strich des Waldes seine Verwüstung verbreitet hatte. Mich schauderte innerlich vor dem sonnenhellen Raum; ich ließ den Landmann vorangehen. Er hielt aber mitten im gefährlichen Orte still und wandte sich zu mir, um mir die Geschichte dieser Verwüstung zu erzählen. Er bemerkte bald, was mir fehlte, und hielt mitten in seiner Rede ein: „Aber wie geht denn das zu, der Herr hat ja keinen Schatten!“ — „Leider! leider!“ erwiderte ich seufzend. „Es sind mir während einer langen bösen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen. Seht, Vater, in meinem Alter, die Haare, die ich wieder gekriegt habe, ganz weiß, die Nägel sehr kurz, und der Schatten, der will noch nicht wieder wachsen.“ — „Ei! ei!“ versetzte der alte Mann kopfschüttelnd, „keinen Schatten, das ist bös! das war eine böse Krankheit, die der Herr gehabt hat“, aber er schwieg von nun an und ging bei dem Seitenweg von mir ab. —

Thränen traten in meine Augen, meine Heiterkeit war hin. Traurigen Herzens setzte ich meinen Weg fort, hielt mich im dunkelsten Teile des Wald und mußte manchmal, um über einen Strich, wo die Sonne schien, zu kommen, stundenlang darauf warten, daß mir keines Menschen Auge den Durchgang verbot. Am Abend suchte ich Herberge in den Dörfern zu nehmen. Ich wollte eigentlich

nach einem Bergwerk im Gebirge, wo ich Arbeit unter der Erde zu suchen gedachte; denn ich mußte mir jetzt meinen Lebensunterhalt verdienen.

So wanderte ich meines Weges, aber auf Kosten meiner Stiefel, deren Sohlen nur für den Grafen Peter und nicht für den Fußwanderer berechnet waren. Ich ging schon auf den bloßen Füßen; dabei war es an einem trüben Regentag. Ich mußte mir ein Paar neue Stiefel anschaffen. In einem Flecken, wo eben Kirmes war, suchte ich nach alten Stiefeln; denn neue konnte ich mir nicht kaufen. In einer Bude stand ein schöner blondlockiger Knabe, der mir freundlich ein Paar noch sehr gute Stiefel anbot. Der Preis war gering — und ich kaufte die Stiefel. Der Knabe sah mich seltsam lächelnd an und wünschte mir Glück auf den Weg. Ich zog die Stiefel gleich an und verließ den Ort durch das nördlich gelegene Thor.

Ich war in meinen Gedanken so sehr vertieft, daß ich kaum sah, wo ich den Fuß hinsetzte. Da bemerkte ich plötzlich, daß ich vom rechten Wege abgekommen sein müsse. Ich sah mich danach um, ich erblickte jedoch ringsum mich nichts als wüsten, uralten Tannenwald. Ich drang noch einige Schritte vor — da befand ich mich mitten unter öden Felsen, die nur mit Moos bewachsen waren und zwischen welchen Schnee- und Eisfelder sich ausdehnten. Die Luft war kalt geworden — der Wald hinter mir verschwunden. Ich machte noch einige Schritte — um mich herrschte die Stille des Todes, unabsehbar dehnte sich das Eis aus, worauf ich stand, und worauf dichter Nebel lagerte; die Sonne stand dunkelglühend wie Blut am Rande des Horizontes. Die Kälte war unerträglich. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war; der erstarrende Frost zwang mich, meine Schritte zu beschleunigen; ich vernahm nur das Gebrause ferner Gewässer — noch ein Schritt, und ich befand mich am Eisufer eines Ozeans — Herden von Seehunden stürzten sich vor mir rauschend in die Flut. Ich folgte diesem Ufer, ich sah wieder nackte Felsen, dann Birken- und Tannenwälder — — noch ein paar Minuten und es ward erstickend heiß — ich sah mich um und stand zwischen trefflich angebauten Reisfeldern und unter Maulbeerbäumen. Ich setzte mich in deren Schatten, sah nach meiner Uhr, ich hatte vor kaum einer Viertelstunde den Marktflecken verlassen; — ich glaubte zu träumen, ich biß mich in die Zunge, um mich zu erwecken, aber ich wachte wirklich. — Ich schloß die Augen zu, um meine Gedanken zusammen zu fassen, da hörte ich vor mir seltsame Silben durch die Nase ziehen; ich blickte auf — zwei Chinesen, an der asiatischen Gesichtsbildung erkennbar, redeten mich mit landesüblicher Begrüßung in ihrer Sprache an; ich stand auf und trat zwei Schritte zurück. Ich sah sie nicht mehr, die Landschaft war ganz verändert: andre Pflanzen, Wälder statt der Reisfelder. Ich betrachtete die Bäume und Kräuter, die mir bekannten waren südöstlich asiatische Gewächse; ich wollte auf den nächsten Baum zugehen, ein Schritt — und wiederum war alles verändert. Ich trat nun an, wie ein Rekrut, der eingeübt wird, und schritt langsam, gesetzt einher. Wunderbar: fortwährend entrollten sich wechselnde Länder, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüsten vor meinem staunenden Blick: sollte es denkbar sein? — Ja anders war es nicht — kein Zweifel, ich hatte Siebenmeilenstiefel an den Füßen.



Schlemihl bemerkt, daß er Siebenmeilenstiefel anhat.

IX.

Ich sank in stummer Andacht auf meine Kniee und vergoß Thränen des Dankes — denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch eigne Schuld von den Menschen verhöhnt und verlacht, aus ihrer Gesellschaft verbannt, hatte mich Gottes unendliche Gnade Ersatz finden lassen. Mir erschien der Knabe, der mir die wunderbaren Stiefel verkauft, als Gesandter des Höchsten. Ich raffte mich auf, denn nun stand die Welt mir offen, und ich wollte sie durchforschen, soweit ich es vermochte. Im Fluge durchschritt ich Asien, Afrika; ich sah in Ägypten die Pyramiden und Tempel vergangener Jahrtausende und

bemerkte unsern des alten hundertthorigen Theben Höhlen, wo einst christliche Bewohner sich aufgehalten hatten. Dort beschloß auch ich meinen Wohnsitz zu nehmen, wenn ich müde vom Wandern der Ruhe bedürftig sein würde. — Dort verlachte mich niemand, und ich konnte ungestört über alle die Wunderdinge, die ich gehört und gesehen hatte, nachdenken und meine Forschungen niederschreiben.

Und so wanderte ich von Land zu Land — durch Nord- und Südamerika. Ich schritt über die Gipfel himmelansteigender Gebirge, über flammende Vulkane und starrendes Eis, überall forschend nach den Wundern der Natur, ihrer Pflanzen- und Tierwelt. Ich hatte mir, um hier und da auch länger verweilen zu können, Pantoffeln gekauft, die ich, wenn ich mich an einem Orte aufhalten wollte, über meine Stiefel zog. Kamen dann Menschen oder wilde Tiere, die mich in meinen Arbeiten, beim Aufsuchen von Pflanzen und seltenem Gestein störten, so schleuderte ich die Hemmschuhe von den Füßen und war im Nu über alle Berge. — Meine sehr gute Uhr diente mir während der kurzen Dauer meiner Gänge als treffliches Chronometer.

Ich brauchte aber außerdem noch einen Sextanten, einige physikalische Instrumente und Bücher. Dieses herbeizuschaffen, unternahm ich etliche bange Gänge nach London und Paris, die ein mir günstiger Nebel beschattete. Als Zahlung bot ich leicht aufzufindendes afrikanisches Elfenbein an, wobei ich freilich die kleinsten Zähne, die mein Tragkraft nicht überstiegen, auswählen mußte.

Nun gemäß meinen Absichten ausgerüstet, durchstreifte ich beide Erdhälften nach allen Richtungen, wohin meine Stiefel mich tragen konnten, denn es war mir eine Grenze gesetzt: ich konnte doch nicht allenthalben hingelangen.

In der heißen Zone bildeten die Früchte der Tropen, der Palmen und Bananen, und die Eier der afrikanischen Strauße, im Norden die der nördlichen Seevögel meine gewöhnliche Nahrung. Ersatz für das, was ich verloren, suchte und fand ich jetzt in Erforschung der Wunder der Natur; mein einziger Genosse, der treue Pudel, entschädigte mich für den Mangel menschlicher Teilnahme. Er bewachte meine Höhle in der Thebais und wartete geduldig auf meine Heimkehr — er fragte nicht danach, ob ich einen Schatten besäße oder nicht.

Noch einmal sollte ich unter die Menschen zurückkehren, und das geschah also. Als ich einst im eisigen Norden meine Stiefel gehemmt hatte und Flechten und Algen sammelte, trat mir unversehens beim Einbiegen um die Ecke eines Felsens ein Eisbär entgegen. Ich wollte nach weggeworfenem Pantoffel auf eine gegenüberliegende Insel treten, zu der mir ein dazwischen aus den Wellen hervorragender nackter Felsen den Übergang bahnte. Ich trat mit dem einen Fuße auf den steilen Felsen fest auf, stürzte aber auf der andern Seite in das Meer, weil mir der Pantoffel am andern Fuße unbemerkt haften geblieben war.

Die große Kälte brachte mich dem Erstarren nahe — ich rettete mit Mühe mein Leben. Sobald ich festes Land unter meinen Füßen spürte, lief ich, so schnell ich konnte, nach der Lybischen Wüste, um mich da an der Sonne wieder zu trocknen. Aber sie brannte mir so heiß auf den Kopf, daß ich krank wieder nach Norden zutaumelte. Ich suchte durch heftige Bewegung mir Erleichterung zu verschaffen und rannte mit unsicheren Schritten bald von Westen nach Osten, bald von Osten nach Westen.

Ich weiß nicht, wie lang ich so auf der Erde herumgetaumelt bin. Ich sah um mich bald Tag — dann wieder Nacht; bald war es Sommer, gleich nachher verspürte ich bittere Winterkälte. Ein brennendes Fieber raste durch meine Adern, angstvoll fühlte ich, wie die Besinnung mich verließ. Noch wollte das Unglück, daß ich bei dem unvorsichtigen Herumrennen jemand auf den Fuß trat — ich mochte ihm weh gethan haben; ich erhielt einen Stoß und ich fiel hin —

Als ich wieder zum Bewußtsein zurückkehrte, lag ich gemächlich in einem guten Bette, das mit vielen andern Betten in einem geräumigen Saale stand. Es saß jemand mir zu Häupten; es gingen Leute durch den Saal von Bett zu Bett. Sie traten vor das meine und unterhielten sich von mir. Sie nannten mich aber Numero Zwölf, und an der Wand zu meinen Füßen stand doch ganz gewiß, es war keine Täuschung, ich konnte es deutlich lesen, auf schwarzer Marmortafel mit großen goldenen Buchstaben mein Name

PETER SCHLEMIHL

Auf der Tafel standen noch unter meinem Namen zwei Reihen Buchstaben, ich war aber zu schwach, um sie zusammen zu bringen, ich schloß wieder die Augen.

Ich hörte etwas, wobei von Peter Schlemihl die Rede war, laut und vernehmlich ablesen, ich konnte aber den Sinn nicht fassen; ich sah einen freundlichen Mann und eine schöne Frau in schwarzer Kleidung vor meinem Bette erscheinen. Die Gestalten waren mir nicht fremd, aber mich deuchte, ich träumte.

Nach und nach kam ich wieder zu Kräften, ich hieß Numero Zwölf — nach Namen wurde nicht gefragt — ich galt meines langen Bartes wegen für einen Juden. Daß ich keinen Schatten hatte, schien unbemerkt geblieben zu sein. Meine Stiefel befanden sich, wie man mich versicherte, nebst allem, was man bei mir gefunden, als ich hierher gebracht worden, in gutem und sicherm Gewahrsam, um mir nach meiner Genesung wieder zugestellt zu werden.

SCHLEMIHLUM

hieß der Ort, wo man mich untergebracht hatte und wo ich krank daniederlag. Die tägliche Ermahnung, welche regelmäßig, auf Peter Schlemihl Bezug nehmend, abgelesen wurde, bestand in der Aufforderung, für denselben, als den Urheber und Wohlthäter dieser Stiftung, zu beten.

Der freundliche Mann, den ich so oft an meinem Bette gesehen hatte, war Bendel — die schöne Frau — ich erkannte sie wohl — war Minna.

Ich genas unerkannt, und erfuhr noch mehr. Ich befand mich in Bendels Vaterstadt, wo der Wackere aus dem Überrest meines Goldes, welches mir selbst keinen Segen gebracht hatte, dieses Hospital, wo Unglückliche mich segneten, unter meinem Namen gestiftet hatte. Er selbst führte die Aufsicht über dasselbe. Minna war Witwe; ein unglücklicher Kriminalprozeß hatte dem Herrn Rascal das Leben und ihr selbst den größten Teil ihres Vermögens gekostet. Ihre Eltern waren tot. Sie lebte hier geliebt und geehrt von all denen, welche sie kannten, ein Engel der Barmherzigkeit für Notleidende, fröhlich mit den Fröhlichen, traurig mit den Trauernden. Wenn sie mit ihrer süßen Stimme zu mir sprach, oder mit Bendel sich von mir unterhielt, den sie nicht erkannte, wenn sie die Vergangenheit erwähnte, all das Weh, das ich ihr zugefügt, als

eine Prüfung bezeichnete und dabei die feste Hoffnung aussprach, daß es mir wohlergehe, da war es mir als müßte ich sagen: „Hier bin ich, der Sünder, von Gott begnadigt.“ Aber ich schwieg, ich wagte nicht zu reden. Als ich endlich genesen, zur Reise gerüstet, mit meinen Stiefeln, meiner Botanisierkapsel rc. versehen war, ließ ich einen Zettel zurück. Darauf standen die Worte:

„Auch eurem alten Freunde ergeht es nun besser — besser als er verdient.“

So wie die Thür aufging, war ich schon weit auf dem Wege nach meiner Höhle in der Thebais. — Mein treuer Figaro kam mir entgegen. Der wackere Pudel war im Begriffe seinem Herrn, den er so lange zu Hause erwartet haben mochte, auf der Spur nachzugehen. Ich stand still und rief ihm zu. Er sprang bellend an mir auf mit tausend rührenden Äußerungen seiner unschuldigen ausgelassenen Freude. Ich nahm ihn unter den Arm; denn er konnte mir dem beflügelten Stiefelinhaber nicht folgen, und brachte ihn auf solche Weise mit mir wieder nach Hause. Dort fand ich alles in der alten Ordnung und kehrte nach und nach, so wie ich wieder Kräfte bekam, zu meinen vormaligen Beschäftigungen und zu meiner alten Lebensweise zurück.

Und so leb' ich noch heute. Meine Stiefel nutzen sich nicht ab, wie ich anfangs befürchtete. Ihre Eigenschaft bleibt ungebrochen dieselbe; doch meine Kraft geht dahin. Indes tröstet mich der Gedanke, sie nicht fruchtlos verwendet zu haben. Ich habe, so weit meine Stiefel ausgereicht haben, die Erde mit all ihren Erscheinungen durchforscht, ich habe alles Geschaute niedergeschrieben und aufbewahrt; auch meine eignen Erlebnisse habe ich aufgezeichnet, damit sie, wenn ich nicht mehr bin, andern zu nützlicher Lehre gereichen.

Denn merkt es euch, ihr alle, die ihr vielleicht meine wundersame Geschichte lest: „Wer unter Menschen leben will, lerne auch dasjenige, was man für geringfügig, nur für einen Schatten hält, achten und schätzen — nicht bloß das Gold. — Willst du aber nur dir und deinem bessern Selbst leben — so brauchst du freilich keinen Rat. — —

(Nach Adalbert von Chamisso von Dorothea Waldner.)





Vom „Acker der Edlen“, oder wie die Adligen unter dem eisernen Ludwig „auf den Hund gekommen“ sind.

In alten Zeiten galt, wie schon aus der Bibel zu ersehen, der Hund als ein Bild niedrig-gemeinen oder verächtlich-knechtischen Sinnes. Aus der deutschen Vergangenheit wissen wir weiterhin, daß es als entehrende Strafe erachtet wurde, wenn sich jemand dazu verurteilt sah, einen Hund auf den Schultern eine Strecke Weges öffentlich fortzutragen. König Heinrich I. soll die Ungarn, jene erbitterten Feinde des deutschen Reiches, dadurch aufs äußerste gegen sich aufgebracht haben, daß er ihren Abgeordneten, als diese den vereinbarten Tribut einforderten, einen räudigen und verstümmelten Hund vor die Füße werfen ließ. Dieselbe Strafe verhängte noch Ludwig, mit dem Beinamen „der Eiserne“, gegen seine über ihn erbitterten Vasallen, unter denen eine gute Anzahl als arge Volksbedrücker oder „Blutsauger“ in üblem Rufe stand.

Die Sage berichtet, daß ebengedachter Landgraf von Thüringen sich einst auf der Jagd verirrt habe und auf die kaum noch zu ertragende Unterdrückung des Landvolkes seitens des Adels durch einen ehrsamen Schmied aufmerksam gemacht ward. Bei jedem Hammerschlag auf den Amboß rief nämlich sein Wirt laut und vernehmlich die Worte: „Landgraf, Landgraf, werde hart!“ aus. — Ludwig, der bei dem Meister nur ein hartes Nachtlager und deswegen auch keinen rechten Schlaf hatte finden können, vernahm unter wachsendem Erstaunen die in grimmigem Tone ausgesprochene Mahnung. Er erhob sich, trat zum Schmiedefeuer heran und fragte seinen Wirt nach dem Grunde der seltsamen Ansprache. Der Meister nahm kein Blatt vor den Mund und erzählte nun dem übel unterrichteten jungen Fürsten von der schmählichen Bedrückung des niederen Volkes durch die Vornehmen.

Der Landgraf versprach schleunige Abhilfe, und er machte in der That wenig Umstände. Er ließ die schlimmsten Junker in Haft nehmen und befahl, dieselben an Pflüge zu spannen und durch sie einen Acker umpflügen zu lassen; weiterhin verurteilte er die Unbotmäßigen, welche sich gegen ihn auflehnten, zu der schimpflichen Strafe, Hunde vor aller Welt Augen einherzutragen. — Der Acker, den die Junker umgepflügt, hieß seitdem „der Acker der Edlen“.

Schon vor Eintritt dieses Richterspruches sollte durch die Bezeichnung „auf den Hund kommen“ gesagt sein: „Das äußerste Maß von Schmach und Schande, die einen Menschen treffen konnte, auf sich nehmen zu müssen.“ Gegenwärtig bezeichnet man mit diesem Ausdruck einen gewissen Grad von körperlicher Schwachheit, oder auch jenen bedenklichen Zustand, wenn man vergeblich nach der Tasche greift und sich überzeugt, „so auf den Hund gekommen zu sein“, daß sich weder Markstück noch Markschein vorfinden lassen.

Franz Otto.



Schwandas Zusammentreffen mit dem Schwarzen.

Der lustige Schwanda.

Böhmisches Märchen.

Schwanda, der Dudelsackpfeifer, war ein lustiger Geselle und, wie jeder ordentliche Musikant, immer durstig, dabei dem Kartenspiel sehr zugethan. Hatte er den Zuhörern nach ihrem Wohlgefallen vorgedudelt, so machte er auch sich gern einen guten Tag und sprach gewöhnlich so lange dem Kruge zu und setzte so unverdrossen das Spiel fort, bis alles, was er verdient hatte, wieder aus der Tasche entschwand und er so leer wegging, als er gekommen. Dabei ergötzte er jedoch bisweilen ohne Dudelsack die Gesellschaft so unermüdlich mit seinen Späßen und witzigen Einfällen, daß kaum jemand die Schenke verließ, solange der Schwanda anwesend blieb, und noch heute pflegt man im Böhmischen statt: „Das ist ein Jux“, zu sagen: „Das ist eine Schwande“.

Da geschah es eines Tages, daß Schwanda, nachdem er am Kirchweihfest vom Mittag bis Mitternacht auf dem Dudelsack gepfiffen und manchen Groschen erworben, den Blassack weglegte, trotz alles Drängens und Zuredens des jungen Volkes, das ihn bat, bis zum Morgen auszuhalten, und ihm reichen Lohn dafür verhieß. Schwanda war müde, nur fremder Fröhlichkeit zu dienen; er wollte

nun auch sein Vergnügen haben. Er setzte sich daher unter die Nachbarn und begann auf eigne Kosten zu zechen und die Gesellschaft mit manch scherzhaftem Wort zum Lachen zu bringen.. Endlich überkam ihn auch die Lust, Karten zu spielen, und er forderte die Gäste zum Straschak auf; doch fand sich wider Erwarten niemand, der mit ihm gespielt hätte. Schwanda, nicht gewohnt, aus dem Wirtshaus zu gehen, so lange er noch einen Groschen in der Tasche hatte, war ungewöhnlich spiellustig, denn er hatte gerade heute etwas verdient und bereits stark dem Kruge zugesprochen, daher es in seinem obern Stockwerk auch nicht ganz richtig geworden war. Kurz, er bestand darauf, zu spielen. Wie er nun sah, daß ihm die Nachbarn durchaus nicht willfahren wollten, erhob er sich ärgerlich, bezahlte seine Schuld und verließ die Schenke.

„In Draschitz", sprach er unterwegs zu sich, indem er unsichern Fußes dahinschritt, „sind der Schulmeister und der Richter gern noch lustig und verachten ein Spielchen nicht. Dort will ich mich festsetzen, juchhe!" Und dabei sprang er schnalzend in die Höh', daß er noch zehn Schritte forttaumelte, ehe er seinen Leib, zumal sein Kopf immer schwerer geworden, ins Gleichgewicht brachte.

Die Nacht war hell, der Mond glänzte wie ein Fischauge. Da kam Schwanda an einen Scheideweg; erschrocken blieb er stehen, als er zufällig die Augen erhob. Eine Schar Geier und Raben umkreiste den Ort, wo er sich befand, und vor sich sah er ein kleines Gerüst aus vier Säulen, oben mit Querbalken, und von jedem Querbalken hing ein halbverwester Leichnam herunter. Schwanda merkte, daß er unter einen Galgen geraten, wie deren damals eine Menge auf Feldern und Straßen aufgerichtet standen, den häufigen Räuberhorden zum Schrecken. Da trat ihm plötzlich ein schmächtiger Mann in schwarzem Gewand entgegen und fragte ihn: „Wohin so spät, Freund Dudelsackpfeifer?"

„Nach Draschitz, schwarzer Herr."

„Willst du dir mit deinem Dudelsack nicht noch etwas verdienen?"

„Ei was, ich bin des Dudelns schon lange satt. Hab' mir einige Silber-Böhmen erpfiffen und will jetzt fröhlich sein."

„Was, Silbergroschen? Wir wollen dich mit Gold bezahlen!" sagte der Schwarze, und indem er eine Hand voll blinkender Dukaten hervorlangte, hielt er sie Schwanda vor die Augen hin. Der Dudelsackpfeifer war nicht wenig überrascht; das Spiel war freilich eine starke Lockspeise, allein das blinkende Metall übte noch größere Macht über ihn, und als ihn der Schwarze bei der Hand faßte, folgte er ihm wie berückt. Schwanda wußte nicht, wohin und wie lange ihn der Unbekannte herumgeführt; nur daran erinnerte er sich, daß er ihn öfters ermahnte, wenn ihm etwas angeboten würde, Geld oder etwas zu trinken, so solle er nur mit den Worten danken: „Viel Glück, Bruder!"

Auf einmal befand er sich in einer hellerleuchteten Stube, wo drei beisammen saßen, die auf ähnliche Art gekleidet waren, wie sein Führer; sie hatten große Haufen Goldes vor sich, spielten und setzten dabei einander gehörig zu, während eine Kanne Wein die Runde ging, aus welcher sie sich wacker zutranken.

„Brüder, ich bring' euch Schwager Schwanda", sprach eintretend der Führer des Dudelsackpfeifers, „der im ganzen Lande so bekannt ist, und den zu hören wir schon lang begierig waren" . . . .

„Wir wollen heut' lustig sein und dazu wird die Musik uns mit verhelfen!"

„Wohlgethan!" rief einer der Spieler, und indem er sich mit dem Weinkruge zu Schwanda kehrte, sprach er: „Setz' dich, Dudler, und trink'!"

Schwanda trank, stellte dann die Kanne wieder auf den Tisch und sagte, indem er die Mütze abzog: „Viel Glück, Bruder!" so wie ihn sein Führer gelehrt.



Schwanda am Morgen nach der mit den Spielern verbrachten Nacht.

„Und jetzt pfeif' eins!" rief ein andrer der Spieler, und Schwanda setzte sich abseits auf eine Bank und führte seinen Dudelsack zum Munde, während sich sein Führer zu den Spielern gesellte, einen mit Dukaten vollgepfropften Beutel aus der Tasche zog und ihn vor sich auf dem Tische ausleerte.

Eben jetzt begann Schwanda seinen Dudelsack zu blasen. Gar wundersam war die Wirkung, welche die Musik auf die vier Schwarzen ausübte. Als ob sie verdoppeltes Leben durchströme, gerieten sie auf einmal in lärmende Fröhlichkeit.

Die Dukaten flogen nur so hin und her; lauter, immer lauter jauchzten die Spieler und ihr ganzer Körper geriet in fieberhafte Bewegung. Die Kanne ging unaufhörlich durch die Runde, und auch Schwanda sprach ihr häufig zu. Das Wundersamste war, daß der Krug nie leer wurde und niemand einschenkte.

So oft Schwanda ein Stück beendigt hatte, erscholl ihm lautes Lob und in seine Mütze regnete es Gold, wofür er mit wiederholtem „Viel Glück, Bruder!" nach Gebühr dankte. So währte es viele Stunden, bis Schwanda endlich einen Hüpfer zu dudeln begann, der den schwarzen Herren so in die Füße fuhr, daß sie vom Straschak ganz abließen, plötzlich emporschnellten und sich mit wilden Sprüngen in der Stube herumtummelten, was gar sonderbarlich zu ihrem gesetzten Äußern und den hohlen Gesichtern passen wollte.

Schwandas Dudelsack quiekte zum Schlusse nur noch sehr eintönig, und die Tänzer gefielen sich zuletzt nur noch in Purzelbäumen. Da trat einer von ihnen zum Tische, und indem er des Dudelsackpfeifers Mütze nahm, schüttete er alles Gold, was da war, in sie hinein und sprach, Schwanda das Gold reichend: „Das ist dein, weil du uns so köstlich erheitert!" Schwanda traute seinen Augen kaum; geblendet von dem Anblick eines so großen Reichtums, wußt' er vor Freuden nicht, was anfangen; er vergaß in seiner Verwirrung, wie er sich zu bedanken habe, und rief treuherzig: „Vergelt' euch's Gott tausendmal!" Noch hatte er nicht ausgeredet, so deckte ein Nebel seine Augen und alles, Stube — Karten und Spieler — war verschwunden. —

Am folgenden Morgen fuhr ein Bauer aufs Feld, und als er zu dem Scheidewege kam, wo der erwähnte Galgen stand, hörte er von fern her Töne. Er horcht, und je näher er kommt, um so gewisser wird es, daß es Dudelsacktöne sind; er horcht weiter, zweifelt wieder, bis er endlich das Stück erkennt. Und nun ruft er: „Ei, das kann nur Schwanda sein!" Wie er nun zum Galgen selbst kommt, vernimmt er, daß die Töne von der Höhe herunter schallen; er blickt empor, und sieh! auf einem Eck des Galgens hockt Schwanda und spielt eifrig auf dem Dudelsack, während der Wind die Leichen der Gerichteten hin und her bewegt.

„Ei, zum Kuckuck, Schwanda", ruft der Bauer, „was macht Ihr da oben?"

Schwanda fährt zusammen, läßt den Dudelsack fallen, reibt sich die Augen, und, indem er um sich schaut, gewahrt er mit Entsetzen, wo er sich befindet. Nicht ohne Mühe hilft ihm der Bauer herab, und Schwanda, der indeß nüchtern geworden, erzählt nun, was ihm begegnet. Ihm fallen natürlich auch die Dukaten ein, er durchsucht die Mütze, kehrt die Taschen um, findet aber keinen Heller.

Der Bauer bekreuzt sich und spricht: „Euch hat der liebe Gott gestraft und böse Geister über Euch gesandt, weil Ihr so gierig nach den Karten war't!"

„Ihr habt recht, Nachbar!" erwidert Schwanda, an allen Gliedern zitternd; „von nun an entsag' ich für immer dem Kartenspiel." —

Er hielt Wort, und zum Danke, daß er ohne Schaden so großer Gefahr entronnen, hing er den Dudelsack, auf dem er den Teufeln zum Tanze aufgespielt, in seinem Geburtsort in der Kirche zum ewigen Angedenken bis auf unsre Zeit auf. Alljährlich aber an dem Tage, wo Schwanda die Galgenvögel erlustigt, soll der Dudelsack angefangen haben von selbst zu brummen.

Nach J. B. Maly von Franz Otto.



Von echten Weinschnalzern.

Welchen Stiefel die Herren von Waldeck vertragen konnten, wie weit her der Herr Abt von Hardehausen war und was es für eine Bewandtnis mit dem „Pistolenwein" hatte.

Die Herren von Waldeck waren zu allen Zeiten große Liebhaber des edelsten Getränkes und gaben ihr Weinverständnis nach der Weise echter Zecher schon durch die Art zu erkennen, wie sie beim Trinken mit der Zunge schnalzten oder am Gaumen anstießen. Eines Abends saßen die Wild- und Rheingrafen in einer Laube unfern des vaterländischen Stromes, und um sie herum eine Schar Ritter von den benachbarten Burgen. Die edlen Herren hatten samt und sonders durstige Kehlen und ließen daher die Humpen eifrig kreisen. Jetzt hob der Rheingraf mit einem Male einen mächtigen Reiterstiefel vom Boden auf den Tisch, goß diesen voll schmackhaften Weines und rief dabei mit der Zunge lebhaft schnalzend: „Traun, ihr Herren! — wer von euch unternimmt es, diesen Humpen auf einen Zug zu leeren? Fürwahr! — dem wackeren Zecher soll Hüffelsheim zu eigen werden mit Weide und Flur und allem Zubehör!"

Diesmal schnalzte keiner der Herren laut und siegesgewiß auf! Denn es mochte keiner so vermessen sein, zu glauben, daß ihm ein solcher Schluck etwa zu geringfügig vorkäme. Ein alter Zecher jedoch, der Ritter Boos von Waldeck, rührte sich zuletzt; er sah grinsend die Zechgenossen der Tafelrunde, alle der Reihe nach an, schnalzte mehrmals recht übermütig und behaglich, und als keiner Miene machte nach dem Stiefel zu greifen, um ihn zu leeren, da faßte er ihn dreist mit der Faust, führte das neumodische Gefäß zum Munde und ließ den Stoff sachte zur Gurgel hinunterrinnen. Nachdem er den neu aufgebrachten Humpen leer getrunken — bis auf die Nagelprobe — schnalzte er etliche Male, daß es weithin knallte, wie wenn er recht wohl noch mehr vertragen könne. Hierauf sagte er kühl und gelassen: „Lieber Rheingraf, dein Hüffelsheim behagt mir gut; wie wär' es nun noch mit Waldböckelheim? Der Mensch kann doch nicht nur in einem Stiefel gehen!" —

Der edle Rheingraf zeigte jedoch kein Verlangen, noch einen andern schönen Ort an eine so leistungsfähige Rittergurgel zu verlieren, und — schwieg fein säuberlich stille. — Seitdem ist das Sprichwort aufgekommen: „Der verträgt einen guten Stiefel."

Auch noch in späteren Zeiten haben sich die Herren von Waldeck ehrenvoll hervorgethan und von sich reden gemacht, nicht nur weil sie tapfer ihre Schwerter schwangen, sondern auch insofern sie nachmals ihre Gurgel keineswegs so leicht trocken werden ließen, vielmehr als Feinschmecker und echte Weinschnalzer ihren alten wohlerworbenen Ruf wahrten. Und das ist auch noch zu Großvaters Zeiten nicht anders worden, wie aus nachfolgendem hervorgeht.

Am südlichen Fuße des Teutoburger Waldes liegt das alte Kloster Hardehausen. Schon in grauer Vorzeit und noch bis in das vergangene Jahrhundert hinein, übten die Herren von Waldeck das Recht, in den Revieren des Klosters nach Gefallen der Jagd obzuliegen und bei solchen Gelegenheiten im Kloster Hardehausen einen Ehrenabspiß oder eine Mahlzeit zu beanspruchen, ein Recht, von dem die Waldecker auch redlich Gebrauch machten.

Die Mönche des Klosters sahen deswegen nicht scheel drein. Sie ließen es sich vielmehr angelegen sein, ihre fürstlichen Nachbarn durch einen wohlhergerichteten Imbiß bestens zufrieden zu stellen und brachten an solchen Festtagen auf die Tafel, was überhaupt an Leckerbissen aufzutreiben war. Doch erfuhren gleiche Gastlichkeit auch andre vornehme Herren, welche das Kloster aufsuchten. Hinsichtlich der kredenzten Weinsorten herrschte dort allerdings die herkömmliche Sitte, daß sich die Güte des Trunkes nach dem Range der vornehmen Gäste, die sich eingestellt hatten, richtete. Speiste beispielsweise der Landgraf von Hessen bei den Mönchen, so ward demselben ein feinerer Stoff vorgesetzt als dem Fürsten von Waldeck.

Als wieder einmal einer der Herren von Waldeck vorgesprochen hatte, wartete man demselben unter anderm auch mit vorzüglichen Forellen auf, die ihm trefflich mundeten und wobei er schnalzend manchen Tropfen die Kehle hinabkollern ließ. Der Waldecker, ein echter Feinschmecker, zog nun, wie es dergleichen Herren zu thun pflegen, den Fischen die Haut ab, und legte solche als das Delikateste zunächst auf den Tellerrand, um sich deren Genuß bis zum Schlusse aufzusparen. Ihm zur Seite saß der rundliche Vorstand des Klosters, welcher fast noch besser wußte, was gut schmeckte als sein weltlicher Nachbar. Der feiste Abt verfolgte das Thun des Herrn von Waldeck mit lüsternem Augenzwinken, auf einen günstigen Augenblick lauernd, in welchem er sich unversehens des aufgesparten „Magenschlusses" bemächtigen könnte. Allein er war hinter dem Verspeisen der eignen Portionen so emsig her, daß er fast zu spät bemerkte, wie eben der Gast nach den Häuten greifen wollte. Um solchem Vorhaben Einhalt zu thun, warf der Abt in nichtssagender Weise die Worte hin: „Ew. Durchlaucht edden dat wohl nit gern?" indem er zugleich kühnlich selber nach den Häuten griff, die er möglichst rasch seinem Munde zuführte.

Der Waldecker war ob dieser naiven Dreistigkeit nicht wenig überrascht; allein ändern ließ sich an der Sache nichts mehr; der Leckerbissen war rascher verschluckt, als sich der Herr Nachbar von seinem Erstaunen zu erholen vermochte. Daher machte derselbe schließlich zum bösen Spiele gute Miene, und indem er seinen Verdruß mit einem guten Schluck Wein hinunterspülte, schnalzte er, wie zufrieden mit dem Stoffe, und sprach: „Euer Wein ist fürtrefflich, Hochwürdiger! In meinem Schloßkeller zu Rhodra hab' ich einen solchen kaum aufzuweisen!

Fürwahr bei euch frommen Leuten ist man gut aufgehoben; man befindet sich wie in Abrahams Schoß — so wohl!" —

„Na ob!" erwiderte der geistliche Nachbar schmunzelnd, „adder immer je danach de Mann is. Wir han doch no een veel bederen Win. Den kann de Durchlaucht a mol koste, wenn de Landgrave von Hesse bei uns einkehre thut!"

Ob dieser Offenherzigkeit eher betroffen, wie ungehalten, fragte der Waldecker in spöttischem Tone: „Wo seid Ihr eigentlich her, ehrwürdiger Vater?" — „Ike?" antwortete zufrieden lächelnd das Klosteroberhaupt, „ik si nit wit her — (ich bin nicht weit her) do — ollernächst von Ossendorp." (Ochsendorf).

„Na — das konnt' man sich schon denken, daß Ihr nicht weit her seid!" erwiderte der Fürst mit bedeutsamen Lächeln; „nur Euer Geburtsort war etwas schwer zu erraten!" — Und beim Wegreiten sprach der Waldecker zu seinen Jagdgenossen: „Bei dem Hochwürdigen scheint nach dem, was wir erlebten, das alte Sprichwort angewendet: Wen der mal hat gut aufgenommen, der mag sobald nicht wiederkommen!"

Das fürstliche Gefolge sorgte schon dafür, daß die bei Tische und beim Abschiede geführten wohlgemeinten Reden sowie die Gepflogenheiten des hochwürdigen Nachbars nicht in Vergessenheit gerieten. Und so sind Rede und Antwort weiter bis auf den heutigen Tag im Gedächtnis der Leute geblieben. — —

Wenn ein vornehmer Herr damals so klärlich bewiesen hatte, daß er mit g'spaßigen Leuten wohl umzugehen wußte, so hat lang vorher schon ein viel Mächtigerer in nicht minder gemütlicher Weise die allzuderbe Offenherzigkeit eines wohlweisen Ortsschulzen hinzunehmen verstanden.

Es gibt gar manche Ortschaften im Deutschen Reiche, denen man nachsagt, der in ihrer Nähe erbaute Wein sei so sauer, daß er die Löcher in den Strümpfen der Trinkenden zusammenziehe. Zu diesen Ortschaften gehört aber das elsässische Dorf Ober-Ehnheim nicht. Wer nach dem Weine, den er im ersten besten Wirtshaus dort zu trinken bekommt, sich ein Urteil über die Güte des zu Ober-Ehnheim erbauten Weines bilden wollte, der könnte sich leicht irren; die beste Sorte hat man ihm kaum vorgesetzt, wie aus folgendem zu ersehen ist.

Einst kam Kaiser Max auf einer Reise auch durch Ober-Ehnheim. Die Ortsinsassen stellten sich in der Mitte des Dorfes auf, um das beliebte Reichsoberhaupt nach Würden zu empfangen, und es war bestimmt worden, daß der Schultheiß mit einer wohlgesetzten Anrede den Kaiser begrüßen und demselben einen Becher selbsterbauten Weines überreichen sollte.

Der Kaiser kam zur verkündeten Stunde an, lauschte wohlgefällig der Rede des Ortsgewaltigen; dann schlürfte er, schnalzend wie ein echter Weinkenner, mit Behagen den ihm dargereichten Trunk. Der Wein war nicht schlecht, doch erinnerte sich der Kaiser, im Elsaß schon besseren getrunken zu haben. Darum sprach er: „Traun, Meister Schultheiß, euer Wein ist trinkbar und er labt den Dürstenden; doch mein' ich, ihr hättet wohl noch besseren."

„Gewiß", fuhr der Schulze etwas vorschnell heraus, und sich stolz in die Brust werfend und noch lebhafter wie der Kaiser schnalzend, sagte er:

„Es wäre schlimm, wenn unsre Gemarkung nicht noch eine bessere Sorte erzeugte, jedoch den besten trinken wir Ober-Ehnheimer selber."

Weit entfernt, des Schulzen Antwort übel zu nehmen, sagte der Kaiser freundlich scherzend: „Fürwahr, Meister Schultheiß, so ehrliche Leute, wie Ihr seid, habe ich noch selten gefunden!“ Dann zog er zwei stattliche Pistolen aus den Halftern, reichte sie dem Schulzen dar und fügte hinzu: „Nehmt das für Eure Ehrlichkeit und wenn Ihr mal einen trefft, der noch derber und gröber ist als Ihr, so könnt Ihr ihn auf meine Verantwortung damit erschießen.“

Lange noch erheitert ob der treuherzigen Ehrlichkeit des Schulzen ritt der Kaiser seines Weges. Der Schultheiß hatte fürs erste keinen Grund weiter zum Schnalzen; verblüfft schaute er dem leutseligen Herrn nach. Schließlich aber beruhigte er sich, weil von Kaiser Max nichts Übles zu befürchten stand.

Von den kaiserlichen Pistolen hat der Schulze nie den Gebrauch machen können, welchen ihm der Kaiser anempfohlen. In Ober-Ehnheim aber nannte man von jener Zeit an bis auf heute die beste Weinsorte „Pistolenwein“.

Nach Bechstein und Richter erzählt von Franz Otto.

Wie leicht man in die Tunke geraten kann.

Ein Schwank.

Einen Wanderburschen in Polen überraschte die Nacht im Walde. Es gab dort reißende Tiere genug und war daher nicht recht geheuer bei Tage, viel weniger bei Nacht. Deswegen ersah sich der Bursche einen Baum ohne Wipfel; dort kroch er hinauf und gedachte hier der Sicherheit wegen zu übernachten. Der Baum war indessen hohl, und als der Bursche hinaufgekrochen, steckte er die Füße in die Höhlung und blieb auf dem Rande sitzen. So saß er, bis er einzuschlafen begann; da wankte er hin und her und fiel schließlich in das Loch. Jetzt verging ihm der Schlaf; er wollte sich wieder hinaufhelfen, aber je mehr er sich Mühe gab, desto mehr versank er in eine steife Tunke — nämlich in leckeren Honig. Ihn überrieselte Todesgrauen, denn mit jedem Augenblicke sank er tiefer. Da hörte er urplötzlich, wie etwas außen an dem Baum emporkletterte. Beim Mondschein gewahrte er, daß ein Bär gekommen war, Honig zu naschen. Meister Petz stieg in das Loch, und bald reichte sein Hinterteil zu dem Burschen hinab. Da wußte sich der Bursche nicht anders zu helfen: er faßte den Bären unsanft an der Schattenseite, und Meister Braun, verblüfft darüber, machte, daß er aus dem Baum herauskam, und zog so den Burschen glücklich mit in die Höhe. Wie der Bär sich auf der Erde befand, sah er sich noch einmal nach dem verflixten Baum um, dann rannte er wie besessen davon. Der Gerettete aber, als er wieder leichter atmete, sprach zu sich: „Jetzt weiß ich und will mir's merken, wie man in die Tunke geraten kann, wenn man die Augen zu- statt aufmacht, und wie gallenbitter der Tod ist, wenn er auch noch so honigsüß wäre, und wie das Sprichwort falsch ist, welches sagt, es lasse sich das Glück bloß vorn beim Schopfe fassen!“

J. Kulda.



Melusine in ihrem Heiligtume.

Die Geschichte von der schönen Melusine.

Volkssage aus der Provence.

Wo das Wasser des Nixenbornes aus dem tiefen Erdinnern emporquoll zum Lichte des Tages, wo es sich sammelte im breiten felsigen Becken, da lag träumend in der grünen, feuchten Dämmerung die schöne Nixe Melusine. Um sie klangen die fallenden Tropfen, um sie rauschte murmelnd das quellende Wasser endlos und wandellos, an ihr vorüber ging die Zeit, unendlich und unwandelbar, ohne Schmerz und ohne Lust, ewig im gleichtönenden Schritte. Kühle und Schatten herrschten in der Grotte, aber der Sonnenstrahl, der durch die Büsche und Felsen des Eingangs sich hereinschlich, er redete vom Lichte, vom Jubel und vom Leben, das den Wald füllte, er schwamm auf dem Wasser blitzend und lockend zu der schönen Nixe hin, er spielte um ihre marmorne Stirn, daß sie

erwachte und sehnsüchtig hinausspähte aus ihrer Dämmerung in das Licht der Sonne, das seinen Boten ihr gesendet. — Mahnend klangen die Laute der fallenden Tropfen, und aus den tiefen Spalten und Quellen tauchten die Nixen auf, staunend, was die Schwester errege. Denn das Wasser des Beckens war aufgewallt, und sie hatte bis in ihre Träume sein Wogen gespürt, da der Strahl der Sonne sie, die schöne Melusine, weckte und lockte, daß sie den Born verließ und draußen auf dem Steine vor der Quelle niedersaß, um den Sonnenschein zu genießen und die Stimmen der Vögel zu hören in Busch und Flur.

Um diese Zeit begab es sich, daß der Graf von Provence im Walde jagte. Er war ausgezogen mit all seinen Rittern und Knechten auf eine dreitägige Jagd. Da hallte der Wald wider vom lauten Halali der Hörner, vom Rufen und Rasseln der Treiber und vom Gebelle der Meute. Groß war die Beute und männiglich darob erfreut; nur der Graf von Provence selber war nicht guten Mutes, und wie laut auch die andern lachten und sich gegenseitig ihr Glück priesen, er ritt schweigend und verstimmt inmitten der lustigen Schar.

Das mochte billig jeden wunder nehmen, denn dem Grafen fehlte es an nichts, was das Leben erfreuen kann. Erstlich war er ein reicher, mächtiger Herr, der über viel Land und Leute gebot, dann war er frischen, gesunden Leibes und nannte ein schönes, frommes Gemahl und gute Söhne sein eigen, dann auch war er erfahren und kundig in allerlei verborgenen Dingen — er konnte in den Sternen lesen und wußte den Flug der Vögel zu deuten, so daß ihm die zukünftigen Dinge offenbar waren.

Dieser Graf von Provence nun hatte einen jungen Vetter bei sich aufgenommen, der Waise geworden war in zarter Kindheit; derselbe hieß Raimund von Lusignan und war ein feiner Geselle, auf dem die Augen der Jungfrauen mit Wohlgefallen ruhten — er war auch in allen ritterlichen Künsten wohlerfahren und hatte dazu ein frommes Gemüt und einen hohen Sinn, wie es sich für einen rechten Ritter schickt. Der Graf von Provence war seinem jungen Vetter gar sehr zugethan und hielt ihn an seinem Hofe wie seinen eignen Sohn.

Als nun dieser Raimund von Lusignan den Grafen so betrübt sah, ritt er an ihn heran und sprach: „Es wolle Euch gefallen, mein edler Vetter, mir Euerer Bekümmernis Grund zu sagen, daß ich, so es in meiner Macht stünde, Euch davon helfen könnte.“

Da antwortete der Graf von Provence: „Ach lieber Vetter, was vermagst du gegen den Willen des Schicksals? — Siehe, meiner Bekümmernis Grund ist der, daß ich in letzter Nacht in den Sternen gelesen und gesehen habe, daß einer in dieser Stunde seinen Herrn töten und dann selber ein gewaltiger Herr werden wird, mächtiger als je einer seines Geschlechtes.“

Da sprach Raimund: „Mein edler Vetter und Ohm, das lasset Euch nicht sorgen; wer weiß, ob es nicht ein Trug ist.“

Aber der Graf von Provence entgegnete ihm: „Die Konstellation trügt mich nicht, und das sage ich dir, lieber Vetter, sollte es mich bedeuten, so nimm du dich der Meinen an. Ich habe für sie gesorgt bei Lebzeiten und, so weit ich es vermocht, auch nach meinem Tode, auch für dich, denn du bist mir lieb und wert.“

Über diese Rede traten dem jungen Raimund die Thränen in die Augen und er sprach: „Edler Herr, verbannet Eure Gedanken und richtet Euren Sinn darauf, wie ihr geliebt seid; wer sollte euch Übles wollen?“

Der Graf von Provence sagte: „Wer kann wider den Willen des Schicksals? Das Unabänderliche wird über uns kommen, wie wir uns auch dagegen stemmen, und die Sterne reden wahr.“ — Wie sie so miteinander redeten, waren sie in eine einsame Gegend gekommen, und da der Graf müde war, stieg er ab vom Pferde und setzte sich in das Moos, Raimund that desgleichen. Als sie nun so dasaßen in guter Ruhe und Eintracht, kam ein gewaltiger Eber aus dem Busche hervorgebrochen und fiel wütend den Grafen an, so daß dieser nimmer Zeit fand, seine Waffe zu ziehen, noch aufstehen konnte, denn das wilde Tier rannte ihn hart nieder. Raimund griff rasch nach seinem Speere, aber in der Eile, da er dem bedrängten Grafen rasch zu helfen strebte, stieß er an einen Ast und der Speer fehlte um die Breite einer Hand, er streifte dem Eber nur den Rüssel blutig und drang dem an der Erde liegenden Grafen tief in den Leib, so daß dieser alsobald seinen letzten Seufzer ausstieß.

Da das Raimund sah, jammerte er unbändig und warf sich in seinem tiefen Leid über den Leib des Grafen; er fluchte sich selber, daß er dazu ersehen war, seinen Wohlthäter zum Tode zu verletzen, aber all sein Klagen weckte nimmer den Toten, und er erkannte, daß die Sterne wahr geredet hatten.

In seinem tiefen Schmerze lief er hinein in den Wald, unwissend wohin, und klagte nur immer vor sich hin: „O edler Graf, mein Herr und Ohm, weshalbe liege ich nicht statt Eurer erschlagen auf dem Boden? Warum färbt nicht mein Blut Moos und Kraut? Was nützet mir fürder das Leben, da Blutschuld auf mir liegt, und doch bin ich unschuldig daran wie ein neugeboren Kind!“

Als er so klagte und nichts um sich her achtete, schlug auf einmal das Rauschen einer Quelle an sein Ohr, da fühlte er erst, wie durstig er war, und ging dem sanften Rauschen nach. So kam er heraus aus dem Walde auf einen lieblichen Plan. Der sah aus, als stünd' er noch so seit dem ersten Schöpfungstage: ringsum uralte Bäume und um die Quelle die wundersamsten Blumen blühend; dazu sangen die Vögel, wie er es nimmer noch gehört — es ward ihm ganz friedlich und heilig zu Mute, als ob er in ein hohes Münster einträte. Aber wie er sich umsah, erblickte er das Allerwundersamste, das war die schöne Nixe, die auf dem Steine saß, gekleidet in ein wasserblaues Gewand und das offne Haar mit Perlenschnüren durchflochten.

Raimund vermeinte, ihm gaukle Licht und Sonne ein Blendwerk vor, aber die schöne Nixe rief ihn an mit einer Stimme, die klang so kristallen, wie der Laut der fallenden Tropfen ins ruhige Wasser. „Tritt näher heran, Raimund von Lusignan; ich wußte wohl, daß du kommen würdest!“

Da sprach dieser: „Edle Dame, ich beschwöre Euch bei dem Sohne Mariens, daß Ihr mir saget, woher Euch diese Wissenschaft stammet? Wußte ich doch selber nicht, wohin ich mich wendete.“

Und er beschwor sie im Namen des Heilands, daß, wenn das, was er gesehen, ein Blendwerk gewesen, es in Nebel zerrinnen möge; aber die Schöne blieb ruhig sitzen und lächelte ihn holdselig an.

Da ging es dem edlen Raimund wie ein Beben und Entzücken durch die Seele und er sprach: „Schöne Dame, mir ist Hartes widerfahren in diesen letzten Stunden, aber da ich Euch ansehe, schwindet mir aller Gram und alles Weh, und ich verlange nur eins, daß ich Eurer holden Gegenwart möchte teilhaftig sein lebenslang: sagt mir Euren Namen, edle Dame, daß ich ihn im Herzen tragen mag und in meinem Gebete nennen."

Da sprach die Nixe: „Ich heiße Melusine, und so weit dies Wasser unvermischt mit anderm fließt, so weit geht meine Herrschaft und mein Reich."

Raimund sprach: „O daß ich bei Euch bleiben dürfte, meine Gebieterin, denn Ihr habt meine Seele und mein Herz gefangen."

Die Nixe lächelte und sah ihn liebreich an, denn der Sonnenstrahl, der sie aus ihrer Grotte gelockt, war in ihr Herz gedrungen und hatte es erwärmt mit dem Leben des Tages.

„Raimund", sprach sie, „Raimund, wenn du mir schwörest, mir in allen Stücken treu zu sein und nie durch Mißtrauen mich zu kränken, so will ich wohl deine Gattin werden und du sollst herrschen in meinem Reiche."

Raimund sprach: „Wer sollte an deiner Seite leben und dir nicht Treue halten? Wer könnte dich sehen und dir mißtrauen? Ich schwöre dir, Melusine, bei allen Heilswahrheiten der Kirche, bei meiner Liebe und bei dem Tage, da ich dich gesehen, ich will dir Treue und Vertrauen halten."

Da sprach die Nixe: „So gehe an den Hof des Grafen von Provence, tröste seine Witwe, deine Muhme, und laß dich belehnen mit dem wilden Forste, durch den mein Wasser fließt. Niemand denkt, daß du deinen Herrn getötet; alle meinen, das habe der Zahn des Ebers gethan. Tröste auch du dich dessen, denn du warst nur das blinde Werkzeug in der Hand des alles Leitenden und sollst dafür nicht büßen, was du wider Willen verübt."

Als Raimund die Schöne so verständig reden hörte, faßte er großes Zutrauen zu ihrer Wissenschaft und freute sich höchlich, daß Gott ihn zu dieser Stunde hierhergeführt. Er umarmte die schöne Melusine, indem er sich ihr als Gemahl anverlobte.

Und sie geleitete ihn und sein Roß in der hereinbrechenden Dämmerung durch die vielverschlungenden Pfade des Forstes, so daß er nicht mehr irren konnte. Dann nahm sie Abschied von dem Geliebten; er aber versprach am folgenden Tage mit all seiner Freundschaft an den Rand des Forstes zu kommen, um sie heimzuholen.

Aber als Raimund gegangen und der Mond aufgestiegen war über dem Borne, da tauchten der Melusine Schwestern auf aus dem dämmerigen Wasser; sie schüttelten ihre lockigen Häupter, hoben die weißen Arme empor, warnten und wehklagten: „Schwester, verlaß uns nicht, dir zum Leide geschieht es nur! Was willst du scheiden von Kühle und Ruh'? Draußen ist Weh, und die Sonne brennt. Melusine, Melusine, bleib' da!"

Aber diese hielt im Herzen den Sonnenstrahl, und der trieb sie in das Leben, in das Licht, in die Wärme hinein.

So tauchten die Schwestern wieder hinab in das Wasser, und die fallenden Tropfen der Grotte schienen im Mondlichte blinkenden Thränen gleich.



Die schöne Melusine geleitet Raimund durch Dornen und Dickicht.

Am andern Tage ritt Raimund mit vielen ihm verwandten Rittern und Damen wieder zum Forste. Die Gräfin von Provence hatte ihm ein stattliches Gefolge an Dienern mitgegeben und ihm aufgetragen, seine Braut als ihre liebe Muhme zu grüßen; auch hatte sie ihn willig mit dem wilden Forste belehnt, ihm jedoch gesagt, daß der Graf bessere Absichten mit ihm gehabt, aber Raimund begehrte nichts weiter.

Wie er nun mit den Herren und Damen des Weges dahinritt, beschlich ihn die Sorge, sein Gefolge könne sich in Hohn und Spott ergießen, wenn ihn etwa Melusine ganz allein in der Wildnis erwarten würde. Er war daher hoch erfreut, als er am Rande des Waldes ein Lustlager aufgeschlagen sah, so prächtig, wie kein König von Frankreich es besser haben mochte. Da standen ringsherum lustige Zelte zu allerlei Gebrauch, inmitten derselben aber befand sich ein großes Gezelt von gewirkten Stoffen und verziert mit allerhand köstlichem Gebräme und Fransenwerk; es waren etliche Ritter, die meinten: „Über solch ein Gezelt verfügt nur der Sultan der Ungläubigen."

In dem Zelte war eine Tafel aufgerichtet mit dem Besten, was an Speisen und Getränken aufgetrieben werden konnte, und eine ganze Schar prächtig gekleideter Diener stand bereit, die Gäste zu bedienen. — Die schöne Melusine aber trat aus dem Zelte und ging den Kommenden entgegen. Da erstaunte jedes über ihre Schönheit und ihr adliges Wesen, wie nicht minder über die Pracht ihrer Kleidung; denn sie trug einen langen Rock mit eingewirkten goldenen Blumen und ein Kleid darüber von meerfarbener Seide, mit Perlen und Diamanten bestickt; auf ihrem Scheitel prangte eine Krone von Perlen, und in ihrem Gürtel leuchtete ein Juwel, das mochte den Wert einer Grafschaft haben.

„Seid willkommen, schöne Dame, liebe Muhmen; seid gegrüßt, edle Herren, werte Vettern!" sprach Melusine, und zu Raimund: „Mein lieber Herr, nehmt fürlieb mit dem Empfang im Walde; mein Schloß ist noch nicht so wohl bereitet, daß ich so hohe Gesellschaft nach Gebühr aufnehmen könnte."

Da sprach Raimund: „O schönste Frau, wie habt Ihr alles wohl bedacht, besser mag es kein König begehren", und die Herren und Damen stimmten dem Lobe bei und priesen laut die Schönheit und Würdigkeit der Melusine und das Glück Raimunds. Darauf ließ Raimund den Priester mit den Chorknaben vor sich bitten, und er ward vor den edlen Zeugen nach christlicher Weise mit der Melusine zusammengegeben zur Ehe. Darauf ward getafelt und gezecht und mit einem Ringelrennen sich erlustigt; dazu gab die Melusine gar köstliche Preise, also daß jedermann höchlich zufrieden war.

So ward eine Woche lang das Fest der Hochzeit gefeiert, und da es in der lieblichen Sommerszeit war, so gefiel es allen gar wohl in dem Lager und in dem Walde. Am zehnten Tage jedoch ward der Valettrunk gereicht und die Gäste brachen auf, nachdem sie sich vielmals ob der guten Bewirtung mit höflichen Reden bedankt, worauf Melusine gar anmutig antwortete.

Als nun alle fort waren, da rüstete auch Melusine zum Aufbruch. Sie ließ prächtig geschirrte Pferde vorführen und sprach zu ihrem Eheherrn:

„Gefällt es dir, herzlieber Gemahl, so wollen wir nach meiner Burg reiten, darin du fortan der Herr und Gebieter sein sollst."

Das war nun Raimund gar wohl zufrieden und sie ritten in den Forst hinein. Wie erstaunte aber der Graf, da er gangbare Wege in den Wald gehauen sah, wo vorher nur eitel Gestrüpp und Wildnis gewesen! Gegen Abend erreichten sie ein prachtvolles Schloß; das war gebaut mit großer Kunst zur Lust wie zum Trutze. Ringsum zog sich ein breiter Graben und ein Wall, der den Feinden wohl wehren konnte; an den vier Ecken fanden sich stattliche Türme; die äußere und innere Einrichtung war so prächtig, daß man meinte, es sei ein Königspalast. Die Dächer gleißten und schimmerten von geschmiedeten Kupferplatten, die Erker und Balkone waren zierlich ausgehauen und über dem Portale fand sich in Marmelstein gehauen das Wappen des Grafen. Um die Burg herum lief ein Lustgarten; darin fand sich allerlei zahmes Wild, Fischteiche und Laubengänge, kurz alles, was den Sinn nur erfreuen mag.

Der Graf hob gar wohlgemut sein Gemahl vom Rosse; da kam ihm aus der Burg eine ganze Schar Diener entgegen, die seine Farben trugen und ihn als ihren Herrn bewillkommneten. Melusine führte nun ihren lieben Eheherrn durch die Burg, durch Gänge, Säle und Kammern, die alle auf das beste bestellt und eingerichtet waren. Raimund hatte Gleiches selbst am Hofe des Grafen von Provence nicht gesehen. Hier fanden sich an den Wänden köstliche Malereien und kunstreiche Schnitzereien — man konnte sich kaum satt sehen an all dieser Pracht. Da nun Raimund darob staunte, wie in diese Wüstenei ein solches Schloß möchte gekommen sein, sprach Melusine: „Das haben meine Bauleute für mich aufgerichtet, während wir draußen Hochzeit hielten."

So zogen sie denn mit Freuden ein, und Graf Raimund nannte das Schloß seiner schönen Frau zu Ehren Lusinia. Am andern Morgen, da sie aufstanden und hinaustraten auf den Söller, denn der Morgen war lieblich, deutete Raimund auf ein seltsames Bauwerk im Garten, das er gestern nicht wahrgenommen hatte; dasselbe war ganz rund und aus glatten Marmelsteinen aufgebaut, aber es hatte nirgends Fenster, nur eine erzene Thür führte hinein. Die Kuppel war von Kristall, aber ringsum drohten vergoldete Speerspitzen, so daß man nicht hineinsehen konnte, selbst wenn einer an dem glatten Marmor hätte in die Höhe klimmen können.

Da fragte Raimund: „Liebe Frau, mit Gunst! was soll der seltsame Bau?"

Melusine antwortete: „Das ist mein Geheimnis und mein Heiligtum, an das du nicht rühren sollst. Gedenke deines Schwures, daß du mich nie durch Mißtrauen kränken wollest. Nur unter einer Bedingung kann ich bei dir bleiben; daran mußt du unverbrüchlich festhalten — jeden Freitag von Sonnenaufgang bis zum Niedergang werde ich mich in diesem Raume verschließen; du aber folge mir nicht, noch forsche mir nach!"

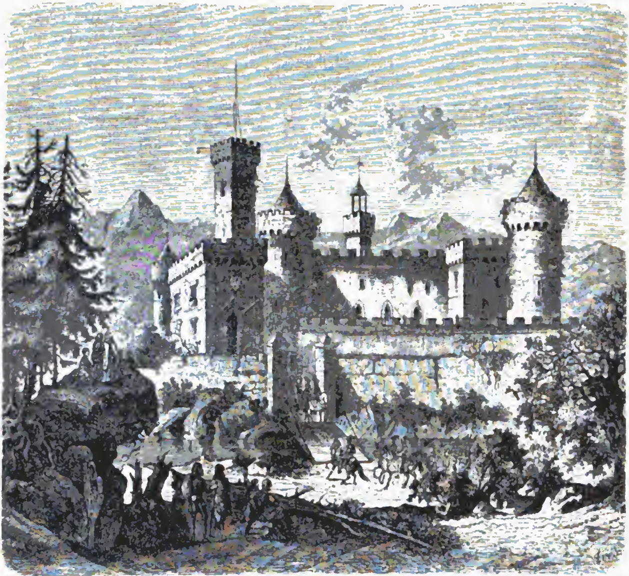
Solches schwur ihr Raimund zu. Darauf ward Melusine gar fröhlich und bewies ihrem Gemahl ihre Liebe in jeder Weise.

Nach einem Jahre schenkte sie ihm einen Sohn, den nannte sie Urtens. Derselbe ist nachgehends zu großer Ehre und Macht gelangt, so daß er gar eines Königs Eidam ward; zum Andenken der Geburt ihres Sohnes baute Melusine einen starken Turm, den nannte sie Mervent.

Über ein Jahr bekam sie abermals einen Sohn, den nannte sie Gedes; da

baute sie zu dessen Ehren das Schloß Portenach. Als ihr Gott den dritten Sohn schenkte, den sie Hyot nannte, da baute sie abermals ein Schloß, la Rochelle, und da ihr der vierte Knabe Antonius geschenkt ward, die herrliche Brücke zu Soniets.

Gott schenkte ihnen sieben Söhne, und mit jedem mehrte sich ihre Macht und ihr Reichtum; sie bauten das Kloster Mallières und die Stadt Favent, und als die jüngsten Söhne, die Zwillinge Dietrich und Raimund, geboren waren, da ließen sie das prächtige Schloß Lusinia so vergrößern, daß seinesgleichen in ganz Frankreich nicht gefunden ward.



Raimunds Bruder zieht in Schloß Lusinia ein.

Durch Kauf und Tausch mehrte sich noch ihr Besitz. Sie erwarben Güter und Herrschaften in der Provence, im Arelat und Delphinat, aber auch durch seine Tapferkeit errang Raimund viel Land, mit dem ihn der König von Frankreich belehnte, weil er ihm zu Hilfe gezogen und siegreich gestritten hatte wider die Mohren und Normannen, die das Frankenland bedrängten.

Das Glück lächelte über Lusinia, und Raimund pries täglich die gute Stunde, die ihn Melusine hatte finden lassen. Er lebte mit ihr in größter Einigkeit und erfreute sich ihrer unverwelklichen Schönheit und ihrer weisen

Reden, denn sie wußte Bescheid in allen Dingen und unterwies ihre Knaben in jeder Wissenschaft, besonders in der Kunde der vergangenen Zeit und dem Lauf der Sterne. Wer nach Lusinia kam, pries Melusine als Muster eines Weibes, und es gab keinen erfreulicheren Anblick, als sie mit ihrem Gemahle inmitten ihrer Kinder sitzen zu sehen. — Aber auf Erden hat nichts Bestand, am wenigsten das Glück; und das sollten Raimund und Melusine erfahren, just da sie meinten, ihr Glück auf festen Untergrund gebaut zu haben.

Es kam eines Tages auf die Burg von Lusinia des Grafen Raimund Bruder. Derselbe war in fremden Landen auf Abenteuer gewesen und hatte wider die Ungläubigen gestritten zu Wasser und zu Land. Er sah sich freundlich aufgenommen, und Melusine nannte ihn von Herzen willkommen als ihren lieben Schwager. Zu seinen Ehren ward ein großes Gastmahl gehalten und ein Jagen in dem Park, auch fuhren sie auf den Fischteichen in vergoldeten Gondeln nach Art der Venezianer, und das Schloß und der Park erklangen vom Schalle der Musik und der Gesänge. So ging es sechs Tage lang. Am siebenten, da es ein Freitag war, fragte Graf Bertram seinen Bruder Raimund: „Wo ist deine Gemahlin, mein Bruder? Ist sie unpaß, daß sie uns nicht sichtbar wird?"

Darauf antwortete Graf Raimund: „Jeden Freitag ist mein Weib unsichtbar für mich und jedermann von Sonnenaufgang bis Niedergang: dann schließt sie sich dorten in ihrem Heiligtum ein."

„Und was treibt sie darinnen?" forschte Graf Bertram.

„Des bin ich unwissend, mein Bruder; ich habe ihr am ersten Tage unsrer Ehe gelobt, nie danach zu forschen."

Da schüttelte Graf Bertram das Haupt und sprach: „Mein Bruder, das ist wider deine Ehre. Wie mag ein Weib sich zweiundfünfzig Tage im Jahre vor ihrem Manne geheim halten? Und weißt du denn auch, ob sie nichts Unziemliches darin verbirgt — und — Gott behüte uns! einer fremden, heidnischen Weise dient? Da ich hierher reiste, kam mir ein Gerede der Leute zu Ohren, als sei deine Frau ein lebendiges Gespenst und triebe Blendwerk mit dir."

Als Raimund das hörte, griff er nach seinem Schwerte und sprach zornig: „Wer meines Weibes Ehre anzuzweifeln wagt, dem will ich eine böse Stunde bereiten!" — Der Bruder aber erwiderte: „Erzürne dich nicht, halte zu deinem Rechte und siehe, was dein Weib dort treibt." Raimund entgegnete: „Ich kann es nicht, es ist mein treues, liebes Weib, das mir nie Anlaß zu Mißtrauen gegeben, und ich habe als Ritter ihr Vertrauen zugeschworen."

Bertram aber ließ nicht nach, ihm Verdacht einzureden, so daß er am Ende seines Schwures vergaß und nach Melusinens Heiligtum hineilte. Die erzene Thür war verschlossen, aber er stemmte sich mit aller Wucht seines starken Leibes dagegen; da gab sie nach und that sich auf. Aber er sah vor sich eine zweite Thür; die war gefertigt aus den stärksten eichenen Bohlen und mit Bändern und Riegeln von Stahl beschlagen, die konnt' er nicht öffnen. Da er aber gewillt war, zu sehen, was sein Weib thue, so bohrte er mit seinem scharfen Schwerte ein Loch darein und legte das Auge daran, daß er in das Innere sehen konnte. Da that vor seinem Blicke eine Runde sich auf, erfüllt mit grünlichem Lichte und wogendem Wasser, das hin und wieder wallte; im Wasser aber

saß Melusine nackt bis zum Gürtel und so schön von Angesicht, wie er sie kaum je gesehen zu haben meinte; aber nur bis zum Gürtel war sie Weib, von da an war sie Fisch oder Schlange; schuppig, silbern und blau wie Lasur ringelte sich der Fischschwanz und peitschte, wie sie sich wandte, das lichte Wasser zu Schaum. Da erfaßte Raimund Entsetzen und er wandte sich eilends zur Flucht.

Als er wieder in sein Gemach trat, war er bleich und erschöpft, denn es dünkte ihm kein Kleines, an ein Weib mit einem Fischschwanze gebunden zu sein. Wie nun die ersten Sterne blinkten, öffnete sich sein Gemach und Melusine trat zu ihm, eine Kerze tragend, schön und lieblich wie ein Sommertag, so bot sie ihm den Abendgruß. Doch sein Herz war erfüllt von Zorn und Grimm und ihr milder Blick, ihre holde Rede sänftigten ihn nicht, als sie ihm die Hand auf den Arm legte und ihn fragte: „Raimund, lieber Gatte, was kümmert dich?“ Da stieß er die weiße Hand von sich und rief: „Hebe dich von mir, du greulicher Wurm, der meinen Sinn so lange schon verwirrt hat!“

Kaum hatte er solches gesprochen, da erschrak er selbst vor seiner Rede; aber Melusine blickte ihn an mit unsäglicher Traurigkeit. „Raimund, was thatest du?“ sprach sie, „wehe unser Glück ist nun verloren auf immer! Nun darf ich nimmer bei dir, nicht länger bei meinen Kindern bleiben; noch in dieser Stunde muß ich scheiden und nie mehr siehst du mich wieder!“

Da rief Raimund: „Geliebteste, nur unbedachtsamer Zorn redete aus mir, vergib und vergiß! Bleib' bei mir, und erbarmst du dich nicht meinetwillen, so thu' es deiner Kinder wegen, der Säuglinge, die noch in der Wiege liegen!“

Melusine wandte sich in unendlichem Schmerze. „Es steht nicht mehr in meiner Macht, zu bleiben; das Schicksal ist stärker als ich“, sprach sie. „Wüßtest du, wie ich leide, du machtest mir durch dein Klagen das Scheiden nicht noch schwerer. Ja, mich erbarmet meiner Kinder und der Säuglinge, die noch in der Wiege liegen; könnte ich sterben, aus dem Grabe zög' es mich heraus zu ihnen. Aber mir kann das nicht werden, was dem Lebenden Barmherzigkeit ist, der — Tod. Könnt' ich sterben in dieser Stunde, es wäre Balsam!“

Raimund rief: „Melusine, ich lasse dich nicht, ich halte dich in meinen Armen: wer will dich mir entreißen?“

Da rang sie sich los, und er sah, daß der untere Teil ihres Leibes sich wieder in einen Fisch verwandelte, und da er erstarrt zurückwich, schwebte sie empor, hinaus in die Nacht; von draußen klang ihr letzter Abschiedsruf, ihr letzter Klagelaut an sein Ohr. Aber dann schwang sie sich höher, und über der höchsten Zinne breitete sie die Hände aus und rief: „Schütze dich Gott, mein herrliches Lusinia, walte über dir das gute Glück! Schlafet süß, meine Kinder, wachset und gedeihet; Glück und Frieden, Ruhm und Freude sei mit euch! Raimund, mein Geliebter, leb' wohl! Leb' wohl, Leben; leb wohl, Liebe; begrüßt zum letztenmal sei alles, was ich durchlebt, alle Lust und alles Leid! — Als sie so gesungen, entschwand sie in der Nacht, die freuden- und sternenlos auf Lusinia herabsank.

Am andern Morgen war auch Melusinens Heiligtum spurlos versunken; an seiner Stelle blieb nur ein stiller, unergründlich tiefer Quell; auf dem schwamm eine Wasserrose, und oben auf der höchsten Zinne, über die sich Melusine

emporgeschwungen, glänzte ein erzenes, vergoldetes Bild in Gestalt eines Meerweibes, Weib bis zum Gürtel und von da ab ein ringelnder Fisch. Dies Bild nahm der Graf mit in sein Wappen und befahl, daß sein Geschlecht dies Wappenbild fortführen solle, auch daß das Zeichen des Meerweibes an jedem Bau solle aufgerichtet werden, den die schöne Melusine hatte errichten lassen.

Das Leid Raimunds war groß. Mit ihm trauerten die Söhne und alles Gesinde ob des Verlustes der schönen Frau. Sie konnten sie nicht missen und vergessen, auch Melusine vergaß Lusinia nicht. Oft in den Freitagsnächten ward ihr klagender Gesang gehört; hoch oben über den höchsten Zinnen erschien ihre Gestalt, die Orte umschwebend, wo ihre Lieben weilten — von denen sie nun verbannt war und die sie doch nicht meiden konnte.

Ihre Söhne wuchsen kräftig heran; auch die Säuglinge in der Wiege gediehen wunderbar, daß alle Welt im Schlosse darüber staunte. Da bekannte die Wärterin der Kinder, daß allnächtlich Melusine durch das Fenster hereinschwebe, still nach der Wiege sich wende und die Kinder herze und küsse, dann eines nach dem andern an ihren Busen lege und sie tränke, damit sie der Muttermilch nicht entbehrten. Dann lege sie sie sacht wieder in die Betten, blicke sie an voll Liebe und Schmerz und verschwinde nachher.

Als solches Raimund erfuhr, erkannte er wohl, was Melusine gemeint, als sie gesprochen: aus dem Grabe würde es sie wieder nach den Kindern ziehen; er freute sich ihres Kommens, denn er dachte, sie würde vielleicht wiederkehren. So versteckte er sich denn in der Kammer der Kinder, und als in stiller Nacht die Mutter wieder zu den Kindern kam, trat er hervor und breitete die Arme aus.

„Melusine, meine Teure, meine Liebe, kehre wieder!“ rief er. Sie aber blickte ihn an voll namenlosen Wehes, legte die Kinder sacht wieder zurück und war dann verschwunden, verschwunden auf immer. Denn nimmer sahen die Frauen sie mehr in die Kammer schweben und die mutterlosen Lieblinge stillen. Raimund aber verzehrte sich von diesem Tage an in tiefem Gram und bitterer Schwermut; er konnte es sich nicht verzeihen, daß er so an seinem Weibe und an seinem Glücke gefrevelt habe. Ihn erfreute weder sein wachsender Reichtum, noch das Ansehen, daß er im Lande genoß; er dachte stets der einstigen Tage der Liebe und des Glückes, und einsam und freudenlos schien ihm das einst so heitere, glückerfüllte Lusinia. Als nun seine Söhne herangewachsen und fürtreffliche Ritter geworden, bekannte er ihnen die Geschichte seines Fehls und erzählte ihnen von ihrer Mutter; dann übergab er ihnen all sein Gut, all seine Herrschaften und Länder, die sich von Jahr zu Jahr gemehrt hatten, ermahnte sie zu allem Guten und nahm Abschied von ihnen, denn er wollte eine Wallfahrt nach den Stätten thun, da unser Herr gelitten hat.

Er legte sein ritterliches Gewand beiseite, gürtete das Schwert ab und legte den Schild nieder; dafür zog er ein härenes Kleid an, nahm einen Stab zur Hand und heftete das Zeichen des Kreuzes an seine Schulter. So zog er fürbaß, fuhr über das Mittelmeer, wanderte durch die syrische Wüstenei, betete bei St. Katharinen, erstieg den Sinai und kniete an den hochheiligen Stätten, am Grabe und auf Golgatha; bei allen Stationen warf er sich nieder und weinte in bittrem Leide, aber er weinte seinen Harm nicht aus, und der Frieden

zog nicht ein in sein Herz. Da machte er sich wieder auf, ob er Melusine nicht wiederfinden möchte, er schiffte abermals über das Meer, fuhr irre und wanderte, wanderte, bis er ein müder, alter Mann geworden war mit grauem Haar und Bart. Und er gedachte des Wortes, das Melusine in ihrer Abschiedsstunde geredet, daß dem Lebenden der Tod Barmherzigkeit sei.

So kehrte er nach manchen Irrfahrten wieder zur Heimat zurück: er durchschritt ihre Straßen, ein ungekannter Wanderer; er ging an den stolzen Bauten vorbei, welche Melusine errichtet, und die ihr Zeichen und Bildnis trugen, bis er eines Tages, da die Sonne sinken wollte, wieder in den großen Forst kam. Da hörte er das Wasser murmeln, und es zog ihn nach. So kam er wieder auf den weiten Plan im Walde; der war erfüllt vom Rosenlichte des Sonnenunterganges, wie ehemals vor vielen Jahren, und wie ehemals saß auf dem Steine vor ihrer Grotte die schöne Melusine, schön und jung wie immer.

„Melusine!“ rief er; „Melusine, Geliebte, so find' ich dich dennoch wieder am Ziele meiner Wanderschaft!“ — Sie breitete die Arme aus und rief: „Sei willkommen, Raimund, mein Geliebter, ich habe deiner geharrt!“

Da sank er in ihre Umarmung, sie küßte ihn und küßte ihn abermals; da ward Lust und Leid in ihm übermächtig und — er starb.

Nun war seine Wallfahrt vollendet und er war von hinnen genommen, da seines Lebens höchster Wunsch erfüllt worden und er sie, die er so heiß geliebt, so tief betrübt, wiedergesehen hatte. — In ihren Armen hielt Melusine die erstarrte Gestalt des greisen Gatten, über den Wald stieg der Mond empor und aus der tiefen Grotte, aus den geheimnisvollen Quellen tauchten ihre Schwestern, die Nixen, auf: sie klagten um Raimund, sie sangen das wehmütige Lied von seiner und der schönen Melusine Liebe, und die fallenden Tropfen schimmerten im Mondlicht wie Thränen. In der Frühe des andern Tages aber fanden Jäger die starre Leiche ihres lieben Herrn, da ward er auf Lusinia getragen und mit großer Pracht in dem Kloster Mallieres begraben, das Melusine einst gestiftet; alle seine Söhne folgten seinem Sarge.

In der tiefen Grotte aber, in Dämmerung und Stille, lag wieder halb träumend die schöne Nixe, kein Sonnenstrahl lockte sie mehr hinaus in das Licht und in das Leben; seine Freuden hatte sie genossen, sie war durch sein Leid gewandelt, und träumend ließ sie die Bilder an sich vorüberziehen. Ewig, ewig, unveränderlich rauschte um sie das Wasser, und die Zeit ging an ihr vorüber in ewig gleichmäßig tönendem Schritt. Aber es wurde gesagt und geglaubt, daß, so oft einer ihres Geschlechts stürbe, töne ihr Klagelaut um die Zinnen seiner Burg. — Lusinia ist aber längst zerfallen, und vom Geschlechte der Lusignan, das eine Königskrone trug, ist keiner mehr geblieben; auch den Born der Melusine weiß niemand von denen, die heute leben, noch zu finden.

E. Diethoff.





Die Feengabe.

Englisches Märchen.

Hart, recht hart war es doch für den König und die Königin, von der ich nun erzählen will, daß das Schicksal ihnen einen Thronerben versagt hatte. Sie richteten gen Himmel die Bitte, daß ihnen ein Sohn geschenkt werde, und sieh' da: eines Sommermorgens fand die Königin, als sie aus dem Schlafe erwachte, eine Wiege an ihrem Himmelbette stehen und erblickte darin ein schönes Knäblein schlafend. Das gab einen freudevollen Tag für das ganze Königreich. Als jedoch das Kind heranwuchs, zeigte es sich nicht selten recht widerspenstig und launenhaft; auch war es kränklich. Seine vormalige Anmut schwand mehr und mehr dahin; es begriff nur schwer und das Lernen lag ihm wenig am Herzen. Kurz es war so unartig, als ein Prinz nur immer sein kann.

Darüber betrübten sich die Eltern natürlich sehr. Der so lange ersehnte Erbe erschien ihnen ja viel eher wie eine Plage als ein Segen, und das erst recht, wenn sie daran dachten, wie nur ein guter König sein Volk beglücken kann. Zu ihrer größten Bekümmernis zeigten sich gar noch eines Tages zwei kleine Höcker an des Prinzen Schultern. Die berühmtesten Ärzte wurden nun zu Rate gezogen, um dies neue Gebrechen zu heilen. Sie brachten Bandagen und eiserne Maschinen herbei und legten solche dem kleinen Prinzen an.

Aber mit den Schmerzen, die ihm hierdurch bereitet wurden, zeigte sich der gequälte Knabe nur noch unmutiger und unleidlicher. Und je mehr die Auswüchse zunahmen und sich häßlicher gestalteten, desto rascher zehrte der Prinz ab und siechte augenscheinlich dem Tode entgegen.

Endlich machte ein berühmter Chirurg als letztes Mittel den Vorschlag, die Höckerbildung auszuschneiden; — — schon wurde der nächste Morgen zur Ausführung dieser Operation festgesetzt.

Da — in derselben Nacht — erblickte die Königin im Traume eine hohe weiße Gestalt an ihrem Lager stehen, die ihr in vorwurfsvollem Tone zurief:

„Undankbare! Wolltest du wirklich die kostbare Gabe lähmen, die ich, die Königin der Feen, dir als ein Geschenk des gütigen Himmels zuwandte?

„Ein Kind unseres überirdischen Reiches gab ich in deine Hut, daß es dir und deinem Volke zum Heil gereiche. Und du Thörin bestimmst ihm einen martervollen Tod durch des Arztes Messer?" —

„Wie kannst du deine Gabe eine kostbare nennen?" erwiderte die Königin. „Sieh doch nur den elenden kränklichen Findling an!"

„O, wie bist du so kurzsichtig!“ entgegnete die schöne Erscheinung. „Wisse, daß die ersten Eindrücke, welche ein himmlisches Wesen auf dieser Welt empfängt, vor allem eine kaum zu unterdrückende Unzufriedenheit über die Verbannung aus seiner Heimat hervorrufen, und daß eine gewisse Sehnsucht es bis zum Lebensende nicht verläßt. Wenn es nun auf Erden aufwachsen muß, so verbittert dieses Gebundensein an euch solch ein höheres Wesen, und es würde seine Gaben und seine Kräfte nur zu eurem Verderben gebrauchen, wäre ihm nicht, als Merkmal seiner überirdischen Natur, die Entfaltung von Schwingen verliehen. — Was du, o Königin, in deiner Blindheit als ein Gebrechen der Erdgeborenen erachtest, dient den Himmlischen zur Vollendung ihrer Bestimmung und zu engelhafter Schönheit. Wehe dir, wehe, wenn du an dem Kinde das Wachstum seiner Flügel unterdrückst....“

Als am nächsten Morgen der Arzt mit seinem schrecklichen Messer erschien, wies ihn die Königin alsbald zurück und befahl, die Banden und Schienen dem Prinzen von den Schultern zu nehmen, wie sehr sich auch die Ärzte dagegen sträubten und prophezeiten, daß der Prinz unfehlbar sterben müsse.

Von diesem Augenblick an begann der königliche Erbe sich zu erholen und in immer festerer Gesundheit zu erblühen. Bald danach barsten die häßlichen Beulen und das zarte Gefieder schneeiger Flügel brach hervor. Damit schwand auch der störrige Sinn des Knaben und seine Natur verwandelte sich in Sanftmut, Edelsinn und Milde.

Und er wurde der lenksamste und fleißigste Schüler zur Freude seiner Eltern und Lehrer und zum Stolz des ganzen Volkes, welches hochbeglückt ausrief:

„O! dieser Prinz wird ein König werden, wie keiner je zuvor gelebt hat!“

Glaubt ihr, der Prinz habe keinen Gebrauch von seinen Flügeln gemacht? Diejenigen seines Volkes, welche sein Thun beobachteten, bemerkten wohl, daß er allwöchentlich in gewissen Nächten und zu gewissen Stunden verschwand. — Dem inneren Drange seiner Natur folgend, schwang er sich aus seinem Palaste hin in das Feenreich, und er kehrte jedesmal freundlicher und den Menschen wohlwollender gesinnt daraus zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Die Fittiche des Geistes wären uns Menschen ja umsonst verliehen worden, wenn wir sie nicht gebrauchen, uns nicht mit ihnen über die Alltagswelt erheben würden. Eitel und zwecklos aber wäre dieses Emporschwingen, führte es uns nicht in jene Heimat zurück, aus welcher wir stammen. Aus jenen lichten Regionen schöpfen wir geistige Gesundheit und erhabene Seelenfreuden. Versöhnter mit unseren irdischen Nöten, Prüfungen und Pflichten kehren wir von jedem neuen Ausflug vom Himmel nieder zur Erde.

Nach Bulwer bearbeitet von Emilie von Hauer.





Das Bäuerlein Notnagel.

Polnisches Märchen.

Einem guten dummen Bäuerlein, Namens Notnagel, einem gar armen Schelmen, erging es von Kindesbeinen an in allen Stücken verzweifelt übel; er hatte nichts andres als nur Kummer und Dürftigkeit kennen gelernt. Zu seinem Unglück heiratete er auch noch eine Frau, die ihm als eine wahre Strafe Gottes erscheinen mußte. Denn sie war wirklich eine böse Sieben, stets zanksüchtig und schwatzhaft, so daß ihm das Leben zur Qual wurde. Wiewohl er den ganzen Tag arbeitete und oft unter Thränen fleißig betete, so verarmte er doch im Verlaufe der Zeit immer mehr, daß er zuletzt gar nichts mehr besaß als seine böse Frau und sechs unversorgte Kinder. — In seiner Drangsal verlor er den Mut und entschloß sich, in aller Stille seine Heimat zu verlassen und auf und davon zu gehen, so weh es ihm auch that, sich von den Kinderchen zu trennen.

Der Bauer Notnagel wandert ins Weite hinein, immer weiter, bis er nach etlichen Tagen auf ein weites, offenes Feld kommt. Hier sieht er auf einem Stein am Wege einen uralten Mann sitzen.

Der Greis hielt eine Horndose in der Hand, aus der er emsig schnupfte.

„Gelobt sei Jesus Christus“, sagte Rotnagel.

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete der Eisgraue. „Wohin wanderst du?“

„Dorthin, wo Gottes Wille mich führt! In meiner Not habe ich Frau und Kinder verlassen, um irgendwo ein Unterkommen als Knecht zu finden, vielleicht, daß ich nach einem Jahre soviel verdiene, um wieder ein Weilchen, wenn auch noch so kärglich, mit meinen Kindern zusammen leben zu können.“

„Willst du bei mir in Dienst treten? Wie du arbeitest, so soll dein Lohn ausfallen.“

„Einverstanden, Herr! wohnt Ihr weit von hier?“

„Nein, kaum hundert Schritte weit.“

Rotnagel schaute sich um und sagte endlich verwundert: „Ich sehe doch gar nichts von einem Wohnhause, so sperrweit ich auch meine Augen aufreiße?“

„Du wirst schon etwas sehen, wenn du meinen Tabak geschnupft hast. Da, nimm eine Prise!“ Dieser langte zu und nieste alsbald so gewaltig, daß es ihm war, als fielen Schuppen von seinen Augen. Denn jetzt sah er ganz in der Nähe ein großes Haus mit Stallungen und Scheunen, Ziehbrunnen im Hofe, kurz mit allem, was zu einem Landsitze gehört: alles gut im stande, auf der Espe neben dem Hause klapperte ein Storch. — Hier ging das Bäuerlein seinen Arbeiten so emsig nach, daß das Jahr wie im Fluge verstrich.

„Du hast deine Zeit fleißig und redlich abgedient“, sagte der Greis zu ihm: „Nimm jetzt deinen Lohn und ziehe weiter mit Gott!“ Damit reicht er ihm ein kleines hölzernes Tischchen. „Sobald du Hunger verspürst oder jemand bewirten möchtest, stelle den Tisch nur vor dich hin und sprich:

„Tischlein, erfüll' rasch meinen Willen!
Decke dich, Durst und Hunger zu stillen!“

Rotnagel bedankte sich bei dem Greise, lud den Tisch auf die Schulter und wanderte vergnügt heimwärts. Unterwegs begegnete ihm ein Bettler, dessen verhungertes Aussehen ihn dauerte, und er beschloß, an ihm sein Tischlein zu erproben. Er stellte das Deckdich-Tischlein vor sich hin und sprach die eben erst erwähnten Zauberworte.

Da brauste es durch die Luft, wie wenn ein Regensturz nahte, und im Nu war das Tischlein mit Gerichten bedeckt, so köstlich wie nur in einem Königsschloß zu haben. Dazu eine Anzahl Flaschen mit trefflichem Wein, dabei waren alles Geschirr und alle Bestecke von Gold und Silber.

Rotnagel und der Arme ließen sich's wohlschmecken; nachdem sie auch dem Weine gehörig zugesprochen hatten, brauste und sauste es wieder — pardautz! — das Tischlein war leer. — Der Bettler bedankte sich viel tausendmal und ging seines Weges. Rotnagel dagegen beeilte sich jetzt doppelt, nach Hause zu kommen. Recht freudig machte ihn der Gedanke, daß er der ärgsten Lebenssorgen nun ledig geworden. Auch von seiner Frau hoffte er ein besseres Verhalten, und daß sie aufhören würde zu schreien und zu schelten, wenn sie erkannte, welch ein wertvoller Besitz in ihr Haus kam.

Während er von einer besseren Zukunft träumte, erblickte er am Wege eine Herberge. Der Wirt, ein Hebräer, lud ihn freundlich ein, sich bei ihm

auszuruhen. Die Sonne war dem Untergehen schon nahe, das Wirtshaus sah verlockend aus — warum sollte er nicht einkehren?

Notnagel trat ein. Als der Jude seine trefflichen Gerichte und seinen Schnaps zu rühmen begann, antwortete der Bauer, er brauche weder Essen noch Trinken, das Tischchen, welches er bei sich führe, liefere ihm alles dieses, so unansehnlich es auch aussähe. Und nun erzählte er, wie er dazu gelangt war, und welche Worte man sprechen müsse, damit sich das Tischlein decke.

Der Jude schaute ganz starr drein, als das Bäuerlein ihm zeigte, was sein Zaubertischchen leiste. Endlich sagte er: „Wahr ist's, du hast hier prächtige Speisen, aber einen kräftigen Branntwein hast du nicht, und der meinige ist gut. Versuche ihn doch nur! ich borge, wenn du etwa kein Geld hast."

Notnagel versuchte den Schnaps, trank ein, zwei, drei Gläschen, bis ihm der Kopf schwindelte. Dann übergab er dem Wirt sein Tischchen zum Aufbewahren, legte sich auf die Bank und schlief sorglos ein.

Eiligst lief der Jude zu einem flinken Tischler und ließ von ihm über Nacht ein ähnliches Tischchen machen, welches er morgens dem Notnagel statt des richtigen gab. Damit der Bauer nicht sein Tischlein decken möchte, bewirtete er ihn mit einem guten Frühstück und füllte so oft das Branntweinglas auf, daß der Bewirtete die Herberge völlig benebelt verließ.

Sobald Notnagel daheim angekommen war und seine Kinder freudig begrüßt hatte, zählte er die Eigenschaften des Tischleins auf und bat sie, die Stube auszuräumen und alle Nachbarn und Gevattern zu Gaste zu laden. Bald waren ihrer genug zur Stelle und hatten alle Bänke besetzt; in der Mitte stand Notnagels Tischlein, und nachdem er seinen Gästen ein Zeichen gegeben hatte, rief er mit freudiger Stimme:

„Tischlein, erfüll' rasch meinen Willen!
Decke dich, Durst und Hunger zu stillen!"

Das Tischlein aber stand da und rührte sich nicht; nicht eine Spur von Speise und Trank ließ sich sehen. Ganz erstaunt wiederholte Notnagel die Zauberworte, aber der Tisch machte nicht die geringsten Anstalten, sich zu decken. Schon fing die Hausfrau an, Zornesblicke auf den armen Mann zu schleudern, der unter Schluchzen seinen Spruch zum drittenmale flüsterte. Vergebens! — das Tischlein stand so kahl da wie zuvor. Die eingeladenen Gäste fingen an zu lachen und schauten Notnagel bedenklich an — sie meinten, er hätte den Verstand verloren. Die Frau sprang nun wie besessen zum Ofen und ergriff den Schürhaken — der geängstigte Mann wartete das weitere nicht ab — er stürzte zur Thür hinaus und eilte auf und davon.

Wieder schlug Notnagel den Weg nach der Wohnung des Alten ein. Nach einer Woche oder zweien traf er bei demselben ein. Nachdem er seinem ehemaligen Dienstherrn sein Mißgeschick erzählt hatte, trat er abermals auf ein Jahr als Knecht bei ihm ein. Als dieses um war, gab ihm der Greis zum Lohne ein Lämmchen mit schneeweißem Vließ und sprach: „So oft du Geld brauchst, nimm das Lämmchen in die Höhe, schüttele es und sprich:

„Unschuldig Lämmlein mit der Woll' Gold,
Gib her dein Gold, es sei gütig mir und hold."

Sobald du diese Worte sprichst, wird es jedesmal Dukaten in Menge von sich schütten! Laß es dir angelegen sein, meine Gabe gut zu verwenden, sorge, daß man dich nicht so rasch beraubt, wie es bei dem Tischchen geschehen ist.

Notnagel bedankte sich und wanderte mit dem Lämmchen heimwärts. Nachdem er einige Stunden zurückgelegt hatte, begegnete er einem Armen, an welchem er die Gabe erproben und ihn dann beschenken wollte. Er hob sein Lämmchen empor und rief den ihm eingeprägten Spruch. Es brauste in der Luft und Gold in Fülle stürzte wie ein Hagel vom Lämmchen nieder, Hunderte von Dukaten lagen auf dem Boden. Notnagel rührte nichts davon an, sondern schenkte alles dem Armen, der es freudig auffammelte. Nun eilte der Seligvergnügte so rasch als möglich seiner Hütte zu, indem er sich freudig ausmalte, wie er seine Frau in Erstaunen setzen und seine Kinder beglücken könne.

In solchen Gedanken versunken, gelangte er vor die ihm bekannte Herberge, an der er vorübereilen wollte, als der Jude ihn bemerkte und anrief und zur Einkehr einlud. Ohne Argwohn ging unser Bäuerlein hinein und ließ sich wieder mit Schnaps traktieren. Als ihm der Spiritus schon arg zu Kopf gestiegen war, fragte ihn der Hebräer: „Was hast du denn da für ein schönes Lämmchen?“

Notnagel, noch immer nicht gewitzigt, plauderte wieder alles aus, und da ihn der Schnaps schläfrig gemacht hatte, setzte er das Lämmchen neben sich auf den Boden und schlief unbesorgt ein — einen wahren Riesenschlaf. Der Jude erprobte sogleich die Leistungskraft des Lämmchens und vertauschte es hierauf gegen ein andres. Am nächsten Morgen bewirtete er wiederum Notnagel so reichlich wie das vorige Mal, so daß dieser mit dem falschen Lämmchen ganz lustig von dannen zog. Als er nach Hause kam, wollte er wieder Gäste einladen, aber seine Frau, welche die ärgerlichen Vorgänge vom letztenmale her nicht vergessen hatte, gab es nicht zu, sondern fragte ihm alles ab und sagte dann selbst die vorgeschriebenen Worte dem Lämmchen vor. Aber es kamen auch diesmal weder Hunderte von Dukaten zum Vorschein, ja nicht einmal einer. Höchlichst erzürnt ergriff sie ein Nudelholz und lief damit dem flüchtig gewordenen Notnagel nach. Zum Glücke entkam er der Züchtigung und begab sich nun zum drittenmale auf den Weg zum Greise.

Dort angekommen, erzählte er abermals seine traurigen Erlebnisse und verdingte sich schließlich bei ihm wieder auf ein Jahr.

Als die Dienstzeit verstrichen war, reichte ihm der Greis zum Lohn diesmal einen Stock und sagte: „Du hast das „Tischlein decke dich“ und das „goldspendende Lämmlein“ sinnlos dahingegeben, ohne dir nur Mühe zu geben, zu ergründen, wo und wie du beides eingebüßt hast. Jetzt gebe ich dir etwas, das dem Furchtsamen Mut und dem Eigensinnigen Gehorsam beibringt — während es den Faullenzern Arbeitslust verleiht, den Dummen sogar Verstand. Sobald du diesen Stock richtig benutzest, beschert er dir alles, was zum Glücke nötig ist. Willst du ihn gebrauchen, dann rufe so:

„Springe Stöcklein, schlage, schlage zu!
Mir nichts, dir nichts,
Wer sein' Sache hat schlecht verricht't,
Den belehre und schon' ihn nicht!“

Soll er aufhören, dann mußt du aber rufen:

„Halt Stöcklein an, schlag' nimmer zu,
Halt, Halt, Halt an! schlag nicht mehr zu!"

Notnagel bedankte sich, nahm Abschied und wanderte davon, seinen Stock in der Hand. Als er etliche Meilen fürbaß geschritten war, fing er an nachzudenken: „Ich zerbrech' mir schon eine Weile den Kopf, was mir dieser Stock eigentlich sollte verschaffen können und wie ich aus einem geringen Manne ein glücklicher werden kann? Ich muß ihn doch einmal probieren!"

Kaum hatte er aber die letzte Silbe des Zauberspruchs gesprochen, so entriß sich der Stock seiner Hand und schlug den Bauer dreimal kräftig über den Rücken.

„Na, nur nicht so forsch!" rief Notnagel aus, indem er wie ein Vogel über das Feld hinflog; doch der Stock schlug immer unverdrossener drauf los und fing nun gar an zwischen den Hieben zu sprechen:

„Sollst in keine Herberg' geh'n,
Sollst den Branntwein lassen steh'n:
Was der Herr gesagt zu Haus,
Nicht den Fremden plaudern aus;
Was man dir gegeben dort,
Halte fest an fremdem Ort,
Hüte dich vor schlauem Dieb —
Fein Acht gib, Bauer lieb!"

Und dabei schlug der Prügel weiter d'rauf los — der arme Notnagel mochte sich gebärden wie er wollte. Umsonst warf er sich bald hierhin, bald dorthin, vergebens — der Stock hieb immer ärger zu! Mit der Zeit kann jedoch auch ein Stock den Verstand eines Dummrian erwecken, zumal wenn er in der Landessprache sich ordentlich verständlich macht. Endlich achtet unser Bäuerlein der deutlichen Redeweise des Prügels und besinnt sich auch auf den zweiten Spruch des Alten. Erbärmlich zerschlagen preßt er jetzt die Worte heraus:

„Halt Stöcklein an, schlag' nimmer zu,
Halt! Halt! Halt! schlag' nicht mehr zu!"

Jetzt ließ der Stock von seiner anstrengenden Arbeit ab, dem Bäuerlein war aber auf einmal ein Licht aufgegangen, wo sein Tischlein und sein Lämmchen geblieben sein mochten. Als er diesmal zum Juden-Wirtshaus kam, stellte er sich betrunken, legte sich gleich auf die Bank, gab dem Juden seinen Stock und sagte dabei: „Stelle mir diesen Stock in eine gute Ecke, sprich aber ja kein Zauberwort zu ihm!" — „Na, da mußt du mir doch sagen, was das für Worte sind, die ich nicht sprechen darf, damit ich sie nicht absichtslos ausspreche!"

Notnagel sagte nun langsam den Spruch her, indem er that, als ob er schon halb schliefe. Kaum regte der Schelm sich nicht mehr, als der Jude den Stock leise aus der Ecke nahm, damit in die Scheune ging und nun anhob:

„Springe Stöcklein, schlage, schlage zu!
Mir nichts, dir nichts,
Wer sein' Sache hat schlecht verricht't,
Den belehre und schon' ihn nicht!"

Da fuhr ihm der Stock aus der Hand, und auch der Hebräer empfing vor allem seine drei festen Hiebe.

„Gewalt! Gewalt! Mord! Totschlag!" rief der Jude, stürzte zum Schennenthor hinaus und rannte wie verzweifelt umher, der Stock hinter ihm her, immer kräftiger dreinschlagend. Dabei sprach er die weisen Lehren aus:

„Berausche nicht den Wandersmann,
Schreib' nicht die Rechnung doppelt an,

Auch schach're nicht, und stehle nicht!
Gib fremdes Gut her, Bösewicht!
Gib die gestohlenen Sachen her!"

Der Jude schrie vor Schmerzen wie ein Besessener, während der Stock fortfuhr dreinzuschlagen und gute Lehren zu geben. Endlich kam Notnagel hinzu und sagte: „Hör' auf zu winseln, Hebräer, du weißt ja wohl, wofür du deine Strafe empfängst! Thue, was der Stock dir sagt, gib mein Tischlein und mein Lämmchen heraus!" — Der Jude stürzte fort, beständig vom Stocke verfolgt, und brachte beides im Nu herbei. Da rief Notnagel:

„Halt Stöcklein an, schlag' nimmer zu,
Halt! Halt! Halt an! — schlag' nicht mehr zu!"

Sogleich kehrte der Stock wieder in die Hand seines Eigentümers zurück, der nun das Tischlein auf die Schultern, das Lämmchen in den Arm nahm und damit getrost nach seinem Hause zuschritt.

„Wie geht es euch, liebe Kinder und dir Frau?" frug er, nachdem er eingetreten war. „Jetzt aber ladet getrost alle Nachbarn und Verwandte ein, daß sie kommen und sich mit uns freuen, denn heute bringe ich das echte „Lämmchen" und das wahre „Tischlein decke dich." Noch hatte er nicht zu Ende geredet, als die Frau schon nach dem Besen griff, um Notnagel nach gewohnter Weise zu bewillkommnen. Dieser sprang aber auf die Seite und rief:

„Springe Stöcklein, schlage, schlage zu!
Mir nichts, dir nichts,
Wer sein' Sache hat schlecht verricht't,
Den belehre und schon' ihn nicht!"

Der Stock sprang auf die Frau los und fiel dreimal nacheinander derb auf ihren Rücken nieder. „Hilfe! Gewalt!" rief sie und stürzte aus dem Zimmer. Der Stock aber fuhr drauf loszuprügeln und sprach dazu:

„Schlag' nicht um dich böses Weib,
Zanke nicht zum Zeitvertreib,
Keife nicht und klatsch' d'rauf los,
Deinem Mann gehorche bloß!
Gehorche! sei gut! gib nach!"

Die Frau jammerte und winselte, doch der Stock schlug zu, unablässig zu. Zuletzt sah sie ein, daß es für sie keine andre Hilfe gäbe, als ihren Mann flehentlich zu bitten: „Lieber Mann, erbarme dich", sprach sie, „gebiete deinem Stock aufzuhören mich zu schlagen! Ich versichere dir, daß ich niemals wieder widerspenstig und zornig sein, dafür dir allzeit gehorchen will!" — Da rief Notnagel:

„Halt Stöcklein an, schlag' nimmer zu,
Halt! Halt! Halt an! — schlag' nicht mehr zu!"

und der Stock that willig wie ihm geheißen. Von dieser Stunde an verwandelte sich die Frau aus einem Zankteufel in ein sanftes, fügsames Weib.

Notnagel lud nun zahlreiche Gäste ein, befriedigte alle reichlich mit Hilfe des Tischleins und ließ das Lämmchen soviel Gold schütten, daß sich alle Anwesenden die Taschen mit Dukaten füllen konnten. Etliche ließen das blanke Gold selbst in ihren Stiefelschäften verschwinden, und als die Geladenen das Haus wieder verließen, hatten alle Ursache, sich für die freigebige Bewirtung zu bedanken.

Nach Glinski und Godin bearbeitet.



Die Hexe schneidet dem Jüngsten ein Stück von seinem Zopfe ab.

Des Jüngsten Traum.

Magyarisches Märchen.

Es war im fernsten Osten ein armer Mann, der drei Söhne hatte. Wie die eines Morgens aufwachten, da fragte der Vater seinen ältesten: „Was hast du geträumt, mein Sohn?“ — „Ja, was ich geträumt habe, lieber Vater?“ erwiderte der: „nun, ich saß an einem gedeckten Tische und aß mich so satt, daß, wie ich mich vor Lust auf den Bauch klopfte, da schallte es so, daß alle Sperlinge im Dorfe davonflogen.“ — „Gut, mein Sohn“, sagte der Vater, „wenn du für heute schon so satt geworden, so ist's um so besser; unser Brot ist ohnehin so schmal; heute brauchst du also nichts mehr zu essen.“ — Weiter fragte er den mittelsten: „Was hat dir geträumt, mein Sohn?“ — „Ach lieber Papa! Denke nur, ich hatte Stiefeln an mit so schönen Sporen, daß es, wie ich sie aneinander schlug, über sieben Länder schallte.“ — „Dies läßt sich hören, lieber Sohn“, sagte der Vater, „hast du nun solch ein paar Stiefeln angehabt, dann brauchst du für diesen Winter keine neuen.“ — Zuletzt wollte er auch von dem jüngsten hören, was er geträumt hätte; aber der zögerte, es zu sagen. Der Vater nötigte ihn, mit der Sprache heraus zu gehen, doch der Bursche blieb schweigsam. Nach den Bitten kamen Drohungen an die Reihe, und als auch diese nichts halfen, fing der Alte an, den Jungen zu schlagen.

„Fliehen ist schimpflich, aber es hilft“; — diesem alten guten Rate folgte auch unser Bursche und lief auf und davon, der Vater hinter ihm drein mit der Zuchtrute. Als nun die zwei nach der Landstraße gelangten, kam der König mit sechs goldmähnigen, mit Diamanten beschlagenen Pferden des Weges daher. Der hielt an und fragte den Vater, warum er durchaus den Jungen züchtigen wolle. „Darum, großmächtigster König, weil er mir seinen Traum nicht erzählen mag.“ — „Thue ihm nichts, guter Mann“, sagte der Fürst. „Indes, weißt du was? Gib mir deinen Buben und nimm diesen Beutel für ihn, ich möchte seinen Traum erfahren und ihn daher mitnehmen.“ — Der Vater war damit zufrieden, und der König reiste mit dem Bürschlein weiter.

Zu Hause rief er denselben vor sich und fragte ihn aus über seinen Traum, aber der Bursche antwortete auch jetzt nichts. Und nicht Bitten, nicht Drohungen konnten ihn bewegen, sein Geheimnis auszuplaudern. Da wurde der König überaus zornig ob solcher Halsstarrigkeit und sagte wütend: „Frecher Bursche! du wagst es, deinem König ungehorsam zu sein — weißt du wohl, daß dies so viel heißt, als den Tod verdienen?.... aber solch einen Tod, daß es dir nicht noch an Zeit fehlen soll, darüber nachzudenken, was daraus entsteht, wenn man den Königen ungehorsam ist.“

Darauf rief er seine Trabanten und befahl ihnen, den Halsstarrigen lebendig in das Verließ des Schloßturms einzumauern. Der Bursche hörte das Urteil ruhig an; aber des Königs schöne junge Tochter wurde bleich dabei und sank hin. Denn sie hatte bereits mit heimlicher Freude ihre Auge an dem schlanken, schwarzäugigen Jüngling mit dem Milchgesicht und dem reichen Rabenhaar geweidet. Nun ward derselbe weggeführt, aber das Mädchen nahm sich im geheimen vor, den anmutigen Jungen, zu dem sie im ersten Augenblick Liebe und Zuneigung gefaßt hatte, nicht zu Grunde gehen zu lassen. Darum bestach sie einen von den Arbeitern, daß er unvermerkt einen Stein etwas locker lasse, so daß man ihn herausnehmen und wieder einsetzen könne.

Also geschah es, und die Prinzessin brachte nun ihrem Günstling tagtäglich heimlich Speise in das Burgverließ.

Nach diesem geschah es eines Tages, daß sieben milchweiße Rosse, die alle einander aufs Haar glichen, an des Fürsten Hof gebracht wurden. Der mächtige, hundsköpfige Tatarenkönig hatte sie gesendet mit dem Begehren, man solle sagen, um wie viel jedes Pferd von Jahr zu Jahr älter wäre als das andre; wenn keiner herausbekäme, welches das jüngste Pferd sei, dann werde er das Land mit so viel Tataren überschwemmen, als es Grashalme gäbe; und mit den Leuten des Landes wolle er wenig Federlesens machen, vielmehr alle Bewohner spießen, sich selber aber die Königstochter zur Frau holen.

Der König erschrak bei dieser Nachricht und beriet sich mit den Weisen seines Reiches, aber sie kamen nicht ins reine. Darob geriet der ganze Hof in höchste Sorge und Trauer.

Die schöne Königstochter wurde auch traurig und brachte ihrem Geliebten die Speise nicht mehr wie sonst mit Freuden, sondern mit Thränen im Auge. Der Gefangene merkte dieses gar wohl und fragte nach der Ursache. Nachdem nun die Prinzessin ihm ihre Not geklagt hatte, tröstete er sie und riet ihr,

sie solle ihrem Vater den Rat geben: in sieben Gelten siebenerlei Hafer zu schütten, doch so, daß jeder wieder von einem besondern Jahrgang herrühre. Dann solle man die Pferde heranlassen, die würden je nach ihrem Alter den früher- oder späterjährigen Hafer vorziehen, und danach könne man ihre Altersstufe schon herausfinden. So geschah es; die Pferde wurden zurückgeschickt mit der Bezeichnung der richtigen Reihenfolge, und der Tatarenfürst mußte das Zutreffen der Angabe bestätigen.

Dennoch erschien von neuem eine tatarische Gesandtschaft, die brachte einen Stab, der an beiden Seiten von gleicher Stärke war, und wieder mit der Drohung, alles Land zu verheeren, wenn man nicht herausfände, an welchem Ende der Stock vom Stande geschnitten wäre. Der Fürst versank wieder in Bangen, und seine Tochter klagte wieder ihren Kummer dem gefangenen Geliebten. Dieser aber sagte: „Sei nicht traurig, großmächtigste Königstochter, sondern sage deinem Vater, er soll die Mitte des Stockes genau ausmessen und hier einen Zwirn darumbinden; und welches Ende nun als das schwerste sich neigen wird, wenn man den Stab nachher aufhängt, an der Stelle wird der Stecken vom Stamme abgeschnitten sein." Der König that also, und da er den Stock mit dem bezeichneten Ende zurücksandte, bestätigte der Tatarenfürst kopfschüttelnd die Auflösung des Rätsels.

„Noch einen Versuch gilt's, sagte derselbe verdrießlich, „weil ich wohl sehe, es will sich dort jemand mit mir messen; dann werden wir ja sehen, wer von uns beiden den kürzern zieht." Und es geschah nicht lange darauf, daß ein Riesenpfeil gegen die Mauern des Königsschlosses flog, welcher die Burg gleich einem Erdbeben bis in ihre Grundfesten erschütterte. Der Schrecken war groß und wurde noch größer, als man auf den Federn an dem Pfeile die früher ergangenen Drohungen des tatarischen Fürsten wiederholt geschrieben las. Wenn nämlich der König nicht im stande sei, so hieß es, den Pfeil, wo er eingedrungen, herauszuziehen und ihn zurückzuschleudern, so solle das Land dafür büßen. Da wurde der König noch viel bekümmerter als bisher, und kein Schlaf schloß mehr seine Augen. Er rief die Helden seines Königreichs zusammen, auch alle Glückskinder und wer sonst nur mit einer Eihaut oder einem Weisheitszahne oder einer grauen Haarlocke geboren war, und versprach sein halbes Königreich und seine Tochter dem, der des Tatarenfürsten Verlangen erfüllen könne.

Die Prinzeß erzählte nun mit kummervoller Miene dem Jünglinge das neue Leid, und der riet ihr, jetzt, damit niemand ihren bisherigen Liebesverkehr merke, die Maueröffnung zuzumachen, als wenn einer niemals da hätte durchkommen können; dann solle sie vorgeben, sie habe einen Traum gehabt und dadurch erfahren, daß der Gefangene noch lebe und im stande wäre, das Verlangte zu vollbringen. Man solle nur die Mauern aufreißen lassen und nachschauen, ob dem so sei.

Das Mädchen that, wie ihr geraten. Ihr Vater erstaunte höchlichst und hielt die Mitteilung über den Jüngling wirklich nur für einen Traum, weil er ihn zwar nicht vergessen hatte, aber glaubte, daß seine Gebeine schon längst zwischen den Mauer zerfallen seien. Aber weil er in so großer Not sich befand,

freute er sich des sonderbaren Gesichts seiner Tochter und sah nun in seiner Angst auch den Traum derselben für möglich an. Der König ließ also die Mauern aufreißen, und siehe da — ein schöner junger Ritter sprang heraus.

„Du brauchst nicht länger Angst zu haben, mein König!“ rief der Jüngling, und indem er mit seiner Rechten den Pfeil an der Stelle, wo er hingefahren, herauszog, schleuderte er ihn mit solcher Gewalt hinüber nach dem Tatarenlager, daß die Thurmknöpfe des Fürstenpalastes hinabstürzten. Als dies der Tatarenchan sah, wollte er jetzt den, der dies alles vollbracht, sehen und näher kennen lernen. Da erbot sich der Jüngling, sich ihm in Person zu stellen, und er begab sich mit einem Gefolge von elf Rittern auf den Weg zu ihm. Aber weil er die Zauberkunst des Tatarenfürsten auf die Probe stellen wollte, unterschied er selbst sich in gar nichts von seinen Begleitern, weder in Waffen, noch in Kleidern oder Rüstung.

Der Fürst empfing die zwölf Ritter mit großer Pracht, und da er bemerkte, daß sie einander alle glichen, erriet er die List, welche dahinter steckte. Aber um seine Unwissenheit nicht zu verraten, hütete er sich zu fragen, wer der weise und starke Held sei, aber er trug seiner Mutter, einer Zauberin, auf, es herauszubringen. In dieser Absicht ließ die alte Hexe alle in ein Schlafzimmer bringen; sie selbst verblieb in einem Versteck in derselben Stube.

Als sich nun die Zwölf sämtlich eingefunden und eben sich dem Schlafe überlassen wollten, ertönte aus dem Versteck der Alten deren Stimme, und sie rief so recht behaglich: „Ei! welch guten Wein hat doch der Fürst!“ — „Freilich guten!“ sagte einer der Zwölf, „es ist Menschenblut darunter.“ Die Hexe merkte sich das Bett, aus dem die Worte erklangen, und als die Zwölf alle schliefen, schnitt sie dem, der ihr geantwortet, etwas von seinem Zopfe ab, dann begab sie sich behutsam aus der Stube und brachte das Zeichen ihrem Sohne. Die Gäste wachten auf, und alsbald merkte unser Held, daß er von jemand gezeichnet worden, und um die Absicht zu vereiteln, schnitt er von den Zöpfen seiner Kameraden auch ein Stückchen ab. Wie sie nun selbander zu Mittag aßen, wußte der Chan nicht, woran er sich zu halten habe.

Aber er gab sich nicht besiegt und vertraute wiederum seine Sorge der Alten an. Und in der nächsten Nacht schlich sich des Chans Mutter wieder ins Schlafgemach der Zwölf und sagte, als die Gäste einzuschlafen begannen: „Ei, was für gutes Brot hat der Tatarenfürst!“ — „Freilich gutes!“ sagte dieselbe Stimme wie vorher: „es ist Muttermilch darunter.“ Und als alle Zwölf fest schliefen, schnitt die Alte dem, der in dem Bette lag, aus welchem die Stimme erklungen, ein ganz kleines Schnipschen vom Knebelbart ab und that das Zeichen ihrem Sohne zu wissen. Diesmal schauten die Zwölf aber noch aufmerksamer einander an, und wie sie das Zeichen bemerkten, schnitten sie sich alle eben so viel von ihren Knebelbärten ab, und am Morgen wußte der Fürst wiederum nicht, woran er war.

Der Tatarenfürst gab das Spiel noch immer nicht auf. Er bat seine Mutter, ihre Künste nochmals zu versuchen. Und so versteckte sich die Alte auch am dritten Abend, und gegen Mitternacht sprach sie laut vor sich hin: „Ei, was für ein schöner Mann ist der Tatarenfürst!“ — „Freilich schön, wiewohl

er ein unechter Sohn ist“, antwortete dieselbe Stimme wie vorher; und als alle schliefen, machte die Hexe an der Helmblende dessen, von dem die Antwort gekommen war, ein kleines Zeichen und that das Zeichen ihrem Sohne zu wissen. Am andern Morgen sah jedoch der Chan die Helme aller gerade so gezeichnet.

Da bezwang der Fürst seinen Verdruß und sagte: „Ich sehe, es ist unter euch ein größerer Meister, als ich selber bin, aber um so mehr wünsche ich diesen kennen zu lernen; darum mag er sich getrost nennen. Ich möchte den seltenen Mann sehen, der weiser und stärker sein will als ich.“

Da sprang der Jüngling aus der Reihe der Zwölf und sagte: „Ich habe nicht weiser und stärker sein wollen als du; ich habe nur das vollbracht, was du im Übermut uns aufgegeben hattest, und ich bin auch derjenige, welcher in den drei Nächten gezeichnet worden ist.“ — „Das ist gut, Jüngling“, erwiderte der Chan, „aber nun beweise auch deine Worte: wie kann Menschenblut im Weine sein?“ — „Laß den Kellermeister kommen und er mag es dir sagen“, gab der Jüngling zur Antwort. Der Oberküfer erschien zitternd und gestand, zur Zeit, da er jenen Wein eingefüllt, habe er sich mit seinem Messer in den Finger geschnitten, und davon wäre ein Tropfen in den Schlauch gefallen. — „Wie aber kann Muttermilch in dem Brote sein?“ fragte der Fürst. „Laß die Bäckerin rufen und sie wird es verraten“, sprach der Jüngling. Und als diese gefragt wurde, erzählte sie, sie stille jetzt ihr Kind, und weil sie es kurz vorher an der Brust gehabt, so hätte die Milch während des Knetens wieder zu fließen angefangen, und da wäre etwas davon in den Teig hineingeflossen. — Die Mutter-Zauberin aber, als die Rede auf den letzten Ausspruch des Jünglings kam, gestand jetzt dem gar zornig dreinschauenden Chane, daß er wirklich ein unechter Sohn sei.

Da bezähmte der Fürst seinen Zorn nicht länger, sondern rief wütend in erneutem Übermut: „Ich werde einen solchen Menschen nicht am Leben lassen, der sich mit mir messen kann; ich oder du; einer von uns beiden muß sterben. Sieh dich vor, Jüngling!“

Und bei diesen Worten stürzte er mit blitzendem Säbel auf den klugen und starken Jüngling los. Diesen rettete nur das übereilte Andringen seines Feindes, der voll blinden Eifers ausglitt und zu Boden stürzte. Bevor er sich aber von seinem Falle wieder erhoben, durchstach der Jüngling den Übermütigen.

Den Zwölfen wagte nun niemand etwas anzuhaben. Der Held dieser Geschichte aber trug das Haupt des Tartarenchans auf seinen Säbel gespießt hinüber in das Schloß des Königs.

„Sieh, was geschehen ist“, sprach jetzt zu ihm der siegreiche Jüngling. „Das war mein Traum; aber vorher konnt' ich ihn doch nicht sagen, sonst wäre ja das alles nicht wahr geworden.“

Der König umfaßte den Sieger dankend mit seinen Armen, übergab ihm sein halbes Königreich und auch seine Tochter zur Frau, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie allesamt noch.

Aus der Erdelyischen Sammlung. Von G. Stier.

Die kluge Trine.

Ein Schwank.

Die Trine war ganz hübsch und nach ihrer Art klug obendrein, denn sie wollte nur essen und schlafen und nicht arbeiten. Die Leute im Dorfe aber hießen sie nur „die dumme Trine“, weil sie selber nicht viel gescheiter waren. Wir jedoch, wir werden gleich sehen, wie klug die Trine gewesen.

Einstmals nach dem Mittagsbrot, nachdem sie ein paar Stündchen genickt hatte, sprach sie zu sich selbst: „Was soll ich nun machen? Soll ich essen, schlafen oder an die Arbeit gehen? J! — — die Arbeit wird mir ja nicht gleich davonlaufen, und geschlafen hab' ich auch schon ein paar Stündchen; so will ich denn lieber einen Bissen essen!“

Und damit holte sie sich ein halb Brotlaibchen herbei, dazu ein Pfündchen Speck und ein Rotwürstchen, nicht dicker als ihr eignes Ärmchen, und sie knabberte behaglich darauf los, bis alles aufgezehrt war. —

Nachher ward die Trine recht müde und sie legte sich deswegen noch ein bißchen zum Schlafen nieder. Als sie endlich wieder erwachte, sprang sie flink auf, aber da ging es schon auf die Nacht zu. Daher tröstete sie sich: „Wenn sich der Abend neigt, da kann man doch nicht mehr gut auf die Arbeit gehen“, und sie reckte sich aus und schlief wiederum für eine Weile ein.

Und als sie so in süßer Ruhe dalag, da kam der Hans, ihr Bruder, vorüber. Der nahm eine Schere und schnitt ihr einen recht ordentlichen Fetzen vom Rocke ab und ging wieder seiner Wege — sie aber merkte davon nichts.

Trinchen wachte bald nachher auf und dachte: „Nun mußt du am Ende doch an die Arbeit gehen“, und so trollte sie denn auch aufs Feld hinaus.

Erst unterwegs sah sie ihren gar kurz gewordenen Rock, so neckisch kurz, wie sie einen ähnlichen just noch nie getragen. Da ward sie irre an sich selber, und sie erschrak darob nicht wenig. Wußte sie es doch nicht, ob sie die Trine sei oder nicht. Deswegen fragte sie sich: „Bin ich's denn, oder bin ich's nicht?“ Doch sie wußte sich aus der Verwirrung nicht herauszufinden, denn die Sache kam ihr immer kitzeliger vor.

Aber die Trine war klug nach ihrer Art. Sie dachte darob: „Ich will's schon herauskriegen. Du gehst jetzt nach Hause und fragst den überklugen Franz, deinen Schatz, der muß es ja doch wissen, ob du die Trine bist oder nicht.“

Und so that sie. Sie ging nach Haus, klopfte ans Fenster, wo der Großknecht, der Franz, sich gewöhnlich aufhielt, und schrie ins Fenster hinein: „Ist denn die Trine daheim?“

„Ja! sie wird wohl in ihrer Kammer schlafen!“ lautete die Antwort — denn auch der Franz dachte wie die andern, sie schliefe wieder, wie immer.

„Nun — da bin ich die Trine ja gar nicht“, sagte sie seelenvergnügt, „da bin ich eine andere und gehöre dann auch nicht in den Ort.“

Und damit ging sie zum Dorfe hinaus und soll heute noch wiederkommen.

Franz Otto.



Melchersohn bringt seine Werbung an.

Der Geisterbarbier.

Märchen aus Norddeutschland.

1.



Es war einmal — doch ist es schon eine gute Weile her — ein reicher Kaufmann in Bremen, den man kurzweg Melchior von Bremen nannte, oder auch den reichen Melchior. — Diesen Beinamen verdiente er auch; denn er war sehr reich, über alle Maßen reich, und liebte es, seinen Reichtum vor der Welt sehen zu lassen; er dachte, das sei ein Licht, das man nicht unter den Scheffel zu stellen brauche. — Da nun überall den Leuten der Name des Melchior begegnete, da sie denselben auf den Schiffen lasen, die er nach Antwerpen, nach Kopenhagen, ja selbst bis nach Barcelona befrachtete, so nahm die Achtung vor dem großen Kaufherrn, der überdies auch sonst zu leben verstand und den Beutel bei passender Gelegenheit nicht verschlossen hielt, stetig zu. — Das, was dem reichen Melchior das größte Ansehen erwarb, das war der Saal im Oberstock seines Hauses, den er mit harten spanischen Thalern hatte pflastern lassen.

Es gab zwar auch Leute in Bremen, welche die Köpfe schüttelten und meinten, das sei denn doch eine gar sinnlose Verschwendung, und sie rechneten es an den Fingern nach bei Heller und Pfennig, was er auf diese Art einbüße an Zins und Zinseszinsen. Der Melchior aber war wie nur die Allerfeinsten erfahren in der regula de tri und in den Brüchen. Er wußte wohl, daß das Thalerpflaster ihm nicht alle Quartale so und so viel an Zinsen zahle, wie ein ehrbarer Schuldner es thut; aber er wußte dennoch, was es ihm einbrachte, und zwar das Beste für einen Kaufmann, nämlich Kredit.

Denn wer in Amsterdam oder in Hamburg von dem Thalerpflaster hörte, der dachte solch ein Haus steht auf einem soliden Grund. Das war denn auch in allen Teilen wahr, und als Herr Melchior von Bremen der Welt Valet sagen mußte, da hinterließ er seinem Sohn Franz, als dem einzigen Erben, ein stattliches Vermögen.

Franz Melchersohn war ein hübscher, frischer Junge, dem unser Herrgott ein frohgemutes Herz gegeben hatte. Gesundheit, Frohsinn und Reichtum sind nun, wenn sie beisammen sich finden, drei gar schöne Dinge; mancher mag wohl denken, man bedürfe nicht mehr, um glücklich zu sein, und seinerseits wolle er nur wünschen, dieselben lebenslang bei einander zu haben. Indes die drei bleiben nie und nimmer zusammen, wenn nicht ein viertes dabei ist, und das ist gesunder Verstand, der stets Maß zu halten weiß.

Gesunden Verstand aber, den uns gute Erziehung und lehrreiche Lebenserfahrungen geben, den besaß der gesunde, fröhliche, reiche Franz noch nicht. — Daß er reich sei oder es dermaleinst sein würde, daß hatte er schon bei des Vaters Lebzeiten gewußt; aber was er weder gewußt, noch geahnt, das war, daß er so viele Freunde besäße. — Wer sollte sich dessen nicht freuen? „Freunde sind selten", sagt das Sprichwort: Franz Melchersohn konnte das Wort Lügen strafen, denn es kamen Freunde zum Vorschein aus allen Ecken und Enden der Stadt.

Früh morgens schon erschienen diese Freunde; sie teilten mit Franz den Frühtrunk und saßen an seinem Tische zur Mittagszeit. Auch die Nächte suchten sie ihm zu erheitern, denn so ein Waisenkind müsse sich doch gar verlassen fühlen im öden Hause, meinten sie. So kam es denn, daß die Ruhe der Nachbarschaft allnächtlich gestört ward vom Lärm, der aus dem alten Hause schallte.

Manchen Monat ergoß sich in die dunkle Nacht hinaus der Glanz der Kerzen aus dem Thalersaal, lustig ertönte das Klingen der Gläser, die Instrumente der Spielleute und das Jauchzen der Gäste.

„Wie lange wird das dauern?" sprachen die Nachbarn und zogen die Schlafkappen tiefer über die Ohren, um das Gelärme nicht zu hören; „wie lange mag das dauern? Gott besser's!" — Aber es dauerte doch noch eine ganze Weile und ging fort in Saus und Braus, als sei der Brunnen nimmer auszuschöpfen.

Der Handel, den der alte Melchior getrieben, war längst eingeschlafen. In den Schreibstuben webte emsig die Spinne ihre Fäden, um den Zahltisch, an den Pulten ließ sich kein Schreiber mehr erblicken, und die Magazine standen sperrweit offen, so daß die Kinder von der Gasse Versteckens darin spielen konnten.

Wie still es aber auch war in den unteren Räumen, um so lustiger und bunter ging es oben zu. Franz Melchersohn pries alltäglich sein Glück, das ihm so treffliche Freunde zugeführt; denn das sah er wohl, aus sich selbst heraus hätte er es nicht verstanden, sein Geld so rasch unter die Leute zu bringen. Aber die Freunde, die schafften Rat; da wußte der eine heute, wo ein paar kostbare Rappen stünden, und der andre riet ihm zu einem guten Kauf spanischen Weines, denn die Keller des alten Melchior hatten sich allgemach geleert. Der dritte half ihm einen neuen Rock wählen von rotem genuesischen Samt mit Goldknöpfchen und Litzen, der vierte hatte seine Spielkarten aus Frankreich bezogen und lehrte ihn allerhand lockere Spiele, als „Landsknecht" und „Schwarz und Rot." Dabei verflog lustig die Zeit, aber auch das Geld; denn die Freunde hatten überdies, wie rechte Freunde sollen, Vertrauen zu ihm gefaßt und ihm ihre Verhältnisse offenbart. Da fehlte es bald dem einen da, bald dem andern dort, aber immer war es Geld, welches fehlte.

Franz Melchersohn indes wußte, was der Freundschaft zukam, und gab stets mit vollen Händen — bis er am Ende selbst auf den Grund seiner Kasse sah. Das klagte er im Vertrauen dem einen und andern der guten Freunde, und siehe da, sie wußten Rat.

Das Thalerpflaster, meinten sie, sei mit der Zeit doch ganz grün und schimmelig geworden, es sehe nimmer gut aus, aber ein Boden von buntem italienischen Marmor könne sich sehen lassen. — Also wurden die spanischen Thaler ausgebrochen und italienischer Marmor dafür eingesetzt. Vor dem Schimmel und Rost waren die alten Thaler nun bewahrt, denn sie glitten lustig und fröhlich dem Erben und seinen Freunden durch die Hände bis zum allerletzten.

Da kam ein Tag, der war grau und trübselig, Regenwolken hingen am Himmel, und im Hause des Franz Melchersohn sah es gleichfalls trübe und ungemütlich aus. Da und dort steckten die niedergebrannten Lichtstümpfchen auf den Leuchtern, leere Gläser und zerbrochene Flaschen lagen umher, die kalte, feuchte Nebelluft drang durch die offenstehenden Thüren ein und die leeren Räume füllte bis in die fernsten Winkel Unbehagen. — Franz Melchersohn aber saß bekümmert in einer Ecke; der Kopf war ihm wüst und leer und er wartete mit Sehnsucht der Freunde, daß sie kommen sollten, ihm durch scherzhaften und freundwilligen Zuspruch über den grauen Morgen hinwegzuhelfen; aber wie weit die Thüren auch offen standen, es zog niemand aus und ein als der Zugwind, kein Freund ließ sich sehen, kein Diener. Franz Melchersohn blieb allein, ganz allein, bis die Herren vom Gericht kamen mit Notaren und Schreibern und alles aufnahmen, Aktiva und Passiva — zu gunsten der Gläubiger.

Alles kam unter den Hammer — das große Haus mit dem schönen Saale, der Lustgarten vor dem Thor, die Gondeln, die Franz auf dem Wasser gehalten statt der vielen Handelsschiffe seines verstorbenen Vaters. Franz blieb von allem Besitz nichts mehr als ein kleiner Rest, mit dem er ein kleines Geschäft hätte gründen können, falls er zur Arbeit Lust und Geschick gehabt, oder von dem er bei mäßigem Appetite doch ein paar Jahre zehren konnte. Aber das Eingreifen in das Schicksalsrad mußte er erst noch erlernen.

„Nun“, dachte der Lebemann, „Geld und Gut ist verloren, aber hab’ ich nicht gute Freunde in Menge? die werden mir sicherlich aushelfen. . . .

„Freilich hab’ ich sie seit Wochen nimmer gesehen; aber mir scheint, sie zürnen, weil ich mich nicht an sie gewendet und ihre Freundschaft erprobt habe. Gewiß können sie das fordern; weiß ich doch, wie oft mir ein jeder schwur, daß er die Gelegenheit ersehne, mir zu Gefallen zu sein.“

Also machte er sich auf den Weg. Aber er traf es nicht gut; der erste gute Freund mochte verreist sein; und wie oft er auch die Klingel zog, es ward ihm nicht aufgethan. Der zweite konnte ihn gar nicht anhören vor heftigem Zahn- und Ohrenreißen; der dritte konnte sich kaum dunkel erinnern, daß er mit ihm zusammengetroffen; der vierte hielt ihm eine Vorlesung über den Text: „Junges Blut, spar’ dein Gut“, meinend, er selbst wolle fortan es so halten; der fünfte gab ihm Scheltreden, und weder der sechste noch der siebente wollte ihm helfen, so daß er bei dem achten gar nicht nachfragte und sich genügen ließ, als er wahrnahm, daß er vor ihm rasch in eine Nebengasse auswich.

Franz konnte jetzt Betrachtungen über den Wert der Freundschaft anstellen, an Zeit dazu gebrach es nicht. Er mietete sich in einem entlegenen, stillen Gäßchen zwei Stuben und nahm von all seinem früheren Reichtum nichts mit als die nötigsten Geräte; von seinem Flitter und lustigem Leben nichts als seinen roten Samtrock und seine Laute. Seines Vaters einst so tadellos geführte Geschäftsbücher hatten ihm die Gerichtsherren gelassen; er aber ließ sie, wie sie waren, fein eingepackt in einer Kiste.

2.

Franz schickte sich jetzt an, sich in seiner Umgebung etwas umzusehen. Mit seinem Zimmer war er da bald fertig, denn erstlich war dasselbe nicht groß, und zweitens gab es außer seinem Bette, dem Kachelofen und ein paar lebensmüden Tischen und Stühlen gar wenig zu mustern. Der rote Rock und die Laute hingen an Pflöcken an der Wand; aber es war ihm gar nicht danach, als solle er des einen wieder bedürfen und die andre wieder erklingen lassen.

Da er mit Betrachtung des Innenraumes fertig war, öffnete er das kleine Fenster und ließ den Blick die Gasse hinab und hinaufgleiten. Da sah er windschiefe Giebel, räucherige Häuser, an denen die Erker wie Schwalbennester klebten, dunkle Werkstätten und niedrige Gewölbe, aber gar wenig, auf dem ein müdes Auge mit Vergnügen hätte ruhen mögen. Schon wollte Franz sich wieder zu der Betrachtung der biblischen Darstellungen auf dem Kachelofen wenden, als sein Blick auf das Haus gegenüber fiel und da haften blieb.

Das Haus bot zwar nicht viel des Sehenswerten, es war ein nüchtern aussehendes, grämliches Haus mit hohem, schmalem Giebel. Franz aber konnte den Blick nicht davon wenden, und er vergaß über dem, was er sah, die dunkle, unschöne Gasse, die ärmliche Umgebung.

Drüben an einem der Giebelfenster hing ein schwebendes Blumenbeet; darauf blühten in lustigem Flor Gelbveigelein, Rosmarin und Zwergrosen, aber dahinter leuchtete es wie der wonnigste Blumenstrauß: es war das Antlitz der schönen Spinnerin, die hinter den Blumen saß und Faden um Faden zog. Wie die Lilie leuchtete ihre weiße Stirn, Rosenhauch lag auf ihren Wangen,

frisch blühten ihre Lippen, ihr Haar war gelb und seidig, wie der Flachs, den sie zog, und seiner lichtblauen Blüte glich das himmelfarbene Auge, das sie selten nur, aber dennoch zuweilen aufschlug von der Arbeit.

Am andern Fenster saß eine Matrone mit weißem Haar; die Brille auf die Nase geklemmt; auch sie zog unausgesetzt Faden um Faden aus dem Rocken.

Franz schaute und starrte hinüber, bis das Auge der schönen Spinnerin von ungefähr ihn traf; da machte er die tiefste, zierlichste Verbeugung — — aber er merkte nicht, daß die schöne Spinnerin den Kopf zum Gegengruß neigte.

Nun schien es Franz, als habe er eine Beschäftigung; denn Tag um Tag, Stunde um Stunde brachte er damit zu, die fleißige Nachbarin zu beobachten; wer sie sei und wie ihr Name, das hatte er bald erfahren.

Die Spinnerinnen, die mühsam sich selbst von ihrer Hände Arbeit nährten, waren Witwe und Waise eines einst wohlhabenden Kaufmannes, der in seinem Gewerbe Unglück erlitten und sich zu Tode gegrämt hatte, als er sah, der Wagen bleibe im Abwärtsrollen und er könne ihn nicht aufhalten.

Frau Brigitta, seine hinterlassene Witib, war starken Gemütes und ließ sich nicht beugen durch den Verlust aller Habe. Zu stolz, um sich nachsagen zu lassen, auf ihrem und ihres Gatten Namen seien Schulden haften geblieben, zu stolz, um Unterstützungen anzunehmen, überließ sie Haus und Hof wie sämtliche kostbare Fahrnis den Gläubigern und wies jeglichen Beistand ab, da sie meinte, sich mit ihrer Arbeit selbstgenugsam Hilfe schaffen zu können.

In Dürftigkeit ihr ganzes Leben verbringen zu sollen, war jedoch nicht ihres Herzens Meinung; sie hoffte im Gegenteil, daß die Schönheit und Tugend ihrer Tochter ihr den Weg wieder bahnen möge in die Verhältnisse und Kreise, an die sie von Jugend auf gewöhnt gewesen.

An der Witwe und ihrer Weise, das Ungemach zu ertragen, hätte Franz Melchersohn nun das beste Vorbild gehabt; aber er sah nicht nach der Witwe, sondern allezeit nur nach ihrem schönen Töchterlein hin. Frau Brigitta, hatte bei all ihrer häuslichen Emsigkeit doch Zeit genug, um den müßigen Beschauer am Fenster drüben zu bemerken. Sie mußte gar bald erkennen, daß dessen Blicke der schönen Meta und nicht ihr galten, und da sie offenbar befürchtete, die Gemütsruhe des guten Kindes könne gestört werden, so hieß sie Meta ihren Sitz tiefer im Zimmer einnehmen. Das war insofern unbequem, als der Spinnerin nun das rechte Licht fehlte und sie früher als bisher die Ampel anzünden mußte.

Wie unerfahren Franz auch im ganzen war, so mußte er sich doch sagen, daß er gegen die Gesetze der guten Lebensart gefehlt, als er so anhaltend zur fleißigen Nachbarin hinübergestarrt hatte. Daß die schöne Meta seinetwegen nicht mehr am Fenster erscheinen durfte, das konnte er sich nicht verhehlen; — trotzdem sich selber noch öfter am Fenster zu zeigen, das hatte keinen rechten Sinn, und doch war's ihm, als solle er das Sonnenlicht entbehren, wenn sein Blick nicht mehr auf der holden Spinnerin ruhen konnte. — Drängende Arbeiten hinderten ihn nicht am ruhigen Überlegen, und so fand er bald heraus, daß er die schöne Meta betrachten könne, ohne ihr lästig zu fallen. Er kaufte nämlich einen großen Spiegel und stellte ihn in seinem Zimmer so auf, daß das Fenster mit den Blumen und der Spinnerin sich darin malte.

Als ein paar Tage vergangen waren, an welchen der Müßiggänger, wie Frau Brigitta ihn schalt, sich nicht mehr am Fenster gezeigt hatte, erschien gegenüber auch wieder die schöne Meta. Franz, der ihr liebliches Bild im Spiegel auffing, hatte die Befriedigung, zu sehen, daß sie den Kopf öfter nach seiner Seite wandte; wahrscheinlich war sie froh, des lästigen Beobachters ledig zu sein.

Die lauen Sommerabende waren gekommen. Alle Fenster in der Gasse standen offen, da klangen aus Franzens Fenster die süßen Töne der Laute; ein sehnsüchtig Lied schlug aus der Abenddämmerung an das Ohr der Lauschenden.

Die fleißige Meta ließ träumerisch die Hände in den Schoß sinken und wehrte sich nicht, als liebliche Melodien ihr Thränen in die Augen trieben. Auch die strenge Mutter horchte auf und erinnerte sich, daß sie das Lied einstens gehört, wie sie noch jung gewesen und fröhlich sich ergangen hatte in blühenden Gärten mit schattigen Lauben. — Seitdem erklang allabendlich die Laute bald in klagenden Strophen, bald in fröhlichen Weisen; und es schien der schönen Meta, als sei dies eine Sprache, die zu ihr geredet würde, von der sie aber noch nicht recht wußte, wie sie diese verstehen und auffassen sollte.

Dem Franz, der in seinem Spiegel jedoch Tag für Tag und alle Stunden die fleißige, schöne Spinnerin beobachtet, that es leid um den rastlosen Fleiß der schönen Hände, und daß das gute Mädchen sich keinen andern Ausgang gönnen durfte, als den früh morgens mit der Mutter zur Messe. Jetzt zum erstenmal empfand er es bitter, daß er seine Habe so schnöde vergeudet; denn er dachte, wie wonnig es sein müßte, das gute Mädchen und die brave Mutter ihrer Sorge zu entreißen. —

Nun fing er auch an zu überlegen, was er eigentlich von seinem Reichtum gehabt und genossen hatte; es war blutwenig — und je mehr er darüber nachdachte, um so mehr erkannte er, daß er in einem wilden, wüsten Rausche gelebt, und daß er es nicht besser verdient hatte, als von den braven und fleißigen Leuten über die Achsel angesehen zu werden.

Tag und Nacht sann er, wie er es möglich machen könne, der Witwe etwas zuzuwenden; daß er es fein anfangen müsse, das begriff er.

So machte er sich denn einen Überschlag von dem, was ihm von seinem Vermögen zur Verfügung geblieben; er legte nur so viel zurück, als er brauchte, um noch ein oder zwei Jahre davon leben zu können.

Bisher hatte ihn die Hauswirtin ihren stummen Mieter genannt; aber nun ward er auf einmal gesprächig und wußte bald die Rede auf die Nachbarinnen zu lenken. Da erfuhr er denn, daß Frau Brigitta Hanf und Flachs in großen Gebinden zu kaufen pflege, um durch Wiederverkauf des Gesponnenen einen kleinen Mehrverdienst zu erzielen. Aber nun, berichtete die Wirtin, habe die Nachbarin ihr erzählt, wie heuer Hanf und Flachs mißraten und es recht schlimm stehe um lohnenden Einkauf. Da regte sich in Franz das Blut des alten spekulativen Melchior und er dachte, er wolle durch einen vorteilhaften Flachskauf der Witwe den gewünschten Vorteil zuwenden; denn vor allem jammerte es ihn, wenn er früh morgens die schöne Meta in einem so ärmlichen, abgetragenen Kleide zur Messe gehen sah.

Seit langer Zeit verließ auch er zum erstenmal wieder das Haus und erstand, da just ein Schiff mit dem feinsten Brabanter Flachs angekommen, ein hübsches Pöstchen für viel Geld. Durch eine Unterhändlerin ließ er nun der Witwe den teuren Flachs um ein Geringes antragen und freute sich königlich seiner List, als er nicht lange darauf die schöne Meta in einem guten Kleide von flämischem Tuch und mit einem goldgestickten Häubchen auf dem sittsam gescheitelten Blondhaar vorüber gehen sah.

Frau Brigitten war der Flachskauf erfreulich gewesen, und sie nahm sich vor, dem guten Weiblein, das ihr dazu verholfen, ihre Kundschaft nicht zu entziehen. Als sie selbe nun wieder anredete, gab ein Wort das andere, und am Ende der Unterredung wußte die Witwe, daß der Herr Nachbar ihr zu dem Gewinn verholfen. Das war nun nicht nach ihrem Sinne, und obgleich Meta weinte, so wanderten das Tuchkleid und die gestickte Haube zum Trödler und Frau Brigitta saß nieder und berechnete nach Heller und Pfennig die Summe, die ihr durch den Flachsankauf geworden. Als sie mit ihrer Rechnung zu stande gekommen, packte sie das ganze Geld fein säuberlich zusammen und schrieb dazu einen Brief ohne Namensunterschrift, aber in der Weise, als habe einem früheren Schuldner des alten Melchior das Gewissen geschlagen und er zahle die alte Schuld nun dem Sohne heim.

Brief und Geld sandte sie durch einen Boten an Franz Melchersohn; für sich selbst und ihre Tochter aber schaute sie sich nach einem andern Quartiere um, und eines Morgens sah Franz, ohne hierzu des treuen Spiegels zu bedürfen, bei den Nachbarinnen drüben alle Fenster offen stehen und durch diese in leere Stubenräume. — Das that dem armen Schelm, dem nun sein liebster Zeitvertreib geschwunden, bitterlich leid. Zwar erfuhr er bald nachher, wohin die beiden Frauen gezogen; aber erstlich fand sich ihrer nunmehrigen Wohnung gegenüber kein Quartier, und zweitens war Franz doch bescheiden genug, um sich den Frauen durch Zudringlichkeit nicht lästig zu machen.

Daß die schöne Meta sittsam und fromm sei, hatte außer Franz noch ein andrer bemerkt, und das war ihr gegenwärtiger Nachbar, ein junger Witwer, Brauer seines Zeichens und Gewerbes und von Hause aus reich und brav. Nur noch wenige Wochen und das Trauerjahr war abgelaufen, so daß es sich nun eher schickte, nach einer zweiten Frau sich umzusehen. Meta schien ihm wie geschaffen dazu, seine Wirtschaft zu versehen, und als er sein Vorhaben Frau Brigitten vortrug, pflichtete diese ihm bei; daß sie wie Meta in das stattliche, wohlhabende Haus des Brauers weit besser paßten als dazu, in der dämmerigen Stube Tag für Tag am Spinnrocken zu zupfen — das war ja eine ausgemachte Sache.

Dies stellte sie denn nun auch der Tochter in ernstlichen Reden vor, aber zum erstenmal trafen ihre Lehren taube Ohren; Meta wollte und wollte von dem reichen Brauer nichts wissen, wie auch die Mutter zuredete und bat. Die Arbeit sei ihr nicht verleidet, meinte sie, und das Stübchen auch nicht zu enge. Wohl aber würde sie drüben in dem großen Hause nur mit Unlust wohnen, viel eher möchte es ihr da drinnen zu enge werden; sie sei mit ihrer Lage zufrieden und das Wohlleben würde ihr nicht zum Glücke gereichen.

Die Mutter konnte sich in den Gedankengang ihrer Meta nicht hineinfinden; vergebens wies sie Meta auf die Vorzüge hin, deren der Hopfenkönig und sein Besitz sich erfreuten. Meta aber blieb von alle dem ungerührt; in ihrer Seele klangen und sangen die Melodien fort, die sie aus dem Munde des einstigen Nachbars, Franz Melchersohn, vernommen.

So mußte die Mutter sich denn drein fügen, den reichen Nachbar mit einer andern Braut zum Traualtar wandeln zu sehen.

Franz saß indessen daheim, und die Laute hing wieder feiernd an der Wand; der Blick auf die Straße bot ihm nichts, Trübsinn und Langeweile waren seine Stubengesellen. Da fiel einst sein Blick von ungefähr auf die Kiste, worinnen die Handelsbücher seines Vaters lagen, und er nahm diese vor und blätterte darin. Zunächst sah er nichts als blaue und rote Linien und saubere, freilich vergilbte Schriftzüge, aber allmählich las er auch Namen und Ziffern, und endlich vertiefte er sich so sehr in die alten Lederbände, daß er fast das Essen darüber vergaß. Dann machte er sich allerlei Notizen; denn er hatte aus den alten Büchern herausgefunden, daß da und dort noch Gelder ausstünden und dieses oder jenes Haus seinem Vater noch sehr verschuldet war.

Diese Entdeckungen gaben ihm wieder fröhlichen Mut, wie er seit langem nimmer gehabt, und er begann Träume zu spinnen und Pläne darauf zu bauen; denn daß es so auf die Dauer nicht fortgehen dürfe, hatte er doch begriffen.... „Und sind's nur ein paar Weizenkörner“, dachte er, „so kann ich schon damit eine Aussaat wagen und bald die Ernte schneiden. Mit dem, was mir nach Recht noch zukommt, will ich dann einen kleinen Handel anfangen; und weil ich nun gelernt, wie man es nicht machen soll, so will ich jetzt schon sparen und schaffen, damit ich es möglich mache, Meta und ihrer Mutter ein freundlich Heimwesen zu bieten.“

3.

Er gefiel sich so gut in diesen Gedanken, daß er die ganze Nacht davon träumte und am andern Morgen aufstand mit dem festen Vorsatz, alsbald nach Antwerpen zu reisen, um dort die säumigen Schuldner zu mahnen.

Alles, was er noch besaß von Geld und Gut, wandte er an, um sich ein Reitpferd zu beschaffen und im Dome eine Fürbitte zu stiften für einen jungen Reisenden, dem Gott zu seinem Vorhaben Segen und eine glückliche Wiederkehr gewähren möge. — Als das abgethan war, blieb ihm nimmer viel im Beutel; aber wozu auch? Ward er doch frohen Mutes, wenn er daran dachte, mit einem wohlgefüllten Lederbeutel in einigen Wochen schon von Antwerpen wieder heimkehren zu können.

So zog er denn seinen roten Samtrock an, stülpte einen Hut mit breiter Krämpe auf, gürtete einen Degen und den Mantel um und war nun reisefertig. Aber ehe er Bremen Valet sagte, konnte er es sich als letzten Trost nicht versagen, an Metas Fenster vorbei zu reiten. Jetzt, durch das Pferdegetrapp aufmerksam geworden, blickte die schöne Spinnerin auf und Franz sandte ihr den ehrfurchtsvollsten Scheidegruß hinauf, den Meta holdselig erwiderte.

So trabte er denn auf der Straße nach Brabant dahin.

Daheim in Bremen, so oft nach dem Gottesdienst der Priester des jungen Reisenden gedachte und ihn Gottes Schutz empfahl, betete Meta in tiefer Andacht mit, und ihr Segen geleitete ihn, ihre frommen Wünsche waren bei ihm. Denn sie dachte, nur Franz könne es sein, dem diese Fürbitte gälte; ja sie that noch ein weiteres und schloß ihn und sein Vorhaben allabendlich in ihr Gebet.

Die Reise ging langsam von statten, denn um Straßen und Heerwege war es damals schlecht genug bestellt im Heiligen römischen Reiche deutscher Nation.

Eines Tages ritt Franz — es war in Westfalen — langsam auf müdem Gaul dahin durch tiefen Sand; der Tag war schwül gewesen, und jetzt drohte ein schweres Wetter. Sorgsam spähte der Reisende nach einer passenden Herberge umher, aber es wollte sich nichts zeigen; und immer langsamer, fast wie im Schlafe, trabte das Rößlein, immer näher mit pfeifendem Windsgebraus und mit fahlen Blitzen zog das schwere Wetter. Endlich tauchte am Rande eines Moores ein Gehöft auf, wenig einladend anzuschauen, aber sein blechernes Wirtsschild, das der Wind knarrend hin und her schaukelte, machte es dennoch als Wirtshaus kenntlich. Franz saß ab und trat ein; aber erschien das Haus von außen wenig einladend, so sah es im Innern noch weniger behaglich aus.

Bunt durcheinander saßen da fremde Fuhrleute und wandernde Gesellen; die Familie des Wirtes, mit inbegriffen der gesamte Viehstand, hielt sich in dem niedrigen Raume auf; Öldampf und Qualm machte die Luft zum Atmen unerträglich, und die Schwüle des Abends war zur drückenden Hitze geworden durch ein großes Feuer, das mitten auf dem Herde loderte; darüber hingen brodelnde Kessel, deren feuchter Dampf alles noch mehr in Nebel hüllte.

Franz fragte den mürrischen Wirt, ob er ihm kein Stübchen einräumen könne, wo er für sich der Ruhe pflegen könne. Aber der Wirt gab höhnisch zur Antwort, auf vornehme Herren sei seine Herberge nicht eingerichtet; gefalle es ihm hier nicht, so möge er sich zum Ritter Eberhard von Brackhorst verfügen; dort wären Gäste wohl aufgehoben, und es fänden die Müden seidene Betten, Hirschbraten und Schnepfen die Hungrigen und Malvasier und Rheinwein die Durstigen. Da horchte Franz hoch auf, aber die Gäste in der Stube stießen sich mit den Ellbogen an und lachten. —

„Es ist nur e i n e Sache dabei", sprach der Wirt endlich mit Grinsen; „umsonst ist nur der Tod, und dem Ritter muß jeder Gastfreund die Zeche zahlen."

„Das ist nicht mehr als billig", meinte Franz, „und ich will gern geben nach meinem Vermögen."

„Ei, darauf kommt es dem Ritter nicht an", lachte der Wirt; „Geld hat er selbst genug, daran fehlt es ihm nicht, aber er ist gallensüchtig und mag sich gern ein Vergnügen und eine heilsame Bewegung gönnen. Drum läßt er seine Gäste beim Abschied weidlich durchbleuen und hilft wohl selbst dabei; sonst aber mit Ausnahme der blauen Male und roten Striemen lebt unser Herrgott in Frankreich nicht besser als die Gäste des Ritters Brackhorst in dessen gastfreundlichem Schlosse." — So wenig tröstlich dies auch lautete, so dachte Franz doch, die Empfindung der Prügel würde sicherlich nicht so lange dauern als die Qualen dieser Nacht in solchem Raum und bei solcher Umgebung; überdies könne er als Pflaster darauf die Erinnerung an all das genossene Gute

legen, was ihm nach der Versicherung des Wirtes widerfahren sollte. So besann er sich denn nicht lange und schlug den Weg nach der benachbarten Burg des Ritters ein. Er kam gerade an und begehrte Einlaß, als die ersten Tropfen des schweren Wetters niederfielen. Hurtig ward ihm aufgethan; behende Knechte halfen ihm aus dem Sattel und brachten das müde Rößlein in den Stall, ihm selbst aber leuchtete ein Knappe die Stiegen hinan zu dem biderben Schloßherrn.

Als Franz die Stufen hinaufstieg, nahm er sich vor, die Prügel, denen er ja doch nicht entgehen konnte, redlich zu verdienen und daher nicht zaghaft bescheiden aufzutreten, sondern in der Weise eines Gastes, der weiß, daß er eine starke Zeche glatt zu machen hat.

Mit diesem Vorsatz trat er dem wohledlen Ritter, der ihn freundlich willkommen hieß, dreist entgegen, schlug tapfer in seine Hand ein, und da der Ritter ihn aufforderte, es sich bequem zu machen, knöpfte er den Mantel und Rock auf, dehnte sich im Sessel aus und sprach: „Nun, Herr Ritter, lasset Eure Leute mir für einen Imbiß und ein Glas warmen Weines sorgen; denn, bei Gott, ich habe bärbeißigen Hunger und schauerlichen Durst dazu. Dann bitt' ich, lasset mein Rößlein keinen Mangel leiden an Heu und Hafer, darauf halte ich."

Da schmunzelte der ehrsame Burgherr und ließ auftragen trefflichen Wein und ein kräftig Mus. — „Na — wie schmeckt's, Gastfreund?"

„Hm", meinte der, „der Wein ist nicht übel, falls es Euer geringster ist; aber ist's Euer bester, dann kriege ich eine schlechte Meinung von Eurem Geschmack. Auch locket mich ein Mus gerade nicht sonderlich; birgt Eure Küche nicht einen saftigen Braten oder einen herzhaften Schinken, der einen Reisenden, welcher lang' unterwegs ist, wieder zu Kräften kommen läßt?

„Traun! — Ihr gefallt mir, Mann!" rief der Ritter, „immer frisch von der Leber weg, wie man's meint, das ist auch mein Brauch", und er ließ auftragen, was Küche und Keller nur vermochten. So saßen denn die beiden beisammen bis in die sinkende Nacht, und als Franz sich endlich in ein wohlbereitet Bette niederlegte, durfte er sich gestehen, daß er nichts gespart habe, um durch Derbheit seine Prügel redlich zu verdienen. Sanft schlief er die Nacht hindurch und erwachte erst, als die Sonne ihm ins Gesicht schien. Flugs stand er auf, befahl dem Knechte, ihm sein Pferd zu satteln, und rüstete sich in Gedanken zum tapferen Bestehen des seltsamen Abschiedsgrußes.

In der Halle stand der Ritter, den grüßte er und sprach: „So will ich denn mit Gott meines Weges weiterziehen, so es Euch nicht unlieb ist."

„Thut, wie es Euch gefällt", sprach der Ritter, „aber erst müßt Ihr mir noch in einem Abschiedstrunk Bescheid geben."

Das wollte nun Franz auch, und als er den Humpen geleert, sprach er: „Aber jetzt leidet es mich nicht länger, mein Weg ist weit."

„So will ich Euch denn einen christlichen Abschied geben", sprach der Ritter, „und ein ehrsam Geleit bis zum Thore."

„Jetzt kommt's", dachte Franz, „aber er ließ keine Angst merken und schritt dem Ritter nach durch den Hof bis an das Thor; da stand sein Rößlein wohlgestriegelt und gesattelt; es wieherte ihm lustig entgegen, ein Knecht hielt den Bügel. Rasch schwang sich Franz auf das Pferd und rüstete sich zum Abschied.



Franz Melchersohn reitet nochmals zurück, um den Ritter zu befragen.

„Nun wird's doch noch kommen", dachte er, als der Ritter ihm zum Abschied herzhaft die Hand schüttelte. Aber die Zugbrücke fiel nieder und man ließ ihn ungekränkt darüber reiten. „Es werden ihrer wohl etliche draußen stehen am Graben oder hinter dem Busch", dachte Franz; aber er kam auch unangefochten am Graben vorbei.

Das nahm den Gesellen wunder, er wandte das Roß und pochte nochmals ans Thor. — — „Habt Ihr etwas vergessen?" fragte der Ritter, welcher mit seinen Knechten noch an der Pforte stand. — Der Bremer aber sagte:

„Nicht ich, aber Ihr!" und er berichtete frischweg, was er in der Herberge gehört. Da lachte der Ritter in den Bart und sprach fröhlichen Sinnes: „Es ist Euch keine Mär aufgebunden worden, ja, ich hab' schon manchem mit bösem Gruß entlassen, aber wißt Ihr, warum? Seht, ich liebe echt deutsche Art und ein frisch offen Wort, und dann ist jeder Wandrer mir willkommen. Aber gründlich zuwider sind mir die Augenverdreher und Scherwenzler, die Katzenbuckler und Süßredner. Was ich mit gutem Willen gebe, nehm' einer an mit guter Meinung ohne Faxen. Ihr habt Euch so gehalten, wie ich es thun würde, wäre ich an Eurer Stelle gewesen; drum hab' ich Euch den Abschied nicht gegeben, welchen ich denen stets am meisten gesalzen, die mich am meisten mit Firlefanz und Kriecherei zu ehren dachten. Und nun, mein wackerer Geselle, reitet fürbaß!"

5.

Das that nun auch dieser, nachdem er erst seinen Dank gesagt für die gute Aufnahme, und in seinem Innern sich gelobt, hinfüro nicht alles zu glauben, was die Nachbarn von den Nachbarn erzählen. Nach manchem Tag, gemachsam, freilich mit fast leerem Beutel, kam Franz in Antwerpen an. Das war damals die Königin des Handels; ihre Gewerke blühten und Reichtum und Wohlleben schwamm ihr aus allen Meeren zu. Aller Nationen Flaggen wehten in ihrem Hafen auf der Schelde, und fürstliche Pracht zeigten die Paläste ihrer Kaufherren, die stolzen Gemeindehallen und Kirchen. Der Bremer war von der Pracht und dem Treiben geblendet, aber zugleich ermutigt und erfreut, denn er dachte: hier, am Sitze des Reichtums, werde es nicht schwer fallen, die säumigen Schuldner zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu bringen und dadurch seinem Ziele sich zu nähern.

Im Gasthause, darinnen er abgestiegen, fragte er dann, da er bei Tische zahlreiche Gesellschaft fand: „Mag mir einer sagen, wie steht es mit Peter Martens?" — „Ei, er ist ein solider Mann und mehrt täglich seinen Gewinn."

„Ist Fabian van Plürs noch bei Mitteln?" — „Oh! der weiß seines Reichtums kein Ende." —

„Hat Jonathan Frischkier guten Vertrieb in seinem Gewerke?" — „Es mag so gehen, er steht nicht übel." —

„Hält sich das Haus op de Bütekant noch?" — „Ihm haben die spanischen Silberschiffe neuen Zufluß gebracht." —

Und so, nach wem er auch fragte, ward ihm überall guter Bescheid, so daß er frohgemut der reichen Handelsherren Zahlstuben aufsuchte und gar nicht zweifelte, als gemachter Mann aus Antwerpen wieder heimzureiten.

Aber Hoffnung und Erfüllung lagen weit auseinander, denn wo er auch anfragte, ward ihm böser Bescheid. Peter Martens konnte sich des Namens eines Melchior von Bremen gar nicht entsinnen, Fabian van Plürs brachte ihm eine hohe Gegenrechnung und Mynheer op de Bütekant noch eine weit höhere zu Gesicht. Keiner, keiner der Schuldner zahlte ihm nur einen Deut. Ja, die Sache ging immer schlimmer; denn die hartherzigen Antwerpner wandten den Stiel um und verlangten nun von ihm die Bezahlung hoher Summen, die Melchior von Bremen ihnen noch schulden sollte. —

Aus Schuldnern waren sie Gläubiger geworden, und da der Franz nicht zahlen konnte, saß er gar bald hinter Schloß und Riegel im Antwerpner Schloßturm und hatte Muße, über den Lauf der Welt zu grübeln.

Ach wie lang, wie gar lang ward ihm da die Zeit, und wie oftmals verwünschte er seinen Entschluß, nach Antwerpen gezogen zu sein!

Dann dachte er an Meta, und das Herz pochte auf in Weh und Bitterkeit. Statt, wie er gehofft, ihr ein gutes Los bereiten zu können, sollte er nun die besten Jahre seines Lebens im Schuldturm verbringen. — Doch so gar schlimm meinten es am Ende die Antwerpner doch nicht. Nach drei Monden ward ihm die Sentenz, daß er binnen vierundzwanzig Stunden das Weichbild der Stadt zu verlassen habe. Aus Gunst und Erbarmen mit seiner gar großen Jugend und Dürftigkeit wollten es die hochmögenden Herren nicht weiter treiben.

Da stand er nun da, wenig besser als ein Bettler; sein Roß hatte der Wirt bei dem er eingekehrt, gepfändet, sein roter Samtrock war braun und schäbig geworden, und alles, was er an klingender Münze besaß, das waren fünf Gulden Zehrgeld, die ihm die strenge Justiz durch einen ihrer Diener zu guterletzt noch einhändigen ließ. — Damit wanderte er mutlos seines Wegs, grüßte keinen Wanderer und fragte in keiner Herberge nach. Wohin er wollte oder sollte, er selber wußte es nicht; was er beginne, war ihm fremd. Ein müder, zerschlagener Wanderer zog er seine einsame Straße und kam über die niederländische Grenze nächst Scheinberg zu einem Flecken, der Rummelsberg hieß. Da wollten ihn die Kräfte fast verlassen und er trat in ein Wirtshaus ein. — Das Haus war voll Lyker Fuhrleute, die gen Köln zogen mit kostbarer Fracht, und den armen Franz hatte der Aufenthalt im Schuldturm wie das Leben und Rasten auf der Landstraße arg mitgenommen, er sah wie ein echter Landstreicher aus, und Wirt und Gäste schenkten ihm wenig Vertrauen.

Ja, ein alter Fuhrman meinte, es möchte ein Diebspionierer sein, der seinen Gesellen den Inhalt der Frachtwagen verraten wolle, und es sei daher geraten, ihm die Thür zu weisen. Der Wirt, der sich wenig Gewinn von dem schäbigen Gaste versprach und es mit den Fuhrleuten, die stets viel verzehrten, nicht verderben wollte, schlug ihm rundweg die Bitte um ein Obdach ab, doch fügte er hinzu: „Eurer müden Füße und traurigen Augen wegen möcht' ich mich wohl erbarmen. Habt Ihr Mut, in einem einsamen Hause zu übernachten, so könnt ihr wohl Raum und ein leidlich Lager finden dort oben in der Feste Rummelsburg. Das Schloß steht leer und ich habe die Schlüssel dazu; aber ich sage Euch, es steht seit Menschengedenken leer."

„Wenn es weiter nichts ist", sagte Franz, „so gebt mir nur die Schlüssel, ich habe gelernt, die Abwesenheit von Menschen nicht als Unglück zu betrachten."

„Nun so will ich Euch hinaufgeleiten und Euch auch einen tüchtigen Imbiß und eine Flasche Wein mitnehmen. Das ist das Beste gegen die Einsamkeit", sprach der Wirt. — Aber wie gutmütig er sich auch stellte, in seinem Herzen war er ein Schalk. Denn ihm war wohl bekannt, daß es in dem Gemäuer nicht geheuer war; deswegen hatte ihm auch der Burgherr schon vor vielen Jahren den Rücken gekehrt. — Ist's doch wenig behaglich, mit einem Poltergeist unter einem Dache zu hausen.

Der Wirt zündete eine Laterne an und hing sich den schweren Korb an den Arm; so stieg er mit dem lebensmüden Franz die Höhe hinan, auf welcher Rummelsburg lag. Oben angekommen, schloß er die Thür auf, und die beiden traten in die leere Flur. Über die Treppe und deren Stufen zitterte blasses Mondlicht. Dunkelheit lagerte über den Gängen und Sälen. Nachdem sie mehrere derselben durchschritten, gelangten sie in ein wohnlich eingerichtetes Gemach, durch dessen breites Bogenfenster man hinab sah auf das Städtlein. Ein mächtiges Himmelbette war in dem kleinen Zimmer aufgebaut, ein Tisch stand drinnen und breite, gutgepolsterte Sessel, selbst ein kleiner Venezianer Spiegel hing in der Ecke, auf die gerade das Mondlicht fiel.

Der Wirt entnahm seinem Korbe zwei Wachskerzen und zündete sie an.

„Lasset solches sein“, sprach Franz, „mein Beutel verträgt den Aufwand nicht, mir genügt schon das Licht der Laterne, und ist es erloschen, dann scheint mir noch immer der Mond.“

„Ich will Euch nicht verhehlen“, begann nun der Wirt, „daß viele behaupten, in der Rummelsburg gehe ein Spukgeist um; deshalb habe ich Euch diese geweihten Kerzen mitgebracht. Ich meinesteils hab' keinen Glauben an Gespenster, aber es könnte doch so etwas herumpoltern, und da hat geweihtes Wachs allezeit eine sonderliche Kraft — — —“

„Mag es poltern und rumoren“, antwortete Franz, „ich bin so müde, daß ich nichts davon hören werde.“

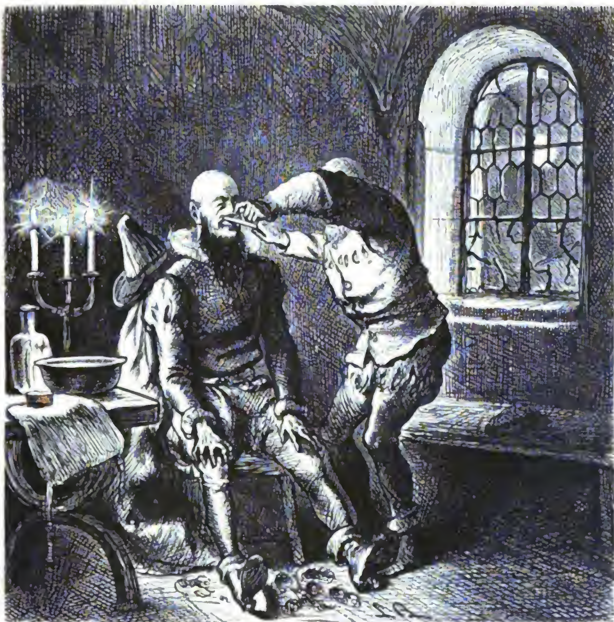
„So wünsche ich Euch eine geruhsame Nacht“, sprach der Schalk; denn er wußte wohl, daß es mit dem Spuke seine Richtigkeit hatte.

Franz war nun allein, er aß, trank und fühlte seine Kräfte wieder neu aufleben; das Fürchten hatte er recht gründlich in der Dunkelheit des Antwerpner Schuldturms verlernt. Er trat ans Fenster und sah hinab auf das vom Mond beschienene Städtlein — vom Wirtshause herauf ertönte noch Lärm. Alles, was er sonst sah, war still und friedlich; Ruhe und Frieden kam auch über ihn. Wohl hörte er draußen den Zugwind durch die Gänge und Galerien fegen und im Getäfel das Gelärm der Ratten und Mäuse; aber das kümmerte ihn wenig, und müde wie er war, legte er sich auf sein Bette und verfiel bald in einen gesunden Schlaf.

Plötzlich erwachte er; ihm war, als habe ein kalter Lufthauch seine Stirne berührt, ein unwillkürliches Zittern flog durch seine Glieder, obschon er sich bewußt war, nicht die mindeste Furcht zu empfinden.

Er fühlte nach Kopf und Stirne — nach dem Puls — ja er war vollkommen seiner Sinne mächtig. Vom Thale herauf hörte er deutlich das Rauschen des Wehrs und die Uhr des Städtleins, die aushob, um Mitternacht anzumelden; er sah die beiden geweihten Kerzen, die er vergessen hatte auszulöschen, mit langen Schnuppen brennen; trotz alledem stand aber doch eiskalter Schweiß auf seiner Stirne. . . . .

Jetzt hörte er deutlich jemand unten gehen, Thür auf, Thür zu; mit langsamen, schweren Schritten kam es die Treppe herauf, schlürfte es durch die Säle und — jetzt — — — Gott steh' ihm bei! — die verschlossene Thür des Zimmers flog auf und darunter stand eine lange, seltsame Gestalt.



Melchersohn erlöst den Geist.

6.

Es war ein großer Mann mit fahlgelbem Gesichte; ein langer, wirrer schwarzer Bart hing herab bis auf die Brust, wirres Haupthaar starrte unter seiner Mütze hervor, einen Scharlachmantel trug er über einem Rocke von altfränkischem Schnitte. Die ganze Erscheinung der seltsamen, unheimlichen Gestalt war so, daß Franz an keinen Lebenden denken konnte, sondern mit Gewißheit ein Gespenst vor sich sah. —

Er blickte hinüber nach den geweihten Kerzen, das Gespenst that es auch, und Franz dankte schon in seinem Herzen Gott, daß ihr rötliches Leuchten den Geist verscheuchen möchte; aber der Segen, der über die Kerzen gesprochen worden war, schien nicht kräftig genug gewesen zu sein, denn der Rotmantel schritt mit langen, langsamen Schritten darauf zu. . . . .

Jetzt ergriff der Geist die daneben liegende Lichtschere und schneuzte die Kerzen unbeschadet ihrer Heiligkeit ganz sachgemäß. Als dies geschehen und die Flammen heller brannten, hing er seinen Scharlachmantel über einen der

Sessel, krempelte die Rockärmel in die Höhe — und entnahm einem Sacke, der ihm um die Hüften hing, ein Messer und einen Wetzstein. — Franz sah das alles aus seinem Bette regungslos mit an; er fühlte, wie langsam kalte Angst ihm gegen das Herz steigen wollte, aber mutvoll rang er sie nieder und machte sich auf das Schlimmste, das kommen könnte, gefaßt.

War sein letztes Stündlein gekommen, nun so war er aller Sorgen ledig, und sein letzter Gedanke sollte ein Segenswunsch für den Vater und die geliebte Meta sein; dann, meinte er, würde ihm das Sterben nicht schwer fallen.

Der Rotmantel wetzte unterdessen den blinkenden Stahl, dann entnahm er dem Sacke ein Barbierbecken und Seife, aus der Flasche auf dem Tisch goß er Wasser ein und schlug nun kunstgerecht mit seiner gelben, dürren Hand die Seife zu Schaum. Nachdem dies geschehen, trocknete er die Hände an einem Handtuche ab, schob einen Sessel vor, und lud mit stummer, aber beredter Gebärde Franz ein, Platz zu nehmen. Dieser begriff, daß er hier Folge leisten müsse, und wie unbehaglich ihm auch zu Mute war, er stieg aus dem Bette und setzte sich in den Sessel.

Jetzt band ihm der schweigende Rotmantel eine Serviette um den Hals, seifte ihn ein, und mit geschickter Hand schor er ihm den Bart glatt.

Da Franzens Bart Monde lang verwildert war, so war das eigentlich ein Liebesdienst zu nennen; aber das Gespenst that noch ein weiteres. Erst fielen Franzens volle braune Locken unter der Schere, dann ward ihm der Kopf eingeseift und so glatt geschoren wie ein Ei.

Es war sichtlich, der Geist verstand sein Handwerk, alles ging manierlich von statten, selbst die Augenbrauen schor ihm der seltsame Geselle rein ab. Hierauf band er die Serviette los und gab Franz ein Zeichen, aufzustehen.

Der war über die Maßen froh, zwar nicht ungeschoren, aber doch mit dem Leben davongekommen zu sein. Er fühlte sich an — es war an ihm alles heil; unwillkürlich machte er dem Gaste einen dankbaren Knix.

Dieser blieb stehen, sah ihn traurig an und strich mit der Hand über seinen langen Bart — — dann ging er ein paar Schritte weiter und wiederholte seine Bewegung, endlich stand er unter der Thür, zum Weggehen bereit; — noch einmal blickte er unsäglich traurig den Schloßgast an und strich nochmals bedeutungsvoll über den Bart.

Franz glaubte zu begreifen, daß der Geist den Dienst, den er geleistet, nun seinerseits von ihm erwarte, und mitleidig wie er war, winkte er dem stummen Barbier nach dem Sessel. — — Siehe! — da schien ein freudiges Aufleuchten über das verwitterte Antlitz des gespenstigen Barbiers zu ziehen — — er nahm bereitwillig Platz, und Franz band ihm die Serviette vor.

Jetzt begann Franz ihm den erwarteten Gegendienst zu leisten; er schlug den Schaum so gut er es vermochte und arbeitete dann mit mehr gutem Willen als Geschick an dem Urwald dieses Haarwuchses.

Daß sein eigentlicher Beruf nicht der eines Barbiers sei, konnte man wohl merken, denn der Patient schnitt unter seinem Schermesser die kläglichsten Grimassen. Endlich war das Werk vollbracht und der Alte so kahl geschoren, wie der Schloßgast selber war. Als das letzte Härlein gefallen war, strich der Geist überaus befriedigt über seine eingefallenen Wangen und sprach:

„Werter Fremdling, habet Dank, ihr habt mich erlöst. O glaubt mir, es ist eine schwere Sache, Jahrhunderte lang, statt ruhig im Grabe zu schlummern, Seife schlagen und barbieren zu müssen, und dieser Fluch traf mich. . . . . Wisset, hier auf dieser Burg hauste vor langer Zeit ein grimmiger Raubritter, der jeden, welcher des Weges zog, beraubte und fort in die Gefangenschaft schleppte — ungeschoren entließ er keinen — und ich war sein Barbier.

„Manchen braven Mann habe ich zu meines Ritters Ergötzen eingeseift und glatt geschoren, so auch einst einen frommen Mönch, dessen Tonsur ich nicht einmal achtete. . . . . Der aber verwünschte mich, und nach seiner Verfluchung sollte ich auch nach meinem Tode meinem Gewerbe obliegen müssen, bis mir einer unerbeten thäte, wie ich ihm. Ach Fremdling, wie manch einen hab' ich seitdem geschoren, doch keiner verrichtete an mir willig das, was du mir gethan: darum sag' ich dir Dank, wiewohl du gerade nicht sänftiglich mit mir verfahren. Derohalben geb' ich dir den Rat: Ergreife nicht das Babiergewerbe, denn wenn du mir auch einen großen Dienst gethan, so sag' ich dir dennoch, du hast kein Geschick hierfür. Hätte ich über Schätze zu verfügen, so wollt' ich sie dir gern ablassen, aber ich war allezeit ein armer Teufel; einen Rat aber will ich dir doch geben. Bleibe hier, bis dir deine Locken wieder gewachsen, dann mach dich auf gen Bremen und stelle dich zur Zeit, da im Herbst Tag und Nacht sich gleichen, auf der Weserbrücke ein; dort wirst du einen Freund treffen, der dir zu Glück und Wohlstand verhelfen wird. Ergeht es dir gut, dann denke meiner und laß alle Jahre drei Messen lesen für die Ruhe meiner Seele."

Nach diesen Worten verschwand der Geist — und die Nacht verging ruhig. Der Morgen stieg rosig empor, und bei seinem Lichte sah Franz, daß alles, was auf seiner Seele lastete, nicht ein schwerer Traum gewesen, sondern volle Wahrheit — — denn dort lagen ja seine üppigen Locken, und ein Blick in den Spiegel bewies, mit wem er es diese Nacht zu thun gehabt.

Deutlich erinnerte er sich auch der Mahnung, einen Freund auf der Weserbrücke erwarten zu sollen; und obschon er auf Freunde kein Vertrauen mehr setzte, so dachte er doch, es könne gerade einer von denen sein, die er aufzusuchen vergessen. Während er noch den nächtlichen Erlebnissen nachgrübelte, pochte draußen an der Thür der Wirt und rief ihn um aller Heiligen willen an, Antwort zu geben, falls er noch lebe.

Als Franz öffnete, schlug der Wirt in scheinbarem Entsetzen die Hände zusammen. „So ist der teuflische Rotmantel auch über Euch hergefallen! und wie hat er Euch geschoren, glatt wie ein Ei, daß sich Gott erbarm'!"

„Ja, der Rotmantel versteht sein Gewerbe", versetzte Franz, „und Ihr sollt dies auch noch erfahren. Damit ihr es nur wißt, das Schloß ist künftig von ihm befreit, dafür aber will er in Euer Haus überziehen und Euch weidlich plagen als Alp in der Nacht und in Euren Viehställen will er Quartier nehmen, um des Schabernackes willen, welchen Ihr mir gespielt; in Eurem Keller will er sich einnisten und, und — — — — —"

„Hört auf, hört auf!" rief der geängstigte Wirt — „sagt mir lieber, was ich thun soll, um solch Unheil abzuwehren."

„Auch das will ich Euch sagen", belehrte ihn drauf Franz voller Bedacht.

„Ich werde hier in dem Schlosse wohnen bleiben, bis mir Haupt- und Barthaar wieder länger gewachsen. So lange habt Ihr mir freie Atzung zu liefern, und mich sorglich zu halten, wie einen Junker."

„Das will ich so gut ich es kann!" rief der Wirt, „schafft nur, daß der verdammte Rotmantel mir vom Leibe bleibe!"

So blieb denn Franz, bis seine Locken wieder die alte Fülle zeigten, in dem Schlosse, wohlverpflegt von dem Wirte; und als er ans Scheiden dachte, zog dieser noch ein wohlgesattelt Rößlein aus dem Stalle, dem war ein straffer Mantelsack aufgebunden voll Kleider und Wäsche. Das war der Dank des Besitzers des Schlosses dafür, daß Franz den Edelhof von dem Geisterbarbier befreit hatte, von dem nie wieder etwas vernommen wurde.



Franz erwartet auf der Weserbrücke den Freund.

7.

Ohne Unfall langte Franz in Bremen an, just vor dem Tag der Herbst-Tag- und Nachtgleiche. In einer seitab gelegenen Herberge stieg er ab, und morgens mit dem frühesten stand er auf der Brücke.

Die Sonne schickte gerade ihre ersten zitternden Strahlen über die Weser hin, und die Bettelleute nahmen erst allmählich ihre Standquartiere ein, der eine hustend, dieser mit einem lahmen Bein und jener mit blöden Augen.

Bald aber ward es lebendiger, die Bauern gingen zu Markte in die Stadt, Handwerker und Mägde schritten vorbei; dann trollten scharenweis die Kinder zur Schule, hierauf folgten bedächtigeren Schrittes die Handelsherren, die sich

auf ihre Kontore begaben; Schiffskapitäne schritten vorüber, Matrosen, Spielleute, schöne geputzte Frauen und Geistliche; aber immer und immer nicht wollte der gute Freund sich zeigen, von welchem der Rotmantel geredet.

Es war Mittag — Franz hatte nicht den Mut, seinen Ort zu verlassen. Wieder wanderten eine Menge Leute hinüber und herüber, dazwischen zogen Reiter und Wagen und stattliche Sänften vorüber. Noch viele kamen und gingen, aber der verheißene Freund befand sich nicht darunter.

Allmählich sank die Sonne, und stiller wurde es auf der Brücke, die Stadt hüllte sich in Dämmerung und vom Dome klangen die Glocken zum Ave Maria.

Franz stand noch immer, aber jetzt mutlos und verzagt, auf der Brücke und sah, wie die Bettler sich anschickten, heimzukehren; er übersah die entleerte Brücke — hinab und hinan — es wollte niemand sich zeigen.

Da, wo er an dem Brückengeländer lehnte, hatte ein alter Kriegsknecht mit einem Stelzfuß gesessen. Er hatte dem Alten, weil sein Gesicht ihm gefallen, ein reichlich Almosen gespendet; der schickte sich jetzt auch an, heimzukehren.

„Es geht zu Abend“, sprach er, an Franz heranhumpelnd; „habt Ihr euer Geschäft noch nicht bestellt, junger Herr? Mich wundert's, was oder wen Ihr den ganzen Tag über auf der Brücke erwarten möget?“

„Ich erwarte einen Freund“, erwiderte Franz.

„Ei, dann ist's ein Schelm, wenn er Euch versprochen hat zu kommen, und hält sein Wort nicht“, meinte der Alte.

Er hat es mir nicht gerade versprochen“, sprach Franz, „aber mir träumte so lebhaft, daß ich ihn finden würde, daß ich nicht daran zweifelte.“

„Lasset Euch von Träumen nicht narren, Träume sind Schäume“, versetzte der Alte; „wollt' ich auf Träume hören, hätt' ich dazu Grund genug. Denn einen Traum vergesse ich mein Lebtag nicht — hört nur! Mir träumte, mein Schutzgeist stünde vor mir und spräche: „Berthold, mich erbarmt es, daß du so in Armut deine Tage weiter schleppst, ich will dich einen Schatz heben lassen. Nimm morgen Abend nach Sonnenuntergang Schippe und Spaten, geh' über die Balgenbrücke am Johanniskloster hin zum großen Roland. Dann schlag' den Weg über den Domhof und den „Schlüsselkorb“ ein und du gelangst außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Steige von vier Stufen hinab zum Eingang führt. Öffne die Thür und tritt getrost ein; wende dich nach dem Weingeländer, hinter diesem steht ein hoher Apfelbaum; trittst du an den Stamm dieses Baumes, das Angesicht gerade gegen den Mond gewendet, so wirst du zwei Zimtrosensträuche erblicken, dort schlage ein und grabe drei Spannen tief, darunter liegt ein Schatz — eine Truhe voll Gold.“

Atemlos hörte Franz dem Berichte zu. Aus allen Merkmalen erkannte er seines Vaters alten Garten, den er mit anderm Gute verschleudert hatte. —

„Und habt Ihr dort nachgegraben, Kriegsgesell?“ fragte er.

Der Alte lachte. „Daß ich ein Tropf wäre und ließe mich narren!“ sagte er, „will mir mein Schutzgeist etwas bescheren, so mag er's am hellichten Tage thun; — Träume sind Schäume — und Euch rat' ich, junger Herr, gehet getrost heim, auf Träume ist kein Verlaß.“

Mit diesen Worten humpelte der Alte davon.

Franz aber sah ihm mit dankbarem Blicke nach, denn er erkannte nun auch, daß dies der Freund gewesen, von welchem der gespenstige Barbier der Rummelsburg gesprochen. — Am folgenden Tage machte er sich mit Schippe und Spaten auf den Weg zu seines Vaters Garten, und als der Mond aufgegangen war, begann er die Arbeit. Er fand alles so, wie es der Stelzfuß beschrieben; er hob mit Mühe die schwere steinerne Platte auf und darunter den Schatz.

Der alte Melchior hatte zu einer Zeit, da Krieg drohte und die Dänen vor Bremen standen, diesen Schatz hier vergraben, ohne daß er vor seinem Tode noch Zeit gefunden, seinem Sohne den Ort zu enthüllen, wo die Truhe lag. Und das war gut, sehr gut, denn vormals wären auch diese geborgenen Summen in dem wilden Strudel mit fortgeschwommen.

Jetzt war es ein rechter Not- und Gottespfennig geworden.

Mit Mühe schaffte Franz den schweren Kasten fort, in welchem er, um ihm jeden Zweifel zu benehmen, einen Zettel von seines Vaters Hand vorfand, besagend, daß seinen Erben dieser Schatz gebühre. — — — — — — — —

Franz nützte die vielfachen Erfahrungen, welche er in den letzten Jahren gemacht hatte, redlich aus. Zuerst sorgte er sich für ein anständiges Unterkommen; dann ließ er, statt der Fürbitte für einen Reisenden, eine Dankmesse für einen glücklich Zurückgekehrten lesen; endlich gab er sich Mühe, einen Handel zu eröffnen, der ihn nähre und sein Kapital mehre.

Nachdem man nun in Bremen nach Jahresfrist recht lobesam von Franz Melchersohn sprach, wie ehrbar und gesetzt er aus der Fremde zurückgekehrt sei und wie fleißig, verständig und gründlich er seinen Geschäften nachgehe; als er sich in Ansehen bei den ehrenfestesten Männern und ehrbarsten Frauen gesetzt und das ihm gespendete Ehrenzeugnis auch zu Ohren der Frau Brigitta und der schönen Meta geklungen, da fand er gute Aufnahme, als er eines Tages an der Thür des Witwenstübchens pochte und er herein trat und ihm zur Seite ein ehrbarer Handelsherr als Freiersmann. — —

Schön Meta schlug errötend die Augen nieder, Frau Brigitta redete dies und das, vorausgesetzt dies und jenes — doch das Ende war und blieb, daß wenige Wochen danach der Hochzeitreigen begangen ward und zum Dome ein glückliches Brautpaar schritt: Franz und Meta. — Und das Glück, das den beiden an diesem Tage lächelte, blieb ihnen treu ihr lebenlang, denn auch sie hielten fest an dem alten guten Spruche: „Bete und arbeite!" —

Frau Brigitta fand ihr Wohlergehen in dem ihrer Tochter und im Bewußtsein, einen braven geachteten Schwiegersohn erlangt zu haben. Dieser aber vergaß in seinem Glücke des alten Kriegsgesellen nicht und gab ihm fortan Wohnung und Nahrung, daß der Alte nimmer zu betteln brauchte, sondern eines behaglichen Lebens sich freuen konnte bis zu seinem Tode.

In dem Dome stiftete Franz drei Messen für die Ruhe aller armen Seelen, und als er selbst nach vielen Jahren samt seinem treuen Weibe heimgegangen war, da bedauerten viele wahre und redliche Freunde den Verlust eines braven Mannes.

Nach J. K. A. Musäus' „Stumme Liebe" bearbeitet von Franz Otto.



Der letzte Käufer des Galgenmännleins.

Der böse Geist im Glase
oder
die Geschichte vom Galgenmännlein.

1.

Der junge Kaufherr Theobald Reichard hatte ein hübsches Gut und Geld genug von seinen Eltern ererbt. In Deutschland aber waren damals trübselige, klägliche Zeiten, denn der Dreißigjährige Krieg verwüstete Städte und Dörfer und Handel und Wandel hörte fast gänzlich auf.

Daher begab sich Reichard nach Italien, in die Prachtstadt Venedig, die damals noch mit allen Teilen der Erde in Verbindung stand und dadurch zu unermeßlichen Reichtümern gelangte. Daher waren dort Verschwendung und Üppigkeit zu Hause, und es fehlte natürlich nicht an Gelegenheit, Schätze los zu werden und durch Schlemmerei in die größte Not zu geraten.

Reichard lebte in der Dogenstadt herrlich und in Freuden und dachte nicht an Handel und Geschäft, sondern nur daran, wie er sich vergnügen könnte. Nichts war ihm zu teuer, und in dem Gasthause, wo sich alle Abende die reichen

Taugenichtse der Stadt versammelten, fehlte er gewiß niemals. Da wurde gezecht, gespielt, gelärmt und anderweitig viel böses Wesen getrieben bis zum Anbruch der Morgenröte. Reichard entging es nicht, wie mehrere dieser sauberen Gesellschaft ihre ganze Habe verpraßten und, nachdem sie ihr Geld verloren und sich zu Grunde gerichtet hatten, von allen ihren Trink- und Spielgesellen sich noch schnöde mißachtet sahen. Er sah dies alles, ward aber hierdurch nicht klug, und so ging in kurzer Zeit sein Geld und damit auch sein lustiges Leben auf die Neige; denn seine Kumpane hatten gar bald weg, wie schlecht es um ihn stand.

Unter den Zechbrüdern an einem der verrufensten Orte war dem Leichtfertigen ein Hispanier aufgefallen, der aber nicht bis in den Tag hineinwütete und die Nacht zum Tage machte, sondern meist nur dem bösen Treiben zusah. Er blieb dabei fast immer stumm, in sich gekehrt, doch auf seinem finstern, hagern Gesicht lagerte eine gewisse Ruhe höchst seltsamer Art. Trotz seines wenig einnehmenden Wesens war er von der schlimmen Kameradschaft gern gesehen, denn er schonte sein Geld nicht, verlor mit derselben Gleichgültigkeit wie er gewann, und hielt die Schwärmbrüder oft wochenlang in all ihren Genüssen frei.

Eines Abends schaute Theobald Reichard recht traurig drein, weil er sich sagen mußte, daß dieses lustige Leben für ihn zu Ende sei. Ihm gegenüber saß der Spanier und sah ihn bedeutsam an. Was mochte der finstere Geselle von ihm wollen, als er ihm einen Wink gab, ihm zu folgen? Unser deutscher Landsmann gehorchte der Aufforderung und ließ sich von dem rätselhaften Menschen vor die Stadt nach einem unheimlichen Ort führen, wo sein Begleiter ihn bedeutete, auf einem verfallenen Gemäuer in seiner Nähe Platz zu nehmen. Dem Reichard wurde es nicht recht geheuer zu Mute.

Der Hispanier aber sprach zu ihm also: „Höre, mein Junge, mit deinen Dukaten geht's ersichtlich zu Rande. Bist du klug, so kannst du dir in jedem Augenblick und zu jeder Stunde so viel Gold verschaffen, als du nur wünschen magst. Sieh' mich nicht zweifelnd an — — ich selbst bin im Besitz des Mittels dazu und verkauf' es dir für wenige Dukaten."

„Was?" sagte Reichard, „Ihr könntet wirklich in jedem Augenblick so viel Gold haben, als Ihr wollt — was kann Euch denn noch an den paar Dukaten liegen, wofür Ihr mir Euer Mittel verkaufen wollt? Und warum wollt Ihr dasselbe eigentlich los sein? .... Alles dieses geht über meine Begriffe!"

„Ich will Euch reinen Wein einschenken", erwiderte der Hispanier. „Vielleicht habt Ihr einmal von den kleinen furchtbaren, aber zum Glück seltenen Wesen gehört, die man Galgenmännlein nennt? Es sind schwarze Teufelchen mit Hörnchen auf dem Kopf, nur kleiner; sie sehen beinahe so aus wie ihr Meister, der Satan selbst. Man trägt die kleinen Unholde bei sich, in kleinen Gläsern eingeschlossen. Besitzt jemand solch ein Männlein, so ist alle Lust und Freude und alles Gold der Welt sein, solange er lebt; aber seine Seele ist dem Bösen verfallen, wenn der Besitzer stirbt, ohne vorher das furchtbare Männlein in andre Hände verkauft zu haben. Bei diesem Verkauf gilt die Regel, daß man immer etwas weniger dafür nimmt, als man selbst gegeben hat. Mein Geldspender kostet mich zehn Dukaten, gebt mir dafür neun, so ist es

Euer Eigentum. Ich für meinen Teil bin wider Willen in den gefährlichen Besitz gelangt, indem ein Betrüger mir es als Naturseltenheit verkaufte."

Theobald Reichard kam der Antrag wie gerufen. Sicher waren ihm nun auf lange hinaus alle Freuden der Welt, und wenn er diese durchgekostet, durfte er nicht hoffen, den schlimmen Gast, welchen er bei sich trug, zu jeglicher Zeit wieder loszuwerden? Aber er war in Venedig schon so oft betrogen worden, daß er auch diesmal fürchtete, angeführt zu werden, was er dem Hispanier ehrlich heraussagte.

Der Mann mit dem Galgenmännlein sah seinen Gefährten mit sonderbarem Blicke an und fragte ihn, ob einer, der solche Feste wie er gäbe, wohl nötig habe, einen andern wegen neun Dukaten zu betrügen?

Reichard wollte jedoch so wenig als möglich riskieren und bot dem argen Kameraden fünf Dukaten. „Narr!" polterte der Hispanier, „gebt mir meinetwegen nur Einen Dukaten, oder nur einen Heller; genug, wenn ich's nur los bin. Ich forderte neun Dukaten nur zu Eurem Besten und zum Besten derer, die nach Euch das gefährliche Ding kaufen, damit es nicht so bald schon für die niedrigste Münze der Welt losgeschlagen wird. Der es also weggibt, fällt dann um so gewisser und unrettbarer, ich wiederhole es, in des Teufels Klauen. Jeder muß es um geringeren Preis wieder verkaufen, als er es erstand."

Aber Reichard beharrte bei dem Gebot von fünf Dukaten. Der Hispanier sträubte sich nicht länger und überließ für diesen Preis dem jungen Deutschen ein gläsernes Fläschlein, worin dieser beim Sternenlicht ein schwarzes Wesen wild auf- und niederfahren sah. Er machte sogleich die Probe mit dem erstandenen Gute, wünschte sich sein Kaufgeld doppelt zurück — stracks hielt er zehn Dukaten in der Hand.

Heiterer, als sie gegangen waren, kehrten beide ins Wirtshaus zurück: der eine, weil er einen so wertvollen Schatz besaß, der andre, weil er einen so gefährlichen Besitz losgeworden. Die Zechbrüder wunderten sich, als sie beide, die kurz vorher noch so trübsinnig gewesen, auf einmal so höchlichst zufriedengestellt wiederkehren sahen.

Theobald konnte nun mit vollen Händen geben. Der Wirt erhielt Befehl, noch um Mitternachtszeit ein köstliches Mahl herzurichten, hinreichend, um für mehrere Tage seine Trinkbrüder in Saus und Braus zu erhalten. —

Der Hispanier nahm an dem allen keinen Teil mehr. Er sagte noch in der Mitternacht seinen bisherigen Genossen ein kurzes: „Lebet wohl!" Einige wollten in Erfahrung gebracht haben, er sei sogleich in ein Kloster eingetreten, um im härenen Kleide und unter eifrigem Gebet die Last abzubüßen, welche sein Gewissen beschwerte. Glücklich hatte ihn also der Besitz des kleinen Teufels nicht gemacht.

Wie es nun Reichard trieb und welch ein Leben er führte, thut nicht not, ausführlich zu beschreiben: er lebte und verpraßte seine Reichtümer mit den verrufensten Personen — Männern und Weibern; — kaufte sich Schlösser und Güter und veranstaltete die wundervollsten Feste. Das Kostbarste und Seltenste war ja für ihn erreichbar, er durfte nur dem Geldteufel in der Tasche befehlen: „Schaffe Gold herbei — mehr Gold, immer mehr — Gold!" —

2.

Im Strudel von Genüssen und Lustbarkeiten findet der Lasterhafte nie Ursache und Zeit, über seine Versunkenheit nachzudenken. Auch Theobald sank immer tiefer, ward täglich gottloser und verächtlicher.

Eine Dirne besonders hatte großen Einfluß auf ihn gewonnen. Mit ihr saß er eines Tags am Ufer eines Baches, welcher den Park eines seiner Landhäuser durchschlängelte. Lange schon scherzten beide mit einander. Da sah die Dirne eine kleine Kette um seinen Hals geschlungen. Sie zog dieselbe neugierig hervor und gewahrte nun das Galgenmännlein im Fläschchen, welches an der Kette hing. Das Männlein gefiel sich in tausend tollen Grimassen, welches sie eine Zeitlang belustigte; als sie jedoch den Unhold näher betrachtete und bemerkte, wie gräßlich und häßlich er aussah, schrie sie voller Entsetzen: „Pfui! dies Satansding ist ja häßlicher noch als die garstigste Kröte.“ Damit warf sie das Fläschchen ins Wasser.

Dies geschah rascher, als es sich erzählen läßt; man denke sich nun den Schrecken des Leichtsinnigen! Die Venezianerin konnte nicht begreifen, weshalb er so außer sich geriet. Ihr sagte Reichard freilich den Grund seiner Trostlosigkeit nicht; er gab vor, das Gläschen hätte eine Naturseltenheit enthalten, die er theuer erkauft und die ihm daher lieb gewesen.

Nachdem der erste Schreck vorüber, überlegte Reichard, was nun zu thun sei. Der Galgen- und Goldteufel war fort, aber er hatte ja noch sein Schloß, seine Landhäuser, seine Güter und noch manchen Dukaten in seiner Tasche. Nachdem ihn seine schlimme Freundin verlassen, wollte er vor allem wissen, wie viel Dukaten er noch besitze. Er griff daher in die Tasche, siehe da, er hielt die Flasche mit dem Galgenmännlein in der Hand. Jetzt erst begriff er, was sein Besitz bedeute — ihm fiel ein, daß ohne Verkauf das gefährliche Ding nie und nimmer von ihm lassen würde, und er jubelte darüber laut auf. — Ach, hätte er gewußt, wie viele Qualen er noch ausstehen müßte, bevor er den Höllengeist losgeworden — er hätte nicht gejubelt, und er jubelte auch da nicht mehr, als er wahrnahm, daß der böse Geist im Glase ein womöglich noch gräßlicheres Aussehen angenommen.

War es bisher bei Reichard hoch hergegangen, so fand seine Verschwendung nun keine Grenzen mehr. Selbst Venedig, das reiche, üppige Venedig, konnte oft nicht liefern, wonach sein ungenügsamer Sinn gelüstete.

So war es eine Weile lustig fortgegangen, als unser Lebemann krank wurde und immer ersichtlicher dahinsiechte. Wohl ging er sein Galgenmännlein um Besserung an; es erfolgte jedoch keine, und des besten Arztes Künste waren auch nicht im stande, einer durch lotteriges Leben zerrütteten Natur so rasch wieder aufzuhelfen. — Er selbst hätte es vielleicht durch Enthaltsamkeit und Mäßigkeit noch am besten gekonnt — aber ihm gebrach's an Willen und Ernst.

Während er so danieder lag, hatte er einmal in der Nacht einen gar sonderbaren und aufregenden Traum. Es war, als ob die Arzneigläser, die auf dem Tische vor seinem Bette standen, in Bewegung gerieten; eines derselben tanzte und sprang und rannte den andern Gläsern klingend gegen Hals und Bauch. Das war just das Glas mit dem Galgenmännlein.

Und ihm träumte weiter, wie er das Galgenmännlein angerufen, es möge ihm doch helfen, und wenn es das nicht könne, ihm doch wenigstens die Gläser nicht zerbrechen; aber das Männlein tanzte und sang in der Flasche:

„Hei! hei! Was hilft dir dein Ächzen
  und Stöhnen?
Du bist ja mein,
Und nimmer will ich dich lassen.

Hei! hei! hei! hei!
In die ewige Pein
Kommst du hinein;
Der Schwarze läßt nicht mit sich spaßen.“

Und damit zog sich das Galgenmännlein lang und dünn wie ein Faden empor, kroch aus dem verpichten Glase hinauf, obwohl sich Reichard alle Mühe gab, den Propfen festzuhalten, zuletzt wurde aus dem Spuk eine lange dürre schwarze Gestalt, welche ihre großen Fledermausflügel greulich ausspreizte, zu tanzen begann und dabei mit den häßlichen Flügeln schwirrte. Ja, am Ende legte der Höllengeist seine kalte und rauhe Brust an Reichards Körper, die Flügel umschlossen den Ächzenden immer enger, und die Fledermausaugen starrten fürchterlich und grimmig den Träumenden an.

Da erwachte Reichard, wie in kaltem Todesschweiß gebadet. Es war ihm, als kröche eine schwarze Kröte ihm eilig von der Brust über den Leib und schlüpfe in die Tasche des Nachtkleides hinab, und als er dahin griff, faßte er das unheimliche Fläschchen. — Ach! der reiche und nun arme kranke Mann hatte der bösen, schrecklichen Träume, die ihn erzittern machten, noch viel mehr. Aber die Träume wären nicht so schlimm, wären wohl nicht immer schlimmer geworden, wäre nur sein Lebenswandel besser gewesen.

Während er so, erfüllt von steigender Angst und Schrecken, dahinlebte, klingelte er oft seinen Dienern; aber diese lagen wie im Todesschlaf da, und es erschien keiner. Sollte auch daran der arge Gast im Glase schuld gewesen sein?

So befand sich Reichard denn während schwerer Krankheit meist allein mit seinem bösen Gewissen, allein mit den bösen Gesichtern, die ihn verfolgten. Daher dachte er bei Tag und Nacht nur noch daran, wie er des Galgenmännleins sich entledigen könnte. So verfiel er auf den argen Gedanken, den verhaßten Besitz seinem ehrenwerten Arzte in die Hand zu spielen. Dieser, ein gelehrter Mann und ein großer Naturliebhaber, erbot sich, das seltsame Wesen zu kaufen und an seinem ärztlichen Honorare abzurechnen; er wollte aber, da er nicht reich war, nur drei Dukaten dafür geben. Ach! dafür gab es der Kranke, um den Klauen des Satans zu entgehen, herzensgern, und er überließ das erlöste Geld den Armen, denen er vorher, als er Hunderttausende von Dukaten verthat, keinen Heller geschenkt hatte.

Bevor er noch das Galgenmännlein bei seinem Arzte angebracht, verfehlte er nicht, sich etliche tüchtige Säckel mit Dukaten unter sein Bett zu wünschen. Jetzt, da er seinen höllischen Zauber losgeworden, forschte er nach seinem Schatze, zu dessen Aufbewahrungsort nicht jeder hatte gelangen können. Aber nirgends ließ sich etwas finden. Wohl aber vernahm er von seinen Dienern, daß seine falschen Freunde und Freundinnen oft den Zutritt in jenen Zimmern erlangt hätten, wenn er gerade in Fieberträumen gelegen. Als er sich an seine Liebste wandte und nach seinen Dukaten fragte, lachte diese ihn aus und sagte ihm spöttisch ins Gesicht:

„Guter Theobald, aus dir spricht die Einbildung des Fieberkranken — sei kein Thor und bilde dir ein, solche Schätze im nächsten Zimmer offen unter deinem Bette verborgen gehalten zu haben!“

Was sollte er nun beginnen, da seine Schätze verschwunden und er das Dukatenmännlein verkauft hatte? — — „Hm!“ dachte er, „hab' ich ja noch Schlösser und Güter genug, die will ich losschlagen.“

Er hatte einer Nichtswürdigen, welche ihn in guten Tagen ihren liebsten Freund genannt, in seiner Vertrauensseligkeit leere, unbeschriebene Blätter Papier anvertraut, mit Unterschrift und Siegel versehen, damit das liebe Herz nur oben drauf zu schreiben brauche, was es wünsche. Sein unterfertigter Name oder vielmehr die Künste des Galgenmännleins bürgten für alles.

Jetzt aber, als er seine Besitzungen verkaufen wollte, mußte er zu seinem Schrecken erfahren, daß er gar nichts mehr besitze; denn es stand auf dem leergelassenen Raum der ehemals weißen Blätter in bester Form Rechtens geschrieben, daß dieses Schloß und jenes Landhaus an diese oder jene Dirne oder an einen falschen Freund um den und den Preis verkauft seien.

Er besaß nichts weiter als dreißig Dukaten, dazu ein Herz voller Grimm über die Künste verächtlicher Freunde und gemeiner Betrügerinnen.

Da trat sein Arzt zu ihm herein, den er hart und zornig anfuhr: „Geld zu erhalten, kommt Ihr doch nur her! Aber gebt mir lieber ein Giftpulver, daß ich die Marter des Lebens los werde. Geld habe ich nicht mehr!“

„Behaltet Euer Geld, werter Herr“, erwiderte der gelehrte Mann, „um Geld und Lohn allein hab' ich nie gedient, obwohl ich selbst des Geldes nicht zu viel besitze. Indes hab' ich mir zu Eurem Besten eine recht heilsame, körperstärkende Arznei ausgedacht, die einzige, die Euch vielleicht noch aufhelfen kann. Die habe ich, während ihr schlummertet, samt dem Rezept in Euren Schrank gestellt. Wollt Ihr mir meine Auslage geben, nur zwei Dukaten, so ist sie Euer.“ — Die zwei Dukaten wurden alsbald verabfolgt.

„Lebt wohl und werdet endlich einmal wirklich gesund“ — sagte der Arzt und entfernte sich. Theobald rief ihm tausend Dank nach. —

Als er jedoch in dem Schranke nachsah, fand er ein Glas in ein beschriebenes Papier gehüllt und in dem Glase erblickte er — den furchtbaren Geist wieder, der von ihm nicht ablassen zu wollen schien. Auf dem Papier aber stand: „Bube! um meine Seele wolltest du mich bringen, während ich suchte deinen Leib genesen zu machen! O, rette deine Seele aus den Klauen des Satans, so lange es noch möglich ist.“

Bis zum Tode erschrocken, sank Theobald zusammen. Hatte er doch abermals den Galgenteufel erkauft — diesmal um nur zwei Dukaten! — —

Nun gedachte er seinen schrecklichen Verfolger in Scherz und Spiel bei derjenigen loszuwerden, die ihn um einen guten Teil seiner Habe gebracht. Vorher aber wünschte er sich doppelt soviel Dukaten, als er vor etlichen Tagen unter dem Bette gehabt. Diesen Schatz legte er bei einem für sicher geltenden Wechsler nieder und ließ sich einen Schein über seine Schätze geben. Nun, dachte er, habe es keine Not, zumal er durch Wohlleben übersättigt, meinte, auch mit wenigem auskommen zu können.



Wie dem Reichard das Galgenmännlein von den Kriegsknechten abgenommen wird.

3.

Indes welche Mühe sich auch Theobald gab, sich des höllischen Unholds zu entledigen — dieser stellte sich immer wieder bei ihm ein. Reichard hatte unter Lachen und Scherzen das seltsame Männlein einer seiner verrufenen Freundinnen für einen Dukaten abgetreten. Wiewohl mehrmals entschlossen, aus der Nähe seiner lockeren Gesellen zu fliehen, weit weg in ein andres Land — zechte, lärmte, spielte, schwelgte er noch monatelang weiter fort, und da ihm Verschwendung und Großthun zur zweiten Natur geworden, wollte er nun erst recht zeigen, daß es ihm an nichts fehle. Und als es dennoch zu fehlen anfing, begab er sich zu dem Wechsler, um sein bei demselben niedergelegtes Geld sich zurückgeben zu lassen. Aber da wollte niemand weder von ihm noch von seinem Gelde etwas wissen. Man sagte ihm dreist, er sei ein Narr oder noch etwas Schlimmeres, und als er sich darüber ernstlich erzürnte und auf seinen Schein pochte, den er präsentierte, da zeigte er ein leeres, weißes Blatt Papier vor. Ohne Zweifel hatte der Kaufmann seine Quittung mit betrügerischer Tinte geschrieben, die nach kurzer Zeit wieder verlosch, ohne eine Spur zurückzulassen.

Also war auch diesmal kein Segen im Gelde des Galgenmännleins.

Was sollte Reichard nun beginnen? Verhungern wollte er nicht und noch weniger dachte er daran, sich ein Leid anzuthun, denn er liebte das Leben doch noch immer. Auch besaß er noch etliche Dukaten, und so erstand er für einen

Teil des Geldes einen Tabulettkram; jedes Büchschen des Kleinkrams hatte er um etwa zwei Sechsbätzner eingekauft. Mit diesem Krame zog er nun umher und verkaufte seine sieben Sachen so gut und teuer es gehen wollte. Er mußte sich oft mit der schmalsten Kost zufrieden geben, denn seine Einnahmen gestatteten ein flottes Leben nicht. Doch ging's bald besser mit seinem Geschäfte, die Käufer zahlten willig, was er forderte, so daß er anfing zu glauben, er könne wohl mit der Zeit von seinem Krame sorgenlos leben.

Aber woher kam wohl die neue Gunst des Glückes? — Es kam von dem Galgenmännlein, welches er, ohne es zu wissen, wieder in seinem Tabulettkasten herumtrug. — Er war eines Abends in die Herberge gekommen und hatte seinen Kasten abgesetzt, als einer der Umstehenden, der seine Raritäten besah, ihn fragte, was denn das für ein häßlich Ding sei, welches, in dem Fläschchen eingesperrt, solch närrische Bewegungen mache? Da gewahrte er mit Schrecken den Gast, der sich wieder bei ihm eingestellt; nun bot er allen Anwesenden sein Männlein um einen Sechsbätzner an, denn für zwei Sechsbätzner hatte er selbst es gekauft. Aber niemand mochte so viel dafür ausgeben. Der, welcher es ihm verkauft hatte, wollte es aber um keinen Preis wieder zurückkaufen und riet ihm schließlich, er solle sich damit zu seiner ehemaligen Freundin scheren, von welcher er den ganzen Trödel erkauft hatte. — Dahin begab er sich auch, aber ihm wurde samt seinem Kram die Thür gewiesen. Der Hausverwalter sagte ihm, es sei allen viel wohler zu Mut, seitdem das häßliche Ding weg aus dem Hause sei. Man habe es ja deshalb nur verkauft, weil niemand in seiner Nähe hätte seines Lebens froh werden können.

Angst und Entsetzen überfiel Theobald, als er sich vergeblich bemühte, den Teufelsmann loszuwerden. Er wollte versuchen, ob es ihm an einem andern Orte eher gelänge. Also wünschte er sich von neuem unermeßliche Schätze und reiste damit auf glänzende Weise nach Rom. Hier, meinte er, könne es ihm nicht fehlen; aber der Galgenmann tanzte immer toller und vergnügter in dem Gläschen auf und nieder, gleichsam als ob nun seine Dienstzeit bald um und — Reichard dem Bösen gewiß sei.

Unser Unglücksmensch erlangte bald in den größten und vornehmsten Gesellschaften Roms Zutritt, zumal er Geld im Überfluß hatte. Aber er wurde bald überall für toll gehalten, weil er seine „Naturseltenheit“, von der er so sehr viel Rühmens machte, um wenige Groschen jedermann aufdringen wollte.

Sein Entsetzen, sein Grausen stiegen mit jedem Tage, immer aufgeregter und wilder wurden seine Träume, nirgends fand er Ruhe. Da hörte er die Kriegstrommel rasseln, und in seiner Verzweiflung ließ er sich anwerben.

Aber die Kugeln schonten seiner, und so rasch, als er in den Streit geeilt, so bald entzog er sich demselben wieder; das Knattern, Pfeifen und Sausen der bleiernen Bohnen, der Schall der Trompeten waren ihm zuwider. — Auch im wüsten Treiben des Krieges fand er nicht den Frieden seiner Seele, wohl aber lastete der Gedanke schwer auf ihm, fiel ihm immer schwerer auf sein Herz, was aus ihm würde, wenn er mitten im Kampfe bliebe.

So zog er unstet hin und her, ohne zu einem Entschluß zu kommen, was er beginnen solle. Ermüdet und von Gewissenspein verfolgt, suchte er

Ruhe im Dickicht eines Waldes. Hier versank er in Schlummer. Seine Erschöpfung war so groß, daß er vergebens sich aufzuraffen suchte, als eine Donnerstimme zu seinen Ohren drang: „Bist du tot oder lebendig, du Hund, so sag' es; da braucht man sein Pulver nicht zu verplatzen!"

Reichard sah nun auf und bemerkte, daß etliche Buschklepper sich bereits seinen gespickten Mantelsack, sein Pferd und was er sonst sein nannte, zu eigen gemacht hatten. Dies alles führten sie von hinnen, keiner aber wollte für das Fläschchen mit dem Galgenmännlein auch nur drei Groschen geben.

„O, du Narr", sagte einer, „das Ding nehme ich, aber zahlen mag ich nichts dafür." Und damit nahm er's und steckte es zu sich.

„Nehmt es immerhin", sprach Reichard; „aber ich fürchte, es wird nicht bei Euch bleiben, wenn Ihr es nicht wirklich erkauft habt." — Doch der Kriegsmann lachte dem Warner ins Gesicht und zog seinen Kameraden nach.

Reichard schaute ihm noch nach; da — richtig — als er an seine Tasche fühlte, da überzeugte er sich, daß er das furchtbare Männlein wieder bei sich trug. Der Kriegsmann jedoch, der es an sich genommen, vermißte es und kehrte bald nachher zu Reichard zurück, denn er meinte, er habe das seltsame Ding im Grase verloren und suchte nun emsig danach. Reichard wiederholte, daß er sich keine Mühe geben möge, denn das seltsame Männlein werde nimmermehr bei ihm bleiben, gäbe er ihm nicht irgend etwas dafür. Drei Groschen seien gewiß nicht zu viel und dafür könne er es ja haben. Aber der Kriegsknecht wollte nur einen Groschen geben, wofür es denn Reichard endlich abließ. Er besaß nun nichts mehr als diesen einen Groschen. Doch so leicht es in seiner Tasche geworden, so licht wurde es dafür in seiner Seele.

Was aber sollte er nun anfangen? Doch das fand sich; hatte er doch frischen Lebensmut wieder gewonnen, seitdem er sich des Alps, der ihn bisher bedrückte, ledig fühlte. —

Er begab sich wieder unter das Kriegsvolk; nur diente er einer andern Partei, diesmal nicht hoch zu Roß und von Dienern gefolgt, sondern als einfacher Fußknecht. Vorher alle Taschen voll Dukaten, jetzt in Summa nur einen Groschen im schlaffen Lederbeutel ....

Gewohntermaßen wollte er nach einem Löhnungstage sein Glück im Spiel versuchen. Er gewann anfänglich, gewann viel, aber schließlich verlor er alles wieder und kein Kamerad wollte ihm auch nur ein paar Groschen borgen. Aus Ärger zog er nun die Patronen aus seiner Tasche heraus, setzte sie aus, und verlor sie just an denselben Soldaten, dem er sein Männlein verhandelt hatte, denn wo das Männlein war, da weilte auch das Glück, das wetterwendische.

Am andern Morgen kommt der Korporal ins Zelt und schreit: „He! heda! he! der Generalinspektor wird bald da sein und jeden Mann besichtigen; wer seine Montur und Waffen nicht in Ordnung oder gar seine Patronen verlottert hat, wird ohne Gnaden erschossen." — Reichard besaß gerade noch fünf Heller, womit er, nachdem er lange vergebens in allen Zelten herumgelaufen war, um sich Munition zu verschaffen, zuletzt zu dem Soldaten kam, der ihm das Galgenmännlein und sodann im Glücksspiel seine Löhnung abgenommen hatte. Dieser ließ ihm nun nach langem Flehen, aus Barmherzigkeit, fünf Patronen

für fünf Heller ab, weil er solche gerade übrig hatte und für einen guten Kameraden gelten wollte. — Die Musterung ging vorüber, ohne daß ein Mann erschossen worden wäre. Eine Menge Kriegsvolk strömte nun zu den Trinkbuden, nur Reichard nicht, der keinen Heller mehr besaß. „Ach“, seufzte er, „wenn ich doch jetzt nur einen von den händevoll vergeudeten Dukaten hätte.“ — Und siehe — der Dukaten befand sich sogleich in seiner Hand. Da erschrak er über alle Maßen, denn es fiel ihm alsbald das Galgenmännlein ein. In der That hatte sich richtig der kleine Schwarzkünstler wieder bei ihm eingestellt: das Fläschchen, gleich einer Patrone in Papier eingewickelt, hatte bei den erkauften Patronen des Kameraden gelegen und war mit diesen wieder zu ihm zurückgekehrt. Das erfuhr er von dem Kameraden, als dieser das Galgenmännlein von ihm zurückforderte, da er es ihm aus Versehen statt einer Patrone überlassen.

Wie gern gab Reichardt das unheimliche Wesen zurück. Aber es wich von ihm nicht wieder, sondern stellte sich bei ihm immer von neuem ein. Da überfiel ihn Mutlosigkeit und grausiges Entsetzen — er warf den Dukaten mit Abscheu weit von sich, und lief, so weit ihn die Füße nur trugen, tief in den dichtesten Wald hinein, wo er am späten Abend müde und lechzend an einem dürren Baum zu Boden sank und sich, um den brennenden Durst zu lindern, nur eine Flasche voll Wasser wünschte. Im Augenblick war die Flasche mit Wasser bei der Hand, doch anrühren mochte er sie nicht. Wohl aber überlief es ihn bald heiß, bald kalt, als er statt der Flasche das eiskalte Fläschchen mit dem furchtbaren Insassen zwischen seinen Fingern fühlte. Kalter Schweiß rann ihm von der Stirn. In Verzweiflung erhob er sich, er fürchtete sich vor sich selber und rannte querfeldein, über Hecken und Gesträuch weiter, weiter in den dichten Wald hinein.

Hier sank er in Ohnmacht — aber nicht wohlthuender Schlaf umfing ihn, sondern gräßliche Träume marterten seine Seele. Ihm schien's, als winde sich wieder das Galgenmännlein aus der Flasche heraus und senke sich mit furchtbarer Schwere auf seine Brust nieder. „Ach“, stöhnte er, „weiche von mir, Unhold; du gehst mich ja nichts mehr an, ich habe dich ja verkauft!“

Der Handel gilt nicht — gilt nicht“, grinste der böse Geist. „Hast mich für einen Heller mit den Patronen zurückerstanden; hättest mich ja noch wohlfeiler wieder verkaufen sollen! Aber unterm Heller gibt's keine Münze. Ich wanke nicht und weiche nimmer von dir; dich habe ich nun ganz gewiß.“

Da erwachte der arme Mann mit dem bösen Gewissen und rannte zu einem Felsenabhang hin, dort schleuderte er das Fläschlein in die Tiefe; aber im nächsten Augenblick war's wieder in seiner Tasche.

„Weh mir! weh mir!“ schrie er. „Ehemals war es meine Freude, wenn es wiederkehrte, jetzt wird es mir zum Alp, der mich erwürgt.“

Einem Rasenden gleich, stürmte er die lange, lange Nacht umher; bei jedem Schritt klirrte die Hülle des Galgenmännleins in der Tasche.

Am frühen Morgen nahm Reichard das Fläschlein, warf es vor sich hin und trampelte wütend mit den Füßen darauf herum; doch der, welcher im Glase weilte, ließ sich's eine Zeitlang gefallen, dann aber kehrte er erst recht in des Unseligen Tasche zurück, und an das Ohr des Gefoppten tönte das heisere Gelächter des Galgenmännleins.

„Satan!“ rief er mehr wie einmal grimmig, „Teufel, laß ab von mir!“ Aber ihm ward keine andre Antwort, als das Hohnlachen des bösen Geistes im Glase, der von ihm nicht weichen mochte.



Errettung des Fürsten aus den Krallen des Ungetüms.

4.

Theobald forschte nun nach einer Münze, die geringer wäre als ein Heller. Er fragte überall nach — umsonst — er wurde überall ausgelacht, weil er nach etwas so Wertlosem begehrte, das nicht einmal vorhanden war. So war Tag für Tag, so waren Monate hingegangen — Monate voller Höllenqual.

Ach! die Hoffnung, von dem bösen Geiste loszukommen, mußt nun wohl aufgegeben werden, doch der heiße Wunsch lebte fort in dem Unglücklichen.

An einem Nachmittage hatte der Arme sich in einer düstern, felsigen Gegend verirrt. Wie ohnmächtig lag er da, als schwere Rosseshufe über den Boden erdröhnten. Und es kam ein großer Mann auf einem hohen schwarzen Pferde angesprengt; der Reiter sah so unheimlich aus, als wäre er das Unglück in eigner Person. Er hatte ein prächtig glitzerndes Kleid an, darüber hin wallte ein blutroter Mantel, dessen Farbe so grell war, daß es einen gruselte. Reichard erbebte, als er den Unheimlichen vor sich anhalten sah.

„Was betrübt dich so sehr, Gesell?“ herrschte ihn der Unbekannte mit gellender Stimme an; „du siehst wie einer aus, dem schlimm mitgespielt worden ist! Bist du Handelsmann — hat man dich geprellt — hast du teurer gekauft, als du wieder verkaufen kannst? He! He?“ . . . .

„So ist's — leider, leider!“ stöhnte der Unglückliche.

„Trügt mich nicht alles“, fuhr der Rotmantel fort, „so bist du der närrische Kauz, der im ganzen Lande nach einem Halbheller sucht! Wenn dem so ist, so führst du einen schlimmen Gast bei dir, der schon manchem Erdensohn Verderben gebracht hat; wahrscheinlich möchtest du ein Ding losschlagen, das man „Galgenmännl“ nennt. — Ist dem so? So sprich!“

„Ja! ja! dem ist so!“ war die bebende Antwort.

„Na! noch ist nicht alles verloren!“ meinte der andre, „des Dinges sollst du schon ledig werden. Ich suche ein solches schon lange und bin deshalb schon einige Wochen hinter dir hergeritten. Ich weiß auch, welche Bewandtnis es mit dem Teufelssohn hat. Freilich hast du viel zu wenig für das Ding gegeben und nun gibt es keine Münze mehr, um dir deinen Besitz abzukaufen, wenigstens habe ich noch keinen Halbheller finden können, wiewohl ich weit in der Welt umhergezogen bin. Aber es soll dennoch Rat werden, wenn du mir folgst.

„Wenige Meilen von hier, auf der andern Seite des Gebirges, wohnt ein großer Herr, der an nichts weiter denkt, als ans Jagen. Diese Leidenschaft wird ihm noch teuer zu stehen kommen; morgen schon wird er auf ein Ungetüm stoßen, das er mit Speer und Schwert nicht wird überwältigen können. Aber du kannst es verscheuchen, wenn du dem Affendrachen das Galgenmännlein vorhältst. Vor dessen gräßlichem Aussehen erschrickt das Ungeheuer und du wirst dann dem gewaltigen Jäger das Leben gerettet haben. Verweile daher an diesem Platze bis Mitternacht, und wenn der Mond über jenen Felsenzacken steht, dann, aber nicht eher und nicht später, verfolge die finstere Kluft zur Linken — weile nicht, eile nicht; nicht zu langsam, nicht zu schnell geschritten, so kommst du in dem Augenblick an, wo das Ungetüm den fürstlichen Jäger packt, um ihn zu erdrücken. Greif' es furchtlos an, es wird sicher vor dem Galgenmännlein zurückweichen und sich vom schroffen Meeresufer hinunter in die Flut stürzen. Dann begehre vom Fürsten zum Lohne nichts, als daß er deinetwegen einige Halbheller prägen lasse, wovon ich mir etliche einwechseln werde, um für einen derselben dir dein grausiges Ding abzukaufen. Mich findest du am Schwarzbrunnen; jedes Kind wird dir sagen, wo dieser liegt.“

So unversehens wie er herangekommen, so flugs verschwunden war der Rotmantel auf seinem Rappen. Zitternd und bebend folgte dann Reichard der empfangenen Weisung. Wiewohl ihm nichts Besonderes begegnete, dünkte ihm doch der mitternächtliche Gang unheimlich und grausig, denn öde war's um ihn.

Er zitterte bei jeglichem Schritte, weil er kein gutes Gewissen hatte.

Jetzt blitzte die Morgenröte auf. Da wurde es ihm leichter ums Herz! O Licht! o Sonnenstrahl! — Licht erhellt alles, auch den finstersten Trübsinn der Seele, und Wärme zieht in die Seele ein, wo kurz vorher Kälte und Leere herrschte. Ja, Wärme und Licht ist Leben.

Und richtig, Theobald kam zur rechten Stunde an die Stelle, wo der Fürst unter die Klauen eines Untiers geraten war, ähnlich einem Affen, mit Löwenrachen und Tatzen, zottig, riesig groß! Hätte Theobald sich nicht vor dem ewigen Verderben noch mehr gefürchtet, so würde er das Ungetüm gewiß so eilig geflohen haben, als ihn seine Beine nur zu tragen vermochten! So aber ging er, nur einen tüchtigen Knotenstock und die Flasche mit dem Galgenmännchen vor sich haltend, auf den Drachen los. Sobald das Ungetüm seiner oder vielmehr des Fläschchens ansichtig wurde, entfloh es unter Heulen und Brüllen, und Theobald, durch die Flucht des Unholdes kühn geworden, folgte ihm nach, bis es vom Felsenrand sich ins Meer hinabstürzte.

Der erlöste Fürst dankte seinem Retter mit Hand und Mund und versprach ihm alles, was er zu bieten im stande sei. Theobald wies jedoch alle Kostbarkeiten zurück und verlangte für sich nichts, als daß der Fürst um Gotteswillen und aus Rücksichten für seinen Retter etliche Halbheller schlagen lasse.

Der Fürst sah den Bittsteller mit großen Augen an und dachte: „Mut mag der Kauz wohl haben, aber gewiß fehlt es ihm sonstwo — im Kopfe."

Aber es fehlte ihm im Herzen, das war krank, elend, sterbenskrank. — Doch die Halbhellerlein wurden geprägt, wie es der Fürst zugesagt hatte.

„Aber wollt Ihr denn wirklich nichts weiter von mir annehmen? fragte der hohe Herr.

„Nein, gnädigster Herr, nichts weiter", erwiderte Theobald — denn Geld und Gut galten ihm in jenem Augenblicke gar nichts, er dachte nur daran, wie er des schrecklichen Galgenmännleins und seiner entsetzlichen Angst ledig würde.

Tags darauf begab er sich zum Schwarzbrunnen, der in einer unheimlichen Wildnis lag, wohin man durch eine finstere Höhle gelangte. Theobald durchwanderte eine düstere Schlucht und sah sich nun rings von einem weiten Bergkessel umschlossen, an dessen einer Seite das schwarze Roß des Mannes mit blutrotem Mantel wie versteinert dastand, mit hochaufgerichtetem Kopfe.

Der Herr des unangebundenen Rappen aber wusch sich dem Rosse gegenüber in einem Born, in welchem schwarzes Wasser sprudelte, so schwarz als Tinte; und so sah denn der Reiter mit dem rabenschwarzen Gesicht und dem blutroten Mantel gar fürchterlich aus, so daß Theobald erbebte.

„Fürchte dich nicht, Bursche", sagte der Besitzer des gespenstigen Pferdes. „Ich bin einmal ein Dienstmann des Bösen, einer von denen, die, von der Sucht der Verschwendung besessen, wenn sie ausgerast, mit Leib und Seele dem Bösen verfallen. Ich thue daher nur, was mein Herr und Meister verlangt.

Denn ich kann nicht anders. Er wiederum thut, was ich will, weil er es muß, unser Kontrakt lautet also. Aber der Knauser gibt mir jährlich nur zweimal hunderttausend Dukaten für alle Mühe, die ich mir für ihn gebe, Gold und Geld unter die sündhafte Menschheit zu bringen. Mit dem bißchen, was der Höllenvater seinem Vertrauten abgibt, kann unsereiner nicht bestehen! Es kostet einen ja selber mehr! Daher bedarf ich eines Galgenmännleins; wenn ich es habe, kann ich an einem Tag Millionen verthun, und das will ich auch nach besten Kräften. Ich komm' nun einmal doch nicht mehr vom Bösen los, und so will ich denn vorher ihn quälen, weil er mich's nachher schon wird entgelten lassen. Also — heraus mit dem Galgenmännlein. Hier ist der Halbheller, den ich mir verschafft habe. Deine Halbheller behalte zum Andenken!"

Das Galgenmännlein ging nun aus der Hand des Genußsüchtigen in die des Verschwendungssüchtigen über. Es sah gar grimmig drein und krümmte sich und machte sich schwer, immer schwerer!

„Krümme dich, wie du willst, Satansbrut", sagte der Rotmantel; „was liegt mir daran! — Mache dich zentnerschwer, wie du willst, ich will dich schon klein kriegen, dich leicht machen!" Damit schwang sich der Schwarze auf seinen Rappen und war in wenigen Minuten aus Theobalds Augen entschwunden.

Letzterer war nun frei; er fühlte sich beruhigter, aber nicht erheitert. Feierlich ernst und still war ihm zu Mute, wie wenn sich der Gedrückte auf dem Gange nach der Kirche befindet. Noch lag das bisherige lotterige Leben und Treiben schwer auf seinem Herzen, noch peinigte und mahnte ihn das böse Gewissen. So kam es, daß lange, lange Monate das Galgenmännlein ihn in seinen Träumen weiter verfolgte. Ganz frei wurde er von der Herzens- und Gewissensangst, als Gott ihn in jungen Jahren durch den Tod aus seinen Nöten befreite. —

Hat erst einmal der Böse Macht über uns erlangt, so hält es schwer, immer schwerer, wieder sich seiner Gewalt zu entwinden; nur langsam kehren Friede und Ruhe selbst ins Herz des reuigen Frevlers zurück. Nur selten erheitert herzinnige Freude wieder die Seele des Tiefgesunkenen.

Wie dem unglücklichen Theobald, so ergeht es mit etwas mehr oder weniger Veränderung allen Begehrlichen und Eitlen, den Schwelgern und Hoffärtigen. — Das Galgenmännlein trägt aber auch noch mancher bei sich, der recht ehrbar einherschreitet, wohlredend sich brüstet und selbstgefällig auf seine Nachbarn herniederschaut und dabei denkt: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin, wie jenen Zöllner!"

Und wie der einzelne, so nährt auch gar manches eitle, hoffärtige Volk, das sich hochgebildet nennt, ein Galgenmännlein im Busen.

Fr. H. K. de la Motte-Fouqué nacherzählt von Franz Otto.





Der Bauer, welcher leere Säcke statt voller mit nach Hause bringt.

Vom starken Jura.

Mährisch-walachisches Märchen.

Es war ein sehr reicher Bauer, der hatte nur einen Sohn, an dem aber hatte er seine ganze Freude. Dieserhalb sagte er zu seinem Weibe: „Weib, warte mir das Kind gut, daß es stark werde und uns beiden einst zur Hand sei!“ Als das Söhnlein sieben Jahre alt war, hatt' es fast nichts gethan als immer nur gegessen. Kaum war Jura, so hieß der junge Fresser, vierzehn Jahre alt geworden, so schickten ihn die Eltern fort, damit er sich einen Dienst suche, denn sie wußten schon nicht mehr, wie sie seinen Hunger stillen sollten.

Jura ging seines Weges und betrat eines Tages ein Bauernhaus. Da er nur die Bäuerin zu Hause fand, so bat er sie, ihn in Dienst zu nehmen. Die Bäuerin sagte, als sie den stämmigen Burschen sah: „Wart' ein wenig, bis mein Mann kommt; er nimmt dich sicher an.“ Und sie legte ihm einen Laib Brot vor, den er sogleich ohne weiteres verspeiste; darob machte die Bäuerin gewaltig große Augen. Doch als der Bauer nach Hause kam, gefiel ihm der Bursche: er meinte, er sei tüchtig und werde ihm wohl gute Dienste leisten.

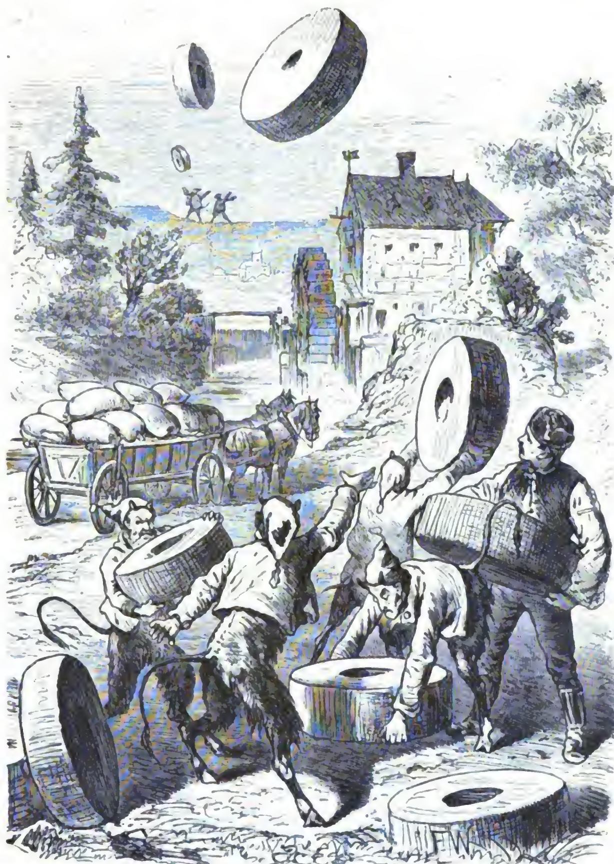
„Wie viel Lohn verlangst du für ein Jahr?“ fragte ihn der Bauer. „Nichts, gar nichts“, entgegnete der Jura, „außer was ich esse und an Kleidern zerreiße.“

Sobald die andern Bauern dies hörten, kamen sie, um zu sehen, was das für ein Bursche sei, der umsonst dienen wolle. Jura wiederholte dem Bauer sein Anerbieten, indem er sagte: „Ich verlange keinen Lohn, aber bevor ich fortgehe, darf ich Euch drei Kopfstücke geben.“

Darein wollte der Bauer nicht willigen; Geld ja, drei Kopfstücke — nein. „Ei was!“ meinten die Nachbarn, „das läßt sich hören — drei Kopfstücke wirst du doch aushalten!“ Der Bauer ließ sich bereden, und Jura blieb.

Doch Jura aß der Bäuerin viel zu viel; zwei Metzen Kartoffeln und Brot von einer Metze Mehl, bloß zum Frühstück, das war sein gewöhnlicher Bedarf. Dadurch wurde die Bäuerin ganz kopfscheu und beredete daher ihren Mann, den neuen Knecht in die Teufelsmühle zu schicken, nachdem er selbst bei seinem letzten Besuche leere Säcke statt voller auf seinem Esel mit nach Hause gebracht. Der Bauer befahl nun Jura, Korn auf den Wagen zu laden und in die Mühle zu fahren, wo lauter böse Geister mahlten. Jura fuhr dahin. Als er in der Mühle anlangte, wollte er das Getreide abladen, allein die Geister sagten: „Laß nur, die Gesellen werden es schon abladen, du aber komm' und zeig' an dieser großen Truhe mit Geld, wie stark du bist. Hebst du sie auf, so ist sie dein.“ Jura sagte: „Erst hebe sie einer von euch, dann will ich heben.“ Ein Geist hob sie eine Viertelelle hoch, Jura eine halbe. „Daran ist's nicht genug“, sagten die Geister; „du mußt auch noch einen Mühlstein in die Höhe werfen.“ Jura erwiderte: „Erst werf' einer von euch, damit ich sehe, wie stark ihr seid!“ Einer der Geister warf, und der Mühlstein blieb fünf Minuten in der Luft, ehe er wieder zu Boden fiel. Nun warf Jura, und sie mußten eine halbe Stunde auf den Mühlstein warten. Inzwischen war das Getreide gemahlen, auf den Wagen geladen samt dem Gelde, und Jura fuhr nach Hause.

Kaum sah ihn die Bäuerin von weitem, so rief sie: „Sei uns der Himmel gnädig, auch die Teufel konnten nicht mit ihm fertig werden!“ Unterdessen kam Jura mit seiner Ladung nach Hause und sagte zu dem Bauer: „Herr, da habt Ihr Euer Mehl und Geld genug dazu!“ Das Geld und das Mehl waren der Bäuerin wohl recht, aber noch immer aß der Jura ihr viel zu viel. Der Bauer mußte ihn daher wieder in die Mühle schicken, in der Hoffnung, daß ihn doch vielleicht die Teufel dort behielten. Die Geister wollten ihn in der That nicht wieder ziehen lassen, es sei denn, er gebe ihnen ein ganz absonderliches Stücklein zum besten. Und dies that Jura, indem er einen Mühlstein mehrmals, und das eine Mal mit solcher Gewalt in die Höhe warf, daß er nach zwei Stunden noch immer nicht wieder herabgestürzt kam. Nebenbei lud Jura wieder unangefochten sein Mehl auf und fuhr nach Hause. Als er hier anlangte, lag der Mühlstein vor dem Pferdestall; so weit hatte der starke Jura ihn geschleudert. Jura stieß ihn verdrießlich mit dem Fuße weg, indem er sagte: Da magst du liegen bleiben, da ist Platz genug für dich.“ — Der Bauer wäre nun seinen Knecht auch gern los geworden, allein er fürchtete sich mit gutem Grunde vor den drei Kopfstücken, daher schickte er die eine seiner Töchter zu Jura, mit ihm zu reden. „Jura, erlaß meinem Vater die drei Kopfstücke!“ bat das Mädchen. — „Kann nicht sein“, entgegnete dieser. „Eins will ich ihm etwa schenken, zwei muß er aushalten.“ — „Lieber Jura, hast du ihm schon eins geschenkt, schenk' ihm auch die zwei!“ sagte die Tochter noch eindringlicher. — „Nun, deinetwegen mag's sein“, entschied Jura. Niemand war froher als der Bauer. Er wollte Jura Kleingeld geben, so viel er begehrte, der aber sprach: „Laß mir statt des Geldes eine Flinte machen, vier Zentner schwer.



Wie der starke Jura mit den Höllengeistern Mühlsteine um die Wette wirft.

Dazu eine Tasche, acht Zentner schwer! Wenn das fertig ist, will ich gehen!" Der Bauer säumte nicht, ihm dies alles zu besorgen, und als es fertig war, nahm Jura, was ihm gehörte, und ging seiner Wege in die Welt.

Eines Tages geriet er in einen großen Wald, und in dem Walde stand ein großes Schloß, worin pechschwarze Nacht herrschte. Jura machte Licht und fand drei böse Geister, welche drei geraubte Prinzessinnen bewachten. Er fragte den ersten Geist: „Gibst du deine Prinzessin gutwillig heraus oder nicht?“ — „Geb' sie nicht“, versetzte trotzig der Geist. Da packte Jura den Unhold und schleuderte ihn auf den Fußboden, und zwar so gewaltig, daß er ein Loch durch den Fußboden schlug und der Geist drei Stockwerke tief bis in den Keller hinunter fiel. Eine der Prinzessinnen hatte Jura befreit und erhielt zum Lohne einen goldenen Stern von ihr. Er ging nun dem zweiten Geiste zu Leibe und fragte ihn: „Läßt du deine Prinzessin los oder nicht?“ Da der zweite Geist gesehen, wie es dem ersten ergangen, lieferte er die Prinzessin ohne Widerstand aus. Die zweite Prinzessin schenkte Jura einen goldenen Mond. Nun band Jura mit dem dritten Höllengeist an; der aber weigerte sich entschieden, seine Prinzessin herzugeben. Da ward Jura grimmig, packte den Geist und schüttelte ihn, daß er in eitel Staub zerflog und kein Knöchlein von ihm übrig blieb. Die dritte Prinzessin gab Jura eine goldene Sonne. Als alle drei Prinzessinnen befreit waren, wollte Jura sie ihrem Vater zuführen; allein der zweite Geist verursachte fortwährend Finsternis. Doch Jura zerzauste ihn, daß ihm Hören und Sehen verging; zugleich begannen Sterne, Mond und Sonne den Prinzessinnen so zu leuchten, als ob helle Nacht und lichter Tag zugleich wäre. Da der Höllengeist sein Spiel verloren sah, bat er Jura: „Laß mich nicht allein hier, laß mich mit dir gehen!“ Jura wies ihn ab. Doch der Geist flehte: „Ich mag nicht allein hier bleiben, ich gehe mit dir!“ — „Nun“, sprach Jura, „so komm' denn, wenn du dich hier in der Einsamkeit fürchtest! Aber weil du ein gar so erbärmlicher Kerl bist, so kriech' in die Flinte da!“

Schnell verbreitete sich im ganzen Königreiche die Nachricht, daß Jura die drei Prinzessinnen befreit habe. Überall wurde er mit den erretteten Jungfrauen auf das feierlichste empfangen. Vor der Hauptstadt kam ihm der König selbst in einem achtspännigen Wagen entgegengefahren. Als jedoch Jura in den Wagen steigen wollte, brach dieser von Juras Gewicht zusammen. Man mußte einen eisernen Wagen herbeischaffen, damit der starke Held in das Schloß einfahren könne. Im Schloßhofe wünschte der König einen Schuß aus Juras Flinte zu hören. „Haltet Euch Ohren und Nase zu und steht fest auf Euren Füßen!“ riet Jura, „sonst könnt' Euch leicht etwas Unangenehmes widerfahren.“ Jura schoß: da zersplitterten alle Fenster in der Stadt in tausend Scherben, die Erde begann zu zittern, wie bei einem Erdbeben, und die Prinzessinnen sahen den Höllengeist aus der Flinte fliegen und zeigten ihn ihrem Vater. Nun wußte der König, mit was für einem Helden er zu thun habe. Es ward jetzt wacker getafelt, geschmaust und gezecht, wobei Juras guter Appetit nicht weniger Bewunderung erregte, als früher sein Meisterschuß; zuletzt bot der König dem Jura sogar eine der Prinzessinnen zur Gemahlin an, begierig, einen so gewaltigen Schwiegersohn zu bekommen. — So ward Jura König, und was er dann alles vollbrachte, davon sei geschwiegen, weil es doch niemand glauben würde. Ein Glück aber war es, daß Jura bei seiner unglaublichen Kraft Verstand und auch ein gutes Herz besaß, so daß er als ein glorreicher König regierte.

Nach J. Kulda.



Auffindung der ausgesetzten Prinzessin.

Der Wundergarten
oder die drei Königskinder.

Morgenländisches Märchen.

Sultan Mahmud Hafiz von Persien hatte die Gewohnheit, verkleidet des Abends umher zu wandeln und zu beobachten, was sich in seiner Hauptstadt öffentlich und im stillen begab. Da fiel einmal sein Blick durch das Fenster eines unansehnlichen Häuschens und er sah in einem schmucklosen Zimmer drei junge Mädchen von seltener Schönheit miteinander schwatzen und kichern. Sie unterhielten sich gerade darüber, wen jegliche am liebsten zum Manne haben möchte. Da wünschte sich denn die älteste, ein keckes Leckermäulchen, des Königs Koch, weil sie dann wohl tagtäglich die köstlichsten Speisen zu essen bekäme; die mittlere wünschte sich den Hofschneider, der ihr sicherlich für den schönsten Putz sorgen werde; die jüngste und schönste der drei Jungfrauen aber wünschte sich den Sultan selber zum Gemahl.

„Ei, ei!“ sagten die Schwestern, „du möchtest aber hoch hinaus!“

„O, ich wünsche mir ja auch nur etwas — daß ich's erlange, dies auch nur für möglich zu halten, fällt mir nicht im entferntesten ein. Ja, wenn ich eine große und schöne Prinzessin wäre — dann wär's was andres — dann

dürfte ich mir unsern Sultan zum Gemahl wünschen; aber dann thät ich's erst recht, weil er ein guter und edler Herr ist und obendrein ein schöner Mann."

Dem Sultan gefiel des Mädchens Rede, und je genauer er sie nun ansah, um so besser gefiel sie ihm. Ihre offene, ehrliche Rede behagte ihm gleichfalls; daß er sie belausche, konnte sie ja nicht ahnen.

Am andern Tag, als der Schah oder Sultan auf seinem Pfauenthrone saß und um ihn her die Großen des Reiches und alle Vornehme des Hofes standen, da wurden zum Erstaunen aller drei niedliche Mädchen vorgelassen.

Es waren die drei Schwestern. Und der Sultan verneigte sich sehr herablassend gegen sie und sprach folgendermaßen zu ihnen: „Sagt mir doch, ihr hübschen Kinder, was ihr gestern abend miteinander geplaudert habt und was sich eine jede von euch gewünscht hat."

Da wurden die Schwestern blutrot vor Verlegenheit.

Sie merkten wohl, worauf des Sultans Rede abzielte, wollten es aber nicht gern eingestehen, zumal vor so vielen Ohren. Doch was half es? Der Sultan befahl, und sie mußten gehorchen. Da begann denn die älteste und dreisteste: „Wir wußten eben in der Dämmerung nichts Besseres zu thun als zu plaudern und drauf los zu wünschen; und da wünschte ich mir — ach fast schäme ich mich, es zu sagen — den Koch Eurer Hoheit, denn da hätte ich, meint' ich, immer etwas besonders Gutes zu essen und brauchte mich in der Küche nicht selber abzusorgen. Aber es war ja nur ein Wunsch . . . ."

Der König winkte. Der Koch trat herein, und der Sultan sprach: „Hier nimm diese Schöne, habt einander lieb, lebt glücklich und vergnügt!"

Die zweite Schwester, durch das Beispiel der ältesten ermutigt, trat schon beherzter auf, zumal sie vorher sah, wie es ihr ergehen werde. Sie sprach:

„Großmächtiger Herr! Ich wünschte mir Euren Leib- und Hofschneider, denn schöne Kleider und prächtiger Putz fällt für die Frau des Hofschneiders doch wohl ab — der gnädigste Herr weiß ja, daß alle Mädchen eitel sind."

Der König lächelte; der Hofschneider trat herein, und — auch diese beiden wurden ein Paar. „Aber was hast du dir denn gewünscht, du Liebliche?" fragte der König die jüngste und schönste.

„Ach!" sagte diese, „das kann ich nicht sagen", und dabei schlug sie die Augen verschämt nieder und glühte wie eine eben erst aufgeblühte Rose.

„Könntest du mich wohl lieb haben?" .... fragte der König nach einer kleinen Pause, sich freundlich zu ihr niederbeugend.

„Ach, welch ein Glück!" sagte das gute schöne Kind; ein weiteres Wort aber konnte es nicht hervorbringen, so sehr war es in Verwirrung geraten.

Nun kann sich ja klein und groß denken, wie's weiter ging. Sie wurde in der That die Gemahlin des Schahs.

So ward denn aus einem armen, unbekannten Mädchen eine Fürstin, wie ihr von ihrem Paten, welcher ein weiser Mann und Aufseher der königlichen Schlösser und Gärten war, schon in ihrer Kindheit prophezeiet worden.

Die junge Sultanin aber verdiente die Erhebung, die ihr zu teil geworden. Sie liebte und beglückte ihren Gemahl und blieb dabei im Herzen demütig. Mit ihren Schwestern lebte sie auch fortan so vertraut wie zuvor.

Doch diese dachten und handelten nicht so edel wie die Fürstin, die mit einem Male so hoch emporgestiegen. — Die Kochs- und die Schneidersfrau waren beide in viel bessere Verhältnisse gekommen, als sie sich jemals hatten träumen lassen; als aber der Glücksstern ihrer Schwester noch heller strahlte, wurden sie scheelsüchtig und sannen auf böse Anschläge. Jede dachte in ihrem Herzen, ihr selbst hätte, wenn es recht zugegangen wäre, das Glück der jüngsten zufallen müssen.

Und in ihrer Mißgunst dachten sie fortan nur daran, auf welch empfindliche Weise sie wohl ihre treuherzige Schwester schädigen könnten.

Gelegenheit fand sich bald. Die Königin sah ihre Stunde kommen, und es boten sich ihr die beiden Schwestern als Wärterinnen an, welches Anerbieten dankbar angenommen wurde — denn in den Händen der Schwestern dachte sie sich und ihr Kindlein ja wohl am besten aufgehoben. — Ach, sie war in die allerschlimmsten Hände gefallen!

Ihr war ein bildhübscher Knabe beschert worden; diesen hatte das böse Paar jedoch beiseite geschafft und den kleinen Prinzen in einem Kästchen auf einem der Kanäle des Gartens, die den Königspalast umgaben, ausgesetzt. Die neidischen Frauen aber sagten dem Sultan, ihre Schwester habe ein häßliches, krötenartiges Ungetüm zur Welt gebracht. Der Schah, welcher auf einen Prinzen gerechnet, zog ein saures Gesicht, gab sich aber schließlich zufrieden.

Zum zweitenmal gebar die Königin wieder einen schönen Prinzen, aber die Schwestern gaben vor, sie habe ein rauhhaariges, ganz abscheuliches Seekalb geboren, und das Gesicht des Königs wurde diesmal schon sehr finster. Auch dieser Prinz wurde in einem Körbchen ausgesetzt und schwamm auf dem Kanale dahin wie das ältere Brüderchen.

Und im dritten Jahre kam ein hübsches, munteres Mädchen, welches aber die Schwestern als einen widerwärtigen, schwarzen Kater beschrieben, und sie gaben es ebenfalls den Fluten preis.

Den Mut, die Kinderchen verschmachten zu lassen, besaßen die Grausamen; jedoch nicht die Entschlossenheit, die Unschuldigen gleich zu töten; darum setzten sie dieselben allemal aus.

Aber der König, der sich von dem überzeugt hielt, was man ihn glauben ließ, wurde nun grimmig auf die Gemahlin, die ihm lauter Ungeheuer schenkte, und er verabscheute sein verratenes Weib.

Denn wer das Unglück hat, trägt gemeinlich auch die Schuld, und so war's auch hier. Der Schah ließ an eine der Moscheen der Stadt einen Käfig anbauen und in denselben die unglückliche Sultanin einsperren und sie hier öffentlicher Verachtung anheimfallen. Aber gerührt von ihrer Schönheit und dem Herzeleid, das sie betroffen, mied jedermann die Nähe des ausgedachten Gefängnisses. Seltsamerweise war der Käfig samt seinem Inhalt nach einigen Tagen verschwunden. — Niemand wußte wohin.

Darüber freuten sich die Bewohner der Hauptstadt, denn man sagte sich gleich am ersten Tage schon: „Wird sich denn nicht ein guter Geist unsrer guten Königin erbarmen? Was kann denn sie dafür, daß man sie bezichtigt, Mißgeburten zur Welt gebracht zu haben?“

Was aber, fragen meine Zuhörer, was wurde aus den lieblichen, unschuldigen Kinderchen, die mußten doch wohl umgekommen sein?

O, nein! sie kamen nicht um; sie schützte Gottes Allmacht.

Der Oberaufseher der königlichen Gärten und Wälder, ein weiser Mann, lebte schon seit Jahren vom Hofe zurückgezogen. Denn das Treiben am Hofe, die Falschheit der Hofleute hatte ihm längst mißfallen. Er ließ sich daher entfernt vom Königspalast in lieblich-anmutiger Gegend ein Landhaus erbauen, ein großer Wald breitete sich um die Besitzung aus. — Hier verbrachte er in glücklicher Abgeschiedenheit seine Tage; doch fuhr er fort, denjenigen am Hofe, welchen er früher nahe gestanden, seinen Anverwandten und wer sonst noch in seinem Herzen ein Plätzchen gefunden, Teilnahme zuzuwenden. — Von den emporgekommen Schwestern erfuhr er das Glück der jüngsten, das er vorausverkündet hatte; er sah die Mißgunst der häßlichen zwei Frauen emporschießen und erfuhr endlich aus ihrem Munde, daß die Sultanin eine Mißgeburt zur Welt gebracht hätte.

Er schüttelte darüber den Kopf, und indem er sinnend in seinem Garten auf und ab wandelte . . . . schau! . . . . da kommt auf dem Kanale ein kleines Kästchen daher geschwommen, und darin piept und jammert etwas.

Er zieht das Kästlein ans Land, öffnet es und findet einen lieblichen Knaben darin. Nun dankt er Gott für die unerwartete Bescherung — denn er hatte sich wohl seit vielen Jahren Kinder gewünscht, doch hatte der Himmel seine Bitte nicht erhört. Jetzt besaß er mit einem Male, was er sich so lange gewünscht — ein Söhnchen. Und da er ja wußte, wie es am Hofe zuging, so erriet er leicht, wessen Kind er vom Untergang gerettet.

Doch dabei blieb es nicht. Noch zweimal kamen Körblein mit Kindern angeschwommen; sie wurden beidemal aufgefischt und mit Freude und Dank aufgenommen, zumal die liebe Kleine im letzten Kästlein; denn nun hatte er doch zu den zwei Knäblein ein holdes Mägdlein — mehr begehrte er nicht.

Er wußte, wes Abstammung sie waren; aber der weise Mann dachte, es thäte nicht not, daß die Kinder selbst es erführen! Sie wurden durch gute Lehrer in mancherlei Wissen und edlen Künsten unterrichtet, im Reiten und Jagen, und die Prinzessin — ich wollte sagen, die liebe Kleine — lernte alles mit. Dem alten Oberaufseher waren die drei so lieb wie eigne Kinder geworden, und sie selbst hielten sich auch nicht für etwas Höheres.

Der redliche Pflegevater, welchen die drei Geschwister bis zu dessen Tod für ihren leiblichen Vater hielten, starb, ohne daß er seinen Zöglingen ihre hohe Abstammung entdeckt hätte. Er meinte, es sei besser, sie hielten sich vom Hofe fern, wo Tugenden so selten gewürdigt werden, wohl aber Gefahren genug drohen. — Bevor er jedoch aus der Welt schied, suchte er seinen weisen, in die ferne Zukunft schauenden Freund, den „Alten vom Berge“, auf und empfahl diesem, seine schützende Hand über seine Lieben zu halten. — Freilich erging es den Kindern ganz anders, als der wackere Mann es ahnen konnte.

Seit seinem Hingang waren Jahr und Tag vergangen. Die Geschwister hatten ihren herben Schmerz überwunden und lebten miteinander in Liebe und

Eintracht. Die Zeit schwand dahin in froher Lust, bei Jagen und Waffenspiel. — Bahman, der älteste Prinz, und Perwis, der zweite, waren an einem heiteren Morgen zeitig auf die Jagd geritten, die Schwester Parizade dagegen diesmal zu Hause geblieben, obwohl sie schon öfter ihre Brüder begleitet und manch Wild erlegt hatte. Da erschien vor ihrem Gemache eine alte Frau, welche die Jungfrau um die Erlaubnis bat, ihr Gebet im Garten verrichten zu dürfen, als die vorgeschriebene Stunde gekommen. Denn es befand sich in dem Palast ein kleines Bethaus, wohin Parizade die Fremde freundlich geleitete.

Nachdem nun die Alte gebetet, ließ sie die gütige Herrin reichlich bewirten; dann führte sie ihren Gast im Hause und in den reizenden Gartenanlagen herum.

„O!“ sagte die Alte, „ich bin weit umhergewandert in der Welt, aber so viel Pracht, mit so viel sinniger Kunst ausgeführt, hab' ich doch noch nicht gesehen! Nur drei Stücke fehlen diesen herrlichen Gartenanlagen, sonst würden sie, wie ich glaube, in der Welt ihresgleichen suchen.“

„Was wäre dies wohl, gute Mutter?“ fragte Parizade... „und sollten diese Seltenheiten nicht zu erlangen sein?“

„Wären's wohl“, meinte die Alte, „aber sie sind nur mit Lebensgefahr herbeizuschaffen, und es sind schon viele darüber zu Grunde gegangen...... O, ich hätte besser gethan, hiervon zu schweigen, denn ich lese auf Eurem Gesichte, daß Ihr schon nach diesen Seltenheiten Verlangen tragt, ohne zu wissen, was es ist.... Auch sind dergleichen Dinge ja entbehrlich, und wenn ich alte Schwätzerin nichts davon gesagt hätte, würdet Ihr sicher ebenso glücklich gewesen sein, wie zuvor. Forschet daher nicht weiter. Begnügt Euch, Ihr habt ja des Schönen genug — mehr als Ihr bedürft!“

Freilich! wenn Parizade kein Mädchen gewesen wäre! So aber war sie neugierig und wollte durchaus wissen, welche Bewandtnis es um die drei seltsamen Stücke habe. „Sagt's mir doch, liebe gute Mutter, wo und bei wem sich die seltenen Dinge befinden“, sprach sie; „wenn sie allzuschwer zu beschaffen sind, muß ich ja natürlich darauf verzichten.“

„Nun, so wisset denn, weil Ihr's durchaus so wollet“, erklärte die Alte: „was Eurem Garten noch fehlt, ist der „sprechende Vogel“, der aber freilich anders spricht, als ein Starmatz oder Papagei; er spricht nämlich vernünftiger als mancher Mensch — dann ist's der „singende Baum“, in welchem alle Instrumente und Stimmen sich vereinigen; endlich das „goldgelbe Wasser“, welches aus einem Marmorbecken in einem mächtig großen Strahl gleich einer Garbe in die Höhe steigt und in das Becken wieder zurückfällt.“

„Herzliebste, gute Mutter“, sagte die Prinzessin, „von so wundersamen Dingen hab' ich nie auch nur ein Sterbenswörtchen gehört; aber Ihr müßt nun auch so gut sein und mir sagen, wo dieselben zu haben sind.“

„Das will ich Euch auch noch sagen, nachdem ich nochmals den Wunsch ausgesprochen, Ihr dächtet an etwas andres und schlügt Euch diese Dinge ernstlich aus dem Sinn.“

„Gewiß, gute Mutter, thue ich es auch, und man spricht davon nur der Seltenheit wegen!“ wiederholte Parizade.

Die Alte sagte ihr nun alles, was sie selber wußte und ging, nachdem sie die Neugierde der Parizade mehr als befriedigt, weiter.

Die Brüder kehrten am Abend von der Jagd zurück und fanden die Schwester in seltsamem Nachsinnen, dessen Grund sie ihnen aber nicht eröffnen wollte. Denn sie wußte, daß die Brüder ihr keinen Wunsch unbefriedigt ließen, selbst wenn ihr Leben auf dem Spiele stand. Bahman und Perwis drangen jedoch so ernstlich in sie, daß Parizade ihnen mitteilte, was sie auf dem Herzen hatte; freilich schalt sie sich eine Närrin, daß sie über Dinge sich beunruhigen könne, die vielleicht gar nicht einmal vorhanden seien.

Die Brüder waren bald darüber einig, ihrer Schwester die erwähnten Wunderdinge zu verschaffen, und jeder wollte das Verdienst haben, sie aufzusuchen. Bahman, der ältere, berief sich auf das Vorrecht seiner Geburt. Er ging zu Parizade und sprach: „Geliebte Schwester, längst drängt es mich, in die Welt zu ziehen und aus der Abgeschiedenheit, in der wir hier leben, herauszukommen. Diese Thatlosigkeit verzehrt den bessern Teil meines Lebens. Jetzt, wo es gilt, deinen Herzenswunsch zu erfüllen, jetzt lasse ich mich nicht länger halten. Ich, als Ältester, habe ein Recht, zuerst mein Glück zu versuchen. Sind die von dir ersehnten Wunderdinge überhaupt aufzufinden, so werde ich sie erforschen und sie dir überbringen. Also mache mir das Herz nicht schwer und laß mich ziehen."

Und dabei blieb es, so sehr die Schwester auch bat, weinte und ihm vorstellte, daß sie vor Kummer stürbe, falls ihm ein Leid widerführe.

Aber alles dies half nichts. Obwohl ihm selbst das Herz schwer genug war, hoffte er doch auf sein gutes Glück, denn er war tapfer und beharrlich.

Und so zog er fort. Zuvor gab er der Schwester einen Dolch, mit der Bitte, ihn von Zeit zu Zeit anzusehen. Sicher gehe es ihm wohl, solange die Klinge blank und rein bliebe; sobald aber ein Blutstropfen daran hafte, sei er aus Liebe zu ihr ums Leben gekommen oder er befinde sich in äußerster Lebensgefahr. — Diese Worte klangen Parizade noch in den Ohren nach, als der Bruder schon längst aus ihren Augen und weit weg war. Täglich, ja stündlich beinahe zog sie den Dolch hervor und fand ihn blank und rein.

Bahman führte seine besten Waffen mit; mit diesen gedachte er alles auszurichten, weil er meinte, die Faust allein mache den Mann.

Er zog seines Weges der Anweisung gemäß, welche die Alte seiner Schwester gegeben, indem er weder zur Rechten noch zur Linken auswich. So durchreiste er ganz Persien und stieß nach zwanzig Tagen in öder und unbekannter Gegend auf einen schmutzigen und häßlichen Derwisch, den er in der Nähe einer armseligen Strohhütte unter einem Baume kauernd fand. Sein Rücken war gekrümmt, sein Bart hing über das Kinn herab und verschloß den Mund. Die Nägel an Händen und Füßen waren länger, als die eingetrockneten Finger selbst jemals gewesen sein konnten. Bahman hielt sein Pferd an.

Es gehörte zu der Weisung, welche Parizade von der Alten empfangen hatte, bei einem solchen Derwisch den Weg zu dem „Alten vom Berge" zu erfragen; bei ihm sollten die gesuchten Seltenheiten sich befinden. Obschon der Hüter des Wegs wie ein Unhold aussah, fühlte Bahman doch keine Furcht. Er redete ihn an und fragte, wie er wohl zu dem „Alten vom Berge" gelange;

doch ihm ward nur dumpfes Gemurmel als Antwort zu teil; verständliche Töne vermochten durch das Gewirr des dichten Bartes nicht zu dringen. — Bahman sah, woran es fehlte. Er schnitt dem Derwisch die Haare weg und wiederholte nun sein Anliegen.

Der Alte ermahnte ihn, von einem so gefährlichen Wagstück abzustehen. „Es sind bei solchem Unterfangen schon viele Ritter und Helden untergegangen, die stärker und erfahrener noch gewesen waren als du“, sagte er.

„Nennt mir die Gefahren, ehrwürdiger Vater“, bat Bahman dringend.

„Mein Sohn“, erwiderte dieser, „du sollst wissen, was ich selber weiß. Wenn du an dem Berge ankommst, auf welchem sich die Gärten des „Alten vom Berge“ befinden, so wirst du auf dem Wege dahin von unten an bis oben hinauf eine Menge schwarzer Steine bemerken. Siehe, dies sind die Überreste der Ritter, welche dasselbe versuchen wollten, was du unternimmst. Sie wurden samt ihren Pferden und Dienern, während sie den Berg hinaufstiegen, in Steine verwandelt. Als hinter ihnen bald spottend, bald drohend und donnernd Rufe und Stimmen erschallten, wurden sie alle ängstlich; im Begriffe wieder umzukehren, wurden sie in dem Augenblicke, als sie sich umsahen, auch schon in Steine verwandelt. Ich habe es ihnen ebenso wie dir vorher verkündet, aber sie achteten so wenig darauf als du, und so sind sie umgekommen.“

Aber Bahman verharrte fest bei seinem Verlangen.

„Du willst es also“, sprach der Derwisch, „und bedenkst nicht, daß derjenige umkommt, welcher sich mutwillig in Gefahr begibt“....

Mit diesen Worten zog der Warner eine Kugel aus seinem zerrissenen Kittel und gab sie dem Jüngling mit dem Bedeuten, er brauche dieselbe nur vor sich herzurollen, sie werde ihn schon auf den rechten Weg führen.

Bahman nahm den sonderbaren Wegweiser in Empfang, bestieg wieder sein Roß, warf die Kugel vor sich hin, und diese rollte so schnell des Weges weiter, daß er ihr auf seinem Araber kaum zu folgen im stande war.

So kam er glücklich an den Fuß des Wunderberges, wo die Kugel anhielt; hierauf schwang er sich vom Pferde, um sich vor allem den Berg von allen Seiten anzusehen; er fand den Weg hinauf wirklich von zahllosen schwarzen Steinen eingesäumt. Doch der Jüngling bedachte sich nicht lange und begann den Berg zu besteigen.

Kaum war er vier Schritte emporgeklettert, so flüsterte es hinter ihm heimlich und leise: „Seht doch den albernen Burschen! den Dummhut! Was der hergelaufene Gauch sich einbildet! Aber laßt den Narren nur laufen!... Wo der Thor hinwill, dahin kommt er nun und nimmermehr!... Solch ein Leerschädel hätte lieber gleich zu Hause bleiben sollen.“

„Spottet nur zu“, dachte Bahman; „ich kehre mich nicht daran.“

Aber je höher er stieg, desto abmahnender erklangen die Zurufe: „Haltet den unvernünftigen Bengel auf und zählt dem Strohkopf eine Tracht Hiebe auf“.... „Bewahre!“ riefen andre Stimmen, „thut ihm nichts; ihr sehet ja, daß er nur ein Prahlhans ist, ein Wicht, ein Milchbart, der noch nicht einmal Flaum auf der Lippe trägt.... Schaut nur das zarte Püppchen; wenn man

es unsanft anrührt, so fällt solch ein Kerlchen schon um oder es schreit au, au!... Schade um solch Jüngelchen!... Nein! Nicht schade! Schlagt den Laffen tot!" So summten und keiften die Stimmen durcheinander.

Bahman stieg weiter empor; aber schon schwankend und zitternd vor Erregung, denn die Stimmen lauteten noch drohender, verworrener.

„Nun darauf los, würget ihn!" lautete plötzlich ein donnerndes Gebrause dicht hinter ihm, nachdem er kaum bis zur Mitte des Berges gelangt war.

Da erbebte sein Herz; er vergaß den Rat des Derwisches, wendete sich um und wollte entfliehen...da ward er samt seinem Rosse zu Stein. — —

Parizade hatte täglich Bahmans Dolch beschaut, welchen sie an ihrem Gürtel mit goldenem Kettchen befestigt hatte, und freute sich, daß ihr Bruder gesund und wohlbehalten geblieben. Aber als sie wieder danach sah, o Himmel, da klebte an der kurz vorher noch blanken Spitze ein Blutflecken.

Nun erhob sie herzzerreißende Klage und beschuldigte sich, Mörderin ihres Bruders geworden zu sein; sie jammerte und wollte sich von Perwis durch keinerlei Zureden trösten lassen. Sie schalt auf die Alte, schmähte auf sich selbst, verurteilte schonungslos sich und ihre verderbliche Neugier.

„Schwester", sagte Perwis, „ich will den Bruder und die Wunderdinge aufsuchen; vielleicht bin ich glücklicher als er."

Dem zweiten Bruder erging es jedoch wie dem ersten; Parizade flehte und stellte ihm vor, daß sie ja ganz und gar verwaist sei, wenn auch er fortzöge und nicht wiederkehre. „Und Perwis", setzte sie hinzu, „wenn auch du umkämest, wie sollt' ich dann noch leben können? Perwis, verlaß mich nicht, bleibe bei mir!" — Perwis war tief gerührt, aber es hielt ihn nicht länger daheim. [illegible]ffe das beste, Parizade", sagte er, „ich will vorsichtig sein. Hier, nimm Klinge [illegible]kranz; laß täglich seine Kügelchen durch die Finger rollen, und er aus Liebe zu ih[illegible]en, so weißt du mein Schicksal. Gott schütze dich!" [illegible]bensgefahr. — [illegible]n Thränen der Schwester, indem er hoch zu Roß eiligst davonträ[illegible]. Er fand denselben Alten, und dessen Ermahnungen verhallten auch an seinem Ohr. Vergebens teilte ihm der Derwisch des Bruders Schicksal mit; erst als alles fehlschlug, ward ihm die erbetene Auskunft und die rollende Kugel.

Also gelangte auch Perwis zum Wunderberg. — Er klomm selben hinan. Alsbald erklangen die Zurufe so drohend hinter ihm her wie bei Bahman, aber er achtete ihrer nicht, so gewaltig sie ihn auch erregten. Bereits war er über die Mitte der Berghöhe emporgestiegen, da donnerte ihm eine gewaltige Stimme entgegen: „Steh! du feiger, ehrloser Wicht, der du auf nichts achtest, damit man dich zudringlichen Buben züchtige, wie du es verdienst! Zieh' vom Leder.... wenn deine Plempe nicht etwa von Marzipan ist!....

Da vergaß sich Perwis, da man unter schmachvollen Worten seiner Ehre zu nahe getreten. Er zog blank, um den Gegner anzugreifen; als er sich aber umwendete, ward auch er zu Stein und sein Pferd gleichfalls....

Ach! .... der Zurückgebliebenen Rosenkranz stockte nun, kein Kügelchen kam mehr ins Rollen — — doch Parizade jammerte jetzt nicht.

Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Auf alles gefaßt, war sie

schon lange mit sich im reinen, was zu thun sei, wenn auch ihr zweiter Bruder vom Verhängnis ereilt würde. Ihr Entschluß ging dahin, entweder die Brüder aufzufinden, oder, wenn ihr solches nicht beschieden, selbst umzukommen.

Sie verkündete daher eines Tages ihren Dienern, daß sie eine weite Reise vorhabe, und ordnete demgemäß an, was unterdessen geschehen solle. Nachdem sie ihr Haus bestellt, brach sie in aller Stille am nächsten frühen Morgen in bereit gehaltener Mannskleidung auf und war schon eine gute Strecke fort, noch ehe eine Seele im Hause erwacht war.



Parizade vor dem „sprechenden Vogel“.

Auch sie gelangte ohne Aufenthalt bei dem Derwisch an und erfuhr von ihm, wo die drei Wunderdinge befindlich seien.

„Liebes Mädchen“, ermahnte der Alte, „ich erkenne dein Geschlecht, ungeachtet deiner Verkleidung; auch weiß ich, was dein Herz begehrt, und will dir gern dienen, schon weil ich deinen Wunsch, deine Brüder wieder aufzufinden, nicht tadeln kann. Aber bedenke wohl, daß deine Brüder an demselben Unternehmen schon zu Grunde gegangen sind, weil sie sich nicht raten ließen.

Begib dich lieber nach Hause zurück, mein Kind, und vergiß dein Unglück, indem du andre beglückest!"

„Ehrwürdiger Vater, verleide mir meinen Entschluß nicht", erwiderte Parizade. „Was soll mir denn ein Leben ohne meine geliebten Brüder?"

Was ihr der Derwisch auch von heranziehenden Gefahren erzählte, sie blieb unerschütterlich. So empfing auch sie nach ergangener Warnung die rollende Kugel und folgte derselben bis zum Fuße des Berges. Aber die unsichtbaren Stimmen und Drohungen, welche hinter ihr drein erschollen, machten sie doch etwas stutzig, obwohl es ihr an Herzhaftigkeit nicht gebrach. Doch sie war ein kluges und besonnenes Mädchen und fand daher alsbald die rechte Weise.

Sie nahm etwas von der Baumwolle, die sie mit sich führte, und stopfte sich solche in die Ohren; dann griff sie zu Wachs und klebte solches dicht über die Baumwolle. „So", dachte sie, „kannst du die Zurufe, so schmählich, furchtbar und donnernd sie auch sein mögen, nicht hören, und wenn du nicht um dich schaust, werden sie auch nicht deine Sinne verwirren können." Also gegen Überrumpelung gerüstet, fing sie an, den Berg zu erklimmen.

Die Stimmen erhoben sich. „Einfältige Dirne!.... Seht doch die Alberne, welche kindischen Knaben nacheifert! Schafft sie zurück an den Spinnrocken oder gebt ihr einen Lutscher in den Mund!" — Je höher hinauf, desto donnernder die Drohungen; schien es doch, als folgten ihr Schlangen, Drachen und andres Ungetüm auf dem Fuße. Aber sie hütete sich, sich umzuwenden, und selbst die stärksten Rufe machten jetzt keinen Eindruck auf sie, obwohl giftige Reden ihr Geschlecht gar arg beschimpften. Sie stieg mutig weiter, zumal sie den Gipfel des Berges nahe vor sich sah.

Dort war sie eben angekommen, als ein Vogel in goldenem Käfig mit einer Stimme gleich dem Brüllen eines Löwen, welches sich freilich für einen „sprechenden Vogel" gar nicht recht schicken wollte, ihr entgegendonnerte: „Bleib', Närrin, wo du bist, und nahe dich mir nicht, es würde dich gereuen!"

Aber sie eilte dennoch mit raschen Schritten auf den Käfig zu, legte die Hand auf denselben, riß mit der andern Hand die Baumwolle und das Wachs von beiden Ohren und sprach: „Mein Vogel, ich habe dich redlich gewonnen und du sollst mir nun nimmermehr entkommen!"

„Schöne Dame", antwortete der Vogel, „das wäre auch nicht möglich, nachdem Ihr mich mit so viel Klugheit und Mut gewonnen habt. Ich bin von nun an Euch hold und gewärtig, Euch alle Zeit ergeben. Das werdet Ihr gleich erfahren, wenn ich Euch kundgegeben habe, wer Ihr eigentlich seid, denn das wißt Ihr bis heute doch noch nicht!"

„Vogel, du gefällst mir", sagte sie; „aber vor allem gibt's noch etliches, wonach ich verlange. Du mußt mir das „gelbe Wasser" verraten, was sich auf diesem Berge findet, und dann auch den „singenden Baum."

Der Vogel ließ merken, daß er nicht gern, wenigstens nicht so ohne weiteres, auf alle Fragen Auskunft gebe. Aber Parizade sagte: „Vogel, vergiß nicht, daß du mir unterthan bist und mir gehorchen mußt."

Also gab er dem Drängen der Parizade nach und teilte ihr mit, was er wußte. Es war ihm wohlbekannt, wo das goldgelbe Wasser zu finden sei.

Es befand sich nicht weit entfernt in einem Marmorbecken, aus dem es emporstieg und wieder herabfiel, was einen zauberischen Anblick darbot. Doch der Vogel wußte auch, wie das Wasser fortzuschaffen sei. Er wies auf einen Krug am Rande des Beckens hin. „Nimm diesen", sprach er, „und fülle ihn mit Wasser, dann trag ihn heim, gieß sein Wasser in ein Marmorbecken, und es wird sich alles gestalten, genau so wie hier." — Parizade folgte diesem Rate.

Der „singende Baum" stand in einem Gebüsch unfern des Beckens unter andern Bäumen und war kenntlich an den lieblichen Weisen, die aus ihm hervorquollen. Die kluge Jungfrau brach einen Zweig ab und nahm ihn mit; dies sollte genügen, wie der „sprechende Vogel" bestimmt versichert hatte.

„Vogel", sagte Parizade, „ich danke dir; es bleibt aber noch eins zu thun übrig. Lehre mich, meine versteinerten Brüder wieder ins Leben zurückzurufen und auch den übrigen Steinen zu ihrer menschlichen Gestalt zu verhelfen."

Der Wundervogel besann sich eine Weile, dann sagte er: „Der Alte vom Berge läßt sich nicht sehen; es scheint also keine weitere Gefahr im Anzuge zu sein. So gieße denn beim Hinabsteigen vom Berge auf jeden Stein ein oder zwei Tropfen des Lebenswassers aus dem Kruge."

Die Jungfrau that wie geheißen, und es verwandelten sich mit einem Male die Steine in Menschen, Herren und Knechte, ebenso in Pferde, und die wieder lebendig gewordenen Brüder umarmten ihre ebenso liebevolle wie kluge Schwester und meinten, sie hätten bislang hier nur ein wenig ausgeruht.

Als sie aber nun vernahmen, was sich alles begeben und welche Gefahren die kühne Jungfrau bestanden, da fielen sie dem tapferen Mädchen um den Hals, und auch die andern Erweckten gelobten ihr ewige Dankbarkeit.

Bald setzte sich der Zug der Befreiten in Bewegung.

Nach und nach wurde er immer kleiner, weil hier ein Teil zur Rechten nach seiner Heimat abschwenkte, dort ein andrer Teil sich zur Linken wendete, bis zuletzt die Geschwister allein auf ihrem Landhause ankamen.

Hier begannen sie dasselbe einträchtige und friedliche Leben wie vormals.

Parizade hatte dem erworbenen Wundervogel in einem großen und herrlichen Gartensaal einen Platz angewiesen. Bald nachher schwirrten alle Singvögel aus den Wäldern und Fluren hierher, und wenn der Wundervogel erst sein Lied angestimmt hatte, zwitscherten alle lustig und lieblich drein.

Den Zweig vom „singenden Baum" hatte die Heimgekehrte unter andre schöne Bäume nahe beim Wohnhause anpflanzen lassen. Er schoß rasch empor und wurde ebenso stark wie der Baum, dem er entstammte, und auch er sang so schön wie sein Stammvater. — Mitten im Garten ließ Parizade ein großes Marmorbecken errichten; da hinein goß sie das „goldgelbe Wasser", und flugs fing es an zu wallen und in hohen Garben emporzusteigen, in welche die Sonnenstrahlen hinein blitzten und spielten. — Von weit und breit erschienen Neugierige und Wißbegierige, um all diese Wunder zu schauen.

Während die Brüder auf die Jagd gingen, zog Parizade es vor, unter den erlangten Herrlichkeiten und Seltenheiten zu verweilen.

Einstmals hatten die Brüder weit ab von ihrem Forste gejagt, als sie auf den Sultan stießen, der in derselben Gegend des Waldes der Jagd obgelegen.

Sie stiegen der Sitte gemäß vom Pferde und fielen vor dem Gebieter nieder, mit der Stirne die Erde berührend.

„Wer seid ihr?“ fragte er nach stattgehabter Musterung.

„O Herr!“ antwortete Bahman, „wir sind die Söhne des verstorbenen Oberaufsehers der königlichen Gärten und Wälder und bewohnen hier ein nahe gelegenes Landhaus, das Erbe unsers Vaters. Er hat uns befohlen, darin zu verweilen, bis Ihr, o Herr, unsre Dienste verlangtet!“

„Da hättet ihr euch längst bei Hofe einfinden sollen, ihr seid alt genug!“ sprach der König. „Ihr seid Liebhaber der Jagd, wie ich sehe“, fuhr er fort.

„Ja Herr“, erwiderte Bahman, „darin üben wir uns fleißig, um einst desto erfolgreicher die Feinde unseres Gebieters bekämpfen zu können.“

Dem König gefielen die Antworten der jungen Leute ebenso wie ihr feines bescheidenes Wesen, und er erwiderte daher äußerst gnädig, es werde ihm Vergnügen machen, sie jagen zu sehen; sie möchten sich das Wild, welches sie erlegen wollten, selbst aussuchen. Bahman nahm es mit einem mächtigen Löwen auf und Perwis erlegte einen starken Bären mit solcher Gewandtheit, daß der König darüber höchlichst erstaunt war.

Doch dabei blieb es nicht. Der ältere Bruder band nun auch mit einem Bären an und der jüngere tötete einen grimmigen Leuen.

„Es ist genug!“ sagte der König; „wenn ihr also zu jagen fortführet, möchtet ihr zwei mich noch um alle meine Jagdehren bringen.“

Hierauf lud er die Brüder ein, ihm nach seinem Hofe zu folgen; doch die jungen Leute entschuldigten sich, wenn sie für diesmal zu ihrer Schwester zurückkehrten. Dieselbe werde ohnehin über ihr längeres Ausbleiben schon beunruhigt sein, denn sie alle drei lebten in glücklichster Eintracht.

„Ihr seid gute Brüder und gefallt mir wohl“, sprach der Schah. „Kehrt also immerhin heim; morgen werden wir wieder hier jagen. Unterdessen sagt eurer Schwester, daß ich wünsche, euch bei Hofe zu sehen, und bringt mir Entscheid zu dieser Stelle.“ Aber die zwei jungen Jäger kamen später nach Hause, als sie gedacht, und Parizade war schon zur Ruhe gegangen. Und als die Brüder am nächsten Morgen wieder zur Jagd aufbrachen, schlummerte Parizade noch so süß, daß die Brüder lieber dem Sultan ungehorsam wurden, als daß sie sich entschlossen, den Schlummer ihrer Schwester zu stören.

„Nun, was meint eure Schwester?“ fragte der Sultan, als er mit den Brüdern zusammentraf. Diese erzählten, wie es gekommen, und baten um Aufschub bis zur nächsten Jagd. Der König ward deshalb nicht unfreundlich, doch empfahl er ihnen, sich heute abend mit ihrer Schwester zu verständigen.

Bahman und Perwis eröffneten nun nach ihrer Rückkehr der Parizade, was der Schah von ihnen erwarte. Parizade geriet darüber in große Unruhe.

„Für euch“, sagte sie, „ist des Sultans Wunsch ehrenvoll, für mich aber sehr betrübend. Königen darf man jedoch nichts abschlagen, denn wenn man heute ihren Wünschen nicht nachkommt, so wird man morgen gezwungen, ihren Befehlen zu gehorchen. Doch wir wollen jetzt nichts beschließen, sondern ich will erst den klugen Vogel befragen.“ — Dem gefiederten geheimen Rate ward also die Sache vorgelegt.

Nach einigem Besinnen sagte derselbe: „Dem Wunsche des Sultans könnt ihr nicht ausweichen, ja ihr müßt den Herrn sogar durch Bahman und Perwis bitten lassen, euch hier aufzusuchen."

„Ach! so kann es kommen, daß ich fortan ohne meine Brüder leben müßte?" seufzte Parizade. — „Mit nichten!" erwiderte der Vogel, „sondern ihr werdet im Gegenteil dann für immer beisammen bleiben!"



Der Schah auf dem Wege, Parizade zu besuchen.

Am andern Tage eröffneten die Brüder dem Sultan, sie ständen seiner Hoheit zu Befehl. Der König, darüber höchlichst erfreut, brach die Jagd ab, und seine jungen Günstlinge mußten ihn nach seinem Palast begleiten. Um zu zeigen, wie sehr er die Jünglinge schätze, befahl er ihnen, ihm zur Rechten und zur Linken zu reiten, eine Ehre, um die gar mancher sie beneidete.

Alles Volk erstaunte über die Schönheit und das fürstliche Wesen der Jünglinge, und laute Stimmen ließen sich hören, die da meinten: „Ach, wenn nur der Himmel dem Schah und dem Lande zwei solch edle Söhne geschenkt hätte!" —

Hierauf speisten sie mit dem König, eine Ehre, die im Morgenlande äußerst ungewöhnlich ist. Dann führte der Schah sie in seinem Palast umher und fand bei diesem Gange allenthalben Gelegenheit, die Kenntnisse und den natürlichen Verstand der Jünglinge zu bewundern.

„Ach“, sprach er im stillen bei sich, „wenn ich nur solche Kinder hätte!“

Die Jünglinge beurlaubten sich. Aber vorher hatten sie dem Sultan den Wunsch ihrer Schwester vorgetragen, es möge ihm gefallen, morgen nach der Jagd in ihrem Landhause sich auszuruhen. Der Sultan gewährte ihre Bitte.

Parizade wollte nichts unterlassen, den Herrscher würdig zu empfangen und zu bewirten. „Fragen wir den Vogel, wie sich dies am besten anfangen läßt!“ sagte sie beruhigt. Nach Angabe des gefiederten Ratgebers ward nun alles hergerichtet. „Vor allen Dingen“, ermahnte der geheime Ratsherr, „denkt daran, eine Schüssel Gurken, gefüllt mit Perlen, aufzutragen.“

„Was?“ rief Parizade, „Perlen zum Füllen der Gurken? Wer hat jemals etwas so Vertracktes gehört? Was soll der Sultan mit Steinen, die wahrlich doch nicht zum Essen da sind? Er möchte vielleicht den Wert eines solchen Gerichtes bewundern, aber er würde es uns am Ende für Hochmut auslegen, wenn wir vor ihm solchergestalt prunkten. Zudem würden meine sämtlichen Perlen zu solch einem wunderlichen Gericht schwerlich ausreichen.“

„Thut nur, was ich rate“, antwortete der Vogel. „Ihr werdet schon sehen, wozu es euch nützt. Was die Perlen betrifft, so werdet ihr deren am Fuße des ersten Baumes in eurem Park zur rechten Hand mehr finden, als ihr dazu gebraucht; laßt nur ein wenig in der Erde nachwühlen.“

Es geschah also und man fand ein Kistchen mit Perlen von verschiedener Größe angefüllt, mit welchen der Koch alle Gurken füllen konnte.

Der Sultan kam und Parizade warf sich ihm zu Füßen. Aber der Sultan hob sie auf, bewunderte ihre blendende Schönheit und rief hocherfreut: „Wahrlich, Brüder und Schwester sind einander würdig!“

Hierauf besichtigte er Schloß und Gärten und lobte, wie alles so ebenmäßig schön angelegt sei. Aber zum höchsten war er betroffen, als er das in Garben steigende und fallende „goldgelbe Wasser“ bemerkte. Er wollte wissen, durch welche Kunst das Wasser so hoch getrieben werde und die goldgelbe Farbe erhalte, gleich dem edelsten Wein. Und als er dem „singenden Baum“ näher kam, suchte er allerorten mit den Augen die Musiker, die solch ein Konzert aufführten, und war erstaunt, als er kein menschliches Wesen zu Gesicht bekam. Es schien ihm nicht glaubhaft, daß der Baum Konzertmeister und Musikkorps in einer Person sein könne. Und in der Nähe des Saales sah er, daß auf den Bäumen ein Chor von lauschenden Vögeln allerlei Art saß, welche nun auch anfingen, lustig drein zu pfeifen und zu trillern, ein jeder nach seiner Weise.

Es versteht sich, daß der Sultan über all diese Wunderdinge Auskunft begehrte, und daß man ihm solche nicht verweigern durfte. So erfuhr er denn, was sich zugetragen, und er konnte vor Erstaunen nicht Worte finden.

Seine Verwunderung stieg aber, als der Vogel den Sultan anredete:

„Willkommen hier, o Herr; Ihr bringt große Ehre in dieses Haus, aber Ihr sollt auch große Freude daraus wieder mitnehmen. Der Himmel segne Eure Regierung und verlängere Euer Leben!“

„Vogel! ich danke dir“, erwiderte der König, „wenn ich dich auch nicht völlig verstehe.“

Das bereitete Mahl ließ sich der hohe Gast bestens munden; er dachte jedoch nur an die drei geschauten Wunderdinge. Jetzt aber wurden die Gurken mit Perlen aufgetragen. „Wie?“ sagte er, „hat man denn jemals gehört, daß Gurken mit Perlen gefüllt werden? Seit wann ißt man denn Perlen?“ —

Und dabei sah er die Geschwister fragend an. Diese gerieten in große Unruhe, denn sie wußten nichts zu erwidern, doch der Vogel that es an ihrer Stelle.

„Sultan!“ sagte der Vogel ernst, „du wunderst dich über Gurken, die Perlen enthalten, und du hast dich doch nicht gewundert, als deine Gemahlin ein krötenartiges Ungetüm, Mondkälber, sogar einen Kater auf die Welt gebracht haben sollte? Noch viel erstaunlicher aber ist es, daß du nicht einmal danach forschtest, ob dies auch wahr gewesen sei?“

Der Sultan ward betroffen. — „Ich habe geglaubt, was mir die leiblichen Schwestern der Königin berichteten“, antwortete er verlegen.

„O, diejenigen, welche dir das Unglaubliche hinterbrachten, waren schlechte, mißgünstige Schwestern“, versetzte der Vogel; „doch du, o Sultan, glaubtest ihnen mehr, als du deine tugendhafte Gemahlin liebtest.“

Tief hallten diese Worte im Gemüte des Schahs wieder. Er schwieg betroffen. Der Wundervogel aber erzählte, was sich zugetragen. Jetzt erkannte der Sultan den Fingerzeig Gottes. „Doch wenn du an der Wahrheit meiner Worte zweifelst, Sultan“, fuhr der Vogel fort, „so brauchst du nur die Frauen des Kochs und des Schneiders scharf zu befragen.“

„Und nun, o Herr, ist die Zeit gekommen“, fuhr der Vogel fort, „das Unrecht, welches du hast geschehen lassen, wieder gutzumachen. So nimm denn diese Perlen hier und laß von ihrem Erlös einen Zufluchtsort für schuldlos Verfolgte erbauen und als Inschrift daran setzen: „Zum Gedächtnis dreier Geschwister, die sich wahrhaft treu und innig liebten.“ Und bis dahin, wo du aufgehört hast, deiner schuldlos verstoßenen Gemahlin zu zürnen, bis dahin, wo du jenes Haus der treuen Liebe errichtet hast, bis dahin vergönne mir ein Plätzchen in deiner Nähe, damit ich dich warne, falls du dich einmal wieder übereilen oder aus Vorurteil einen Schuldlosen strafen wolltest.“

Der Vogel schwieg. Der Schah aber sah ernst und verlegen drein. Endlich fand er Worte und sprach: „Dich, du weiser Vogel, lass' ich nimmer von mir! Ach, wie sehr und oft habe ich es schon bereut, daß ich meine Gemahlin verstieß; mit welchem Schmerze erfüllt mich meine Übereilung in diesem Augenblick, in welchem ich meine verlornen Kinder wiedergefunden! O, wie gern wollte ich wie du als Vogel enden, wenn ich das Geschehene nur ungeschehen machen könnte ... Doch nun soll mich nichts mehr von diesen Lieben trennen!“ ... Und mit diesen Worten schloß er hocherfreut die sprachlos dastehenden Prinzen und Parizade in seine Arme.

„Nun, so nehmt denn auch mich in eure Mitte auf!“ So ließ sich plötzlich eine liebliche und zärtliche Stimme vernehmen — — und verschwunden war mit einem Male der „gesprächige Vogel“ und statt seiner stand vor den Wiedervereinigten in luftigem Federgewande eine holdselige Frau, in welcher der Schah alsbald seine verstoßene Gemahlin wiedererkannte.

Es kostete ihm Mühe, seiner Gefühle Herr zu werden.

„Seht hier eure edle Mutter", sagte Mahmud Hafiz zu seinen Kindern. „Aber, Gottes Wort! welche Wunder geschehen hier in diesem Zauberschloß!"

„Nur Werke der Liebe", sprach die wiedergefundene Gattin und Mutter. „So wisse denn, o Herr, dein ehemaliger Gartenaufseher war der Pate meiner Schwester und ein weiser Mann. Aus Mitleid mit meinen feindlichen Schwestern mochte er deren verbrecherisches Thun nicht verraten und aus Liebe zu mir mich selbst nicht der öffentlichen Schande oder gar einem schimpflichen Ende verfallen sehen. Nun hatte er von seiner Wanderschaft nach der Priesterstadt Theben tiefe Gelehrsamkeit und verborgene Künste heimgebracht, auch von seinem Freunde, dem „Alten vom Berge", unter anderm den Zauberspruch erfahren, wodurch man zeitweilig einen Menschen in ein Tier verwandeln kann. Solch ein Wort hatte er nun damals über mich ausgesprochen, als du, o Herr, mich in einen Käfig sperren und ausspotten ließest. Also entkam ich. Darauf hat der weise „Alte vom Berge" mich so lange verborgen gehalten und mich beschützt, bis meine, deine Kinder herangewachsen und die Zeit zur Prüfung dieser Lieben gekommen war. Auf dem Zauberberge bei dem würdigen Alten habe ich seitdem nur Lehren der Weisheit und Tugend, Kunde von übernatürlichen Dingen vernommen, ohne jedoch jenen Wundergreis je von Angesicht zu Angesicht geschaut zu haben. — Die Stunde der Erlösung war auch für mich erschienen und die Zeit unsrer Wiedervereinigung nahe, als ihr, meine Kinder, aus treuer und ausdauernder Liebe zu einander eines fürs andre das Leben wagtet. Und der Bann, der mich in Tiergestalt in meinem Federkleide gefesselt hielt, schwand, als auch du, mein Gemahl, dein Unrecht erkanntest und dich zu der Buße, im Federkleide dein Leben hinbringen zu wollen, bereit erklärtest. — So wollte es der Alte vom Berge. Alles, was ihr meine Kinder erlebtet, ist sein Werk, und alles hatte einen tiefen Sinn. So sollten die Perlen, welche meine teure Parizade herausgraben ließ, zur Erfüllung guter Absichten in doppelter Weise dienen. Perlen bedeuten im Sinne der kundigen Priester von Theben gute Wünsche, welche die Edlen für alle Menschen hegen; sie lassen sich aber auch zu guten Thaten zum Heile solcher verwenden, die unsrer Hilfe oder unsrer Nachsicht bedürfen."

„Allah Suleikum, so will's Gott!" bestätigte Schah Mahmud Hafiz.

Wie es nun weiter kam, das kann sich jeder selbst sagen. Alle zogen hochbefriedigt heim in den Königspalast; das Volk begrüßte mit Jubel die wiedergefundene Gemahlin seines Sultans sowie die so herrlich erblühten Königskinder. Vierzehn Tage schwamm die Hauptstadt in Wonne und Freude. — Die bösen Schwestern aber wurden in dem bald nachher erstandenen Tempel der Geschwisterliebe untergebracht; da aber die Mißgunst nicht völlig aus ihrem Herzen verschwand, so tötete sie langsam das Gift des Neides.

Die königliche Familie genoß noch manches schöne Jahr, hoch beglückt durch Eintracht und Liebe. Und als der Sultan starb — da ward Prinz Bahman Schah von Persien, die Prinzessin Parizade dagegen war früher schon Königin von Indien geworden.

Neu erzählt von Fr. Otto.



Iwan rettet dem Zaren das Reich.

Von Iwan Zarewitsch und Bulat, dem braven Burschen.

Russisches Volksmärchen.

Der Zar Chodor hatte nur einen Sohn, Iwan geheißen, den ließ er, als der Zarewitsch ins Jünglingsalter eingetreten, durch gute Lehrer in allen ritterlichen Künsten bestens unterrichten. Als Iwan völlig herangewachsen war, bat er seinen Vater, andre Länder bereisen zu dürfen, um Menschen zu sehen und sich selbst sehen zu lassen. Zar Chodor entließ ihn und nahm ihm das Versprechen ab, auswärts seine Geschicklichkeit zu zeigen, sich und dem Zaren zu Ehren.

Darauf begab sich Iwan in die zarischen Ställe, um sich ein gutes Roß zu erwählen, ein solches, worauf er seine Hand legen konnte, ohne daß es vor ihm auf die Kniee stürzte, denn nur ein solches würde brauchbar für ihn sein. Er durchschritt alle Pferdeställe, fand jedoch kein Tier nach seinem Sinne, und so verließ er die Ställe in großer Betrübnis. Daher griff er zu dem straffen Bogen samt trockenem Pfeile und stürmte hinaus ins Freie, um seinen Kummer zu zerstreuen. Wie er so durch die Felder dahinschritt, erblickte er in der Luft einen Schwan. Flugs spannte er den straffen Bogen und schoß nach diesem

Schwan; aber er traf ihn nicht und der Pfeil verschwand vor seinen Augen. Da wurde Iwan Zarewitsch sehr traurig, daß er seinen Lieblingspfeil eingebüßt; er suchte nach ihm auf dem ganzen Felde, ohne ihn zu finden. So kam er an eine kleine Anhöhe und hörte eine Menschenstimme, welche ihm zurief: „Komm hierher, Iwan Zarewitsch!" Iwan wunderte sich nicht wenig, daß er eine Stimme hörte und doch niemand sah. Die Stimme rief ihn abermals an; Iwan ging nun dem Schalle nach und bemerkte in einem Berge ein kleines Fenster mit eisernen Gittern, und an dem Fenster sah er einen Menschen, der ihn mit der Hand zu sich winkte. Nachdem Iwan ihm näher getreten, sagte der Unbekannte: „Worüber grämst du dich, guter Iwan?" — „Wie sollte ich mich nicht grämen?" antwortete ihm der Zarewitsch, „habe ich doch meinen Lieblingspfeil verloren und kann ihn nirgends finden; auch kümmert es mich, daß ich nicht ein gutes Roß nach meinem Sinne finde." — „O, diesem Kummer ist abzuhelfen", sagte der Eingesperrte zu ihm, „ich schaffe dir ein gutes Roß und dir auch deinen trockenen Pfeil zurück, denn er ist zu mir hereingeflogen; aber was wirst du mir dafür geben?" — „Ich gebe dir alles, was du fordern wirst", erwiderte Iwan Zarewitsch, „wenn du mir nur ein gutes Pferd verschaffst und den trockenen Pfeil zurückgibst." — „Ich begehre weiter nichts von dir", sagte der andre, „als daß du mich befreist." — „Von wem bist du hier eingesperrt worden?" fragte ihn der Zarewitsch. „Dein Vater hat mich hier festgesetzt. Ich war ein Räuber, sonst aber ein braver Bursche; daher heiße ich auch „Bulat, der brave Bursche." Dein Vater war sehr böse auf mich und befahl, mich zu fangen und in dieses Gefängnis zu bringen; hier sitze ich nun schon an dreiunddreißig Jahre." — „Höre Bulat, mein braver Bursche", sprach der Zarewitsch, „ich kann dich ohne meines Vaters Erlaubnis nicht befreien, denn wenn er es erführe, würde er auf mich zürnen." — Fürchte das nicht", antwortete ihm Bulat, „dein Vater wird davon nichts erfahren; sobald du mich herausgelassen hast, gehe ich in andre Länder." — „Wohlan!" sprach Iwan, „ich werde dich freilassen, gib mir erst meinen trockenen Pfeil zurück und sage, wo ich ein Ritterroß her bekomme!" — „Gehe hinaus ins freie Feld", erwiderte Bulat, „dort wirst du drei grüne Eichen sehen und zwischen ihnen auf der Erde eine eiserne Thür mit einem kupfernen Ringe; unter dieser Thür befindet sich ein Stall und in ihm steht, hinter zwölf eisernen Thüren und zwölf Stahlschlössern eingeschlossen, ein gutes Ritterroß. Dorthin gehe, hebe die Thür auf, schlage die zwölf Schlösser herunter und öffne die zwölf Thüren, so wirst du ein Pferd haben, wie du es suchst; auf ihm komm wieder her zu mir; ich gebe dir dann deinen trockenen Pfeil zurück, du aber entlässest mich von hier."

Nachdem Iwan Zarewitsch diese Worte gehört, suchte er die drei Eichen im freien Felde und fand die eiserne Thür mit dem kupfernen Ring; den faßte er an, hob die Thür auf, schlug die zwölf Schlösser ab, öffnete die zwölf Thüren und trat in einen Stall, in welchem er ein gutes Pferd und eine Ritterrüstung erblickte.

Iwan legte nun seine Hand auf dieses Roß und das Roß fiel nicht auf die Kniee nieder, sondern beugte sich nur ein wenig. Und als das Tier einen Reiter für sich gewahrte, fing es an mit lauter Stimme zu wiehern, fiel dann nieder auf die Kniee vor Iwan Zarewitsch und ließ sich von ihm satteln. —

Der Zarewitsch ergriff das gute Roß, den Streitkolben und das Schlachtschwert, führte das Tier aus dem Stalle, setzte sich auf den tscherkessischen Sattel und nahm den seidenbesetzten Zügel in seine Hand. Da überkam ihn ein echter Eifer und das Tier nicht minder. Es erhob sich hoch über die Erde, sauste hin über den stehenden Wald und unter den vorüberziehenden Wolken; es ließ Berg und Thal zwischen seinen Füßen, bedeckte kleine Flüsse mit seinem Schweife, übersprang breite Ströme und große Sümpfe. Also gelangte Iwan zu Bulat und sprach zu ihm: „Gib mir nun meinen trockenen Pfeil zurück, Bulat, braver Bursche, dann werde ich dich aus der Haft entlassen.“ — Bulat gab ihm sogleich seinen trockenen Pfeil wieder und Iwan entließ ihn alsbald aus der Gefangenschaft. „Ich danke dir, Iwan Zarewitsch“, sagte Bulat, „daß du mich aus dem Gefängnisse befreit hast. Ich werde dir noch weiterhin gute Dienste leisten, sobald du dich in Not befindest; und wenn du mich brauchst, so sprich nur: „Wo ist mein Bulat, der brave Bursche?“ Ich werde dann sogleich vor dir erscheinen und dir in jeder Not ein treuer Diener sein.“ Und als er diese Worte gesprochen, rief er mit lauter Stimme:

„Siwka Burka, he!
Frühlings-Lichtfuchs, steh'
Wie das Blatt vorm Grase hier
Unverweilt vor mir!“

Da erschien plötzlich vor Bulat, dem braven Burschen, ein zweites Roß, und Bulat kroch in das eine Ohr, dann aß und trank er und kroch durch das andre Ohr wieder hinaus; also ward er ein so schöner Jüngling, daß man es sich kaum vorstellen, es auch nicht mit der Feder beschreiben, noch im Märchen erzählen kann. Nunmehr setzte sich Bulat auf sein Roß und sprach: „So lebe denn wohl für jetzt, Iwan Zarewitsch!“ Und damit ritt er von hinnen.

Auch der Zarewitsch schwang sich auf sein Roß und ritt heim. Doch hielt er sich hier nicht lange auf, vielmehr nahm er bald von seinem Vater wieder Abschied und bereiste in Begleitung seines Leibdieners weit entlegene Länder.

So ritten beide einige Zeit miteinander dahin und gelangten an einem schönen, aber heißen Tage in einen Wald, und Iwan Zarewitsch bekam Durst; sie suchten im Walde vergeblich herum nach Wasser, konnten aber keins finden. Endlich gewahrten sie einen tiefen Brunnen, in welchem sich Quellwasser sammelte. Da sagte Iwan Zarewitsch zu seinem Leibdiener: „Steige in diesen Brunnen hinab und hole mir Wasser; ich werde dich an einen Strick binden und dich halten, damit du nicht ertrinkst.“ — „Nein, Iwan Zarewitsch“, sagte der Diener; „ich bin schwerer als du, und du kannst mich nicht halten; besser wäre es, wenn du selber hinunter stiegest; ich, ich kann dich halten.“ Iwan folgte der Rede seines Begleiters und ließ sich hinunter in den Brunnen. Als er genugsam getrunken hatte, befahl er jenem, ihn nun wieder herauszuziehen aus dem Gemäuer, aber der Schlaue antwortete ihm: „Ich werde dich nicht eher emporziehen, bis du mir ein eigenhändiges Zeugnis ausgestellt hast, daß du mein Diener bist und ich dein Herr; daß ich also Iwan Zarewitsch heiße. Hast du nicht Lust dazu, so werde ich dich in dem Brunnen ersaufen lassen.“ — „Lieber Wärter“, rief ihm Iwan zu, „ertränke mich nicht, sondern ziehe mich heraus; ich werde es dir schriftlich geben, daß du mein Herr bist, ich dagegen dein Diener.“ — „Nein, ich traue dir so leicht nicht“, fuhr der Wärter fort,

„wenn du mir nicht dein Versprechen mit einem Schwur bekräftigst." — „Nun, so schwöre ich dir bei Gott, daß ich dir wirklich ein solches Zeugnis ausstellen werde!"

Darauf zog ihn der Ungetreue heraus und Iwan Zarewitsch fertigte ihm das Zeugnis aus. Alsdann zog er seine Kleider aus, überlieferte sie dem Wärter und zog jene des Dieners an. Hierauf machten sich beide wieder auf den Weg. Nach einigen Tagen gelangten sie in das Reich Panthuis.

Als der Herrscher des Landes von der Ankunft des Iwan Zarewitsch hörte, kam er ihm entgegen, empfing aber natürlich den Wärter anstatt den Zarewitsch, nahm jenen bei den Händen, führte ihn in seine Gemächer, ließ ihn an seinen eignen Tischen Platz nehmen, und sie aßen und tranken und trieben Kurzweil selbander. Dann begann der Zar: „Iwan Zarewitsch, warum bist du in mein Reich gekommen?" Da antwortete ihm der falsche Zarewitsch: „Gnädiger Herr, ich bin zu dir gekommen, um mich um deine Tochter, die schöne Zarewna Zeria, zu bewerben." „Gern gebe ich dir meine Tochter zum Weibe", versetzte Panthui. Darauf äußerte der falsche Iwan ganz nebenbei, sein Diener habe ihm während der Reise viel Verdruß gemacht, man möge ihn daher nur in der Küche zu niedrigen Arbeiten brauchen. Der Zar ließ dazu den echten Zarewitsch verwenden, während sich der falsche Diener unterdessen mit dem Zaren belustigte und sich um die Liebe der Zarewna bewarb.

Kurze Zeit nachher rückte ein Heer an die Grenzen des Reiches Panthuis, um dem Zaren sein Reich zu rauben und ihn selbst zum Gefangenen zu machen. Da entbot Panthui den falschen Iwan zu sich und sprach: „Mein lieber zukünftiger Schwiegersohn, es ist ein feindliches Heer über die Grenzen meines Reiches hereingebrochen; wenn du die Feinde zurücktreibst, so will ich dir meine Tochter geben." Der falsche Zarewitsch antwortete darauf: „Ich werde dies thun, aber nur in der Nacht, denn bei Tage habe ich kein Kriegsglück."

Sobald es Nacht geworden und im Schlosse sich alle zur Ruhe begeben hatten, stieg der falsche Iwan hinab zum Hof, rief den wahren Iwan und sprach zu ihm: „Iwan Zarewitsch, zürne nicht, daß ich an deine Stelle getreten; vergiß alles und leiste mir einen großen Dienst — vertreib, den Feind aus dem Reiche." Der Zarewitsch antwortete ihm darauf: „Gehe und lege dich schlafen; es wird alles besorgt werden." — Da entfernte sich der Falsche und legte sich schlafen; Iwan aber rief mit lauter Stimme: „Wo ist Bulat, der brave Bursche?" — Im Augenblick erschien Bulat, der brave Bursche, vor ihm und fragte: „Welchen Dienst verlangst du, in welcher Not bist du? Sag' an, geschwind!" — Da berichtete ihm Iwan von seiner Not. Und Bulat, der brave Bursche, ließ sein Roß satteln und legte seine Rüstung an; dann rief er laut:

„Siwka Burka, he!
Frühlings-Lichtfuchs, steh'
Wie das Blatt vorm Grase hier
Unverweilt vor mir!"

Das Roß raste heran, daß die Erde bebte; aus den Ohren brodelte heißer Dampf und aus den Nüstern sprühten Flammen; vor Bulat blieb es urplötzlich stehen. Der setzte sich darauf, auch Iwan bestieg sein Roß, und so ritten beide dahin. Um diese Zeit schlief die Prinzeß Zeria noch nicht, sondern saß am Fenster; sie hatte alles mit angehört, was Iwan Zarewitsch mit seinem Wärter und dann mit Bulat, dem braven Burschen, gesprochen.

Sobald der echte Iwan und sein Begleiter sich in der Nähe des feindlichen Heeres befanden, sagte Bulat zum Zarewitsch: „Fange du an von der rechten Seite in die Feinde einzuhauen, ich werde sie von der linken anfallen.“ Und sie begannen in die große feindliche Macht einzuhauen und von ihren Zauberrossen zertreten zu lassen, was sich ihnen in den Weg stellte. In einer Stunde fällten sie schier hunderttausend Mann. Der feindliche König floh mit einem kleinen Reste seiner Krieger in sein Reich und Iwan Zarewitsch kehrte mit seinem Bulat zurück in das Schloß des Zaren Panthui, sattelte sein Roß ab, führte es in den Stall und gab ihm Weizen zu fressen. Hierauf nahm er Abschied von Bulat, dem braven Burschen, begab sich in die Küche und legte sich schlafen.

Früh morgens verfügte sich der Zar Panthui in sein Erkerzimmer und überblickte die Gegend, wo gestern noch das feindliche Heer gestanden, und als er sah, daß es völlig niedergehauen war, ließ er den falschen Iwan zu sich rufen und dankte ihm für die Rettung seines Reiches; er händigte ihm außerdem reiche Geschenke ein und versprach demnächst die Hochzeit ausrüsten zu wollen.

Doch nach Verlauf weniger Wochen zog derselbe feindliche Herrscher mit einem neuen, noch größeren Heere heran und belagerte die Hauptstadt von Panthuis Reich. In seiner Not rief dieser wieder den falschen Zarewitsch zu sich und sagte: „Lieber Freund Iwan, errette mich von diesem bösen Nachbar, verjage auch das neue Heer aus meinem Reiche; wenn du dieses vollbracht, gebe ich dir ohne weiteren Aufschub meine Tochter.“ — Darauf erhielt er zur Antwort: „Ich werde dies alles vollziehen, jedoch nur in der Nacht und nicht bei Tage, denn mich meidet bei Tage das Kriegsglück.“ Sobald die Nacht eingetreten war und sich alles zur Ruhe begeben hatte, ging der falsche Iwan auf den breiten Hof, suchte den echten Zarewitsch auf und sprach zu ihm wie früher: „Gedenke nicht des Bösen, das ich dir zufügte; zürne mir nicht, daß ich deine Stelle vertrete und vertreibe noch einmal den Feind aus diesem Reiche.“

Iwan Zarewitsch antwortete darauf: „Geh' und lege dich schlafen: Morgenstunde hat Gold im Munde; alles wird gethan werden.“ Da ging der Wärter und legte sich schlafen. Iwan Zarewitsch aber rief: „Ach, wo ist mein Bulat, der brave Bursche?“ — Nach wenigen Minuten erschien vor ihm der brave Bulat und sagte: „In welcher Not befindest du dich? Sag' an, geschwind!“ — Da teilte ihm Iwan sein Begehren mit und Bulat hieß den Zarewitsch sein Roß satteln und sich rüsten. Er aber rief:

„Siwka Burka, he!
Frühlings-Lichtfuchs, steh'
Wie das Blatt vorm Grase hier
Unverweilt vor mir!“

Das Roß stürmte heran, daß die Erde bebte, aus den Ohren brodelte der Dampf, gleich einer Säule, und aus den Nüstern sprühten Flammen, doch als das Tier an Ort und Stelle war, blieb es wieder ruhig stehen.

Bulat, der brave Bursche, schwang sich darauf, auch Iwan setzte sich auf sein Pferd, und so ritten sie aus dem Hofe. Um diese Zeit schlief die Prinzeß Zeria noch nicht und sie hatte wieder alles angehört, was vor sich gegangen war.

Sobald die Reiter das feindliche Heer zu Gesicht bekamen, sagte Bulat zum Zarewitsch: „Fange du mit dem rechten Flügel an, ich haue am linken ein.“ Und sie überfielen die Feinde und hieben alles nieder und ließen alle, die sie

niedergestreckt, von den Rossen zertreten. In zwei Stunden erlegten sie zweimalhunderttausend Mann; mit knapper Not entkam der feindliche König mit wenigen seiner Krieger in sein Reich. Iwan Zarewitsch kehrte mit Bulat zurück, sattelte sein Roß ab und führte es in den Stall. Alsdann nahm er Abschied von dem braven Burschen und legte sich schlafen.

Früh morgens aber besah Panthui wieder die Gegend, wo während der vorigen Tage das feindliche Heer gestanden, und er fand wiederum, daß es niedergehauen war. Er wunderte sich über die unerhörte Tapferkeit des Zarewitsch und befahl ihn zu rufen. Zar Panthui sagte ihm nochmals Dank für die Rettung seines Reiches und beschenkte ihn mit kostbaren Gaben.

Nochmals rückte der feindliche König in das Reich des Zaren Panthui, und auch diesmal berief dieser seinen künftigen Schwiegersohn und sagte: „Mein Freund Iwan Zarewitsch, schütze mich zum drittenmal vor dem schlimmen Feinde und verjage seine Heere aus meinem Reiche, dann werde ich dir augenblicklich meine Tochter zur Gemahlin geben.“ Darauf antwortete ihm der falsche Zarewitsch: „Ich werde alles verrichten, sobald es Nacht wird.“

Als die Nacht angebrochen war und sich alle schlafen gelegt hatten, begab sich der Wärter wieder auf den Hof, rief den echten Zarewitsch zu sich und sagte zu diesem: „Gedenke nicht des Bösen, was ich dir zugefügt, sondern leiste mir nochmals einen Dienst und verjage das feindliche Heer.“ Darauf antwortete Iwan der Zarensohn: „Geh' und lege dich schlafen.“ Und mit starker Stimme rief er: „Heran, mein Bulat, du braver Bursche!“ — Sogleich erschien vor ihm der Verlangte und sprach: „In welcher Not bist du? Sag' geschwind!“ Da teilte ihm der Zarewitsch seine neue Not mit, und Bulat, der brave Bursche, ließ wieder satteln. Sobald sie das feindliche Heer zu Gesicht bekamen, thaten sie, wie sie gethan: sie metzelten die Feinde nieder und erschlugen so viel Krieger, daß man sie nicht zählen konnte, auch töteten sie schließlich den König selbst. Dann kehrten sie zurück; Iwan Zarewitsch sattelte sein Roß ab und führte es in den Stall. Darauf nahm Bulat, der brave Bursche, von Iwan Zarewitsch Abschied. „Von nun an wirst du mich niemals wiedersehen“, sagte er. Dann schwang er sich auf sein Roß und ritt davon; Iwan jedoch ging zur Küche und legte sich schlafen.

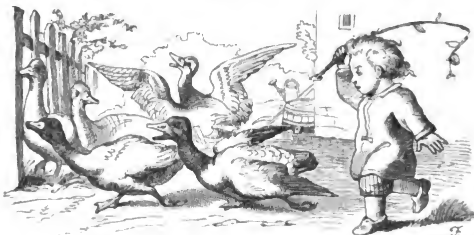
Früh morgens übersah der Zar wieder von seinem Erkerzimmer die Gegend, wo das feindliche Heer gestanden, und als er sah, daß es vertilgt war, schickte er nach seinem verlobten Schwiegersohn und sprach zu ihm: „Nun bin ich zufrieden und gebe dir meine Tochter zur Gemahlin.“ Und man fing an, die Hochzeit zuzurichten. Nach einigen Tagen empfing der falsche Iwan die schöne Zeria aus den Händen ihres Vaters. Als sie aus der Kirche gekommen waren und bei Tische saßen, bat der echte Zarewitsch den Oberkoch, er möge ihn entlassen, weil er sehen wolle, wie sein Herr mit seiner Braut tafele.

Der Koch entließ den Küchenburschen und gab ihm seine Kleider. Als Iwan nach den zarischen Gemächern kam, mischte er sich unter die Zuschauer und betrachtete seinen Wärter und die schöne Zarewna. Diese erblickte auch den Zarewitsch, erkannte ihn sogleich, sprang vom Tische auf, nahm ihn bei der Hand, führte ihn vor ihren Vater und sprach: „Dies ist mein wahrer Bräutigam und der Retter des Reiches und nicht jener, der mit mir getraut wurde.“

Da forschte Zar Panthui seine Tochter aus, was ihre Rede bedeuten solle.

Und als nun die Prinzessin alles genau berichtet, nahm der echte Iwan Zarewitsch Platz am Tische neben der Prinzessin Zeria; der Diener aber wurde für sein betrügerisches Thun aufgehängt. Iwan Zarewitsch heiratete nun die schöne Zeria wirklich und begab sich mit ihr in sein Reich zu seinem Vater, und Zar Chodor setzte ihm die Krone auf das Haupt; bald nachher bestieg Iwan Zarewitsch den Thron und herrschte lange und glücklich.

Anton Dietrich nacherzählt.



Gemütlichkeit beim Leben und beim Sterben.

Es geht doch nichts über ruhige Gelassenheit und gemütliche Zufriedenheit. Doch um solche zu erlernen und sich anzugewöhnen, muß man schon früh aufstehen und beizeiten damit anfangen, wie in der lehrreichen Geschichte „Vom allzeit zufriedenen Knäblein“ uns vom Märchenerzähler J. W. Wolf zum Frommen der Kinder — und Eltern dargethan wird.

Wenn in einem Elternhause nur ein Kind vorhanden ist, so wird solches in der Regel verzogen. Die Bauersleute, von denen ich jetzt erzählen will, sahen mit Wohlgefallen die kraftvollen Gemütsäußerungen ihres Bübleins sich entwickeln und nannten es deswegen immer nur ihr „allzeit zufriedenes Kind.“ Und wirklich ließ sich der gemütvolle Peter niemals in Streit mit den Dienstboten ein, sondern bestand einfach darauf, das durchzusetzen, was ihm in den Kopf kam; wenn die Ziegen oder Gänse ihm nicht parieren wollten, jagte Peter sie straks zum Hofe hinaus, und wenn er sich den Leib vollgepfropft, so aß er ruhig weiter, falls sein Magen sich nicht zu entschieden dagegen auflehnte.

Eines Tages fand eine Hochzeit im Orte statt; dazu waren Peters Eltern auch eingeladen und nahmen daher ihr allzeit zufriedenes Kind mit. Als das Essen vorbei war, kamen Äpfel, Birnen und Nüsse auf den Tisch, von allem gehörige Tellervoll. Die Gäste ließen sich's munden und der Bräutigam gab den Kindern auch vom Besten, so viel sie haben wollten. Als nun die Hochzeitsleute aufstehen und zum Tanze gehen wollten, stellte sich das allezeit zufriedene Kind neben den Bräutigam und weinte bitterlich. Sogleich sprangen die Eltern herbei, um zu erfahren, was los sei. Der Bräutigam fragte das Knäbchen liebreich, was ihm fehle, aber es weinte immer bitterlicher, und endlich weinte

seine Mutter mit und es fehlte kein Haar und dem Vater wären auch die Thränen in die Augen geschossen. Da fragte der Bräutigam weiter: „Hast du denn Hunger?“ Doch Peter schrie: „Ach, ich bin ja längst satt.“ „Das dachte ich mir, ach mein Kind ist ja immer so zufrieden“, schluchzte die Mutter. Der Bräutigam sprach nun: „Dann komm her, ich stopfe dir die Hosentaschen voll Anisgebackenes“, aber das Kind schrie noch ärger: „Sie sind ja schon beide voll!“ „Dachte ich mir's doch!“ schluchzte die Mutter, „unser Kind ist stets so zufrieden, es muß ihm etwas andres fehlen.“ Der Bräutigam sprach nun: „Dann gehe nach Hause, Peterchen, leere sie aus und komm wieder, dann bekommst du mehr.“ Jetzt schrie der Bube noch viel ärger: „Ich war ja schon dreimal zu Hause.“ „Nein, das ist es auch nicht, unser Kind ist so leicht zufriedengestellt, es muß ihm etwas andres fehlen“, schluchzte die Mutter. „Dann geh' nach Hause und komm noch einmal wieder“, versetzte der Bräutigam; doch der Peter schrie wie verzweifelt: „Wenn ich wieder komme, haben die andern alles gegessen.“ „Wir heben dir alles auf und essen nichts mehr“, sagte der Bräutigam — da lachte das Kind ihn an und lief weg. Die Mutter rief aber: „Es ist doch rührend, wie unser gemütliches Peterchen doch allezeit so leicht zufrieden zu stellen ist.“ —

Bei solcher Gemütlichkeit kann man allerdings leicht hundert Jahre alt werden. Aber man wird's auch, so man das Leben recht festzuhalten versteht. — Die „leichteste Sterbensart eines zum Tode Verurteilten“ hat jener Schalk herausgefunden, von dem Johann Peter Hebel nachfolgendes Stücklein erzählt:

Vor hundert Jahren war man mit Verhängung der Todesstrafe viel rascher bei der Hand als heute. Und dann half auch alles Bitten und Flehen nicht viel. Einer, der seinem Vaterlande vormals gute Dienste geleistet und beim Landesherrn daher gut angeschrieben gewesen war, sollte nun ein Verbrechen, das er in der Leidenschaft begangen hatte, mit dem Tode büßen. Um ihm noch eine Gnade zu erweisen, stellte der Fürst ihm die Wahl frei, wie er am liebsten sterben wolle. Die von ihm gewählte Todesart sollte er erleiden. Mit diesem Entscheid kam der Oberrichter zu ihm in den Turm. „Sterben müßt Ihr, das werdet Ihr einsehen; der Herr will Euch aber noch eine Gnade erweisen“, sagte derselbe, „wenn Ihr gerädert sein wollt, so will er Euch rädern lassen; wenn Ihr hängen wollt, sollt Ihr gehängt werden; wenn Ihr aber lieber Rattenpulver verschlucken wollt, dem Fürsten ist's auch recht, wenn er dergleichen auch selbst nicht liebt.“ Darauf erwiderte nun der Übelthäter ganz gemütlich und befriedigt: „Wenn ich denn doch sterben muß — das Rädern ist mir doch ein zu biegsamer Tod und das Hängen, wenn besonders der Wind geht, ein zu beweglicher. Mit Vertilgung des Gaudiums langgeschwänzter Ratten habe ich mich nie einlassen mögen. Und dann habe ich immer geglaubt und glaube es noch, der Tod aus Altersschwäche sei der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, weil mir der Herr Herzog die Wahl gelassen — ich will von einem andern daher nichts wissen.“

Und dabei blieb er und ließ sich's nicht ausreden. Der Herzog aber meinte: „Ich habe mein Wort gegeben und solches will ich wenigstens nicht deuteln!“ Da mußte man den Verurteilten denn fortleben lassen, bis er an Altersschwäche von selber starb.

Nach J. W. Wolf und Johann Peter Hebel.



Der Moldaufall bei Hohenfurt.

Der Freischütz.

Eine Jagersage aus Böhmen.

1.

Gewiß habt ihr schon von Frau Saga gehört? Das ist ein wunderlich geheimnisvolles Wesen. Über alte Schlösser und Burgen, dunkle Forsten und unheimliche Felsenschluchten gleitet sie mit leiser Sohle hin, und wo sie vorüberhuscht, da webt sie ihren grauen Schleier; und wenn die Menschen nicht mit rauher Hand daran rühren, so erzählt sie wohl auch von manchen Wunderdingen der Vorzeit, die das Gewebe bedeckt.

Im Herzen des Böhmerwaldes, dort, wo aus wildverworrenem Waldesdickicht drei schroffe Bergesspitzen emporragen, kauert sie gern, belauscht das Gemurmel der uralten Tannen und Eichen, das Geflüster von Birke und Ahorn, den Mutwillen des keck einherspringenden Waldbaches und das laute Rauschen der schäumenden Fälle der Moldau — daraus schafft sie ihr luftiges Gewebe.

„Die feindlichen Brüder“, so heißen im Munde des Volkes jene drei Bergspitzen. Auf jeder ruht ein mächtiger Felsenobelisk von fast menschlicher Form. Es sollen dies einst drei Riesenbrüder gewesen sein, welche ewig in blutiger Fehde lebten, bis ihr Vater, ein mächtiger Zauberer, sie in starre Felsen verwandelte.

Drohend blicken sie einander an über dem tiefen Thalkessel, der zu ihren Füßen zwischen den Höhen eingeklemmt liegt.

Die „Wolfsschlucht“ nennt das Volk den tiefen Grund.

Wie Ruinen versunkener Cyklopenstädte klimmen von unten zerbröckelte Steinmassen an den Bergabhängen hinan, zwischen denen Tannen und Buchen notdürftig ihr Leben fristen. Drei wilde Gießbäche stürzen zwischen den Felsenblöcken hindurch, nicht fröhlich plaudernd wie andre Quellen, welche den azurnen Himmel über sich haben, sondern schwarz gefärbt von dem dunklen Schein der Tannen und des düstern Gesteins. So tosen sie herunter und vereinigen sich erst in einer weitklaffenden Spalte tief unter der Erde, ein Sinnbild der feindlichen drei Brüder, welche erst der Tod vereinte.

Das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Waldriesen, die eintönige Unterhaltung der Unken in sumpfiger Niederung, ein vereinzelter Uhuruf lassen schon in der Dämmerung den hierher Geratenen Schauer empfinden; in der Nacht aber nimmt hier alles den Schein des Kolossalen und Dämonischen an. Verirrt sich ja nächtlicher Weile irgendwer nach dem verrufenen Grund, so hört er unheimliche Stimmen: Geheul der Werwölfe, Aufschreien flatternder Nachtvögel — wehe dem Wanderer, wenn er von unten her, wo ein rotes flackerndes Licht heraufleuchtet, Hilfe erwartet — nimmer kehrt er zurück. Das Irrlicht lockt ihn ins Verderben. Die Flamme schlüge aus der Hölle, meinen die Leute und bekreuzen sich; kaum wagt sich jemand bei Tage dahin.

Aber der Frau Saga ist der schauerliche Ort nicht fremd. Vor mehreren hundert Jahren huschte sie wieder einmal um die Wolfsschlucht und sah zur Mitternachtsstunde auf zwei finstere Gestalten tief im Grunde herab. Die eine riesengroß, kohlschwarz lachte von Zeit zu Zeit teuflisch auf, und es war, als sprühten ihre Augen feurige Blitze. — „Und in der Nacht, wenn sich Tag und Nacht gleichen, bist du mein“, sagte der Unhold und reckte die Hand gleich Krallen aus nach dem unheimlichen viel kleineren Genossen. Der stand da, im grünen Jagdrock, auf seine Büchse gelehnt und es war, als flackere ein Feuerschein um sein Haupt, so rot schimmerten Haar und Bart. — „Nicht so rasch, Meister!“ keuchte er und wich einen Schritt zurück. „Wenn ich dir neue Beute bringe, vergönnst du mir weitere Frist, also lautet unser Pakt. Und brauche ich deine Hilfe zu Rache und Verderben, so wirst du mir von neuem dienen, also hast du mir gelobt bei den Pforten der Hölle. Hast schon auf mein Geheiß meinem Kameraden einen Weidmann gesetzt, das hat ihn irre und kirre gemacht; ehe die Mitternachtsstunde der Tag- und Nachtgleiche vorüber, steht er hier, sich Freikugeln zu holen — die segne auch ihm!“

„Sechse treffen, sieben äffen“, ertönte es aus dem Munde des Schwarzen. — „Die Siebente ist dein“, bestätigte der Rote, „sie sichert dir die Beute, mir die Rache. Lenke sie auf seine Liebe, auf jene, die mich verschmähte — noch hofft er mittels der Glückskugel sich Frau und Erbförsterei zu erschießen. —

„Wehe ihm! Verderben der stolzen Braut“, murmelte er vor sich hin.

„Noch habe ich über sie keine Gewalt!“ grollte der Schwarze im Mantel.

„So nimm ihn allein, den tugendsamen Max. Ergreife den Finger, den er dir reicht — dann fassest du bald die ganze Hand und damit Leib und Seele des Verhaßten. Der ist dir sicher, und wen du einmal ankrallst, den lässest du ja nimmer los.“ — — —

„Bei den Pforten der Hölle! er oder du!“ rief mit furchtbarer Stimme der Schwarze und versank in der flammenden Felsenspalte.



2.

Nach jenem interessanten Teile des Böhmerwaldes, wo an düsterem Nadelgehölz entlang, zwischen dem mächtigen Felsengestein sich in der Schlucht die Moldau tosend durchwindet, dahin folge uns der Leser. Die Umgegend galt damals für goldreich, aber heutzutage spricht man höchstens noch wegen seiner Jagdgründe von ihm. Die dichte Baumdecke, welche hier die Erde überkleidet, dient mit ihrem unübersehbaren, meist düstern Grün mannigfach verlaufenden Höhenzügen, Schluchten und Thälern. Dort befinden sich Reviere,

in denen wohl noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Bär und Wolf, Luchs und Edelmarder und andres räuberisches Getier einem zahlreichen Wildstand zeitweilig recht gefährlich wurden. Daß vor vielen Jahrhunderten der Weidmann in diesen Gegenden vorzugsweise gern sein Heil suchte und fand, ist natürlich, und so stand denn seit Menschengedenken in diesem so entlegenen, aber romantischen Teile der böhmischen Gebirge ein altes Jagdschloß, in welchem der weit und breit beliebte fürstliche Erbförster Kuno mit seiner Familie wohnte. Diese letztere war nicht zahlreich. Die einsame Waldburg beherbergte außer dem alten Jäger, dessen Weibe und deren lieblicher Tochter Agathe nur noch die Milchschwester und deren Gespielin, Ännchen, dann eine alte Magd und endlich zwei flotte Burschen im grünen Kleide, die unter Obhut des Erbförsters der Handhabung des edlen Weidwerks oblagen.

An einem Abend saß das Ehepaar in traulichem Gespräche beisammen. Agathe stand an der offenen Thür und spähte hinaus in die hereinbrechende Dämmerung. Jetzt nahte sich eilig ein junger, blondgelockter Jägersmann. Er summte ein Lied vor sich hin; aber das klang nicht so heiter wie sonst. Rasch wandte er sich durch die Gartenthür nach dem Hofe des Schlößchens: kaum hereingetreten, fühlte er sich auch schon von zarten Armen umschlungen. „Ah! — du bringst ja heute reiche Beute ins Haus? — Warst wohl glücklich beim Vogelschießen?... Bist gewiß König geworden?... Aber so sprich doch, mein Max!“ — Also drängte das liebliche Försterkind.

„Das Glück hat mich wieder den ganzen Tag bis zum Abend geflohen und genarrt, mein trautes Mädchen“, erwiderte der Bursche verdrießlich, „mußte ich es doch über mich ergehen lassen, daß der Kilian, des dicken Müllers Sohn, den Vogel herunterholte, während ich — die Vogelstange traf. Doch vor zwei Stunden wendete sich das Blättchen, da schoß ich den Steinadler hier und vor einer Stunde noch einen Sechzehnender — unsern der Wolfsschlucht — und den muß ich noch vor Anbruch der Nacht heimschaffen, sonst...“

„Das sollst du fein bleiben lassen, mein Lieber... der Vater hat gute Nachrichten vom Fürsten heimgebracht und er harrt mit der Mutter deiner nun schon seit einer Stunde“, flüsterte Agathe, und lauter fuhr sie fort: „Du sollst heute Abend nicht mehr in finsterer Nacht dich jenem verrufenen Orte nahen. — Nicht wahr, Väterchen — Max soll daheim bleiben?“ rief Agathe.

„Tritt näher, mein Sohn! Agathe hat recht, es ist am besten so! und nicht minder gut ist's, daß dir, wie ich soeben vernommen, endlich das Glück wieder hold gewesen. Ich habe mit dir zu reden. Du weißt, daß wir, ich und meine Alte, nichts dagegen gehabt, als du dich um Agathens Liebe bewarbst, weil wir dachten, du seiest der rechte Mann für sie. Du warst ja bisher der beste Schütze weit und breit; du verfehlst hoffentlich nun auch jetzt dein Ziel nicht, jetzt, wo es gilt... den Meisterschuß zu thun!“

Max schaute nicht so zuversichtlich drein wie sonst... „Ich wäre dessen sicher, wie ich es solange gewesen“, sagte er kleinlaut, „wenn mir nicht — und anders kann es nicht sein — wenn mir nicht ein Weidmann gesetzt worden.... Über mein Thun waltet seitdem ein Unstern.... Gegen solch einen Bann, meinte heute der Kaspar, da helfe nur... noch eine Freikugel...“

„Unsinn! — Weidmann gesetzt! — Freikugel!“ fiel der Erbförster höchlichst aufgebracht dem jungen Jäger ins Wort; „solche sündhafte Rede sollte ein frommer Jägersmann gar nicht im Munde führen... solches mag dem roten Kaspar anstehen... oh! den habe ich längst erkannt als Schelm, Trinker und Spieler, und dies habe ich dem Gesellen schlankweg herausgesagt, als er kam, um Agathen zu freien. Von dir, Max, kann ich mich arger Dinge nicht versehen. Hast ja so wacker deine Lehrzeit bestanden und warst ein flotter, frommer Jägerbursche bis zur Stunde, bist im Walde daheim, wie irgend einer. Kein andrer weiß des Wildes Fährte so zu folgen als du; keiner holt so sicher den Adler aus den Lüften herunter und das Herz geht einem auf, wenn deine Stimme erschallt und du im Chore der Jäger fröhlich singst:

„Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?
Wem sprudelt der Becher des Lebens so reich?
Beim Klange der Hörner im Grünen zu liegen,
Den Hirsch zu verfolgen nach Dickicht und Teich,
Ist fürstliche Freude, ist männlich Verlangen,
Es stärket die Glieder und würzet das Mahl;
Wenn Wälder und Felder uns hallend umfangen —
Tönt freier und freud'ger der volle Pokal!
Ja ho ho! Trara! Trara!“

„Doch sieh dich vor, daß du nicht in Versuchung fallest... denke statt an Freikugeln lieber an unsern frommen Weidmannsspruch:

„Lieber Weidmann mein! Welches die drei Stücke sein,
Die ein geschickter Weidmann haben soll und kann?
Ho ho, sag' an.“

Max gab zur Antwort:

„Ho ho, mein lieber Weidmann,
Das will ich dir wohl sagen an:
Gut Wissenschaft, Gewehr und Hund
Der Weidmann braucht zu seinem Grund,
Wenn er was Tüchtiges will verrichten
Und sich nicht lassen gar vernichten,
Drum wird das auch wohl treffen ein.“

„Schon gut“, unterbrach der Erbförster die Rede seines Lieblings; „mit den drei Dingen ist jeder „Weidmann“ zu lösen, und eines bessern Segensspruches hat sich auch nicht mein Ahnherr bedient, als er zuerst den Meisterschuß gethan... sollte dieser dir, meinem künftigen Eidam, mißglücken?“

Mutter und Tochter sahen mit leuchtenden Augen den also Ermunterten an.... Max drückte allen dreien hochbeglückt die Hand.

„Ja, es ist Gottes Schickung, daß es so gekommen ist“, fuhr nach einer Pause Kuno fort, „und wie wären wir, wie wäre Agathe, welche dir Treue hält, schlimm daran, wenn du nicht ein rechtes Jägerkind wärst! Denn wer hier Erbförster werden will, muß vertrauter sein mit seiner Waffe als irgend einer anderswo; 's ist eine alte Geschichte und alle Leute sprechen davon. — Heute paßt's mir, davon zu erzählen; vernimm also aus meinem Munde, was es damit für eine Bewandtnis hat. Setze dich an meine Seite und höre mich an.“ — Alle vier rückten am Familientische zusammen und der Erbförster begann:

„Der Ahnherr unsres gnädigen Fürsten hielt einst ein großes Jagen. Wie zu Anfang, so erklangen auch gegen das Ende die Becher gar lustig und dazwischen hinein rief das Waldhorn sein Trara! Trara! — Dann ging's von neuem ans Jagen: Kliff, klaff! piff, paff! durch Flur und Wald, durch Thal und Schlucht; immer weiter in die Berge verzog sich das laute, bunte Treiben. Schau, schau, was konnte das sein!... Aus dem Dickicht stürmt ein weißer Hirsch die Reihe der Jäger entlang und auf seinem Rücken ist ein nackter Mann festgebunden, ein Wildschütz, dem der benachbarte Förster und seine Burschen lang genug aufgelauert und der jetzt in die Hände seiner Feinde geraten war. Ihn hatte jene damals und nachher lange noch übliche, entsetzliche Strafe getroffen! — Der Fürst aber, ein großmütiger Herr, gedachte den Unglücklichen zu retten und versprach dem, welcher das flüchtige Tier erlegte, diese Erbförsterei, wo wir heute so traulich beisammen sitzen, und das heute freilich etwas verfallene Waldschlößchen dazu. Hei! wie sprangen da die jungen Burschen auf.

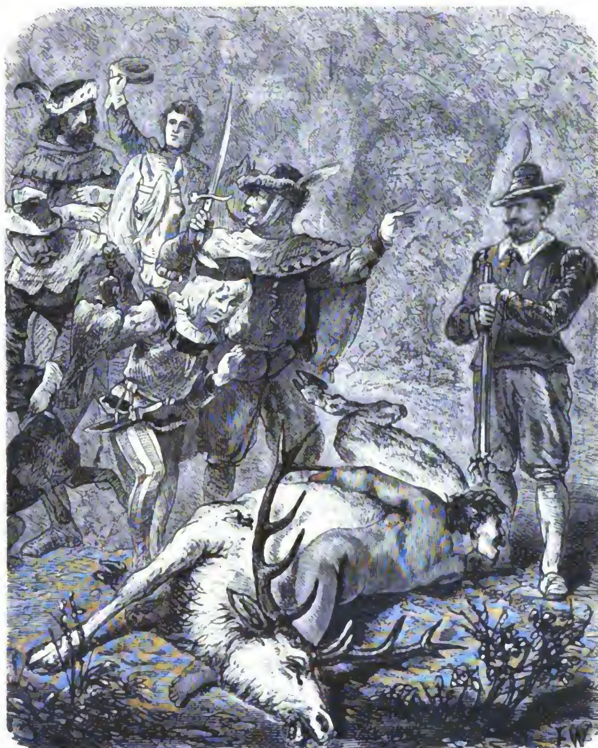
„So soll es sein!" wiederholte der Fürst, „aber bei meiner Ungnade", fügte er hinzu, „daß keiner den Unglücksmenschen verletzt!" Das machte freilich manchen von denen stutzen, die eben noch frohlockten. Indes der brave Leibschütze des Fürsten, von Mitleid getrieben, besann sich nicht lange.

„Denk', ich wag's, gnädiger Herr! — mit Gott!" sagte er, indem er seinen Schutzpatron um Hilfe anrief und — schoß. Der Hirsch stürzte und der Wildschütz war gerettet, obwohl am ganzen Körper tüchtig vom Dorngebüsch mitgenommen. — Der wackere Schütze war mein Urgroßvater, er hieß Kuno, wie ich selbst, und dort an der Wand hängt sein Bild. Der Fürst hielt sein Wort. Aber wie so oft im Leben, entstand auch hier bald böses Gerede unter den Leuten; zuerst heimlich, dann immer lauter und endlich zischelten die Schandmäuler dem gnädigen Herrn ins Ohr, der Schuß sei mit einer Freikugel gethan und eine Freikugel müsse ja treffen, selbst wenn man ins Blaue hineinziele."

„Freikugeln!" fiel Max schüchtern ein, „ja, Freikugeln gibt's! — Was haltet Ihr davon, ob wohl Verlaß darauf ist?"

„Ich wiederhole dir nochmals", versetzte der Erbförster ernst, „Schlingen des Satans sind's, mein Sohn, und an solch sündhaftes Zeug soll ein frommer Jäger nicht denken.... Mein Ahn war aber ein frommer Jäger und der Fürst kannte ihn als solchen; indes fügte er, damit auch ein rechter Jäger stets im Schlößchen sitze und seinen Forst behüte, die Bedingung hinzu, daß jeder der Nachfolger meines Ahns vor Antritt seines Amtes einen Probeschuß abzulegen habe. Als ich mich hier festsetzte, mußte ich einem aufgeputzten hölzernen Vogel, der in einem Reif schaukelte, den Ring aus dem Schnabel schießen. Na — wie diesen Schuß, so habe ich manchen andern Treffer gethan. Nun aber bin ich alt und der Ruhe bedürftig. Deshalb habe ich heute früh bei meinem gnädigen Herrr vorgesprochen und ihm gesagt, wie mir's ums Herz ist... dieweil mein gutes Weib mir keinen Sohn geschenkt, wohl aber eine schmucke Tochter. Und ich hatte gedacht, unser Herr thue wohl daran, mir bald einen Nachfolger zu bestellen, und dafür wußte ich keinen Besseren zu nennen als den, der einst Sohnesstelle bei mir vertreten soll — so nannte ich dich."

Bei diesen Worten horchten die beiden jungen Leute auf.



Des Leibschützen Kuno Meisterschuß.

Vater Kuno that so, als merke er nichts, und fuhr fort: „Unser gnädiger Herr hat mir die Gunst widerfahren lassen, mein Ansuchen zu gewähren. Nun Max, jetzt gilt's — Braut und Erbförsterei! Keines ohne das andre! Wie ihr wisset, findet in diesen Tagen in der Nähe ein großes Jagen statt, und da sich dies so wohl zusammenfügt, so soll auf Verordnung unsres Fürsten bei der Gelegenheit auch der Probeschuß gethan werden. Ist dieser gelungen, so mag Max seine Braut als künftige Frau Erbförsterin abends zu Tanze führen. Also will's die Sitte und dabei soll es auch bleiben.... Na, Kinder, ist's recht so?"

Jubelnd umhalste das Brautpaar den freudig erregten Alten.

3.

Während ein beglücktes Paar an diesem Abend zum zweitenmal sein Verlobungsfest feierte, stand draußen vorm Fenster des Försterhauses ein Mann im grünen Jagdkleide und lauschte mit blassem und verstörtem Antlitz. Jetzt murmelte er in den Bart:

„Schon so nahe der Probeschuß? Jetzt gilt's, den Glückspilz zu verderben.. Drum sei's... und dazu hilf du, Samiel — Samiel hilf!" — — —

Dem schwülen Tage war zeitig der Abend gefolgt. Der Mond begann sich zu verfinstern. Graue Wolken huschten über die bisweilen noch sichtbare Scheibe und lagerten über der Gegend, welche zeitweilig durch einen Blitzstrahl am äußersten Saum des Horizontes erhellt wurde. Der Auerhahn hatte zu balzen aufgehört und die Birkhenne sich ins Laubdickicht verzogen. Am Rande des niederen Gehölzes zeigte sich aufgeschreckt der ewig wache Rabenvogel, der Heher, dessen heisere Töne dem klugen Fuchs und dem Edelwild als Mahnung zur Vorsicht dienen, sobald sich menschliche Tritte vernehmen lassen. Der feuchten Niederung aber und dem Geklüfte entstiegen fortwährend Nebelwolken, die über dem dunklen Föhrenwald weiter schwebten. Ernst neigten Tannen und Birken vor der Schlucht ihre Häupter und die weißen Stämme der letzteren erschienen gleich Gespenstern im Forste, während es wie ferner Saitenklang durch die Blätter der Silberpappeln rauschte, wenn sie vom Winde bewegt wurden.

Doch wie Saitenton erklang es nicht in der Brust desjenigen, der von der Höhe über der unheimlichen Schlucht gedankenvoll niederschaute. Schlimme Gedanken durchzitterten seine Seele. Er achtete nicht der fliehenden Minuten, hörte nicht den Stundenschlag drunten in der Dorfkirche. Jetzt schlug es elf Uhr und wimmernd klang das Glöcklein der Waldkapelle herüber an sein Ohr. Der alte Klausner wachte noch — allabendlich läutete er selbst zur elften Stunde.

Der Jäger setzte sich auf einen Baumstrunk und starrte vor sich hin: „Vater Kuno hat gut reden", klagte er sorgenvoll vor sich hin; „er hat sein Weibchen erlangt, ohne daß es ihn so schwer angekommen. Aber was soll aus mir, was aus Agathen werden, wenn der Bann nicht gebrochen wird? Seit Wochen verfolgt mich ein böses Gestirn. Wie gefüllt war sonst die Jagdtasche — jetzt bringe ich sie stets leer nach Hause! Habe ich nicht beim Vogelschießen jede Schraube meiner Büchse nachgesehen, war nicht alles blank und rein — und dennoch traf ich nur die Vogelstange... und erst vorgestern, als der Hirsch aus dem Dickicht hervorplatzte und mir so recht schußgerecht entgegentrat, da fehlte ich ihn auf kaum zwanzig Schritte Entfernung! Noch höre ich das Hohnlachen des roten Kaspar und seine hämische Rede klingt mir ins Ohr ..... „Dir hat einer einen Weidmann gesetzt", sprach er, „und den Bann mußt du lösen, Kamerad! Darum gehe, wenn die Tage sich scheiden, auf einen Kreuzweg, ziehe mit dem Ladestock oder einem blutigen Degen einen Kreis um dich und rufe dreimal nach Samiel, dem schwarzen Jäger. Bevor du dies nicht gethan, triffst du keine Klaue mehr, soviel du auch an deinem Schießgerät herumprobierst. Wenn der Weidmann dir recht kunstgerecht gesetzt ist, so triffst du auch nicht mit einem andern Gewehr. Da kann, glaub's ja, nur noch eine Freikugel helfen!" ... Und da bin ich nun auf dem Wege nach Freikugeln...."

Mit dumpfem Schlage begann eben die Turmuhr die zwölfte Stunde auszurufen. „Fort zur That“, rief es jetzt in ihm, „mir ist doch nicht mehr zu helfen — habe ja dem Kaspar hoch und heilig gelobt, heute, wo gänzliche Mondfinsternis stattfindet, um Mitternacht dort unten in der Schlucht zu sein.... Ach! noch höre ich seine heisere Stimme“, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „und wie er mich einen Feigling schalt, der sich vor Gespenstern und unheimlichem Thun in der Wolfsschlucht fürchte. Noch höre ich das gellende Gelächter im Walde widerhallen, als ich mit seiner Büchse in der Dämmerung den mächtigen Steinadler schoß.... Und eine Freikugel war's ebenfalls, mit der ich den Sechzehnender fällte... O Graus!, zu viel Schlimmes geschah schon... Meine Liebe zu ihr drängt mich unaufhaltsam vorwärts!“...

Und mit eiligen Schritten stürmte er voran. — Er bedachte nicht, daß man zum Werke des Bösen immer zu früh, niemals zu spät kommt.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Flamme, die er bisher tief unten in der Schlucht glimmen sah, sie schien einen Augenblick erloschen zu sein. Doch bald nachher brachte der, welcher dort sein sündhaftes Wesen trieb, einen Rost herbei und stellte ihn über die Kohlen. Hierauf fachte er auch diese wieder an. Gleich darauf beleuchtete die Flamme von neuem mit gespensterhaftem Schein den Abgrund und den roten Kaspar inmitten seines Zauberkreises.

Max war unterdessen an der steilen Felswand angelangt. Allerlei Nebelbilder tauchten auf, erst verschwommen und unklar, nach und nach aber deutlichere Formen gewinnend. Jetzt tauchte eine Schattengestalt hinter dem uralten Gemäuer des alten verfallenen Waldschlosses sichtbarer auf und starrte herüber zu dem Jägersmann, bleich, die blassen Hände ringend, als wolle sie ihn anflehen, umzukehren und die gefährliche Umgebung zu meiden....

Der Grünrock wendete sich erschüttert ab; denn aus der trüben Erscheinung schien das Angesicht seiner toten Mutter ihn wehmutsvoll anzustarren. In diesem Augenblicke bemerkte der Rote unten zwischen den Felsen den unschlüssig Zögernden. „Samiel, sei gepriesen!“ sprach er für sich, „Max kommt! Jetzt ist eine neue Frist für mich gewonnen.“

Und zur Höhe hinauf schrie er: „He, Kamerad, was säumest du?“ — Aber jener stand da wie gebannt „Sieh' nur dort!“ stöhnte er, „ich kann nicht weiter!“

„Samiel, hilf!“ ertönte es jetzt dumpf hervor aus der Schlucht — und wiederum empor zu Max: „Du Thor, schau hierher, nicht dorthin!“

Die schattenhafte Gestalt der Mutter war verschwunden, und ein liebliches Mädchen schwebte aus dem Nebel hervor. Die streckte zuerst die Arme verlangend nach dem Jäger aus — dann wieder schien sie sich in den Gießbach stürzen zu wollen. Nun wich die Erstarrung von Max.

„Halt ein, Agathe!“ rief er, „ich komme!“ und hinab stürmte er — als er aber den Blick wieder in die Höhe richtete, war der Schatten verronnen.

Unterdessen war der rote Kaspar in der Tiefe emsig bemüht, seine Vorkehrungen zum unheimlichen Werke zu treffen.. Und am Boden ward's lebendig, immer lebhafter. Über das üppige Moos und Gras hin, welches den Grund und die Felsenzugänge überwucherte, raschelten Blindschleichen und Eidechsen;

Luchs und Iltis erschienen und schauten mit grünlich funkelnden Augen neugierig umher und verschwanden gleich darauf wieder. Aus weiter Ferne her aber erscholl ein Gebrause und ein Hallo, ho! als sei ein großer Jagdherr mit mächtigem Gefolge im Anzuge begriffen. Dazwischen hinein grollte der Donner, und von Zeit zu Zeit durchzuckte ein greller Blitzstrahl das dunkle Gewölk des Himmels. Ringsum Geräusch und unheimliches Wesen: Eulen, Fledermäuse und andres lichtscheues Getier schwirrten umher, vom Feuerschein geblendet. Sie flatterten von den Zweigen nieder und scharten sich zuletzt um den Zauberkreis, wo sie krächzend mit den Totengebeinen zu flüstern schienen. Und als der Rote im Zauberkreis die Flammen anfachte, als vom fernen Turme herab der letzte Glockenschlag der zwölften Stunde verklungen war — da erschollen schauerliche Rufe und grausiges Getöse aus den Felsenwänden.

„Milch des Mondes fiel aufs Kraut —
Uhuhi!
Spinnweb' ist mit Blut betaut!
Uhuhi!

Eh' noch wieder Abend graut
Uhuhi!
Ist sie tot die zarte Braut!
Uhuhi!

Eh' noch wieder sinkt die Nacht,
Ist das Opfer dargebracht!
Uhuhi! Uhuhi! Uhuhi!"

Jetzt schwang der Unheimliche mit seinem Hirschfänger einen Totenkopf im Kreise, und dumpf erklang zwischen dem Gekrächze der Eulen sein Wort:

„Samiel, Samiel, erschein'!
Bei des Zaubrers Hirngebein,
Samiel, Samiel erschein'!"

Da bebten und dröhnten die starren Felsen, und aus dem Reiche der Unterwelt stieg Samiel empor, der schwarze Jäger, grausig anzusehen.

Und Kaspar stürzte nieder zur Erde und stammelte bebend: „Steh' mir bei, Samiel, beim Kugelguß! .... In dieser Stunde überliefere ich dir meinen Jagdgesellen, damit du mir neue Frist gewährst wieder auf drei Jahre!" — „Es sei!" bestätigte in dumpfem Ton der höllische Fürst des Abgrundes. „Es sei! Bei den Pforten der Hölle! — Er oder du!"

Ein Donnerschlag folgte der Verkündigung, als wollten ringsum die Steinwände bersten — gellendes Gelächter hallte wider von den starren Felsen — der Fürchterliche aber war verschwunden, als sei er in die Erde versunken. Dem Kaspar verging Hören und Sehen. Oberhalb des letzten Felsenvorsprunges über der Schlucht trat in diesem Augenblick der bethörte Max hervor, beleuchtet von dem rot flackernden Lichte des Zauberkreises. Er blickte schaudernd hinab auf Kaspars Thun, als dieser soeben mit den Fängen des kurz vorher durch Max geschossenen Steinadlers die Flammen unter dem Dreifuß wieder zur Glut anfachte. Einige Sekunden starrte er unbeweglich nieder in den gähnenden Abgrund. Die Nachtvögel schlugen wilder mit ihren Flügeln umher und zwischen ihnen huschten gespenstige Schatten durch.

Kaspar erblickte jetzt seinen Kameraden oben über seinem Haupte.

„Hab' Dank, Samiel", flüsterte er, „die Frist ist nun gewonnen; du hast mir bange genug gemacht. — — He, Kamerad!" rief er dann laut, „zum Kuckuck, wo irrst du doch solange umher?" — —



In der Wolfsschlucht. „Samiel hilf!"

Über abschüssig glatte Felsenblöcke, über trügerisches Geröll, hinweg über modererfüllte Spalten, wo jeder falsche Tritt lebensgefährlich wird, über geborstene Waldriesen stürmte Max hernieder. „Was habe ich zu thun?" fragte er entschlossen, als er vor dem Roten stand. Der aber zog ihn in den rings von Schädeln und Totengebein umschlossenen Zauberkreis.

„Dergleichen bildet eine gute Mauer gegen allen Teufelsschabernack", versicherte er. „Und nun hab' acht, Kamerad, was ich zum Gusse der Glückskugeln in die Gießkelle nehme, damit du's lernst. Erst das Blei mit Wismut, auch Quecksilber vermischt; dann Wachs und Kraut nebst gestoßenem Glase von Kirchenfenstern; endlich drei Kugeln, die schon einmal getroffen! Das rechte Auge eines Wiedehopfes, das linke eines Luchses. Probatum est!"

Jetzt konnte der Guß beginnen; inzwischen ward's immer unheimlicher und grausiger in der Wolfsschlucht. Es schien, als reckten sich die Basalt- und Schieferwände zackiger und schroffer empor; die unterm Dreifuß aufzüngelnden Flammen schlängelten an den starren Steinmassen in die Höhe, tanzten an ihnen auf und nieder, und es erklang, wie wenn Metall gegen Metall geschlagen würde. Kaspar griff nach einer Flasche mit „einem guten Trunk zum Festmachen", wie er sich ausdrückte. Auch dem Kameraden bot er einen Schluck an, und während er selbst noch einen tüchtigen Zug that, sagte er:

„Nun kann das saure Werk beginnen! Wer von dem Gebräu etliches im Leibe hat, kann dreist vor eine brüllende Batterie treten .... freilich", murmelte er leise vor sich hin, „der Schwarze heizt heute mehr ein wie sonst!" und laut wieder sprach er: „Es ist Zeit, den Kugelsegen zu sprechen."

Damit begann er vernehmlich und laut in die Schlucht hineinzurufen:

„Jäger, der im Dunkeln wacht,
Samiel! Samiel! hab' acht!
Steh' mir bei in dieser Nacht,
Bis der Zauber ist vollbracht!
Salbe mir so Kraut als Blei,
Segn' es sieben, neun und drei,
Daß die Kugel tüchtig sei,
Samiel, Samiel herbei!"

Hochauf brodelt der Zauberbrei, blaue und rote Flammen zischen heraus; Kaspar beugt sich nieder, er gießt das Schießzeng.

„Eins!" ruft er. Die erste Kugel entfällt der Form. „Eins!" wiederholt das Echo. Die Eulen glotzen regungslos dem Treiben zu. Der Mond aber umzieht sich völlig; das längst drohende Gewitter ballt sich zusammen, der Wind erhebt sich und der Donner rollt.

„Zwei!" ertönt jetzt Kaspars Ruf, und „zwei!" schallt es in den Bergen nach. Da huscht ein Schatten grau und gespensterhaft zwischen den Büschen hin; ein grinsendes Hexenweib, deren Gliedmaßen klappern, naht dem Zauberkreis. Um die Spukgestalt klappert es — denn sie ist mit Totengebeinen behängt. Überall geisterhaftes Wesen, und ins Ohr dringt wie ein grausiges Lied das Geklapper von Knochengerippen. Die Totenvögel krächzen der aufgetauchten Hexe entgegen und streicheln sie mit den Flügeln; sie aber bückt sich nach den Knochen schauerlich nieder, die Flammen züngeln ihr entgegen, indem sie gurgelt: „Mußt mit zum Hochzeitsreihn — lieb Bräutchen mein!"

Max blickt entsetzt nach ihr hin, aber Kaspar faßt seine Gießkelle. „Drei!“ ruft er, als die dritte Kugel gegossen ist. „Drei!“ klingt es durch die Felsen. „Eins, zwei, drei!“ kreischt die Alte und wirft den Vorrat zu Maxens Füßen hin:

„Nimm das zur Polternacht! Bist du mir angetraut;
Morgen, wenn Abend graut, Komm bald fein's Liebchen!“

So wie er gekommen, so verrinnt auch dieser Spuk zwischen den Fichten. „Vier!“ erschallt jetzt Kaspars Stimme. „Vier! vier! vier! vier!“ klingt es nach, als wachse das Echo mit jedem Ruf. Die Büsche knistern, Teufelsgestalten und Tiergebilde erscheinen und verschwinden. Tobend, schnaubend, mit Gewitterbrausen rast heran der wilde Jäger samt seinem Troß. Hunde bellen, Pferde wiehern, der gellende Ton des Hifthorns wird immer deutlicher vernehmbar. Und aufgeschreckt durch Weidmanns Nähe, enteilt tückisch umher glotzend ein schwarzer Eber dem Dickicht und rennt gerade auf den Zauberkreis los. Max zieht seinen Hirschfänger, aber das borstige Tier bäumt sich empor und nimmt den Weg durch die Luft über die zwei Freischützen hin.

„Fünf!“ ruft jetzt der nächtliche Arbeiter. „Fünf! fünf! fünf! fünf! fünf!“ tönt es grausig wider in den Klüften. Die Eulen flattern von neuem auf, fort und fort ihr „Uhuhi“ krächzend; Totengebein rasselt, Hunde schlagen an, Peitschen knallen, Pferdehufschlag ertönt, dazwischen herein das Wiehern gespenstiger Rosse, die immer näher heranstürmen: das Erscheinen der wilden Jagd betäubt die Freischützen vollends. Jetzt thun sich die Büsche auf und ein Rudel Wölfe stürzt mit weit gähnendem Rachen auf den Kreis zu ..... Max zieht die Klinge, seine einzige Waffe, während der Rote höhnisch auflacht. Der Sturm rast dahin über den Häuptern der beiden Jäger. Herab stürzen Zweige, Äste und uralte Bäume sinken nieder in das Geröll des Waldbaches. Vom Wirbelwind gepeitscht, wälzen sich gewitterschwere Wolken gegeneinander. Kaspar zittert und bebt, aber er setzt das fürchterliche Werk fort. „Sechs!“ klingt seine Stimme durch das Rollen des Donners. Mit heiserem Lachen gibt das Echo den Ruf sechsfach zurück. Jetzt ist die wilde Jagd herangekommen und tobt dahin mit grausigem Lärm die Luft erschütternd, immer wilder, toller.

„Erzittere! Es ist der wilde Jäger und sein Heer! — Die Felsenwände erbeben!“ — schreit Kaspar, während ihm vor Schreck die Gießkelle entfällt. Die Luftgeister heulen ein markerschütterndes Lied, als sie vorüberrasen, durch grausiges Sturmeswehn:

„Durch Berg und Thal, durch Schlucht und Schacht,
Durch Tau und Wolken, Sturm und Nacht,
Durch Höhle, Sumpf und Erdenkluft,
Durch Feuer, Erde, See und Luft.
Jaho! Trara! Jaho! Trara! Jaho!“

Der Donner grollt und der Sturm stimmt in die schaurige Weise ein und wütet und tobt, als wollte er die Erde aus ihren Grundfesten emporheben. Die entfesselte Windsbraut fällt die stärksten Bäume, Felsstücke stürzen aus den Höhen hinab in die Tiefe, ohne Aufhören schlängeln feurige Blitze an den Wipfeln Jahrhunderte alter Baumriesen nieder und zucken um Kaspars Haupt; die Erde schwankt und thut ihren Schoß auf; fahle Nachtgestalten entsteigen den Klüften, blaue Flammen schlagen empor.

Und in all das nächtliche Grausen schreit Kaspar mit verzweifelnder Stimme: „Sieben! .... Wehe! wehe! .... Samiel! Samiel hilf! .... Sieben! wehe!" „Wehe! wehe!" widerhallte es tausendstimmig in den Felsen. Max, seiner nicht mehr mächtig, taumelte heraus aus dem Zauberbanne. „Samiel hilf!" stöhnt Kaspar und stürzt wie betäubt zu Boden.

„Hier bin ich!" schmettert's im Donnerwort durch die Schlucht — und er erscheint, der furchtbare Jagdgeist, im flatternden, rot flammenden Mantel, hoch auf schwarzem, glutsprühendem Rosse. In diesem Augenblicke schlägt es ein Uhr auf dem fernen Kirchturm. —

Mit dem Verklingen der ersten Stunde verschwindet der Spuk wie auf Zaubergeheiß. Die Nachtvögel zerstören mit ihren Fittichen den Zauberkreis, die flimmernden Kohlen verlöschen, der Orkan verzieht sich, der Donner verhallt in der Ferne, wenig Augenblicke — — und Wald und Schlucht, alles liegt in Totenstille. — — — — —

In blassem Scheine trat der Mond hervor, seine finstere Stunde war vorüber — Ruhe war in die Natur wiedergekehrt. Aber in Max sah es finsterer und öder aus als jemals. Er floh, wie von Furien gejagt, aus der grausigen Schlucht die Felswand hinauf, durch das Dickicht in die Nacht hinein. Er achtete nicht des Weges, nicht der ringsum lebendig gewordenen Waldbewohner, nicht des prächtigen Zwölfenders, der jetzt aus einer Lichtung hervortritt — zum Tode erschöpft, sinkt er endlich vor dem Gemäuer des alten Jagdschlosses auf einer zerfallenen Treppenstufe nieder.

Max versagten noch immer die Kräfte; die Eindrücke der letzten Stunden waren zu überwältigend gewesen. Er konnte sich noch nicht emporraffen. Das Getön der Unken im nahen Teich, das Rauschen der Bäume, die ihm wie Gespenster erschienen, wenn ein Mondstrahl sie plötzlich beleuchtete, schreckten ihn. Ach! er war sonst so leicht und fröhlich tags wie nachts durch den Forst geschritten. — — Und heute?

Nach und nach ward es stiller in seiner Seele; ein Bild seines früheren harmlos glücklichen Daseins stieg vor ihm auf. Er gedachte der Zeit, wo er als junger Bursche aus dem Elternhaus geschieden und im Waldschlößchen, jenseit der Dreibrüderfelsen, seine zweite Heimat gefunden. Und am schönsten Frühlingstage hatte der alte Erbförster die Hand der Tochter in die seine gelegt. Wie anders war es jetzt, wie ganz anders war es geworden. Ein Fluch ruhte auf all seinem Thun: er, sonst der beste Schütze, traf kein Ziel mehr!

„Jetzt habe ich, was ich brauche, bin des Probeschusses sicher", rief er tief aufatmend aus; „doch wenn sie's wüßten, was die Kugeln mich kosten ... doch ... hätte ich nicht zugegriffen, Braut und Erbförsterei wären verloren gewesen. Mir blieb keine andre Wahl, und so stellte ich mich in der Wolfsschlucht!"

Mit dem Namen des Schreckensortes überkamen ihn alle Schauer desselben; es schüttelte ihn wie im Fiebertraume. Ermattet lehnte er an dem Birkenstamm und schloß die Augen, um die Gestalten, die seine aufgeregte Phantasie schuf, nicht zu sehen. Aber sie huschten vorüber vor dem innern Auge des Unglücklichen, und sein Gewissen beschwor neue Pein. So saß er da, regungslos, lange, lange; vielleicht überwältigt besänftigender Schlaf den Totmüden.

Da weckt ihn aus der Erstarrung leiser Gesang, dazwischen Orgelklang. Er lauscht, sieht umher — es ist nicht mehr Nacht, die ersten Strahlen der Morgensonne stehlen sich durch das grüne Blätterdach und spiegeln sich in den Fenstern der kleinen Waldkapelle. O! er kennt den Friedensort gar wohl; dort nebenan haust der fromme Einsiedler Anselm in seiner Klause. — Horch! — jetzt ertönt der Gesang lauter, er versteht die Worte, erkennt die Stimme: es ist Agathens Stimme. Wie Engelsruf erklingt die fromme Weise hinaus in die Waldeinsamkeit und ruft dem bethörten Freunde Trost zu:

„Leise, leise, fromme Weise,
Schwing' dich auf zum Sternenkreise.
Lied erschalle, feiernd walle
Mein Gebet zur Himmelshalle!

Zu dir wende ich die Hände,
Herr ohn' Anfang und ohn' Ende.
Vor Gefahren uns zu wahren,
Sende deine Engelsscharen."

Er erhebt sich, nähert sich gefaßt der Stätte frommer Andacht und blickt durch das Fenster in das Heiligtum. Agathe kniet am Altar; sie hat eben das Lied geendet, und betet still weiter. Er hätte mit ihr beten mögen, doch die Worte ersterben auf der Lippe. Als er die Hände erhebt, streicht er an die Jagdtasche — die wiegt schwer. Drinnen stecken die sieben Freikugeln. —

Und wieder steigt die Erinnerung an die verbrachte Nacht in ihm auf; er wagt es nicht, den heiligen Raum zu betreten. Er taumelt wie im Fieber hin und her in schwere Gedanken versunken.

Ein leiser Freudenruf läßt ihn aufschauen; Agathe steht vor ihm, von der Morgenluft und der freudigen Überraschung angehaucht.

„Max!" rief sie, „bist du es? Ja, du bist es — du lebst! Zu Hause fürchteten sie, es sei dir Schlimmes begegnet, du warst so aufgeregt, als du gestern Abend spät noch in den Wald gingst und nicht wieder zurückkamst. Ach, wie habe ich mich um dich gesorgt in dieser fürchterlich bangen Nacht! Hu — Hu — wie unheimlich war's doch! Denke nur, zweimal ist das Bild unsres alten Ahnherrn, im Herrenzimmer droben, von der Wand herabgestürzt — zum zweitenmal, als es gerade zwölf Uhr schlug. Ich hielt solches für eine schlimme Vorbedeutung, doch Ännchen hat mir die sorgenvollen Gedanken ausgeredet. Aber noch immer ist mir's recht bänglich zu Mute.... Ach, kaum wage ich daran zu denken, daß heute unser Hochzeitstag ist, daß du ja heute den Probeschuß thun sollst. Deshalb stand ich so früh auf und schlug den Weg nach der Kapelle ein, um für dich, für mich, für unser Glück zu beten....

„Und nun habe ich dich an derselben Stelle gefunden!... Aber wie bleich du bist, und deine Kleider sind durchnäßt!.... Warst du während der ganzen Nacht bei dem Unwetter im Forst? sprich doch! .... Indes du lebst, und geschehen ist dir nichts, und so kann ja alles noch gut werden!" —

„Es kann noch alles gut werden", tröstete eine tiefe Stimme.

Es war der fromme Vater Anselm, derselbe, der die Orgel gespielt hatte und nun genaht war, um segnend die Hände über die beiden auszubreiten.

„Gott, dem Herrn, vertraut", sprach er, „er wird alles zu einem guten Ende führen." Dann pflückte er einen blühenden Zweig selbstgezogener Myrten. Ihn reichte er der jungen Maid als Brautgeschenk eines alten Freundes, wie er sagte. „Sie sind geweiht", fügte er hinzu, „und schützen vor Unheil und Gefahr."

Die jungen Leutchen begaben sich jetzt auf den Heimweg. Agathe fühlte sich überglücklich und mochte ihren Verlobten nicht mit vielen Fragen drängen, in Max dagegen stürmten widerstreitende Gefühle auf und nieder.



Anselm segnet das Brautpaar.

Schaudernd gedachte er seiner sieben Freikugeln ... er hätte sie weit von sich schleudern mögen und doch hielt er sie krampfhaft fest, da er allein seine Hoffnung auf sie setzte. Jetzt traten die beiden aus den grünen Schatten, und vor ihnen am Saume des Waldes lag ein taufrisches Thal, auf der einen Seite von hoch aufsteigenden Felsenwänden begrenzt. Ein Wiesengrund schmiegte sich zu Füßen des nackten Gesteins und umgürtete es mit einem von Blumen durchwirkten Bande. Schien es doch, als empfinde der starre Fels Sehnsucht nach

dem zarten Grün und Duft; er sendete einen lustig scherzenden Bach aus seinem Gestein hernieder in die Tiefe. Der grüßte Blumen und Gräser, lagerte sich eine Weile als kleiner See im hellen Sonnenglanz, um nachher auf der andern Seite hüpfend weiter zu rauschen, wo er sich im Grunde um das Waldschlößchen wand, und von da, als weitgereister Geselle, gemächlich seines Wegs weiter rieselte, bis ihn die Moldau aufnahm, die ihn durch die Elbe als einen Tropfen dem Weltmeer zuführte.

Das Brautpaar war dem Bache bis an das Waldschlößchen gefolgt; jetzt wollte Agathe ihren Max frohen Herzens zu den Eltern geleiten. Dieser fürchtete doch das scharfe Auge des alten Erbförsters, als könne es ihm in die Seele dringen und sein unheimliches Thun herauslesen.

„Nun Max!“ rief der Alte ihm heiter entgegen, „das war eine höllische Nacht! die Frauen hatten recht Sorge um dich; man wußte nicht, ob du heimgekehrt warst. Aber ich denke immer, der liebe Gott wacht überall über dem frommen Jäger; er wird dir auch nahe gewesen sein und dir heute beim Probeschuß beistehen. Sei also guten Mutes und schaffe dir ein andres Aussehen an, so, wie es sich für einen flotten Jäger und glücklichen Bräutigam schickt. Oder sollte es gar wahr sein? Man hat dich in letzter Zeit viel mit dem roten Kaspar verkehren sehen. Sollte meine böse Ahnung Grund haben?“ fügte er mit tiefem Ernst hinzu, „sollten deine Wege nicht immer gute gewesen sein?“

„Vater!“ rief Max tief erschüttert und faßte des Alten Hand.

„Nun“, fuhr dieser fort, „ich glaube ja noch immer das Beste von dir, sonst stände es freilich übel .... doch“, fuhr er sich unterbrechend fort, „hört ihr nicht aus dem Walde den Ruf des Waldhorns?“

Trara! tra — ra! — tra — ra! klang es in diesem Augenblick.

„Rasch die Büchse zur Hand, Max!“ rief der Alte, „spute dich und komme nach, ich eile voraus, unsern gnädigen Herrn zu begrüßen!“

Max nahm eilig Abschied. „Sei guten Mutes, mein treues Lieb“, sagte er. „Ich treffe sicher mein Ziel und führe dich heute noch zum Altar.“

Agathe konnte nicht aus Herzensgrund fröhlich sein: jetzt fiel ihr der geweihte Myrtenstrauß ins Auge und sie gedachte der Verheißung des frommen Vater Anselm; leise sang sie vor sich hin:

„Und ob die Wolke sich verhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt!
Es waltet dort ein heil'ger Wille:
Nicht blinder Zufall lenkt die Welt!
Das Auge, ewig rein und klar,
Nimmt aller Wesen liebend wahr!
Für mich wird auch der Vater sorgen,
Dem kindlich Herz und Sinn vertraut!“

— — Gut war's, daß sie mit der Mutter noch vielerlei zu ordnen hatte zum Empfang zahlreicher Gäste im Jagdschloß und in der eignen Wohnung; da konnte sie trüben Gedanken nicht nachhängen. Endlich war alles hergerichtet und die Jagd mußte nun wohl auch ihrem Ende zugehen.

Da zog leichten Schrittes eine Schar junger Mädchen über den Hof ins Schloß herein, und Ännchen, die liebe Gespielin, umfaßte schmeichelnd die Braut.

„Liebe Agathe!“ rief sie, „was hat das zu bedeuten? Noch nicht im Brautkleid? — Die Jagd ist zu Ende, die Gäste versammeln sich schon zum Probeschuß, und da steht das Bräutchen und sinnt, denkt an den Weltuntergang .... ich glaube gar, es träufeln Thränen aus den lieben Augen? Hörst du das Lachen nicht? .... Draußen warten deiner die Brautjungfern, fast alle Mädchen aus dem Dorfe, die dich sämtlich zur Kirche geleiten wollen. Und sieh hier die Hauptsache.“ Sie reichte der Freundin ein seidenes Kissen dar, darauf lag der Brautschleier und darunter in seinen Umschlag gehüllt — wohl der Brautkranz! — „Schöner grüner Jungfernkranz, komm' hervor“, sagte sie und überreichte scherzend ihre duftige Gabe .... Aber — o Schrecken! was sollte das heißen? — Es lag da ein Totenkranz.

„Das ist über alle Maßen toll“, rief Ännchen bestürzt, „da hat die alte Gret' die Kränze verwechselt. Was ist nun zu thun? Woher nehmen wir schnell einen Brautkranz?“ —

„Hier sind blühende Myrtenzweige, geweiht von Vater Anselm“, sagte Agathe tief aufseufzend, nachdem sie sich von ihrem Schreck erholt; „winde sie nur ins Haar, vielleicht bewahren sie mich vor weiterem Mißgeschicke.“

„Ei, wie herrlich!“ rief Ännchen rasch getröstet, indem sie den unheimlichen Totenkranz verbarg, „das macht sich ja vortrefflich. Doch nun schnell! Höre nur, eben kommen die Mädchen und wollen dir erst das Brautlied singen.“ Die Jungfrauen traten ein und begannen nach altem Brauch:

„Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich mit Spiel und Tanz
Zu Glück und Liebesfreude.“

Ännchen stimmte fröhlich mit ein in die muntere Weise, indem sie mit geschickter Hand ihre Freundin schmückte. Endlich, als alles zum Fortgehen gerüstet war, hatte sie doch noch ein Lächeln auf Agathens Lippen gezaubert.

„So ist's recht!“ rief sie, „nun hat Max gewiß seine Freude an dir; wenn er dich so anmutig geschmückt sieht, und gewiß faßt er sein Ziel beim Probeschuß um so sicherer ins Auge. Doch nun fort, in den Wald, auf den Schießplatz!“

Die Stunde der Entscheidung war herangekommen.

Agathens Herz pochte vor Bangen; Max teilte ihre beunruhigende Sorge nicht, er hatte ja seine Freikugeln. Eine derselben reichte hin zum Probeschuß. Der Landesherr selbst war bei der Jagd zugegen und beobachtete ihn. Jedoch auch diesmal schoß der sonst so sichere Schütze jedesmal ins Blaue. Der Fürst schüttelte den Kopf und Vater Kuno wußte nicht, was er zu solcher Ungeschicklichkeit sagen sollte.

Der rote Kaspar war nicht von seines Kameraden Seite gewichen. „Bist ja ein gewaltiger Schütze“, sprach er höhnisch beim letzten Fehlschuß. „Trägst dein Glück in der Tasche und wagst es nicht, danach zu greifen. Was wird das Bräutchen für ein schön Gesicht machen, wenn sie auf solche Weise des zimperlichen Bräutigams ledig wird!“ Und damit schritt er auf den nächsten, in der Schießlinie liegenden Baum zu.

Haftig griff Max nach den Kugeln — schoß und traf besser als je zuvor.

„Solches lasse ich mir gefallen“, sagte der Fürst befriedigt, „wohlan, junger Geselle, noch einen Schuß wie den letzten, und Braut und Erbförsterei sind dein.

Max lud sein Gewehr, „zum letztenmal“, sagte er leise, dann nie wieder. Gott wolle mir gnädiglich die Sünde verzeihen!“ Schwer wog die Kugel; es war, als brenne sie in der Hand, wie er sie in den Büchsenlauf rollen ließ. Die siebente war's. Heiseres Gelächter erscholl, Max sah sich betroffen um, doch er sah nur den Roten, der ihm wie sein Schatten auf dem Fuße gefolgt war.

„Sechse treffen, sieben äffen!“ sagte der Finstere höhnisch grinsend, indem er sich auf einen Baum schwang, um nach der Braut zu spähen, wie er angab.

„Sieh' dort die weiße Taube auf dem Baume, Max“, sagte in diesem Augenblick der Fürst, „hole sie herunter! Das ist keine Hexerei. Geschwind, ehe die Braut kommt, sonst zittert die Hand!“ — Der junge Schütze legte an und —

„Max! schieß nicht!“ rief eine bekannte Stimme, aber der Schuß krachte, die Taube flog davon — Agathe, die unbemerkt genaht war, sank erbleichend hin.

Indessen auch Kaspar stürzte blutend von dem Aste, auf den er sich unterdessen geschwungen. „Die Hölle ruft nach ihrem Opfer!“ schrie er verzweifelnd, und gleichzeitig gellte ein Hohngelächter auf, unheimlich, grausig; lang hallte es hinter den Dreibrüderkuppen nach, als käme es aus der Wolfsschlucht. Und aus dem Boden reckte sich empor eine schwarze Riesenfaust, sie spannte sich, krallte nach ihrer Beute aus .... Eine schauerliche Stimme rief:

„Er oder du!“ — und der Rote war verschwunden. — — — —

„Gott sei gepriesen, sie ist gerettet!“ sprach Vater Anselm, der die bleiche Braut liebreich stützend umfaßte. Ein leises Rot begann wieder die Wangen der holden Maid zu färben, ihre Augen öffneten sich — — sie lebte.

Nur Schrecken, bange Angst und Erregung hatten sie niedergeworfen. Max kniete erschüttert neben ihr hin und faßte ihre noch kalte Hand.

Stummes Ensetzen malte sich auf aller Antlitz. Jetzt wandte sich der Fürst mit strenger Miene zu dem jungen Jäger mit den Worten:

„Ein dunkles, sündhaftes Treiben hat hier stattgefunden..... wohl vermagst du das Verhängnis zu erklären, welches unterdessen eingetroffen ist! Sprich also, Geselle, was hat sich begeben?“

„Gnädigster“, entgegnete Max, „ich habe schwer gesündigt und bin Eurer Gnade unwert geworden. Seit Wochen war ich schon ein Raub der Verzweiflung. Mir war ein Weidmann gesetzt ..... meine Büchse traf kein Ziel mehr; da hörte ich auf die Lockung dessen, der im Grunde seines Herzens mein Feind war und den jetzt ein entsetzliches Verderben ereilt hat. Die Kugeln, die ich zu letzt aus meiner Büchse entsandte, mit ihm habe ich sie gegossen, heut' nacht, in der Wolfsschlucht — Freikugeln waren es!“

Freikugeln! — ein Schauder lief durch die Reihe der Jagdgenossen.

„Du Schelm — ein Freischütze!“ klang es drohend von des Fürsten Lippen. „Wer Teufelskünste treibt, wer mit dem Bösen einen Bund schließt, hat sein Leben verwirkt. So lautet das Gesetz. Hinweg mit dem gottvergessenen Mann!“

Vater Kuno hörte tiefgebeugt den Entscheid seines fürstlichen Gönners. Sein Blick richtete sich bittend auf den noch finsterer dreinschauenden Gebieter. Schluchzend umfaßte Agathe dessen Kniee, um Gnade für ihren Geliebten flehend;

alle Jagdgenossen vereinten ihre Stimmen für den Unglücklichen, der bis dahin ein frommer, braver Jäger und allen lieb und wert gewesen war. Aber der Fürst sprach ernst und fest: „Ich bin die Stimme des Gesetzes, es darf nicht gebeugt werden.“ Doch schimmerte etwas wie eine Thräne in seinem Auge.

Da trat der ehrwürdige Klausner vor. Alle neigten sich in Demut. „Gnädiger Herr“, sprach Anselm, „vergönnt mir ein Wort zu sprechen, das höhere Geltung hat, als das Gesetz. Es ist das Lebenswort von der ewigen Liebe, die da retten möchte, was verloren, und die nichts dem Verderben anheimfallen läßt. Einst stellte man vor den Heiland eine Sünderin und fragte ihn, wie er über sie urteile; sie hatte nach dem Gesetze den Tod durch Steinigung verdient. Doch der Herr sprach: „Wer sich frei fühlt von Schuld und Fehl, der werfe den ersten Stein nach ihr.“ Da erbleichten die Sünder allzumal und zogen ihres Weges. Der Herr aber sprach: „Haben sie dich nicht verdammt, so verdamme ich dich auch nicht; zieh' hin in Frieden und sündige nicht mehr.“ Und dieser hier, der jetzt als Verbrecher vor dir steht, hat bisher als frommer Jägersmann gelebt. Blicke umher auf die Flehenden; er hat sich ihre Achtung und Liebe erworben, nur in höchster Not ist er schwerer Versuchung unterlegen; wer aber möchte den ersten Stein erheben? .... Deiner Hand, o Fürst und Gebieter, hat Gott das Richteramt anvertraut, aber nicht, damit du den Tod über den Verführten verhängst, sondern durch Gnade neues Leben spendest.“

„Zum Tode nicht — zum Leben“, sprach sinnend der Fürst. Dann hob er sein Haupt, die Wolke des Unmutes war verschwunden. „Zum Leben hat mir Gott das Richteramt verliehen; so sei dir denn vergeben, bethörter Jüngling! Doch nicht an mich“, fügte er abwehrend hinzu, „an ihn, den frommen Fürbitter, der mit dem Worte göttlicher Wahrheit mein Herz bewegte, richte deine Dankesworte. Damit du aber hinfüro der Versuchung um so tapferer widerstehst, will ich dir einen Schutzengel beigesellen, der dich bewahren möge vor den Schlingen des Bösen.“

Und als er das gesprochen, ergriff er Agathens Hand und legte sie in die ihres Geliebten. Dann zu den Spielleuten gewendet, fuhr er fort: „Wohlauf, beginnt den Hochzeitsmarsch, ich selbst geleite das Brautpaar zum Altar.“

Er wollte Agathens Hand erfassen, doch tief bewegt kniete diese mit ihrem Verlobten nieder, und heiße Thränen, Thränen der Freude, netzten die Hand des milden Herrn. Auch der alte Erbförster beugte das Knie vor dem edlen Fürsten — reden aber konnte er nicht. Indes die Thräne, die langsam aus seinem Auge rollte, fiel wie ein funkelnder Demant auf des gütigen Gebieters Rechte.

Jetzt erklangen die Hörner zu feierlichem Aufzuge, die Glocken ertönten vom nahen Kirchturme und riefen die Anwesenden zur Kirche.

Vater Anselm breitete segnend die Hände über den Landesherrn und die Gemeinde aus, und aller Augen richteten sich dankend empor zum Himmel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Von dem Roten hat man nie mehr vernommen, aber Frau Saga erzählt: nachts steige er herauf aus der Felsenspalte in der Wolfsschlucht, und das unheimlich tanzende rote Irrlicht, das seien seine feuerroten Haare.

Elise Waldner.



Am steinernen Tisch im Walde.

Maruschka und die zwölf Monate.

Slowakisches Märchen.

Vor langer Zeit hauste eine Mutter zusammen mit zwei Töchtern, ihrem eignen Kinde und einer Stieftochter. Diese letztere war recht schlimm daran, denn weder Mutter noch Schwester konnten sie leiden, schon weil Maruschka bei weitem schöner war als Helena. Jene freilich wußte gar nicht, wie hübsch sie war, aber Helena wußte es um so besser. Daher konnte sich Maruschka gar nicht erklären, weshalb Mutter und Schwester immer widerwärtiger wurden und zu schelten anfingen, sobald sie das liebliche Mädchen nur sahen. Und je häßlichere Arbeit man ihr zu verrichten gab, desto hübscher wurde sie. Während Helena sich putzte und nichts that, mußte Maruschka alles im Hause schaffen: putzen, scheuern, kochen, waschen, nähen, spinnen, weben, Feld und Kuhstall besorgen. Indes dies alles that der Schönheit der fleißigen Tochter keinen Abbruch und ihre Willigkeit blieb dieselbe, allem Schelten von Mutter und Schwester zum Trotze. Als beide sahen, daß ihr häßliches Wesen die Maruschka keineswegs ungeduldig machte, ja daß diese immer freundlicher ward, je garstiger jene wurden, da dachte die böse Stiefmutter: „Die Maruschka kann und darf nicht länger im Hause bleiben; wenn die Burschen aus dem Orte

kommen und sehen sich nach einer Braut um, so werden sie Helena nicht haben wollen, weil Maruschka viel schöner und freundlicher ist als mein Mädchen.“ Und so suchte sie auf jegliche Weise ihr Stiefkind los zu werden, und beide, Mutter und Tochter, quälten die Arme mit Hunger, Mißhandlungen und Scheltworten. Trotzdem aber verlor Maruschka die Geduld nicht und erblühte von Tag zu Tag immer schöner. Nun sannen die bösen Frauen auf andres Übel.

Maruschka wußte in Feld, Flur und Wald auf allen Wegen und Stegen wohl Bescheid. Sie kannte jedes Blümlein und jeden Baum, plauderte mit den Vögeln und streute ihnen auf dem großen steinernen Tische im Dickicht Brosamen; dann belauschte sie die summenden Fliegen und Insekten, wenn sie sich um die Reste der hinterlassenen Mahlzeit sammelten oder sonstwie Kurzweil trieben. Dies alles paßte zur Frühlings- und Sommerzeit; nun aber war's im Eismonat, und gerade jetzt fiel es der Helena ein, Veilchen haben zu wollen!

„Maruschka, geh' hinaus in den Wald und pflücke mir einen Veilchenstrauß. Es verlangt mich, an einen solchen zu riechen“; also herrschte sie die Schwester an. — „Aber, du lieber Gott“, sagte diese, „was fällt dir nur ein! Habe ich doch nie gehört, daß unterm Schnee Veilchen blühen“, versetzte das arme Mädchen. — „Du nichtsnutziges Ding, du widersprichst, wenn ich befehle? Gleich wirst du in den Wald gehen, und bringst du keine Veilchen, so zerschlage ich dir Arme und Beine“, also drohte Helena und die Stiefmutter faßte Maruschka, stieß sie zur Thür hinaus und schloß diese hinter ihr. Das Mädchen eilte bitter weinend in den Wald. Dort lag der Schnee fußhoch, nirgends war eine Fußspur zu sehen.

Die Arme irrte lange umher, Hunger plagte, Kälte schüttelte sie; sie flehte zu Gott, er möchte sie aus der Welt der Leiden nehmen. Sieh', da gewahrt sie in der Ferne ein Licht. Sie geht dem Glanze nach und kommt auf den Gipfel eines Berges. Dort brannte ein mächtiges Feuer, um dasselbe lagen zwölf Steine, und auf denselben saßen zwölf Männer. Drei von ihnen waren graubärtig, drei etwas jünger, drei weitere noch jünger, die drei jüngsten aber waren die schönsten. Sie blickten vor sich hin ins Feuer. Die zwölf Männer aber waren die zwölf Monate. Der Eismonat saß obenan; er hatte Haare und Bart weiß wie Schnee und in der Hand trug er einen lichten Stab. Maruschka erschrak und blieb eine Weile verwundert stehen; dann aber faßte sie Mut, trat näher und bat: „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich am Feuer wärme, die Kälte schüttelt mich gar sehr!“ Der Eismonat nickte mit dem Haupte und fragte sie: „Weshalb bist du gekommen, Mädchen? Was suchst du hier?“ — „Ich suche Veilchen“, antwortete Maruschka. — „Es ist nicht an der Zeit, Veilchen zu suchen, wenn Schnee liegt“, sagte der Eismonat. — „Ich weiß wohl“, entgegnete Maruschka traurig, „allein Schwester Helena und die Stiefmutter haben mir befohlen, Veilchen aus dem Walde zu bringen; bring' ich sie nicht, so zerschlagen sie mir Arme und Beine. Bitte schön, ihr Hirten, sagt mir, wo ich deren finde!“ Da erhob sich der Eismonat, schritt zu dem jüngsten Monat, gab ihm den Stab in die Hand und sprach: „Bruder März, setz' dich obenan!“ Der Monat März setzte sich obenan und schwang den Stab über dem Feuer. In diesem Augenblicke loderte das Feuer höher auf, der Schnee begann zu tauen, Bäume trieben Knospen, unter den Buchen grünte Gras, in dem Grase

keimten bunte Blumen, und es war Frühling. Unter Gesträuch verborgen blühten Veilchen, und eh' sich Maruschka dessen versah, gab es ihrer eine Menge. „Schnell, Maruschka, pflücke!" gebot der März. Maruschka pflückte freudig, bis sie einen großen Strauß beisammen hatte. Dann dankte sie den Monaten und eilte froh nach Hause. Wohl wunderten sich Helena und ihre Mutter, als sie Maruschka sahen, wie sie einen Veilchenstrauß heimbrachte; sie gingen, ihr die Thür zu öffnen, und der Veilchengeruch ergoß sich durch die ganze Hütte. „Wo hast du sie gepflückt?" fragte Helena barsch. „Hoch auf dem Berge, dort wuchsen ihrer unterm Gesträuch eine Menge", erwiderte Maruschka. Helena nahm die Veilchen, steckte sie hinter den Gürtel, roch daran und ließ auch die Mutter riechen; zur Schwester sagte sie nicht: „Riech' auch du einmal!"

Eines andern Tages saß Helena wieder müßig beim Ofen, da gelüstete es ihr plötzlich nach Erdbeeren. „Geh', Maruschka, suche Erdbeeren im Walde!" befahl Helena. „Ach Gott! liebe Schwester", versetzte Maruschka, „wo werd' ich Erdbeeren finden! Hab' nie gehört, daß unter dem Schnee Erdbeeren wüchsen!" — „Du nichtsnutziges Ding, du widersprichst! Gleich geh' in den Wald, und bringst du keine Erdbeeren, wahrlich, so schlag' ich dich tot!" schrie die böse Schwester. Und die Stiefmutter faßte wiederum Maruschka, stieß sie zur Thür hinaus und schloß diese fest hinter ihr. Das Mädchen ging bitter weinend nach dem Wald, irrte wieder lange umher im fußhohen Schnee. Da gewahrte sie in der Ferne dasselbe Feuer, wie tags zuvor. Mit Freuden eilte sie darauf zu. Wieder saß der Eismonat oben an und die übrigen Monate der Reihe nach um das Feuer. „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich erwärme", bat Maruschka. — Der Eismonat nickte mit dem Haupte und fragte: „Warum bist du wieder gekommen, was suchst du heute?" — „Ich suche Erdbeeren", entgegnete Maruschka. — „Es ist nicht an der Zeit, Erdbeeren zu suchen, wenn Schnee liegt", sagte der Eismonat. „Ich weiß es wohl", antwortete Maruschka traurig, „allein Schwester Helena und meine Stiefmutter haben mir befohlen, Erdbeeren zu bringen; bring' ich sie nicht, so wollen sie mich totschlagen. Bitte schön, liebe Hirten, sagt mir, wo ich deren finde!" Der Eismonat erhob sich, schritt zum Monat, der ihm gegenüber saß, gab diesem den Stab in die Hand und sprach: „Bruder Juni, setz' dich obenan!" Der schöne heitere Monat Juni setzte sich obenan, und schwang den Stab über dem Feuer. Und wieder schlug die Flamme empor, der Schnee schmolz, die Erde grünte, Bäume umhüllten sich mit Laub, Vögel begannen zu zwitschern, duftige Blumen blühten im Walde und es war Sommer. Weiße Sternlein wurden bald sichtbar, als ob sie einer urplötzlich dahin gestreut hätte. Und die weißen Sternlein verwandelten sich in Erdbeeren, und eh' sich Maruschka dessen versah, gab es deren viele und reife auf dem grünen Rasen. „Schnell, Maruschka, pflücke! gebot der Juni. Maruschka pflückte freudig, bis sie die Schürze voll hatte. Dann dankte sie den Monaten freundlich und eilte nach Hause. Es wunderten sich Helena und die Stiefmutter nicht wenig, als Maruschka eine ganze Schürze voll Erdbeeren brachte.

Sie liefen, ihr die Thür zu öffnen, und der Duft der Erdbeeren ergoß sich durch die Stube. „Wo hast du sie gepflückt?" fragte Helena hastig. — „Hoch auf dem Berge", sagte Maruschka, „dort wachsen ihrer in Fülle."

Helena nahm die Erdbeeren, aß sich satt und gab auch der Mutter zu essen; zu Maruschka sprach sie aber nicht: „Kost' auch du!“

Helena hatten die Erdbeeren gemundet und so gelüstete ihr am dritten Tage nach rotbackigen Äpfeln. „Geh' in den Wald, Maruschka, und such' nach rotbackigen Äpfeln!“ befahl sie. — „Ach Gott, liebe Schwester, woher sollten im Winter Äpfel kommen?“ versetzte die arme Maruschka. — „Nichtsnutziges Ding! gleich geh' deiner Wege, und bringst du keine roten, saftigen Äpfel, wahrlich, so schlag' ich dich tot!“ drohte die böse Helena. Die Stiefmutter faßte Maruschka, stieß sie zur Thür hinaus und schloß diese wiederum fest hinter ihr. Das Mädchen eilte weinend in den Wald. Diesmal irrte es nicht lange umher, sondern schritt gerade auf den Gipfel des Berges los, wo das große Feuer brannte und die Monate wieder bei einander saßen, der Eismonat obenan. „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich am Feuer wärme, noch immer thut's recht kalt“, bat Maruschka und trat zum Feuer. Der Eismonat nickte mit dem Haupte und fragte: „Weshalb bist du wieder gekommen, was suchst du diesmal?“ — „Rotbackige Äpfel suche ich“, antwortete Maruschka. — „Es ist nicht an der Zeit“, sagte der Eismonat. — „O! das weiß ich wohl“, entgegnete Maruschka traurig, „allein Schwester Helena und meine Stiefmutter haben mir befohlen, rote und saftige Äpfel aus dem Walde zu bringen, sonst schlagen sie mich doch noch tot. Bitte schön, liebe Hirten, sagt mir, wo ich deren finde!“ Da erhob sich der Eismonat, gab einem der älteren Monate den Stab in die Hand und sprach: „Bruder September, setz' dich heute obenan!“ Der September setzte sich oben an und schwang den Stab über dem Feuer. Das Feuer glühte rot, der Schnee verlor sich, aber die Bäume umhüllten sich nicht mit frischem Laub, ein Blatt nach dem andern fiel ab, und der kühle Wind verstreute sie auf dem falben Rasen, eins dahin das andre dorthin. Doch am Bergabhang blühten noch Altmannskraut, rote Nelken und im Thale wiegten graue Eschen ihr Haupt, unter den Buchen wuchs hohes Farnkraut und dichtes Immergrün. Maruschka blickte jedoch nur nach einem großen Apfelbaum hin, zwischen dessen Zweigen rotbackige Äpfel ihr entgegenlachten. — „Schnell, Maruschka, schüttele!“ gebot der September. Maruschka ließ es sich nicht zweimal sagen, sie schüttelte und alsbald fiel ein Apfel herab. Maruschka schüttelte noch einmal; es fiel ein zweiter hernieder. „Schnell, Maruschka, eile nun nach Hause!“ gebot der Monat. Maruschka nahm rasch die beiden Äpfel, dankte den Monaten und eilte froh nach Hause. Wiederum wunderten sich Mutter und Schwester, als sie sahen, daß Maruschka die begehrten Äpfel heimbrachte. „Wo hast du sie gepflückt?“ — „Hoch auf dem Berge; sie wachsen dort, und noch gibt's ihrer dort genug“, erwiderte Maruschka. „Warum hast du dann nicht mehr gebracht? Gewiß hast du die übrigen unterwegs gegessen?“ fuhr Helena zornig auf. „Ach liebe Schwester, ich habe keinen Bissen gegessen. Ich schüttelte einmal, da fiel ein Apfel herab; ich schüttelte dann noch einmal, da fiel noch einer herunter; länger zu schütteln erlaubten sie mir nicht. Sie hießen mich nach Hause gehen“, sagte Maruschka. „Daß der Donner dich zerschlage!“ schrie Helena und fiel über Maruschka her. Diese brach in heiße Thränen aus und bat Gott, er solle sie lieber zu sich nehmen.



Maruschkas Zusammentreffen mit den zwölf Monaten.

Schwester und Stiefmutter tobten noch; Maruschka aber eilte in die Küche. Die naschhafte Helena begann unterdessen den einen Apfel zu essen. Dieser schmeckte ihr so trefflich, daß sie meinte, noch nie in ihrem Leben so was Köstliches genossen zu haben. Dem pflichtete die Stiefmutter bei. Als die beiden die zwei Äpfel aufgegessen, gelüstete es ihnen nach mehr. „Mutter, gieb mir meinen Pelz, ich selbst will in den Wald gehen“, sagte Helena. „Das nichtsnutzige Ding würde sie unterwegs doch nur wieder schmausen. Ich will schon den Ort finden, und sie alle herabschütteln, ob es irgendwer erlaubt oder nicht!“ Vergebens riet die Mutter ab. Helena eilte in den Wald.

Alles war verschneit, nirgends eine Fußstapfe zu schauen. Helena irrte lange umher, doch ihre Naschhaftigkeit trieb sie immer weiter. Da gewahrt sie in der Ferne ein Licht, sie eilt darauf zu. Auch sie kommt auf den Gipfel, wo das Feuer brennt, um das die zwölf Monate sitzen. Helena erschrickt, doch bald faßt sie sich, tritt zu dem Feuer heran und streckt die Hände aus, um sich zu wärmen. Sie fragt aber die Monate nicht: „Darf ich mich wärmen?“ und spricht auch kein Wort zu ihnen. „Was suchst du hier, warum bist du hergekommen?“ fragte verdrießlich der Eismonat — „Was fragst du, alter Narr? Du brauchst nicht zu wissen, was ich will und wohin ich gehe!“ fertigt ihn Helena ab und wendet sich vom Feuer in den Wald. Der Eismonat runzelt die Stirn und schwingt seinen Stab über dem Haupte. In diesem Augenblick verfinstert sich der Himmel, es beginnt zu schneien, und eisiger Wind streicht durch den Wald. Helena sieht bald gar nichts mehr; sie irrt umher und stürzt in eine Schneewehe — — ihre Glieder ermatten, erstarren. Helena flucht der Schwester, schilt auf den lieben Gott, aber ihre Glieder erfrieren in dem warmen Pelz.

Lange harrt die Mutter auf Helena; sie blickt zum Fenster, blickt zur Thür hinaus, kann aber die Tochter nicht erharren. Stunde auf Stunde verrinnt, Helena kehrt nicht wieder. Vielleicht schmecken ihr die Äpfel so gut, daß sie sich nicht von ihnen trennen kann“, dachte die Mutter, „ich muß nach ihr sehen!“ Auch sie zieht ihren Pelz an, nimmt ein Tuch um den Kopf, und geht, Helena zu suchen. Überall starrte ihr der Schnee entgegen, nirgends läßt sich eine Fußstapfe erschauen. Sie ruft Helena, niemand antwortet. So irrte auch sie lange umher; der Schnee fällt noch dichter, eisiger weht der Wind.

Maruschka kocht unterdessen das Essen und besorgt die Kuh; doch weder Helena noch die Stiefmutter kommt zurück. „Wo sie nur so lange bleiben?“ spricht Maruschka zu sich und setzt sich zum Spinnrocken. Schon ist die Spindel voll, schon dämmert es in der Stube, doch es erscheint weder Helena noch die Stiefmutter. „Ach Gott! es muß ihnen etwas zugestoßen sein!“ klagt das gute Mädchen und sieht zum Fenster hinaus. Der Himmel aber strahlte von Sternen, die Erde glänzte von Schnee, es ließ sich jedoch niemand sehen. Traurig schloß Maruschka das Fenster und betete ein Vaterunser für Schwester und Mutter. Des andern Tags harrte sie mit dem Frühstück, harrte bis zum Mittagsmahl; doch sie erharrte weder Helena noch die Stiefmutter. Beide lagen im Wald unterm Schnee begraben — erfroren. Der guten Maruschka aber blieb die Hütte, die Kuh und das Feld; dazu fand sich bald ein Hauswirt, und beide lebten glücklich miteinander. Und wenn sie nicht gestorben, so leben sie heute noch.

B. Němec.

Elis Fröbom vor Pehrson Dalsjös' Haus.



Der Heideschacht
oder
die Bergwerke von Falun.

Sage aus Schweden.

Nach E. Th. A. Hoffmanns „Bergwerke von Falun".

An einem sonnenhellen Julinstage hatte sich viel Volk zu Götaborg auf der Rhede versammelt. Ein Ostindienfahrer, glücklich heimgekehrt aus fernen Landen, hatte im Hafen Anker geworfen und Hunderte von Fahrzeugen, Booten, Kähnen, vollgepfropft mit jubelnden Seeleuten, schwammen auf den spiegelblanken Wellen des Golfs hin und her, Kanonen donnerten ihre weithallenden Grüße ins weite Meer hinaus.

Die Herren von der Ostindischen Kompanie wandelten am Hafen auf und ab und überschlugen mit zufriedenen Mienen den winkenden reichen Gewinn.

Die Besatzung des Ostindienfahrers — wohl an die hundertundfünfzig Mann stark — fuhr in zahlreichen Booten ans Land, um ihren Hönsning zu halten. So hieß das Fest, welches bei solcher Gelegenheit von den Schiffsmannschaften oft tagelang gefeiert ward. Spielleute in bunter Tracht zogen voraus mit Geigen, Pfeifen, Oboen und Trommeln, während andre lustige Lieder absangen. Ihnen folgten die Matrosen zu Paar und Paar, in bunt bebänderten Jacken, tanzend, springend, ihre Hüte schwingend. Alle jubelten, daß helles Getöse weithin erschallte. — Unter fortwährendem Jauchzen zogen sie über die Werfte — durch die Vorstädte bis nach der Haga-Vorstadt, wo in einem Seemannsgasthaus tapfer geschmaust und gezecht ward.

Wie es stets der Fall ist bei Leuten, die heimkehren von weiter Reise, so auch hier: Freunde und Verwandte stellten sich ein mit ihren Dirnen; der Tanz begann und lauter, immer ungestümer wurde die Lust. Nur einer der Matrosen, ein schlanker, hübscher Bursche von kaum zwanzig Jahren, hatte sich aus dem Getümmel fortgeschlichen und sich vor die Thür einsam hingesetzt.

Einige der Seeleute traten zu ihm und einer von ihnen rief ihn laut auflachend an: „Elis Fröbom! — Elis Fröbom! — Bist du mal wieder ein trauriger Narr geworden und vertrödelst die lustige Zeit mit griesgrämigen Gedanken? — Hör' Elis, wenn du von unserm Hönsning wegbleibst, so bleib' gleich lieber ganz weg vom Schiff! — Ein ordentlicher, tüchtiger Seemann wird so aus dir nicht werden. Mut hast du zwar genug und tapfer bist du auch in der Gefahr, aber trinken kannst du nicht und behältst lieber auch die Dukaten in der Tasche, als sie hier freigebig den Landratten zuzuwerfen. — Trink, Bursche! oder der Seeteufel Necken soll dir über den Hals kommen!"

Elis Fröbom sprang hastig von der Bank auf und schaute den also redenden Kameraden an mit glühendem Blick, dann nahm er den mit Branntwein gefüllten Becher und leerte ihn mit einem Zuge. Hierauf sprach er: „Siehst du, Joens, daß ich trinken kann so gut wie einer von euch, und ob ich ein tüchtiger Seemann bin, mag der Kapitän entscheiden. Aber nun halt dein Lästermaul und scher' dich fort! — Mir ist eure wilde Tollheit zuwider. Und was ich hier treibe, geht euch gar nichts an!" — „Nun, nun", erwiderte Joens, „ich weiß es ja, du bist trübe und traurig von Haus aus und hast im Grunde keine rechte Lust am Seemannsleben. Wart' nur, Elis, ich werde dir jemand herausschicken, damit du weggebracht wirst von der verhexten Bank, an welche dich der Unhold, der Necken, wie festgebannt hält."

Nicht lange dauerte es, so trat ein schmuckes Mädchen aus der Thür des Gasthauses und setzte sich hin neben den trübsinnigen Elis.

„Elis! — wollt Ihr denn gar keinen Teil nehmen an der Freude Eurer Kameraden und Landsleute?" — also sprach die Dirne sanft. Elis Fröbom, wie aus tiefem Traum erwachend, schaute dem Mädchen ins Auge, er faßte ihre Hand und drückte sie mit freundlichem Blicke.

„Ach", begann er nach einer Weile, während welcher er schwermütig dahingestarrt, wie sich besinnend, „ach, mit meiner Freude, mit meiner Lust

ist es aus auf lange Zeit. Laß mich also, gutes Kind, jubele und jauchze mit den andern; der traurige Elis würde allen ja nur die Lust verderben. — Doch wart'! — denken an mich sollst du doch, wenn ich wieder auf dem Meere bin."

Er nahm zwei blanke Dukaten aus der Tasche, zog ein schönes ostindisches Tuch aus dem Busen und reichte beides dem Mädchen. Der aber traten die hellen Thränen in die Augen; sie stand auf, legte die Dukaten auf die Bank und sprach: „Ach, behaltet Eure Dukaten, die machen auch mich nur trauriger, aber das schöne Tuch, das will ich tragen, Euch zum Andenken!"

Damit eilte die Dirne, beide Hände vors Gesicht gedrückt, weiter.

Aufs neue versank Elis Fröbom in seine düstere Träumerei und klagte endlich, als der Jubel in der Schenke immer lauter und toller ertönte:

„Ach, läg' ich doch nur begraben in dem tiefsten Meeresgrunde! — denn im Leben gibt's niemand mehr, mit dem ich mich erfreuen könnte."

Da ließ sich eine tiefe, rauhe Stimme hinter ihm vernehmen: „Ihr müßt gar großes Unglück erfahren haben, junger Mensch, daß Ihr Euch schon jetzt, wo das Leben Euch erst recht aufgehen sollte, den Tod wünschet."

Elis schaute sich um und gewahrte einen alten Bergmann, der mit übereinander geschlagenen Armen sich an die Plankenwand des Schenkhauses anlehnte und mit durchdringendem Blick auf ihn herabschaute.

So wie Elis den Alten länger ansah, wurde es ihm, als trete ihm eine längst bekannte Gestalt tröstend entgegen. Er sammelte sich und, Vertrauen fassend, erzählte er, wie sein Vater ein tüchtiger Steuermann gewesen, aber in demselben Sturme umgekommen sei, aus dem er auf wunderbare Weise gerettet worden. Seine beiden Brüder wären als Soldaten in der Schlacht geblieben und er habe nun seine allein dastehende Mutter mit dem Verdienste zu erhalten, der ihm nach jeder Ostindienfahrt geworden. Denn Seemann habe er, von Kindesbeinen an nun einmal dazu bestimmt, bleiben müssen, und da sei es ihm als ein großes Glück erschienen, gerade in den Dienst der Ostindischen Kompanie treten zu können. Reicher als jemals sei diesmal der Gewinn ausgefallen und jeder Matrose habe außer dem Sold noch ein gut Stück Geld erhalten, so daß er, die Tasche voll Dukaten, in heller Freude nach dem kleinen Häuschen hingelaufen sei, in welchem seine Mutter gewohnt. Aber fremde Gesichter hätten aus dem Fenster geguckt, und eine junge Frau, der er seinen Namen genannt, habe ihm im kalten Tone berichtet, daß seine Mutter schon vor drei Monaten gestorben und daß er die paar Lumpen, die sie hinterlassen, auf dem Rathause in Empfang nehmen könne. Seitdem sei er nun nicht wieder seines Lebens froh geworden, denn er komme sich vor, wie von aller Welt verlassen, einsam, hilflos; ja, sein bisheriges Umhertreiben auf der See erscheine ihm recht widerwärtig, wenn er daran denke, wie seine Mutter, vielleicht schlecht gepflegt, unter der Hand fremder Leute verstorben wäre.

„Dein Schmerz wird vorübergehen, Elis, wie alles!" sprach der alte Bergmann; „bald wirst du wieder in See stechen. Alte Leute sterben, das ist einmal nicht anders, und deine Mutter hat ja nur ein mühseliges Leben verlassen."

„Ach", erwiderte Elis, „daß niemand meinem Schmerz glaubt, ja, daß man mich thöricht schilt, das ist's eben, was mich hinausstößt aus der Welt.

Auf die See mag ich nicht mehr! Sonst ging mir wohl das Herz auf, wenn das Schiff dahinfuhr über die blaue Flut und die Wellen in gar lustiger Musik plätscherten und sausten, und wenn der Wind dazwischen pfiff durch das Tauwerk. Da jauchzte ich fröhlich mit dem Kameraden auf dem Verdeck, und dann, wenn ich in dunkler Mitternacht die Wache hatte, gedachte ich der Heimkehr und der Freude meiner guten, alten Mutter. Hei! da konnt' ich wohl jubeln auf dem Hönsning, wenn ich dem Mütterchen die Dukaten in den Schoß geschüttet, wenn ich ihr manch Stück seltener Ware aus fernen Landen gereicht; wenn ihr dann voll Freuden die Augen hell aufleuchteten, sie die Hände einmal über das andre zusammenschlug und wenn sie geschäftig hin und her trippelte und den besten für Elis aufbewahrten Trunk herbeiholte. Und saß ich nun abends bei ihr, dann erzählte ich von fremden Menschen, mit denen ich verkehrt, von andern Sitten, von allem Wunderbaren, was mir auf der langen Reise begegnet war. Sie hatte ihre Herzensfreude daran und redete wieder zu mir von den wunderbaren Fahrten meines Vaters im höchsten Norden, und tischte mir daneben manch schauerliches Seemannsmärlein auf, wiewohl ich's schon hundertmal gehört. Ach! niemand kann mir diese Freudentage wieder verschaffen! — Nein, niemals gehe ich wieder zur See!"

„Ich höre Euch", sprach der Alte, als Elis schwieg, „ich höre Euch mit Vergnügen reden, junger Mensch, sowie ich schon seit ein paar Stunden, ohne daß Ihr's gewahrtet, Euer Wesen beobachtete und meine Freude daran hatte. Alles, was Ihr thatet, was Ihr spracht, beweist, daß Ihr ein tiefes, frommes, kindliches Gemüt habt, und eine schönere Gabe konnte Euch der Himmel gar nicht verleihen. Aber zum Seemann habt Ihr Eure Lebtage nicht getaugt. Wie sollte Euch stillem Burschen auf die Dauer das wilde, unstete Leben auf der See zusagen! Ihr thut wohl daran, daß Ihr dies Leben aufgebt für immer. Folgt meinem Rat, Elis Fröbom, geht nach Falun, werdet ein Bergmann. Ihr seid jung und rüstig und werdet gewiß bald ein tüchtiger Knappe, dann Häuer, Steiger und immer höher hinauf. Eure Dukaten in der Tasche legt Ihr sorgsam an, verdient mehr derselben dazu, kommt gar wohl in Besitz eines eignen Kuxes in der Grube. Ja, ja, Elis Fröbom, werdet ein Bergmann!" —

Der also Aufgemunterte erschrak beinahe über die Worte des Alten. „Wie", rief er, „was ratet Ihr mir? Von der schönen freien Erde, aus dem sonnenhellen Himmel soll ich hinab in die schauerliche Tiefe und dem Maulwurf gleich wühlen, wühlen nach Erzen und Metallen, schnöden Gewinns halber?"

Beinahe erzürnt rief der Alte: „So ist nun das Volk; es verachtet ... das, was es nicht zu erkennen vermag. Schnöder Gewinn! Als ob alle grausame Quälerei auf der Oberfläche der Erde, wie sie Handel und Wandel herbeiführt, etwas Höheres und Besseres sei als die Arbeit des braven Bergmanns. Bei unverdrossenem Fleiß erschließt ihm die Natur ihre geheimsten Schatzkammern. Du sprichst von schnödem Gewinn, Elis Fröbom! — ei, es möchte hier doch wohl noch etwas ganz andres in Betracht kommen. Du weißt nichts vom Bergbau, Elis Fröbom, laß dir davon erzählen."

Mit diesen Worten setzte sich der Alte hin auf die Bank neben Elis und begann ausführlich zu berichten, wie es bei der Arbeit im Schachte hergehe.



Elis Fröbom schaut die Metallkönigin.

Nachdem er sich bemüht hatte, mit lebendigen Farben dem Aufhorchenden alles recht verständlich darzustellen, kam er auf die Bergwerke von Falun, in denen er selbst von Jugend auf gearbeitet; er sprach von den unermeßlichen Reichtümern der Erzgruben. Lebendiger, immer lebendiger wurde seine Rede, immer glühender sein Blick. So durchwanderte Elis mit ihm die Schächte wie die Gänge eines Zaubergartens; das Gestein lebte auf, der Almandin blitzte im Schein der Grubenlichter — die Bergkristalle flimmerten durch einander. —

Elis horchte hoch auf. Des Alten seltsame Weise, von den unterirdischen Wundern zu reden, als stehe er mitten unter ihnen, machte seine Brust beklemmt. Es war ihm just, als sei er schon mit dem Alten hinabgefahren in die Tiefe, als halte ihn unten ein mächtiger Zauber so fest, daß er nie mehr das freundliche Licht des Tages schauen werde. Und doch war es ihm wieder, als habe der Alte ihm eine neue Welt erschlossen, in die er hineingehöre, und als sei ihm ihr Zauber längst schon in geheimnisvollen Ahnungen aufgegangen. —

„Ich habe Euch, Elis Fröbom“, schloß der Unbekannte, „alle Reize eines Standes dargethan, zu dem Euch die Natur bestimmt hat. Geht nun mit Euch selbst zu Rate und thut dann, was Euer rechter Sinn Euch eingibt!“

Damit sprang der Alte hastig auf und schritt von dannen. Bald war er Elis Blicken entschwunden. Dieser aber hoffte Nachtruhe in seinem Kämmerlein im Schenkhause, wo es indessen still geworden war, zu finden.

Kaum hatte er sich, müde und matt wie er war, hingestreckt auf sein Lager, als der Traum über ihm seine Fittiche ausbreitete. Es war ihm, als schwämme er auf dem spiegelblanken Meer in einem schönen Schiff mit vollen Segeln und als wölbe sich über ihm ein dunkler Wolkenhimmel. Doch wie er in die Wellen hinabschaute, erkannte er bald, daß das, was er für das Meer gehalten, eine feste, durchsichtige, funkelnde Masse war, in deren Schimmer das ganze Schiff auf wunderbare Weise zerfloß, so daß er auf dem Kristallboden stand und über sich ein Gewölbe von schwarz flimmerndem Gestein erblickte. Gestein war es, was er erst für den Wolkenhimmel gehalten. Von unbekannter Macht fortgetrieben, schritt er vorwärts, aber in demselben Augenblick regte sich auch alles um ihn her und wie kräuselnde Wogen erhoben sich aus dem Boden wunderbare Blumen und Pflanzen von blinkendem Metall, die ihre Blüten und Blätter aus der tiefsten Tiefe emporrankten und anmutiger Weise ineinander verschlangen. Der Boden aber war so klar, daß Elis die Wurzeln der Pflanzen deutlich erkennen konnte, und tiefer, immer tiefer eindringend, erblickte er ganz unten — unzählige holde Gestalten, die sich umschlungen hielten; und wenn die Jungfrauen lächelten, so durchwehte süßer Wohllaut das weite Gewölbe, und höher schossen die wunderbaren Metallblüten empor. Ein unbeschreibliches Gefühl ergriff den Jüngling. „Hinab — hinab zu euch!“ rief er und warf sich mit ausgebreiteten Armen auf den kristallenen Boden nieder. Aber der wich unter ihm und er schwebte wie in schimmerndem Äther.

„Nun, Elis Fröbom, wie gefällt es dir in dieser Herrlichkeit?“ so rief eine kräftige Stimme. Elis gewahrte neben sich den alten Bergmann, aber je mehr er ihn anschaute, um so mehr wuchs er empor zur Riesengestalt aus

glühendem Erz. In diesem Augenblick leuchtete es aus der Tiefe und eine herrliche Frauengestalt wurde sichtbar. Elis fühlte, wie das bisherige Entzücken in seiner Brust zur zermalmenden Angst wurde. Der Alte hielt ihn umfaßt und rief: „Nimm dich in acht, Elis Fröbom, das ist die Königin, noch magst du heraufschauen." — Unwillkürlich drehte er das Haupt und wurde gewahr, wie die Sterne des nächtlichen Himmels durch eine Spalte des Gewölbes leuchteten. Eine sanfte Stimme rief wie in unendlichem Weh seinen Namen. Es war die Stimme seiner Mutter. Er glaubte ihre Gestalt zu schauen oben an der Spalte. Aber gleich nachher erschien's wieder wie eine holde junge Frau, die ihre Hand tief hinabstreckte in das Gewölbe und seinen Namen rief. „Trage mich empor", rief er dem Alten zu, „ich gehöre doch der Oberwelt an und ihrem freundlichen Himmel."

„Nimm dich in acht", sprach der Alte ernst, „nimm dich in acht, Elis Fröbom! Sei treu der Königin, der du dich ergeben!" — Sowie aber der Jüngling wieder hinabschaute in das starre Antlitz der mächtigen Frau, fühlte er, daß sein ganzes Wesen zerfloß in dem glänzenden Gestein. Er kreischte auf in namenloser Angst und erwachte aus dem wunderbaren Traum.

Es konnte nicht anders sein", sprach Elis zu sich selbst, als er mit Mühe sich wieder gesammelt, „es konnte nicht anders sein, mir mußte solch' wunderliches Zeug träumen. Hat mir doch der alte Bergmann so viel erzählt von der Herrlichkeit der unterirdischen Welt, daß mein Kopf noch ganz davon erfüllt ist. Vielleicht träume ich noch fort. — Nein, nein! — Ich bin wohl nur krank. Hinaus ins Freie, der frische Hauch der Seeluft wird mich heilen!" —

Er raffte sich auf und rannte nach dem Hafen, wo der Jubel des Hönsning aufs neue sich erhob. Aber er empfand keine Lust, daran teil zu nehmen. Ahnungen, Wünsche, die er nicht zu nennen vermochte, durchkreuzten sein Inneres. Dann fürchtete er, es könne ihm am Ende der alte Bergmann wieder entgegentreten, vor dem er sich, er konnte nicht sagen warum, entsetzte. Und doch hätte er sich gern wieder von dem Alten erzählen lassen, von den Wundern der unterirdischen Welt!... Von solchen Gedanken gequält, schaute er hinab in das Wasser. Da wollt es ihm bedünken, als wenn die dunklen Wolken, die eben heraufzogen an dem heitern Himmel, sich hinabsenkten und zum steinernen Gewölbe verdichteten. Über ihn kamen wieder die Bilder seines Traumes, er schaute wieder ins Antlitz der mächtigen Frau tief unten, und die Angst sehnsüchtigen Verlangens erfaßte ihn aufs neue. —

Die Kameraden rüttelten ihn auf aus seinen Träumereien, er mußte ihrem Zuge folgen. Aber nun war es, als flüstere eine Stimme ihm unaufhörlich ins Ohr: „Was willst du noch hier? — fort! — fort — in den Bergwerken zu Falun ist deine Heimat. — Da geht alle Herrlichkeit dir auf, von der du geträumt — fort, nach Falun!" — — Noch drei Tage trieb sich Elis Fröbom in den Straßen von Götaborg umher, verfolgt von den wunderlichen Gebilden seiner Phantasie, unaufhörlich gemahnt wie von einer unbekannten Stimme.

Am vierten Tage stand Elis an dem Thore, durch welches der Weg nach Gefle führt. Da schritt soeben ein großer Mann durch das Thor. Elis glaubte den alten Bergmann erkannt zu haben und eilte, unwiderstehlich fortgetrieben,

ihm nach, ohne daß er ihn zu erreichen vermochte. Elis wußte jedoch zuverlässig, daß er sich auf dem Wege nach Falun befand, und dies beruhigte ihn. Er glaubte, daß die Stimme des Verhängnisses durch den alten Bergmann zu ihm gesprochen und daß dieser ihn nun auch seiner Bestimmung entgegenführte.

In der That sah er auch manchmal, vorzüglich wenn er des Weges nicht mehr so recht sicher war, den Alten wie aus einer Schlucht, aus dickem Gestrüpp, aus dunklem Gestein plötzlich hervortreten und vor ihm, jedoch ohne sich umzuschauen, dahinschreiten, bald nachher aber eben so schnell verschwinden.

Endlich, nach manchem durchwanderten Tage, erblickte Elis in der Ferne zwei große Seen, zwischen denen ein dicker Dampf aufstieg; bald unterschied er Türme und geschwärzte Dächer. Jetzt stand der Alte vor ihm riesengroß, zeigte mit ausgestrecktem Arm von der Höhe nach unten und verschwand dann im Gestein.

„Das ist Falun“, rief Elis, „das Ziel meiner Reise!“ Er hatte recht. Die Leute bestätigten, daß dort zwischen den Seen Runn und Warpan die Stadt Falun liege und daß er in der Nähe der großen Pinge angelangt sei. Daher schritt Elis guten Mutes vorwärts; als er aber vor dem ungeheuern Höllenschlunde stand, da erstarrte er bei dem Anblick der fürchterlichen Zerstörung.

Bekanntlich ist die Pinge oder die große Tagesöffnung der Erzgrube an 400 Meter lang, 200 Meter breit und 60 Meter tief. Die schwarzbraunen Seitenwände, vornehmlich des sogenannten „Heideschachtes“, fallen anfangs größtenteils senkrecht nieder; dann verflachen sie sich aber gegen die mittlere Tiefe infolge ungeheuren Schuttes und der Trümmerhalden. In diesen und an den Seitenwänden blickt hin und wieder die Zimmerung alter Schächte hervor, die aus starken, dicht aufeinander gelegten und an den Enden ineinander gefugten Stämmen aufgeführt sind. Kein Baum, kein Grashalm sproßt in dem kahlen, zerbröckelten Geklüft, und in wunderlichen Gebilden, manchmal gleich riesigen versteinerten Tiergestalten, manchmal menschlichen Kolossen ähnlich, ragen zackige Felsenmassen rings empor. Im Abgrund liegen wild durcheinander Steine, Schlacken — ausgebranntes Erz — und ein betäubender Schwefeldunst entsteigt der Tiefe, als würde unten der alles Grün vergiftende Höllensud gekocht.

Als nun Elis Fröbom hinabschaute in den ungeheuren Schlund, kam ihm in den Sinn, was ihm vor langer Zeit der alte Steuermann seines Schiffs erzählt. Ihm war es, als er einmal im Fieber gelegen, plötzlich gewesen, als seien die Wellen des Meeres verströmt, und unter ihm habe sich der unermeßliche Abgrund geöffnet, so daß er die scheußlichen Ungetüme der Tiefe erblickte, die sich zwischen Tausenden von seltsamen Muscheln, Korallenstauden, zwischen wunderlichem Gestein in häßlichen Verschlingungen hin und her wälzten, bis sie mit aufgesperrtem Rachen, zum Tode erstarrt, liegen geblieben. Ein solches Gesicht, meinte der alte Seemann, bedeute baldigen Tod in den Wellen.

Daran dachte Elis. Denn ihm dünkte der Abgrund wie der Boden der von den Wellen verlassenen See, und das schwarze Gestein, die bläulichen, roten Schlacken des Erzes schienen ihm abscheuliche Untiere, die ihre Polypenarme nach ihm ausstreckten — es war ihm, als zögen ihn unsichtbare Hände hinab in den Schlund.

Mit geschlossenen Augen rannte er einige Schritte fort, und erst als er entfernt von der Pinge den Guffrisberg wieder hinabstieg und hinaufblickte zum heitern, sonnenhellen Himmel, wurde es ihm wieder freier ums Herz. Aus tiefer Seele rief er: „O Herr meines Lebens, was sind alle Schauer des Meeres gegen das Entsetzen, das dort in dem öden Steingeklüfte wohnt! Mag der Sturm toben, mögen die schwarzen Wolken hinabtauchen in die brausenden Wellen — bald siegt doch wieder die glänzende Sonne und vor ihrem freundlichen Antlitz verstummt das wilde Getöse; aber nie dringt ihr Blick in jene schwarzen Höhlen und kein frischer Frühlingshauch erquickt dort unten jemals die Brust. Nein, zu euch mag ich mich nicht gesellen, ihr schwarzen Erdwürmer, niemals würd' ich mich eingewöhnen können in euer trübes Leben!"

Elis gedachte in Falun zu übernachten und dann mit frühestem Morgen seinen Rückweg anzutreten nach Götaborg. Als er auf dem Marktplatz, der Helsingtorget geheißen, ankam, fand er eine Menge Volks versammelt.

Ein langer Zug von Bergleuten in vollem Staat mit Grubenlichtern in den Händen, Spielleute vorauf, hielt eben vor einem stattlichen Hause. Ein kräftiger, schlanker Mann von mittleren Jahren trat heraus und schaute freundlich umher. An der offenen Stirn, an den dunkelblau leuchtenden Augen konnte man den echten Dalekarlier erkennen. Die Bergleute schlossen einen Kreis um ihn; jedem schüttelte er treuherzig die Hand, mit jedem sprach er gütige Worte.

Elis Fröbom erfuhr auf Befragen, es sei Pehrson Dalsjö, Altermann und Besitzer einer schönen Bergsfrälse bei Stora-Kopparberg.

Bergsfrälsen werden in Schweden die Ländereien genannt, welche für die Kupfer- und Silberbergwerke verliehen wurden. Die Besitzer solcher Frälsen haben Kuxe in den Gruben, deren Betrieb ihnen zufällt.

Man erzählte dem Elis weiter, daß eben heute der Gerichtstag geendigt, und daß dann die Bergleute herumzögen und bei dem Bergmeister, dem Hüttenmeister und den Altermännern anhielten, von denen sie gastlich bewirtet würden.

Betrachtete Elis die schönen und stattlichen Leute mit den freien, freundlichen Gesichtern, so kamen sie ihm doch nicht wie wüste Erdwürmer in der großen Pinge vor. Die Fröhlichkeit, womit sie den Pehrson Dalsjö begrüßten, war ganz andrer Art als der wildtobende Jubel der Seeleute beim Hönsning.

Dem stillen Elis ging die heitere Art, wie sich die Bergleute erfreuten, recht sehr zu Herzen. Ihm wurde unbeschreiblich wohl zu Mute, als einige der jüngeren Knappen ein altes Lied anstimmten, das in einfacher, Seele und Gemüt fesselnder Weise den Segen des Bergbaues pries.

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!"

Als das Lied geendet, öffnete Pehrson Dalsjö die Thür seines Hauses und alle Bergleute traten ein. Elis folgte unwillkürlich und blieb an der Schwelle stehen, so daß er den geräumigen Flur übersehen konnte, wo die Bergleute auf Bänken Platz genommen. Ein tüchtiges Mahl stand in Bereitschaft.

Nun that sich die hintere Thür dem Elis gegenüber auf und eine holde, festlich geschmückte Jungfrau trat hervor. Hoch und schlank gewachsen, die

dunklen Haare in vielen Zöpfen über dem Scheitel aufgeflochten, das nette schmucke Mieder mit reichen Spangen zusammengesteckt, schritt sie dahin in der Anmut der Jugend. Alle Bergleute standen auf und ein leises, freudiges Gemurmel lief durch die Reihen: „Ulla Dalsjö — Ulla Dalsjö! Wie hat Gott unsern wackern Altermann mit dem schönen frommen Himmelskinde gesegnet!" — Selbst den ältesten Bergleuten funkelten die Augen, als Ulla ihnen allen die Hand bot zum freundlichen Gruß. Dann brachte sie treffliches Äl herbei, schenkte es in silberne Krüge ein und reichte es den frohen Gästen dar.

Sowie Elis die Jungfrau erblickte, war es ihm, als schlüge ein Blitz durch sein Inneres und entflammte alle Himmelslust und allen Liebesschmerz. Ulla Dalsjö war es, die ihm in dem verhängnisvollen Traum die rettende Hand geboten; er deutete sich jenen Traum nun ganz anders und pries, des alten Bergmanns vergessend, das Schicksal, welches ihn nach Falun geführt.

Und dennoch fühlte er sich hier, auf der Thürschwelle stehend, als ein unbeachteter Fremdling recht verlassen, und er wünschte wieder gestorben zu sein, ehe er Ulla Dalsjö geschaut, da er doch nun vergehen müsse in Liebe und Sehnsucht. Er vermochte das Auge nicht abzuwenden von der holden Gestalt; und als sie nun bei ihm ganz nahe vorüberstreifte, rief er mit leiser, bebender Stimme ihren Namen. Ulla schaute sich um und erblickte ihn, der, glühende Röte im Gesicht, niedergesenkten Blickes dastand — keines Wortes mächtig.

Ulla aber trat auf ihn zu und sprach mit süßem Lächeln: „Ihr seid ja wohl ein Fremdling, das gewahr ich an Eurer seemännischen Tracht! Nun, warum steht Ihr so auf der Schwelle? Kommt und freut Euch mit uns!" — Damit nahm sie ihn bei der Hand, zog ihn hinein und reichte ihm einen vollen Krug Äl. „Trinkt", sprach sie, „trinkt auf gastliches Willkommen!"

Dem Elis war es, als läge er träumend im Paradiese und müsse gleich wieder erwachen, um sich unbeschreiblich elend zu fühlen. Mechanisch leerte er den Krug. In dem Augenblick trat Pehrson Dalsjö an ihn heran und fragte, nachdem er ihm die Hand zum freundlichen Gruß geschüttelt, von wannen er käme und was ihn hierher gebracht nach Falun.

Elis fühlte die wärmende Kraft des edlen Getränks in allen Adern. Dem wackern Pehrson ins Auge blickend, wurde ihm heiter und mutig zu Sinne. Er erzählte, wie er, Sohn eines Seemanns, von Kindesbeinen an auf der See gewesen, wie er eben von Ostindien zurückgekehrt, seine alte Mutter, die er erhalten, nicht mehr am Leben gefunden; wie er sich deshalb verlassen auf der Welt fühle; wie ihm auch das wilde Leben auf der See zuwider geworden, wie seine innerste Neigung ihn zum Bergbau treibe, und daß er daher in Falun als Knappe ein Unterkommen suchen wolle. Das letzte war von ihm ganz unwillkürlich gesprochen worden; es war ihm aber, als hätte er dem Altermann nichts andres sagen können.

Pehrson Dalsjö sah den Jüngling mit sehr ernstem Blicke an, als wolle er sein Innerstes durchschauen, dann sprach er: „Ich will annehmen, Elis Fröbom, daß nicht bloßer Leichtsinn Euch von Eurem bisherigen Beruf forttreibt und daß Ihr die Mühseligkeiten und Beschwerden des Bergbaues vorher erwogen habt, ehe Ihr zu dem mir mitgeteilten Entschluß gekommen seid.

„Es ist ein alter Glaube bei uns, daß die mächtigen Elemente, unter denen der Bergmann schafft und waltet, ihn vernichten, setzt er nicht alle seine Kräfte ein, die Herrschaft über sie zu behaupten. Gibt er je noch andern Gedanken Raum, so schwächt er selbst die Kraft ab, die er ungeteilt der Arbeit in Erde und Feuer zuwenden soll. Habt Ihr Euch aber genugsam geprüft, so seid Ihr zur guten Stunde gekommen. In meinem Kux fehlt es an Arbeitern.

„Ihr könnt, wenn Ihr wollt, gleich bei mir bleiben und morgenden Tages mit dem Steiger anfahren, der Euch die Arbeit schon anweisen wird."

Das Herz ging dem Elis auf bei Pehrson Dalsjös Rede. Er dachte nicht mehr an die Schrecken des entsetzlichen Höllenschlundes, in den er geschaut. Daß er nun die holde Ulla täglich sehen, daß er mit ihr unter einem Dache wohnen werde, dies erfüllte ihn mit Entzücken.

Pehrson Dalsjö that den Bergleuten kund, wie sich eben ein junger Knappe zum Bergdienst bei ihm gemeldet, und stellte ihnen dann den Elis Fröbom vor. Alle schauten wohlgefällig auf den rüstigen Jüngling und meinten, mit seinem schlanken kräftigen Gliederbau erscheine er wie zum Bergmann geboren und an Fleiß und Frömmigkeit werd' es ihm gewiß auch nicht fehlen.

Einer von den Bergleuten, schon hoch in Jahren, näherte sich und schüttelte ihm treuherzig die Hand, indem er sagte, daß er der Obersteiger in dem Kuxe Pehrson Dalsjös sei, und daß er sich's angelegen sein lassen werde, ihn über alles zu unterrichten, was zu wissen nötig. Der Alte begann sogleich beim Kruge Äl mit Elis über die ersten Arbeiten der Knappen zu sprechen.

Dem Elis kam wieder der alte Bergmann aus Götaborg in den Sinn; eigentümlich genug, er wußte beinahe alles, was man ihm soeben gesagt. „Ei", rief der Obersteiger voll Erstaunen, „Elis Fröbom, wo habt Ihr die schönen Kenntnisse her? Nun es so mit Euch steht, so kann's ja gar nicht fehlen, Ihr müßt in kurzer Zeit der tüchtigste Knappe in der Zeche sein."

Die schöne Ulla, unter den Gästen flink auf und ab wandelnd und sie bewirtend, nickte dem Elis oft freundlich zu und munterte ihn auf, guten Mut's zu sein. „Nun seid Ihr", sprach sie, „ja nicht mehr fremd, sondern gehört ins Haus! Falun mit seinen Bergen ist nun Eure Heimat!" Ein ganzer Himmel voll Seligkeit that sich dem Jüngling bei Ullas Worten auf. Man merkte es wohl, daß auch Ulla gern bei ihm weile, und auch Pehrson Dalsjö betrachtete den Neuling in seinem stillen, ernsten Wesen mit sichtlichem Wohlgefallen. —

Das Herz schlug Elis jedoch mächtig, als er wieder vor dem rauchenden Höllenschlunde stand und im Bergmannskleide, die schweren, mit Eisen beschlagenen Schuhe an den Füßen, mit dem Steiger hinabfuhr in die Tiefe. Es war ihm, als wollten heiße Dämpfe, die sich auf seine Brust legten, ihn ersticken; hin und her flackerten die Grubenlichter von dem kalten Luftzuge, der die Abgründe durchströmte. Immer tiefer ging es hinab, zuletzt auf kaum einen Fuß breiten eisernen Leitern, und Elis Fröbom merkte, daß alle Geschicklichkeit, die er sich als Seemann im Klettern erworben, ihn hier im Stiche ließ.

Endlich standen sie in der tiefsten Teufe und der Steiger gab seinem Lehrling die Arbeit an, die er verrichten sollte. Elis gedachte der holden Ulla und vergaß darüber alle Schrecken und Beschwerden des neuen Berufs.

Stand doch einmal fest in ihm: nur, wenn er sich mit aller Anstrengung dem Bergbau ergebe, könnten sich vielleicht die gehegten Hoffnungen erfüllen; und so geschah es, daß er in kurzer Zeit an Tüchtigkeit sich selbst mit älteren Bergleuten messen konnte. Mit jedem Tage gewann Pehrson Dalsjö den fleißigen Jüngling lieber und sagte es ihm öfters unverhohlen, daß er in ihm nicht sowohl einen tüchtigen Knappen als einen geliebten Sohn gewonnen. Auch Ullas innige Zuneigung that sich immer mehr und mehr kund. Oft, wenn Elis zur Arbeit ging und Gefahrdrohendes im Werke war, beschwor sie ihn, die hellen Thränen in den Augen, sich nur ja vor Unfällen zu hüten.

Das Herz bebte dem Elis vor Freude, als Pehrson Dalsjö einmal recht aufmunternd mit ihm sprach. „Da Ihr ein gut Stück Geld mitgebracht, so kann's Euch bei Eurem Fleiß und bei Eurer Sparsamkeit gar nicht fehlen, mit der Zeit im Besitz einer Bergfrälse zu gelangen. Dann wird wohl kein Bergbesitzer zu Falun Euch abweisen, wenn Ihr um die Hand einer der Töchter werbt."

Nun begab es sich, daß Elis Fröbom einmal in der tiefsten Teufe arbeitete, in dicken Schwefeldampf gehüllt, so daß sein Grubenlicht nur schwach durchdämmerte und er die Gänge des Gesteins kaum zu unterscheiden vermochte. Da hörte er, wie aus dem noch tiefer verschütteten Heideschacht ein Klopfen heraustönte, als werde mit dem Pochhammer gearbeitet. Da Elis wohl wußte, daß außer ihm heute niemand herabgefahren, so bedünkte ihm das Pochen und Hämmern recht unheimlich. Er ließ Handfäustel und Eisen ruhen und horchte auf die hohl anschlagenden Töne, die immer näher und näher zu kommen schienen. Plötzlich gewahrte er dicht neben sich einen schwarzen Schatten und erkannte, da eben ein schneidender Luftstrom den Schwefeldampf zerstreute, den alten Bergmann von Götaborg, der ihm zur Seite stand.

„Glück auf!" rief der Alte, „Glück auf, Elis Fröbom, hier unten im Gestein! — Nun, wie gefällt dir das Leben hier, Kamerad?" —

Elis wollte fragen, auf welche wunderbare Art der Alte in den Schacht gekommen; der aber schlug mit seinem Hammer an das Gestein mit solcher Kraft, das Feuerfunken umherstoben und es wie ferner Donner widerhallte, und rief dann mit entsetzlicher Stimme: „Dies ist hier ein herrlicher Trappgang*), du schnöder Geselle aber schauest nichts! Hier unten bist du ein blinder Maulwurf, dem der Metallfürst ewig abhold bleiben wird, und dort oben wagst du auch nichts zu unternehmen! Hei! des Pehrson Dalsjö Tochter willst du zum Weibe gewinnen; nur deshalb arbeitest du hier, ohne Liebe und Gedanken zu der Welt, die dich hier umgibt. Nimm dich in acht, daß der Metallfürst dich nicht faßt und hinabschleudert, daß deine Glieder zerbröckeln am scharfen Gestein. Nimmer wird Ulla dein Weib, das sag ich dir!" —

Dem Elis wallte der Zorn auf ob der Worte des Alten. „Was thust du", rief er, „was willst du hier in dem Schacht meines Herrn Pehrson Dalsjö, in dem ich arbeite mit aller Kraft und wie es meines Berufs ist? Hebe dich hinweg, wie du gekommen, oder wir wollen sehen, wer hier unten dem andern zuerst das Gehirn einschlägt." —

*) Trappgang heißt die eisenhaltige Ader im Gestein; Trum eine Ader vor dem Gange, die sich in verschiedene Teile zerschlägt, wohl auch gänzlich auseinander geht.

Damit stellte sich Elis Fröbom trotzig vor den Alten hin und schwang sein eisernes Handfäustel hoch empor. Der Alte lachte höhnisch auf, und Elis sah voll Graun, wie jener behende die schmalen Sprossen der Leiter hinaufhüpfte und in dem schwarzen Geklüft verschwand.

Elis fühlte sich wie gelähmt an allen Gliedern. Die Arbeit wollte nicht mehr von statten gehen, er stieg empor. Als der alte Obersteiger, der eben aus dem Förderschacht gestiegen, ihn gewahrte, rief er: „Um Christus willen, was ist dir widerfahren, Elis, du siehst blaß und verstört aus wie der Tod! Gelt! der Schwefeldampf, den du noch nicht gewohnt, hat es dir angethan? Nun, trink mein Junge, das wird dir wohl thun.“ Elis nahm einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, die ihm der Obersteiger darbot, und erzählte dann alles, was sich unten im Schacht begeben und auf welche Weise er die Bekanntschaft des alten unheimlichen Bergmanns in Götaborg gemacht.

Der Obersteiger hörte alles ruhig an; dann schüttelte er bedenklich den Kopf und sprach: „Elis Fröbom, das ist der alte Torbern gewesen, dem du begegnet, und nun merke ich wohl, daß es doch mehr als ein Märlein ist, was man sich hier von ihm erzählt. Hör' mich an! Vor mehr als hundert Jahren gab es hier in Falun einen Bergmann, Namens Torbern. Er soll einer der ersten gewesen sein, die den Bergbau zu Falun in Flor gebracht haben, und zu seiner Zeit war die Ausbeute bei weitem reicher als jetzt. Niemand verstand sich damals so auf den Bergbau als Torbern, der dem ganzen Bergwesen in Falun vorstand. Als sei er mit besonderem Gesicht ausgerüstet, erschlossen sich ihm die reichsten Gänge. Dazu kam noch, daß er ein finsterer, tiefsinniger Mann war, der, ohne Weib und Kind, ja ohne eigentliches Obdach in Falun zu haben, beinahe niemals ans Tageslicht kam, sondern unaufhörlich in der Tiefe des sogenannten „Heideschachts“ herumwühlte. So konnte es nicht fehlen, daß bald von ihm die Sage ging, er stehe mit den geheimen Mächten im Bunde, die im Schoße der Erde walten und die Metalle kochen. Auf Toberns strenge Ermahnungen nicht achtend, der unaufhörlich Unglück prophezeite, sobald nicht wahre Liebe zum wunderbaren Gestein und Metall den Bergmann zur Arbeit antreibe, erweiterte man in gewinnsüchtiger Gier die Gruben immer mehr und mehr, bis endlich am Johannistage des Jahres 1687 sich der fürchterliche Bergsturz ereignete, der die ungeheure Pinge schuf und dabei den früheren Anbau dergestalt verwüstete, daß erst nach vielen Mühen und nach großem Kostenaufwand der und jener Schacht wieder hergestellt werden konnte. Von Torbern aber war nichts mehr zu hören und zu sehen, und gewiß schien es, daß er, in der Teufe arbeitend, durch den Einsturz verschüttet worden. Bald darauf, als die Arbeiten wieder besser von statten gingen, behaupteten die Hauer, sie hätten in der Nähe des Heideschachtes den alten Torbern gesehen, der ihnen allerlei guten Rat erteilt und die schönsten Gänge gezeigt. Andre wieder hatten den Alten oben an der Pinge umherstreichend erblickt, bald wehmütig klagend, bald zornig tobend. Jünglinge, die wie du hierher kamen, behaupteten dasselbe, nämlich daß ein alter Bergmann sie zum Bergbau ermahnt und hierher gewiesen habe. Das geschah allemal, wenn an Arbeitern es mangelte; wohl mag der alte Torbern auch so noch dem Bergbau nützen.

Ist er es nun wirklich gewesen, mit dem du Streit gehabt, und hat er von einem herrlichen Trappgange gesprochen, so ist es gewiß, daß dort eine reiche Erzader vom alten Heideschacht hinführt, dem wir morgen nachspüren wollen."

Als Elis, von mancherlei Gedanken hin und her getrieben, in Pehrson Dalsjös Haus eintrat, kam ihm nicht wie sonst Ulla freundlich entgegen. Niedergeschlagen saß sie da — neben ihr stand ein stattlicher, junger Mann, der ihre Hand in der seinigen hielt und sich mühte, allerlei Freundliches und Scherzhaftes vorzubringen. Pehrson Dalsjö führte Fröbom ins Nebengemach und begann: „Nun, Elis, wirst du bald deine Liebe und Treue mir beweisen können; denn habe ich dich schon immer wie meinen Sohn gehalten, so wirst du es wirklich werden, ganz und gar. Der Mann, den du bei mir siehst, ist der reiche Handelsherr Erik Olassen aus Götaborg. Ich geb' ihm auf sein Werben meine Tochter zum Weibe; er zieht mit ihr nach Götaborg und du bleibst dann allein bei mir, als meine einzige Stütze im Alter. — Aber Elis, du bleibst stumm, du erbleichst? ich hoffe nicht, daß dir mein Entschluß mißfällt und daß du jetzt, da meine Tochter mich verlassen muß, auch von mir weg willst? Doch ich höre Herrn Olassen meinen Namen nennen — ich muß hinweg!"

Damit entfernte sich Pehrson und kehrte in das andre Gemach zurück.

Elis fühlte unendliches Weh; er hatte keine Worte, keine Thränen. In wilder Verzweiflung rannte er aus dem Hause fort — fort — bis zum alten Heideschacht. Bot das ungeheure Geklüft schon im Tageslicht einen grauenhaften Anblick, so war vollends jetzt, da die Nacht eingebrochen, das wüste Gestein anzusehen, als wälze sich tief unten am Boden eine zahllose Schar gräßlicher Unholde durcheinander und strecke riesige Krallen aus nach dem armen Menschenvolk.

„Torbern, Torbern!" schrie Elis mit furchtbarer Stimme, daß die öden Schluchten wiederhallten, „Torbern, hier bin ich! Du hattest recht, ich war ein thörichter Geselle, daß ich mich alberner Liebeshoffnung auf der Oberfläche der Erde hingab! Unten liegt mein Schatz, mein Leben, mein alles! Steig hinab mit mir, zeig mir die reichen Trappgänge, da will ich wühlen und bohren und arbeiten und das Licht des Tages fürder nicht mehr schauen! — Torbern! Torbern! steig hinab mit mir!" — Elis nahm Stahl und Stein aus der Tasche, zündete sein Grubenlicht an und stieg hinab in den Schacht, den er gestern befahren, ohne daß sich der Alte sehen ließ. Wie ward ihm aber, als er in der tiefsten Teufe deutlich und klar den Trappgang erblickte.

Doch als er fester den Blick auf die wunderbare Ader im Gestein richtete, da war es, als leuchte ein blendendes Licht durch den ganzen Schacht, und seine Wände wurden durchsichtig wie der reinste Kristall. Jener verhängnisvolle Traum, den er in Götaborg geträumt, kehrte wieder. Er blickte in die paradiesischen Gefilde herrlicher Metallbäume und Pflanzen, an denen feuerstrahlendes, edles Gestein wie Früchte, Blüten und Blumen hing. Er sah die holdesten Jungfrauen und schaute in das edle Antlitz der unterirdischen Königin. Sie erfaßte ihn und zog ihn an ihre Brust; da durchzuckte glühendes Feuer sein Inneres und ihm war, als schwämme er in den Wogen eines blauen durchsichtigen Nebels.

„Elis Fröbom, Elis Fröbom! rief jetzt eine starke Stimme von oben herab, und der Widerschein von Fackeln fiel nieder in den Schacht. —

Pehrson Dalsjö selbst war es, der mit dem Steiger hinabkam, um Elis, den man wie im hellen Wahnsinn nach der Pinge hatte rennen sehen, zu suchen.

Sie fanden ihn wie erstarrt, das Gesicht in das kalte Gestein gedrückt. „Was“, rief Pehrson ihn an, „was machst du hier unten zur Nachtzeit, Unbesonnener! Nimm deine Kraft zusammen und steige mit uns hinauf; wer weiß was du oben Gutes erfahren wirst!“

In tiefem Schweigen stieg Elis empor und folgte dem Pehrson Dalsjö, der jetzt aufhörte, darüber zu schelten, daß er sich in solche Gefahr begeben.

Die Sonne war hell aufgegangen, als sie ins Haus traten. Ulla stürzte mit einem lauten Schrei dem Elis an die Brust und nannte ihn mit den süßesten Namen. Pehrson Dalsjö dagegen sprach zu Elis: „Du Thor! mußte ich es denn nicht längst wissen, daß du Ulla liebtest und wohl nur ihretwegen mit solchem Fleiß und Eifer arbeitetest? Längst gewahrte ich auch, daß Ulla dich liebte. Und kann ich mir einen bessern Eidam wünschen als dich, mein braver Elis! Aber daß ihr beide schwiegt, das ärgerte, das kränkte mich!“

„Haben wir“, unterbrach Ulla den Vater, „haben wir denn selbst gewußt, daß wir uns so unaussprechlich liebten?“

„Mag dem sein, wie ihm wolle“, fuhr Pehrson Dalsjö fort, „genug, es verdroß mich, daß Elis nicht offen und ehrlich mit mir sprach, und deshalb brachte ich das Märchen mit Herrn Erik Olassen zum Vorschein, worüber du fast zu Grunde gegangen wärst. Du toller Mensch! Erik Olassen ist ja längst verheiratet, und dir, mein Elis, gebe ich gern meine Tochter zum Weibe, denn ich wiederhole es, keinen lieberen Schwiegersohn könnt' ich mir wünschen.“

Dem Elis rannen die Thränen herab vor lauter Wonne und Freude. Alles Lebensglück war so unerwartet ihm entgegengekommen, und so mochte es ihm beinahe bedünken, er liege abermals in süßen Träumen.

Auf Pehrson Dalsjös Gebot sammelten sich die Bergleute mittags zum frohen Mahl. Ulla hatte sich in ihren schönsten Schmuck gekleidet und sah anmutiger aus als jemals, so daß alle einmal über das andre riefen:

„Ei, was für eine herrliche Braut hat doch Elis Fröbom erworben. Nun! der Herr segne beide in ihrer Frömmigkeit und Tugend!“

Auf Elis Fröboms bleichem Gesicht lag jedoch noch immer das Entsetzen der vergangenen Nacht, und oft starrte er wie geistesabwesend vor sich hin.

„Was ist dir, mein Elis?“ fragte Ulla. Elis drückte sie an seine Brust und sprach: „Ja, ja!“ Du bist wirklich mein und damit ist ja alles gut!“ —

Mitten in aller Wonne war es indessen dem Elis manchmal, als griffe eine eiskalte Hand in sein Inneres hinein und als spräche eine dunkle Stimme: „Ist es denn wirklich dein Höchstes, daß du Ulla erworben? Du armer Thor! Hast du nicht das Antlitz der Königin geschaut?“ — Dann fühlte er sich beinahe übermannt von unbeschreiblicher Angst; der Gedanke peinigte ihn, es werde sich vor ihm plötzlich einer von den Bergleuten riesengroß erheben, und er werde zu seinem Entsetzen in ihm den Torbern erkennen, der gekommen, ihn an das unterirdische Reich der Steine und Metalle im Heideschacht zu mahnen

Pehrson merkte wohl Elis Fröboms verstörtes Wesen und schrieb es der überstandenen nächtlichen Fahrt in den Heideschacht zu. Nicht so Ulla, die, von

geheimer Ahnung ergriffen, in den Geliebten drang, ihr doch nur zu sagen, was ihm denn Entsetzliches begegnet, das ihn so oft von ihr hinwegrisse. — Vergebens drang Ulla in den Geliebten, ihr von dem wunderbaren Gesicht, das sich ihm in der Teufe aufgethan, zu erzählen. Es war, als schlösse ihm eine unbekannte Macht den Mund. Dann wieder erschien ihm alle Herrlichkeit, die ihn tief unten mit höchster Wonne erfüllt hatte — wie eine Hölle voller Qual.

Pehrson Dalsjö wollte, daß Elis Fröbom einige Tage hindurch zu Hause bleiben solle, um sich wieder zu erholen. In dieser Zeit verscheuchte Ullas Liebe, die nun hell und klar aus kindlich frommem Herzen ausströmte, das Andenken an die verhängnisvollen Abenteuer im Schacht. Elis lebte auf in Wonne und Freude und glaubte sein Glück gefeiet gegen jegliche böse Macht.

Als er jedoch wieder hinabfuhr in den Schacht, kam ihm in der Teufe alles ganz anders vor als sonst. Die herrlichsten Gänge lagen ihm offen vor Augen; er arbeitete mit verdoppeltem Eifer und vergaß alles über der Erde, ja, er mußte sich, emporgestiegen, auf Pehrson Dalsjö und auf seine Ulla besinnen. Er fühlte sich wie in zwei Hälften geteilt; war es ihm doch, als steige sein besseres Ich in die Tiefe hinab und ruhe aus in der Nähe der unterirdischen Königin. Sprach Ulla mit ihm von ihrer Liebe und ihrem künftigen Glücke, so begann er von der Pracht der Teufen zu reden, von den unermeßlichen Schätzen, die dort verborgen lägen, und verwirrte sich dabei in solch wunderliche und unverständliche Reden, daß Angst und Beklommenheit das arme Kind ergriff, weil sie sich gar nicht zusammenreimen konnte, woher es gekommen, daß sich Elis auf einmal in seinem ganzen Wesen so ganz geändert hatte. — Dem alten Steiger, ja selbst Pehrson Dalsjö verkündete Elis unaufhörlich in voller Lust, wie er die reichhaltigsten Adern, die herrlichsten Trappgänge entdeckt habe, und wenn sie dann nichts fanden als taubes Gestein, so lachte er höhnisch und meinte, freilich verstehe er allein nur die geheimen Zeichen, die bedeutungsvolle Schrift, welche die Hand der Königin selbst in das Steingeklüft hineingrabe.

Wehmütig blickte der Alte den Jüngling an, der mit wild funkelndem Blick von dem glanzvollen Paradiese sprach, das ihm im tiefen Schoß der Erde aufgeleuchtet. „Ach Herr", lispelte der Alte dem Pehrson Dalsjö ins Ohr, „ach Herr! dem armen Jungen hat's der böse Torbern angethan!"

„Glaubt nicht an solche Märlein, Alter!" erwiderte Pehrson Dalsjö, „laßt nur erst die Hochzeit vorüber sein, dann wird's sich schon geben mit den Trappgängen und dem unterirdischen Paradiese!"

Der bestimmte Hochzeitstag kam endlich heran. Schon einige Tage vorher war Elis Fröbom stiller, in sich gekehrter gewesen als jemals; noch nie hatte er in Liebe der holden Ulla so angehört, als in dieser Zeit. Er mochte sich keine Minute von ihr trennen, kein Wort von dem unterirdischen Reich kam über seine Lippen, und so war in Ulla alle Angst, daß die finsteren Mächte des unterirdischen Geklüfts Elis ins Verderben locken möchten, geschwunden.

Am frühen Morgen des Hochzeitstages — es war der Johannistag — klopfte Elis an die Kammer seiner Braut. Sie öffnete und fuhr erschrocken zurück, als sie Elis schon in den Hochzeitskleidern erblickte, aber totenbleich, dunkelsprühendes Feuer in den Augen.

„Ich will“, sprach er mit schwankender Stimme, „ich will dir nur sagen, meine inniggeliebte Ulla, daß wir dicht vor der Staffel zum höchsten Glücke auf Erden stehen. Mir ist in dieser Nacht alles entdeckt worden. Unten in der Teufe des Heideschachts liegt in Chlorit und Glimmer eingeschlossen der kirschrot funkelnde Almandin, auf dem unsre Lebenstafel eingegraben ist; den sollst du von mir empfangen als Hochzeitsgabe. Er ist schöner als der herrlichste blutrote Karfunkel, und wenn wir, in treuer Liebe verbunden, hineinblicken in sein strahlendes Licht, können wir es deutlich erschauen, wie unser Inneres verwachsen ist mit dem wunderbaren Gezweige, das aus dem Herzen der Königin im Mittelpunkt der Erde emporkeimt. Es ist nötig, daß ich diesen Stein herauffördere zu Tage, und das will ich nunmehr thun. Gehab' dich so lange wohl, meine herzgeliebte Ulla! — Bald bin ich wieder hier.“

Ulla beschwor den Geliebten mit heißen Thränen, doch abzustehen von solch träumerischem Unternehmen, zumal ihr nur Unglück ahne; doch Elis Fröbom versicherte, daß er ohne jenes Gestein niemals eine ruhige Stunde haben würde und daß an irgend eine Gefahr gar nicht zu denken sei. Er drückte die Braut innig an seine Brust und eilte von dannen.

Schon waren die Gäste versammelt, um das Brautpaar nach der Kirche zu geleiten. Zahlreiche geschmückte Brautjungfern lachten und scherzten um Ulla her. Die Musikanten stimmten ihre Instrumente zu einem fröhlichen Hochzeitsmarsch. Schon war es beinahe Mittag, doch Elis Fröbom ließ sich noch immer nicht sehen. Da stürzten plötzlich Bergleute herbei, Angst und Entsetzen in den bleichen Gesichtern, und meldeten, wie eben ein fürchterlicher Bergsturz die ganze Grube, in der Dalsjös Kux befindlich, verschüttet habe.

„Elis! mein Elis, du bist hin, hin!“ schrie Ulla laut auf und stürzte wie tot nieder. — Nun erfuhr erst Pehrson Dalsjö von dem Steiger, daß Elis am frühen Morgen nach der großen Pinge gegangen und zum Heideschacht hinabgefahren sei. Niemand hatte in der Nähe des Schachts gearbeitet, da Knappen und Steiger zur Hochzeit geladen waren. —

Pehrson Dalsjö eilte mit allen Bergleuten hinaus. Aber die lebensgefährlichen Nachforschungen blieben erfolglos. Elis Fröbom ward nicht aufgefunden.

Es war gewiß, der Erdsturz hatte den Unglücklichen begraben; und so kam Elend und Jammer über das Haus des wackeren Pehrson in dem Augenblick, als er hoffte, Ruhe für seine alten Tage zu finden. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Alles, was ich hier erzählte, war im vorigen Jahrhundert gegen Ende des sechsten Jahrzehnts geschehen. Längst war der wackere Altermann Pehrson gestorben, längst seine Tochter Ulla verschwunden; niemand wußte in Falun mehr etwas von beiden, da seit Fröboms unglücklichem Hochzeitstage wohl an die fünfzig Jahre verflossen waren. Unterdessen hatte sich vieles ereignet, vieles verändert. Der Siebenjährige Krieg war vorübergegangen, der große Preußenkönig und der edle Kaiser Josef waren zu ihren Vätern versammelt worden: die französische Revolution hatte ausgetobt, die Kriegsnot welche der Soldatenkaiser hervorgerufen, aber noch nicht — — jahraus, jahrein hatten die Schmiede gehämmert und die Bergleute in ihren unterirdischen Werkstätten

weiter gegraben nach den Metalladern. Als aber die Bergleute zu Falun, im Jahre 1809 zu Johanni, zwischen zwei Schachten eine Verbindung suchen wollten, gut dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus Schutt und einem Gerinne von Vitriolwasser den Leichnam eines jungen Mannes heraus, der ganz von Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert erschien, so daß man Gesichtszüge und Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben wäre. Der Körper war völlig wohlerhalten, die Züge seines Antlitzes zeigten keinerlei Verwesung, ja die Bergmannskleider waren noch ganz schmuck, fast frisch noch die Blumen an der Brust. — Vielerlei Volk aus der Nähe eilte herbei, aber niemand erkannte die Gesichtszüge des Toten, kein Mensch wollte etwas von einem Unglück wissen, das an dieser Stelle passiert wäre.

Man stand in Begriff, den Leichnam nach Falun zu schaffen, als aus der Ferne ein steinaltes Mütterchen auf Krücken herankeuchte.

„Dort kommt das Heideschachtmütterchen!“ riefen einige von den Bergleuten. Diesen Namen hatten sie der Alten gegeben, von der man wußte, daß sie von Zeit zu Zeit am Heideschacht erschien und in die Tiefe schauend die Hände rang, indem sie, in den wehmütigsten Tönen klagend, an der Pinge umherschlich und dann wieder ebenso rasch verschwand, wie sie unversehens gekommen.

Kaum hatte die Alte den erstarrten Jüngling erblickt, als sie beide Krücken fallen ließ, die Arme hoch zum Himmel emporreckte und dann mit dem herzzerschneidendsten Tone des Leides rief:

„O Elis Fröbom — o mein Elis — mein süßer Bräutigam!“

Und damit kauerte sie neben dem Leichnam nieder und faßte die erstarrten Hände und drückte sie unter heißen Thränen an ihre Brust, wo noch ein Herz voll heißer Liebe schlug.

„Ach“, sprach sie dann, sich im Kreise umschauend, „ach niemand, niemand von euch kennt mehr die arme Ulla Dalsjö, dieses Jünglings glückliche Braut vor fünfzig Jahren! Als ich mit Gram und Jammer im Herzen nach Ornäs zog, da tröstete mich der alte Torbern und sprach, ich würde meinen Elis, den das Gestein vom Heideschacht am Hochzeitstage begrub, noch wiedersehen — hier auf Erden, und da bin ich jahraus, jahrein hergekommen und habe in treuer Liebe sehnsuchtsvoll hinabgeschaut in die Tiefe. Und heute ist mir endlich solch ein seliges Wiedersehen vergönnt! O mein Elis — mein geliebter Bräutigam!“

Aufs neue schlug sie die welken Arme um den Jüngling, als wollte sie ihn nimmer lassen; alle standen tiefbewegt rings umher. — Und leiser, leiser wurden die Seufzer, leiser das Schluchzen der Alten, bis es klanglos verhallte.

Die Bergleute traten heran und wollten die arme Ulla aufrichten; aber sie hatte ihr Leben ausgehaucht auf dem Leichnam des erstarrten Bräutigams. Man bemerkte, daß der Körper des Unglücklichen, den man soeben noch für versteinert gehalten, in Staub zu zerfallen begann. — In der Kopparbergskirche, dort, wo vor fünfzig Jahren ein schönes jugendliches Paar getraut werden sollte, wurde die Asche des wiedererschienenen toten Bräutigams beigesetzt und mit ihm die Leiche seiner bis in den Tod getreuen Braut.



Der Waldmensch.

Der Waldmensch.

Dänisches Märchen.

Es war einmal ein König in England, der in seinem Reiche ein großes Waldmoor hatte, das ganz wüst und öde lag, und durch das weder Weg noch Steg führte. Niemand durfte und wollte sich da hinein wagen, denn es ging die Sage, daß noch alles Lebendige, sei es nun Mensch oder Tier gewesen, drinnen für immer spurlos verschwunden wäre. Die Leute nannten es das Wildmoor.

Der König wollte dieses Wildmoor aber doch einmal genau untersucht haben und ließ es deshalb von seinen Kriegsleuten umzingeln und dann seine Soldaten von allen Seiten in dasselbe eindringen. Diese fanden mitten drinnen einen riesigen Waldmenschen, welcher trotz des Lärmes fortfuhr zu schlafen. Es gelang ihnen daher denselben zu binden und zu fesseln, ehe er erwachte, und so brachten sie ihn nun an den Hof des Königs. Es war ein

wunderlicher Kauz: er sah fast ganz wie ein Mensch aus, nur war er bedeutend größer und haarig vom Kopf bis zur Zehe, besaß auch nur ein Auge, und zwar mitten auf der Stirn (wie die norwegschen Trollen).

Der König freute sich ungemein über den gemachten Fang, denn er war fest überzeugt, daß der Waldmensch große Schätze verborgen halte, von denen er selber gern einen guten Teil sich zugelegt hätte. Aber der Waldmensch sprach kein Wort und gab auf nichts Antwort, soviel man ihn auch fragen mochte. Da ließ ihn der König in einen großen eisernen Käfig sperren und diesen in einen Turm aus lauter Granitsteinen einmauern. Täglich wurde ihm durch die eisernen Gitterstangen Speise und Trank hineingeschoben und der König selbst bewahrte die Schlüssel des Turmes bei sich.

Damals gab es noch viele Könige in England, und so geschah es, daß jener König einem Nachbar zu Hilfe ziehen und ihm Beistand leisten mußte, sein Land zu verteidigen. Die Schlüssel zu dem Turm, wo der Waldmensch gefangen saß, vertraute er seiner Gemahlin an und bat sie, wohl darauf acht zu geben; denn er hatte feierlich geschworen, daß derjenige — und sei es wer immer — es mit dem Leben bezahlen müsse, der den Waldmenschen entschlüpfen ließe. Da versprach auch die Königin mit Hand und Mund, daß sie die Schlüssel nie, weder bei Tag noch bei Nacht, aus den Händen lassen wolle. Bald darauf zog der König in den Krieg.

Dieser König und seine Gemahlin hatten nur ein einziges Kind, einen hübschen, aufgeweckten Knaben, welcher zu dieser Zeit gerade sieben Jahre alt war. Eines Tags lief er im Hofe herum und spielte Ball mit seinem goldenen Apfel; da warf er ihn einmal so ungeschickt, daß er schnurstracks zwischen die Eisengitter durch in den Turm zu dem Waldmenschen hineinflog. Da lief der Knabe hin und bat den Waldmenschen, den Ball ihm doch wieder herauszuwerfen. Aber der Gefangene sagte ganz bestimmt „nein“, wolle der Prinz seinen Apfel wieder haben, so möge er selbst zu ihm hereinkommen und sich ihn hole. Und zugleich sagte er ihm noch, wie er es machen müsse, um seiner Mutter die Schlüssel heimlich wegzunehmen.

Der kleine Prinz eilte dann zur Königin hinein und legte ihr seinen Kopf in den Schoß und sagte: „O Mutter, mich juckt etwas auf dem Kopf — schau' doch mal nach, was es ist!“ Sie that es auch, sagte aber gleich: „Es ist nichts!“ Unterdessen hatte ihr der Prinz den Schlüssel heimlich aus der Tasche genommen; er ging nun damit zum Turm zurück, öffnete die äußerste Thür und sagte: „Gib mir jetzt meinen goldenen Apfel! — „Nein, du mußt auch noch die nächste Thür aufmachen“, antwortete der Waldmensch. Das that der Königssohn und bat dann um seinen goldenen Apfel. Indes der Waldmensch verlangte nun, daß er auch noch die innerste Thür öffne; und als der Prinz dies gethan, bekam er endlich seinen goldenen Apfel wieder.

Aber der Waldmensch sprang auch sogleich aus dem Käfig heraus. Hierauf gab er dem Königssohn ein Pfeifchen und sagte: „Wenn du irgend einmal in Not oder Gefahr kommen solltest, so blase nur hinein und rufe mich und ich werde dir dann beistehen.“ — Nach diesen Worten eilte der Waldmensch auf und davon, wieder dem Wildmoor zu.

Jetzt erst ward es dem Prinzlein klar vor den Augen und alsbald ward ihm gar angst und bange, als er merkte, wie der Waldmensch nicht wieder zurückkehrte. Denn er erinnerte sich auch, was sein Vater demjenigen geschworen, der den Gefangenen entschlüpfen ließe. Er verschloß daher vorsichtig wieder alle Thüren, ging zurück zur Königin, legte ihr seinen Kopf auf den Schoß und sagte: „O Mutter, es beißt mich doch etwas, schaue nach, was es ist!“ — „Ach, laß mich in Ruhe!“ rief die Königin aus, aber sie schaute doch nach und unterdessen schob der Prinz die Schlüssel wieder ebenso heimlich in die Tasche, wie er sie herausgenommen hatte.

Als die Leute am andern Tage kamen und dem Waldmenschen sein Essen bringen wollten — war er verschwunden. Niemand vermochte zu begreifen, wie er durch die verschlossenen Thüren gekommen sein konnte. Die Königin hörte mit Entsetzen diese Nachricht, aber sie hatte gleich einen Verdacht, wie das zugegangen sein müsse, sagte jedoch nichts, weder zu ihrem Sohne, noch zu sonst jemand, und wartete ruhig, bis der König aus dem Kriege heimkehrte.

Der König gebärdete sich wie rasend, als er erfuhr, daß der Waldmensch entronnen sei, und er gelobte, daß er das, was er geschworen, halten werde. Die Königin, welche die Schlüssel in ihrem Gewahrsam hatte, möge sich verantworten und sagen, was inzwischen geschehen sei, denn nur sie könne wissen, auf welche Weise der Waldmensch frei gekommen sei. Aber die Königin erklärte, daß sie nichts dazu gethan und auch nie die Schlüssel aus der Hand gegeben habe — weiter wisse sie nichts zu sagen. Daraufhin verurteilte sie der König zum Tode und sie wurde auf die Richtstätte hinausgeführt. Da trat jedoch der Prinz vor und bestätigte, daß seine Mutter unschuldig sei, denn er habe ihr die Schlüssel heimlich aus der Tasche genommen und sie ebenso wieder zurückgebracht; er habe den Turm des Waldmenschen geöffnet, um seinen goldenen Apfel herauszuholen, der ihm hineingefallen sei. Damit war zwar die Königin gerettet, aber nun sollte der Prinz sein Leben verlieren, wie es der König geschworen. Der Vater wollte sein einziges Kind nicht geradezu selbst töten lassen, sondern befahl, daß man den Prinzen sogleich ins Wildmoor führe und ihn dort hineinjagen solle. Da drinnen müsse er doch sicher umkommen — und so blieb die Erfüllung des königlichen Schwures gesichert.

Und wirklich wurde der Königssohn zum Wildmoor hinausgeführt. Hier sagte man ihm noch, daß, falls er sich jemals außerhalb desselben blicken lasse — wenn er sich überhaupt wieder würde herausfinden können — er es augenblicklich werde mit dem Tode büßen müssen. So blieb dem Knaben nichts andres übrig, als kühnlich in das Moor hineinzuwandern. Er achtete darauf, immer trockenen Grund und Boden unter den Füßen zu behalten und sich vor Sumpflachen und Morästen sorgfältig zu hüten. Und so kam er immer tiefer hinein in das Wildmoor, das sich nach allen Seiten meilenweit ausdehnte und meist von Wald und Niederholz überwachsen war.

Es war gegen Abend gewesen, als man den Prinzen in diese Wildnis jagte; als er so weit gekommen war, als er eben vermocht hatte, bevor es stockfinster wurde, schickte er sich an, auf einen Baum hinaufzuklettern, um da zu übernachten und zu warten, bis der neue Tag anbräche. Da blieb er auf

einmal an einem Aste hängen, und als er nachsah, was schuld daran war, da war's der Bindfaden mit dem Pfeifchen, welches er vom Waldmenschen bekommen hatte. An das hatte er bis dahin gar nicht gedacht, jetzt aber fing er gleich an, fest hineinzublasen und so laut er nur konnte aus vollem Halse zu rufen: „Waldmensch! Waldmensch!“ In demselben Augenblick stand der Gerufene auch schon vor ihm und blickte ihn recht freundlich mit dem einen Auge, das er mitten auf der Stirn hatte, an, indem er sagte: „Setz' dich auf meinen Rücken!“ Der Knabe war nicht faul, setzte sich auf des Riesen Schultern, ließ die Füße um dessen Hals herunterhängen und hielt sich in seinen dichten Haaren fest. Darauf rannte der Waldmensch tief mit ihm ins Wildmoor hinein, plötzlich aber sank er mit ihm gerade in die Erde hinunter. Er befand sich hier in seiner Wohnung und diese sah ganz so aus, wie wenn sie in einem Schlosse sich befände. Der Prinz konnte sich nun erholen, satt essen und in einem guten Bett die ganze Nacht in süßer Ruhe schlafen.

Am darauffolgenden Morgen kam der Waldmensch herein zu dem Königssohne und sagte zu ihm: „Da sollst du künftig wohnen, hier bist du zu Haus; und deine Lehrzeit ist in sieben Jahren aus; dann magst du allein, auf eigene Faust in die weite Welt hinausziehen.“ Hierauf nahm er den Knaben mit sich in den Stall hinaus und zeigte ihm seine Pferde, sowohl braune als schwarze und weiße, und er führte ihn weiter, vor das Schloß hinaus, und weiter nach den Gärten und Wiesen; auch fehlte ein Fechtplatz und eine Rennbahn nicht. Von nun an unterrichtete er den Knaben jeden Tag im Reiten und Rennen, im Ringen und Fechten, im Schießen und Schwimmen, im Spießeschleudern und Lanzenwerfen.

So vergingen sieben lange Jahre. Der Königssohn war vierzehn Jahre alt geworden, konnte aber leicht für achtzehn gelten, so groß und stark, so gerade und schlank, so hübsch und geschmeidig war er. Da sagte der Waldmensch zu ihm: „Tauche jetzt deinen Kopf in diesen Brunnen!“ Und als er es gethan hatte, war sein Haar glänzend wie lauteres Gold geworden. Hierauf gab ihm der Waldmensch einfache Kleider und sagte zu ihm, daß er solche anziehen und dann draußen in der weiten Welt sein Glück versuchen möge.

Noch am selben Abend nahm ihn der Waldmensch auf den Rücken und lief die ganze Nacht hindurch mit ihm über den Sumpf weg und weiter; der Bursche konnte nicht sehen, ging es jetzt übers Erdreich oder durchs Wasser, aber schnell ging es, das merkte er, und weit waren sie auch gekommen, ehe der Morgen graute. Jetzt ließ der Waldmensch ihn vom Rücken auf den Boden herabgleiten und nahm Abschied von ihm. „Nicht weit von hier befindet sich ein Königsschloß; dort gehe hinein und nimm jeden Dienst an, den du bekommen kannst. Sage aber niemals, wo du zu Hause bist oder von wannen du kommst, und solange du in niederen Diensten stehst, behalte immer deine Mütze auf dem Kopfe, damit niemand dein goldenes Haar zu sehen bekommt. Was du sonst zu thun hast, wirst du schon selbst herausfinden. Aber alles, was ich an Waffen und Pferden besitze, steht dir jederzeit zur Verfügung, sobald du es nur wünschest, und du kannst es mir zurückschicken, wann du willst. Du brauchst dich nie zu scheuen, zu verlangen, was du nur irgend wünschest.“

Kaum hatte der Waldmensch seine Rede beendigt, war er auch schon verschwunden. Der Jüngling aber folgte der erhaltenen Weisung und ging seiner Wege weiter zum Königsschloß. Hier fragte er, ob er nicht in Dienst genommen werden könnte. Ja, hieß es, man könne ihn schon brauchen und zwar als Gärtnerjungen, als solcher möge er im Garten des Königs graben und jäten, pflanzen und gießen helfen. Das war ihm ganz recht, und er ging nun zum Gärtner, um sich bei ihm zu melden. „Hut ab vor dem Herrn Schloßgärtner!“ sagte dieser, denn er bildete sich viel auf seinen Titel ein. „Aber ich darf meine Mütze nicht herunternehmen, denn ich bin unrein auf dem Kopfe“, erwiderte der Königssohn. „O pfui, Henker!“ rief der Gärtner aus, „dann mag ich dich auch nicht in meinem Hause haben und du magst draußen in der Scheuer schlafen.“ — Das war der Königssohn auch zufrieden.

Der Gärtnerjunge versah seinen Dienst zu aller Zufriedenheit; denn jede Arbeit verstand er zu verrichten und alles glückte ihm vortrefflich. Wenn er nur den Spaten in die Erde steckte, so wünschte er sich, daß das Stück Boden, das er umgraben mußte, fertig bearbeitet sei — und flugs war es auch umgegraben. Wenn er einen Stock in die Erde steckte, so wünschte er, daß er grünen möchte; und es geschah also — es war eine Freude zu sehen, wie alles, was er am Abend erst eingepflanzt hatte, am nächsten Morgen schon im vollem Wachstum und schönster Blüte stand. Der Gärtner erkannte das auch an und war sehr zufrieden mit der Arbeit eines solchen Gehilfen.

Eines Morgens ging unser Gärtnerjunge, nachdem er wie gewöhnlich draußen in der Scheuer geschlafen, sehr zeitig zu dem davor befindlichen Brunnen, wusch sich, nahm hierbei auch seine Mütze ab und kämmte sein langes goldnes Haar. Da traf es sich, daß des Königs jüngste Tochter — denn er hatte deren drei, und alle drei waren gar schöne Prinzessinnen, herrlich anzuschauen — an das Fenster trat, das gerade in den Garten hinausging, und ausnahmsweise mal so früh schon hinunterschaute. Da sah sie mitten zwischen den Bäumen etwas glänzen und schimmern, gleich der aufgehenden Sonne. Als sie aber schärfer hinblickte, entging es ihr nicht, daß es des Gärtnerjungen Haar war, das wie reinstes lichtes Gold leuchtete. Das merkte sie sich sehr wohl; aber so oft sie auch in den Garten hinunterkam, immer behielt der Bursche seine Mütze auf, die er weder vor ihr, noch sonst vor jemand aus der königlichen Familie abnahm, so wenig wie vor dem Gärtner oder andern. Sie ließ ihn aber von dieser Zeit an nicht mehr aus den Augen und beobachtete ihn genauer. Da fand sie denn bald schon heraus, daß er der allerhübscheste Bursche sei, den sie je gesehen; und nun geriet sie auf den Gedanken, daß er unmöglich der sein könne, für den er sich ausgab. Ihre beiden Schwestern neckten und zogen sie oft damit auf, daß sie ein Auge auf einen Gärtnerjungen mit einem ewig unreinen Kopfe geworfen; dennoch blieben ihre Augen auf ihm haften, wenn sie an ihm vorbeiging. Ja, es geschah sogar einmal, als sie eines Tags mit ihrem Vater und ihren Schwestern um die Mittagsstunde im Garten spazieren ging und den Gärtnerjungen auf einer Rasenbank schlafend fand, daß sie sich in Gegenwart aller nicht enthalten konnte, hin zu gehen und des Jünglings Mütze ein wenig zu lüpfen.

Die Schwestern lachten sie aus und der König schalt sie, daß sie so einen ordinären Menschen anrühre; — aber sie kümmerte sich nicht darum, denn sie hatte gar wohl alsbald den Schimmer von seinem goldenen Haar bemerkt.

Es verging wieder geraume Zeit, da beschloß der König, ein großes Ritterspiel zu veranstalten. Als Preis für den Sieger ward demselben die Hand einer der schönen Prinzessinnen zugesagt. Die edelsten und trefflichsten Ritter wurden zu dem Turniere eingeladen. An drei Tagen sollte mannhaft gestritten werden, und der, welcher am jeweiligen Tag alle andern Ritter aus dem Felde schlagen würde, sollte von der Hand derjenigen Prinzessin für die gerade das Turnier abgehalten wurde, einen goldenen Apfel erhalten und als ihr Bräutigam angesehen werden.

Am ersten Tage galt es die älteste Tochter des Königs zu erkämpfen. Es hatten sich zum Turnier eine große Anzahl in- und ausländischer Prinzen und Ritter eingefunden, ja aus dem fernen Morgenlande waren Kämpfer eingetroffen. Da ging der Gärtnerjunge in den Wald hinaus und wünschte sich seinen braunen Hengst aus dem Stall des Waldmenschen und Rüstung und Reitzeug dazu aus blankem Stahl. Und augenblicklich war alles da, was er begehrte. Alsbald schwang er sich auf das Roß und sprengte auf den Turnierplatz; da wurde manche Lanze zersplittert und so heftig gestritten, daß viele Ritter ihr Leben oder ihre gesunden Glieder einbüßen mußten. Der Ritter im blanken Stahlkleide überwand jedoch alle andern und empfing auch den goldenen Apfel der Prinzessin; hierauf war er alsbald davongeritten, niemand wußte wohin. Den goldenen Apfel jedoch warf er einem zierlich geputzten Ritter, einem Herzogssohn, zu, der außerhalb der Schranken stand und seine Haut gar nicht zu Markte getragen hatte.

Am nächsten Tage sollte für die zweite Prinzessin gefochten und gekämpft werden, und da hatten sich nicht weniger Prinzen und Ritter an der Barre eingefunden, um den Preis zu erringen. Da ging der Gärtnerjunge wieder in den Wald hinaus und wünschte sich seinen schwarzen Hengst aus dem Stall des Waldmenschen und Rüstung und Reitzeug dazu aus glänzendem Silber. Dann begab er sich zu dem Turnier und kämpfte mit allen Rittern. Auch diesmal trug er den Sieg über alle davon und bekam auch den zweiten goldenen Apfel. Diesen gab er einem Grafensohn, den er aus dem Sattel geworfen; dann ritt er wieder seiner Wege in den Wald hinaus und kehrte in seinen Tageskleidern zu seiner Beschäftigung zurück.

Am dritten Tage sollte die jüngste Prinzessim erkämpft werden. Da sie die schönste von den drei Töchtern des Königs war, riß man sich noch mehr um sie, als das vorher um ihre Schwestern geschehen. An diesem Tage wünschte sich der Gärtnerjunge seinen weißen Hengst aus dem Stall des Waldmenschen und Rüstung und Reitzeug dazu aus lauterm, funkelndem Gold. Auch ließ er diesmal seine goldenen Locken unter dem Helm hervorschauen und über die Schultern herunterfallen; so sprengte er zur Rennbahn hin, und alle, die ihn da sahen, meinten, es sei der Erzengel Michael aus dem Himmel zu den sündigen Menschen auf Erden niedergestiegen. Der Goldhaarige ritt und stach, daß keiner gegen ihn aufkommen konnte.

Da erhielt er denn auch den goldenen Apfel von der Hand der schönen Prinzessin; den aber gab er nicht weg, sondern behielt ihn fest in seiner Hand, doch sprengte er auch diesmal wieder davon; niemand wußte wohin. Er war wiederum in den Wald hineingetrabt, hatte dort wieder seine alten Kleider angezogen und seine goldenen Haare unter seiner Pelzmütze versteckt.

Jetzt wurden diejenigen vorgerufen, welche die Preise an den drei Tagen davontrugen und der zierliche Herzogssohn sowie der geschlagene Grafensohn traten getrost mit ihren goldenen Äpfeln hervor, und es wurde wirklich ein jeder mit einer Prinzessin verlobt. Aber der „goldene“ Ritter meldete sich nicht und niemand wußte, wo er geblieben war. Die zwei älteren Prinzessinnen, zufrieden mit den erlangten Bräutigamen, machten sich lustig über die jüngste, die, wie sie sagten, „keiner wolle.“ „Aber es ist ja wahr“, spöttelten sie, „du hast ja auch schon deinen Liebsten — den ruppigen Gärtnerjungen; warte, den wollen wir doch gleich holen lassen!“ Sie ließen ihn wirklich herbeirufen und er kam in seinen alten Kleidern, mit der Pelzmütze auf dem Kopf; in der Hand aber hielt er den Apfel der Prinzessin.

Da sprang der König auf und fuhr auf ihn los und sagte: „Den hast du nur auf dem Ackerfeld gefunden und er gehört nicht dir!“ Aber der Gärtnerjunge antwortete: „Nein, ich habe ihn auf dem Felde der Ehre davongetragen und die Prinzessin ist mein!“ Nun ging die jüngste Prinzessin zu ihm hin, reichte ihm die Hand und sagte, daß der, welcher ihren Apfel habe, auch der rechte Bräutigam sei. Der König erklärte dies für eine wahre Schande, weil er fest glaubte, daß der „goldene Ritter“ seinen Apfel verloren habe, ihn jetzt noch suche und nur deshalb nicht gekommen wäre, aber er würde schon kommen — und dann würde die ganze Geschichte aufgeklärt werden. Die beiden älteren Schwestern wollten sich ausschütten vor Lachen, daß sich ihre jüngste Schwester in einen so gemeinen Burschen vernarrt zeige, und sie wußten gar nicht, was sie alles erfinden sollten, um sie und ihren Bräutigam zu verhöhnen und auszuspotten. Aber die jüngste Prinzessin war ihrer Sache gewiß; denn sie hatte den Gärtnerjungen in dem goldenen Ritter wiedererkannt, und darum bekümmerte sie es wenig, als ihn der König zurück in den Garten jagte, während die andern sich zur Tafel begaben, um die Verlobung der beiden älteren Prinzessinnen zu feiern.

Der Tag verging, aber es kam und meldete sich kein goldener Ritter; darüber geriet der König in sehr üble Laune. Die Schwestern jedoch verhöhnten die jüngste Prinzessin noch mehr und sagten: „Dein Ritter will und mag dich nicht, darum warf er seinen Apfel weg und bleibt unsichtbar. — Aber du hast ja deinen ruppigen Gärtnerjungen! — „Ja freilich habe ich ihn!“ antwortete sie, „und er ist gerade gut genug für mich.“

Als man von der Tafel aufstand, begab sich die jüngste Prinzessin in den Garten und suchte den Gärtnerburschen auf; der nahm nun seine Mütze vor ihr ab, daß seine goldenen Locken über seine Schultern fielen, und dann küßte er sie auf Hand und Mund und sagte ihr, wer er wäre, daß er ebenso gut wie sie von königlicher Geburt sei, so daß sie sich seiner nicht zu schämen brauche. Er sagte ihr auch, daß er es gewesen sei, der alle drei goldenen

Äpfel gewonnen habe, die zwei ersten hätte er aber weggeschenkt, weil er keine der beiden älteren Töchter des Königs, sondern nur sie zur Gemahlin haben wolle, die ihm so treu und hold gewesen. Dann tröstete er sie mit den Worten: „Wisset, schöne Prinzessin, es wird nicht mehr lange dauern und auch ich werde dann mit Ehren an der Tafel des Königs sitzen."

Am nächsten Tage wollten die beiden hochgebornen Bräutigame hinaus auf die Jagd reiten. Da sagten die beiden älteren Prinzessinnen, die sich wieder einen Spaß machen wollten, daß der dritte Bräutigam auch mit jagen gehen müsse. Der Gärtnerjunge wurde geholt und so zur Jagd ausgerüstet, wie es den beiden lachlustigen Prinzessinnen am passendsten erschien: er bekam einen kleinen grauen Esel zu reiten und statt einer Büchse eine hölzerne, zweispitzige Kuhstallgabel — so ritt er in Gesellschaft der feinen Junker aus! Die Prinzessinnen wollten sich schier krank lachen, als sie diesen Aufzug sahen.

Als die drei Jäger noch nicht weit vom Schlosse entfernt waren, teilte sich der Weg: rechts befand sich eine liebliche Gegend mit schönen, hohen Wäldern, links aber ein weites, ödes Moor mit altem, verkrüppeltem und niederem Strauchwerk. Die beiden Herren schlugen den Weg nach rechts ein, während sich der Gärtnerjunge auf dem Esel nach links im Moore hielt. Und als er da hineinkam, wünschte er sich seinen guten Bogen aus dem Schlosse des Waldmenschen und dazu viel Hirsche und Hasen, Wölfe und Eber, und bald hatte er so viel Wild erlegt, als sein Esel nur tragen konnte. Dann zog er zu der Stelle, an der sich der Weg teilte, und gegen Abend kamen die zwei Herren sehr niedergeschlagen dahergeritten und ließen die Köpfe hängen, denn sie hatten nicht einmal einen Hasen erlegt. Als sie das viele Wild auf dem Esel liegen sahen, gaben sie dem Gärtnerjungen gute Worte und baten ihn, es ihnen zu verkaufen. Dazu war er auch geneigt, nur wollte er ihre goldenen Äpfel für das Wild haben. Schließlich mußten sie darauf eingehen; dann teilten sie das Wild und ritten stolz damit im Hofe ein. Hinter ihnen aber kam der Gärtnerjunge auf dem kleinen grauen Esel, mit seiner hölzernen Mistgabel auf dem Rücken. Da gab es wieder etwas zum Lachen für die Prinzessinnen.

Am andern Tage gedachten die zwei Herren mit andern Gästen abermals zur Jagd auszuziehen und der Gärtnerjunge mußte auch heute wie gestern auf dem grauen Esel und mit der zweispitzigen Mistgabel mitreiten. Die Herren schlugen denselben Weg wie das erste Mal ein und hofften heute auf besseres Glück, während der Gärtnerjunge wieder ins Moor einbog. Und es ging genau so wie gestern: als die beiden Herren gegen Abend an die Stelle kamen, wo sich der Weg teilte, kamen sie wieder mit leeren Händen, während der Esel des Gärtnerjungen mit so viel Wild beladen war, als er nur schleppen konnte. Da verhandelten sie wieder mit ihm, gaben ihm Geld und gute Worte, damit er seine Beute ihnen überlasse. Aber heute wollte er sich nicht dazu verstehen, es sei denn, daß sie dem glücklichen Jäger gestatteten, sich einen Riemen aus der Haut eines jeden von ihnen zu schneiden. „Ich werde die Herren tiefer in den Wald hinein an eine Stelle führen, wo es niemand sehen kann", sagte er. Und da sie Beute und Ehren nicht hatten und

nicht billiger dazu gelangen konnten, durchaus aber für tapfere Ritter und tüchtige Jäger gehalten werden wollten, so gingen sie auch auf den häßlichen Handel ein. Jetzt zog der Gärtnerjunge ein verrostetes Messer aus der Tasche hervor, das biß und braunte schrecklich, und mit diesem schnitt er jedem einen Riemen aus dem Rücken. Trotzdem kamen sie ganz stramm und stolz im Hofe des Königs angeritten und ernteten Dank und Ehre für ihre Geschicklichkeit auf der Jagd, während der Gärtnerjunge sich auf die Mistgabel stützend, hinter ihnen drein gehumpelt kam und den Esel an der Halfter daherzog.

Tags darauf sollte ein großes Gastmahl bei Hofe stattfinden. Aber noch in derselben Nacht kam die schlimme Nachricht, daß ein großes Heer von Seeräubern in des Königs Reich eingefallen sei und Stadt und Land durch Sengen und Brennen heimsuche. Da rüsteten sich alle Krieger und Reisigen des Königs, um den Feind aufzusuchen, und die zwei vornehmen Bräutigame mußten natürlicherweise auch mitziehen. Auch der Gärtnerjunge nahm seine hölzerne zweispitzige Mistgabel, setzte sich auf den kleinen grauen Esel und ritt so mit ihnen zum Hof des Königs hinaus. Der Weg führte über ein Torfmoor und da drängten die beiden edlen Herren urplötzlich so auf ihn ein, daß sie ihn in einen Sumpf an der Seite des Weges hineintrieben. In diesem blieb der Esel stecken und konnte sich weder vor- noch rückwärts bewegen, und je mehr er zappelte und stampfte, um so tiefer sank er. Da bat der Gärtnerjunge die beiden Herren, ihm herauszuhelfen; aber gerade diesen wäre es ja recht gewesen, wenn er gleich bis auf den Grund hinuntergesunken wäre, damit die Geschichte von ihren goldenen Äpfeln und den Riemen, die er aus ihrer Haut geschnitten, nicht bekannt würde. Darum ritten sie davon und ließen den Gärtnerjungen im Torfmoor stecken.

Sobald sie sich weit genug entfernt hatten, wünschte der Goldhaarige unter sich trockenes Land zu haben und dann den weißen Hengst und Rüstung und Reitzeug aus funkelndem Gold, alles genau so wie damals, als er zum Turnier für die Prinzessin ausgeritten war. Dann jagte er dahin, wo die Schlacht geschlagen wurde. Er traf gerade in dem Augenblicke ein, als es schien, der Feind werde die Oberhand gewinnen; denn die Mannen des Königs befanden sich in arger Bedrängnis, ja ein Flügel des Heeres hatte sich bereits zur Flucht gewendet und die zwei feinen Bräutigame flohen allen andern voran. Der goldene Ritter aber brachte einen Teil der Streiter wieder zum Stehen und an ihrer Spitze hieb er so tüchtig auf den Feind ein, daß die Soldaten des Königs neuen Mut schöpften; da drehte sich das Glück und der Feind mußte auf seine Schiffe zurückweichen, nachdem er die Hälfte seiner Mannschaft eingebüßt.

Alle waren der einen Ansicht, daß dem fremden Ritter allein die Ehre des Sieges gebühre, und er mußte ihnen zurück an den Hof des Königs folgen. Gleich erschienen jetzt auch der Herzogssohn und der Grafensohn und begrüßten den Prinzen, und indem sie ihm für seine rechtzeitige Hilfe dankten, hießen sie ihn im voraus willkommen am Hofe des Königs; denn, versicherten sie, alle hätten ja in ihm schon während des Turniers alsbald den Prinzen erkannt. Weiterhin sprachen sie auch, namens ihrer Bräute, deren Freude aus, daß er ihr Schwager werde, zumal er in den letzten Tagen so oft begehrt worden.

Die jüngste Prinzessin, die ihm zu teil werde, sei ein herrliches Kind, versicherten sie, wenn auch nicht so geistreich und witzig wie ihre zwei älteren Schwestern. Ja, sie sei etwas beschränkt und habe sich sogar schon halb und halb mit einem ruppigen Gärtnerjungen verlobt, der den Apfel gefunden, welchen nur der Prinz verloren haben könne. Wenn sie jetzt aber den Prinzen zu Gesicht bekomme, so würde es mit dieser Grille gewiß vorbei sein. Und im stillen glaubten sie ja auch fest, daß der Gärtnerjunge tot unten auf dem Grunde des Torfmoors liege. Der Königssohn ließ sie nach Belieben reden und folgte ihnen an den königlichen Hof, wo ihm der König selbst entgegenkam.

Es war ihm schon die Meldung zu Ohren gekommen, daß der „goldene Prinz“ die Schlacht gewonnen, gerade so, wie er vor drei Tagen die dritte Prinzessin erkämpft habe. Und der König führte seine jüngste Tochter an der Hand herbei und verlobte sie feierlichst mit dem Goldhaarigen. Dann fand ein prächtiges Festmahl statt; der Prinz nahm den Ehrenplatz an der Tafel, gerade gegenüber dem König ein, und alle zeichneten ihn durch Ehrenbeweise aus.

Während der Mahlzeit zog der Prinz den goldenen Apfel hervor, den er von seiner Braut nach dem Turnier bekommen, und zugleich auch den goldenen Apfel, mit dem er an seines Vaters Hof gespielt hatte, und auf dem sein Name mit der Krone stand, und reichte beide seiner jungen Braut als Festgabe dar. Der König saß da und erwartete, daß die beiden anderen Ritter es ebenso machen sollten; aber die blieben sitzen und thaten gar nicht dergleichen. Bald darauf zog der goldene Prinz noch einen Apfel hervor und dann noch einen und reichte auch diese seiner jungen Braut und sagte: „Gleich und gleich gesellt sich gern, und darum sollen diese zwei Äpfel ebenfalls dein eigen sein.“

Dem König kamen diese zwei Äpfel bekannt vor, und als er sie näher ansah, fand er wirklich auch die Namen seiner beiden älteren Töchter darauf; denn es waren ja dieselben, welche sie am ersten und zweiten Tage den Siegern im Turnier verliehen hatten. Da fragte er, wie diese Ehrengaben in den Besitz des Prinzen gekommen seien. Nun erzählte dieser alles: — daß er kein andrer sei als der, welchen man immer den unreinen, ruppigen Gärtnerjungen geheißen, und daß er an allen drei Turniertagen den Sieg davongetragen, aber die beiden ersten Äpfel den zwei anderen Bräutigamen geschenkt habe. Diese hätten sie ihm aber jetzt wieder für das Wild, das er und nicht sie auf der Jagd erlegt habe, verkauft, und außerdem hätten sie ein jeder sich einen Riemen dafür aus der Haut schneiden lassen müssen.

Als der König das vernahm, geriet er außer sich vor Zorn und gebot, daß die beiden Niederträchtigen augenblicklich seinen Hof verlassen sollten, ihre Bräute könnten sie auch gleich mitnehmen. Und diese gingen auch mit, denn sie mochten jetzt doch nicht mehr daheim bleiben. Der Königssohn aus England hielt nun Hochzeit mit der jüngsten Königstochter und bekam das halbe Reich, um darüber zu herrschen und dasselbe zu regieren, solange der alte König noch lebte, und als er gestorben war, das ganze. Und da lebt er vielleicht noch mit seiner liebwerten Königin herrlich und in Freuden, falls nicht beide längst gestorben sind.

Nach Svend Grundtvig und W. Leo von Franz Otto.



Wie der Böse den schlimmen Edelherrn zur Hölle fährt.

Gute dumme Teufel.

Vier mährisch-walachische Teufelsgeschichten.

1. Der Böse als Knecht.

In einem Hause, in dem es Brauch war, täglich den Bedürftigen ein Almosen zu reichen, ward dieses meist auf eine Bank neben das große Hausthor gelegt, damit die vorübergehenden Armen zulangen und nehmen konnten, was ihnen not that. Damals ging noch unser Herr, der Heiland, auf Erden einher, und auch der Böse sah sich mit seinen schlimmen Gesellen zeitweilig in der Welt um, mehr als man es heutzutage bemerkt. Einer der Höllengeister war nun schon eine ganze Weile herumgepilgert und hatte sich vergebens nach dem umgesehen, wonach ihm gelüstete. Da war er denn eines Tages recht müde und hungrig geworden — aber keine Thür that sich für ihn auf. So geriet er denn von ungefähr auch nach jenem Hause, und als er die Speisen auf der Bank neben dem Thore gewahrte, da langte er derb zu, obschon er gar wohl wußte, daß es Almosen für die Armen und nicht für hungrige Teufel seien.

Damals waren jedoch die Teufel noch nicht so schlimm als später, und als der Großteufel erfuhr, daß einer seiner Gesellschaft den Armen das Brot weggegessen, da ergrimmte er. Jener aber zog weiter von hinnen; indes so emsig er auch herumlugte, er fand kein Unterkommen und was ihn sonst gelüstete. Daß er nicht glücklich in seinen Unternehmungen war, verdroß den Höllenjunker zuletzt so stark, daß er voll Ärger zur Hölle zurückkehrte.

Wie er nun zur Höllenpforte gelangte, fand er Thor und Riegel verschlossen. Er pochte an, schrie und lärmte, allein man wollte ihm nicht öffnen, eben weil er den Armen das Almosen genommen. Ja, der Großteufel verurteilte ihn noch, zur Strafe drei Jahre in der Welt herum zu irren und zu dienen. Der Teufel fand sich in sein Geschick und erschien, da man ihn in der Hölle nicht dulden wollte, wieder auf Erden um sich einen Dienst in der Welt zu suchen.

Lange irrte er umher, alles Suchen blieb vergebens. Endlich kam er auch in ein Dorf, ging hier zu allen Bauern und bat sie, ihn als Knecht anzunehmen. Aber die Leute verlegten sich auf Ausreden. Der eine meinte: „Mein Lieber! Unsereiner hat keine Pferde und braucht daher auch keinen Knecht. Ach! unser gnädiger Herr plagt und quält uns dermaßen mit Fronen, daß wir nach und nach alle unsre Pferde eingebüßt haben. Der Frone wegen konnten wir nun unsre Felder nicht bebauen; wir hatten jedoch, je mehr Arbeit, desto weniger zu essen; zuerst unterlagen dem Mühsal unsre Pferde, jetzt ist die Reihe an uns." Und ein andrer klagte: „Nur noch ein Bauer ist da, der zwei Pferde hat; allein auch die sind so mager und abgezehrt, daß man ihre Gebeine in ein Knüpftuch binden könnte; wegen seiner Mähren braucht der auch keinen Knecht zu nehmen!" Der Teufel hörte dies an und fragte, wo der Bauer mit den magern Pferden wohne. Zu dem begab er sich und bat ihn dringend, er möge ihn als Knecht annehmen, er wolle ihm nützlich sein. Der Bauer jedoch antwortete: „Mein Lieber, einen Knecht braucht' ich wohl; allein ich kann dich nicht in meinen Dienst nehmen, weil ich selbst nichts zu essen habe."

Der böse Geist entgegnete hierauf: „O Herr, ich bitt' euch, nehmt mich an! Wir wollen arbeiten, was wir können, und wenn wir arbeiten, werden wir auch zu essen haben!" Hierauf setzte sich der Böse auf eine Bank und wich nicht von der Stelle. Da ihn der Bauer nun nicht los werden konnte, nahm er ihn als seinen Knecht an, indem er dachte: „Na — du wirst gar bald von selber schon davonlaufen!"

Der Knecht wartete jedoch die Pferde so gut, daß sie von Tag zu Tag kräftiger und stärker wurden. Auf der Frone verrichtete er mehr Arbeit, als ihm auferlegt war, und dabei versäumte er auch die Hauswirtschaft nicht. So half er dem Bauer in einem Jahre hübsch empor. Der hatte jetzt gute Pferde, seine Felder standen vortrefflich, und er konnte sich auch ein paar Kühe anschaffen. Die Nachbarn wunderten sich und suchten den Knecht an sich zu locken; allein der ließ sich nicht abspenstig machen. Der Bauer selbst gewann den Knecht sehr lieb; nur lag ihm schwer auf dem Herzen, wohin der Knecht zur Kirche gehe. Denn gingen die Hausleute zur Kirche, so ging der Knecht auch fort, jedoch in der Dorfkirche sah ihn keiner. Solches ging dem Bauer im Kopf herum; aber er scheute sich, darüber etwas zu sagen, damit er ihn nicht am Ende gar verliere.

Eines Tages kam der Amtsdiener zum Bauer im Auftrage des Gutsherrn und entbot den Bauer sogleich aufs Schloß zum Herrn. „Herrenwunsch, Unterthanspflicht! sagt das alte Sprichwort; wie denn erst, wenn der Herr befiehlt!“ So sprach der Bauer bei sich, ergriff Rock und Hut und begab sich, dem Befehl gemäß, auf das Schloß. Dort angekommen, blieb er demütig an der Thür stehen. „He“, sprach der Herr, „ich hab' gehört, daß du so starke Pferde hast und dazu einen noch stärkeren Knecht. Und so befehl' ich dir, daß du morgen den Felsen dort in den Schloßhof schaffst.“

Der Bauer stand wie übergossen; denn der Felsen war mächtig groß, so daß niemand im stande war, ihn aufzuladen, kein Wagen ihn tragen konnte, die stärksten Pferde ihn nicht fortzuziehen vermochten. Das Bäuerlein schritt daher recht verdutzt aus dem Schlosse nach Hause. Hier fragte ihn der Knecht:

„Was ist Euch, daß Ihr so in Gedanken brütet?“ — Der Bauer erzählte, was der Herr ihm befohlen habe. Der Knecht aber sprach: „Das sei Eure geringste Sorge. Deshalb braucht Ihr Euch den Kopf nicht zu zerbrechen. Wie der Herr befohlen, so wird's geschehen!“ — Der Bauer versetzte voll Angst: „Was denkst du, mein Sohn! Wenn wir auch so viel Leute zusammenbrächten, um die Masse aufzuladen und unsre Pferde sie zögen, der Wagen trüge sie doch nicht!“ Lachend erwiderte der Knecht: „Ah bah! — mit unserm Wagen wird sich's schon thun lassen.“ — Allein das Bäuerlein lachte nicht.

Des folgenden Tages stand der Knecht zeitig in der Frühe auf, fütterte seine Pferde und richtete den Wagen zurecht. Dann fuhr er aus, den Felsen zu versetzen. Als sie bei demselben ankamen, brachte der Knecht die Schrotleiter in Ordnung, nahm eine Hebestange, hob den Felsen aus dem Erdboden heraus, und bald war er auch auf den Wagen geladen. Der Bauer brauchte gar nicht mitzuhelfen, wohl aber geriet er wie außer sich, als er sah, was der Knecht fertig brachte. Dieser nahm nun die Peitsche zur Hand und fuhr von dannen, wie mit gewöhnlicher Ladung. Als sie sich dem Schlosse näherten, stand der Gutsherr gerade am Fenster. Da derselbe sah, daß der Knecht zum Thor hereinfahren wollte, schickte er sogleich einen Diener ab mit dem Befehle, er solle nicht in den Hof fahren. Doch ehe der Bote mit der Weisung erschien, waren die Pferde schon zwischen dem Thor, der Knecht fuhr zu und das Thor begann einzustürzen. Indes die Pferde zogen in einem fort, bis Thor und Mauern in Trümmern am Boden lagen. Im Hofe angelangt, rief der Knecht: „Wo soll ich den Felsen abladen?“ Es ward ihm ein Platz angewiesen; dort aber waren Keller. Kaum plumpte der Felsen auf den Boden, so durchbrach er die Wölbungen und lag in den Kellern begraben. Der Herr geriet nun in fürchterliche Wut, dieweil die Keller zerstört waren. Denn ihm war es nicht darum zu thun gewesen, daß der Felsen herbeigeschafft ward; sein tyrannisch Herz wollte nur den Bauer quälen.

Nach nicht langer Zeit brachte der Amtsfron dem Bauer wieder den Auftrag, er solle sich dem Herrn vorstellen. Als er aufs Schloß kam, befahl der Herr: „Ich hab' genug Fröner auf dem Felde, du sollst mir Holz fällen gehen!“ Dann rief er ihn zum Fenster und zeigte ihm, daß er von einer Stelle bis zu einer andern den Wald umschlagen, das Holz zu Klaftern schichten, die Bäume abästen, die Äste binden und gleichfalls zu Klaftern schichten solle, und

dies alles müsse binnen vierzehn Tagen fertig sein. Der Bauer jammerte, solches zustande zu bringen, sei nicht möglich, und wenn er gleich tagtäglich dreißig Bursche fleißig arbeiten lasse; ihrer so viele würden selbst in einem Jahre nicht fertig. Allein der Herr versetzte kurz: „Was ich geboten, geschieht!“ Da der Bauer die Unbarmherzigkeit des Herrn kannte, und nicht minder die strenge Strafe, die auf versäumte Arbeit gesetzt war, schlich er sehr betrübt von dannen.

Als er nach Hause kam, sprach er zu niemand ein Wort, und abends konnte er nicht essen. Der Knecht fragte besorgt: „Was ist Euch, Meister?“ Der Bauer erwiderte: „O Sohn! der Herr verlangt wieder unmögliche Dinge. Er befahl mir, ich solle binnen vierzehn Tagen den Wald von da bis dorthin umschlagen, das Holz zu Klaftern schichten, die Bäume abästen und die Äste zu Bündeln binden und gleichfalls zu Klaftern schichten. Das ist eine Arbeit, die dreißig Bursche kaum in einem Jahre vollbringen!“ — Der Knecht tröstete ihn: „Zerbrecht Euch darum nicht den Kopf, Herr! Was diese Sorge anlangt, so könnt Ihr ruhig schlafen. Es wird alles zur rechten Zeit fertig werden!“ — Der Bauer konnte dennoch vor Ängsten die ganze Nacht nicht schlafen; denn was es zu verrichten galt, war erst recht eine Riesenaufgabe, und löste er sie nicht, so standen die allerschlimmsten Folgen zu erwarten.

Früh am anberaumten Tage kam der Knecht in die Stube und sagte: „Geht ins Schloß, Herr, und meldet, daß der Wald schon umgeschlagen, und daß alles so geschichtet ist, wie's befohlen war.“ Der Bauer schalt ihn, er möchte ihn nicht zum Narren haben, er habe genug an der Sorge, die ihn schier erdrücke. Als ihn aber der Knecht hinausführte und ihm zeigte, daß der Wald niedergelegt, verwunderte er sich über die Maßen und getraute sich gar nicht, den Knecht zu fragen, wie er dies zustande gebracht. Nach dem Frühstück begab sich der Bauer ins Schloß und meldete dem Herrn die Verrichtung. Der Herr ging zum Fenster und schaute hinaus. Als er sah, daß es wirklich an dem sei, knirschte er vor Zorn mit den Zähnen; denn er hatte nur die Absicht, den Bauer zu quälen.

Der Bauer aber ward reicher und sein Viehstand mehrte sich von Jahr zu Jahr. Es ging das dritte Jahr zu Ende, seit ihm der Knecht getreulich diente. Lohn hatte er mit demselben nicht verabredet, auch von Kleidern nichts. So oft ihn der Bauer fragte, wieviel Jahreslohn er ihm zahlen solle, antwortete der Knecht immer, daran zu denken habe er noch Zeit genug. Gegen Ende des dritten Jahres kam der Amtsdiener zum Bauer und befahl ihm von neuem, aufs Schloß zu kommen. Der Bauer begab sich sogleich dahin, und der Herr sprach zu ihm: „Höre, ich will morgen in die Hölle fahren! Du hast ja gute Pferde, du wirst mich dahin führen. Morgen um acht Uhr früh erscheinst du mit den Pferden; den Wagen bekommst du hier!“ Der Herr wußte vor Übermut wahrlich nicht, was er aussinnen sollte, um seine Bauern zu plagen. Als der also Angeredete den gräßlichen Befehl hörte, entsetzte er sich und sagte: „Gnädigster Herr, Gott bewahre uns beide vor der Hölle!“ — Der Herr aber stampfte mit dem Fuße und schrie: „Morgen um acht bist du da! Hörst du?“ — Der Bauer nickte kummervoll und ging kleinlaut und niedergedonnert nach Hause.

War er die beiden früheren Male gar traurig gewesen, so war er es jetzt um so mehr; der Knecht jedoch zeigte sich ungewöhnlich lustig und fragte:

„Was fehlt Euch, Meister?“ — Der Bauer antwortete: „Ach Sohn, ich weiß, daß du mir nicht helfen kannst! allein ich will wenigstens mein Herz vor dir ausschütten. Unser Herr — Gott verzeih' mir meine schweren Sünden! — ist ein verruchter Mensch. Sieh, Sohn, wir beten, daß uns Gott vor der Hölle behüte, — und der will, daß ich ihn morgen in die Hölle fahre!“

Der Knecht schmunzelte aber ganz freundlich: „Laßt ihn, Herr, laßt ihn! Wer das will, dem geschieht kein Unrecht. Er will so — und soll's auch haben. Morgen sind's drei Jahre, daß ich bei Euch diene, und ich hab' Euch noch nicht gesagt, wer und woher ich bin; jetzt sollt Ihr es erfahren. Ich bin ein Teufel und habe, weil ich den Armen ihr Almosen nahm, zur Strafe drei Jahre auf der Welt dienen müssen. Ihr wißt, wie ich die Zeit verbracht habe.“

Der Bauer erbebte vor Schreck. „Erschreckt nicht, Meister“, sagte der Höllenjunker. „Ich hab' Euch gut und treu gedient. Für meine Dienste verlange ich keinen andern Lohn von Euch, als daß Ihr morgen mit mir fahrt. Habt keine Furcht, Euch selber geschieht kein Leid. Sobald wir aus dem Schlosse sind, rasten wir nicht eher, als bis wir an Ort und Stelle angekommen. Sind wir dort, wird der gnädige Herr aussteigen. Ihr haltet unterdessen die Pferde, seht Euch aber ja nicht um. Erst wenn sich ein schwarzer Hund zu Euch gesellt, dann blickt hinter Euch, damit Ihr seht, was mit Eurem Herrn geschieht. Dann folgt dem Hunde nach; er wird Euch den Weg wieder nach Hause zeigen!“

Was konnte der Bauer thun, als einzuwilligen und mit dem Knecht zu fahren! Denn sonst hätte er ja seine Pferde nicht wieder heimbekommen. Zeitig früh stand der Knecht auf, fütterte und kämmte die Pferde, daß es eine Art hatte. Als die achte Stunde geschlagen, setzten sich der Bauer und Knecht auf und ritten ins Schloß. Indem sie sich dem Schlosse näherten, erblickten sie den Herrn schon am Fenster, und im Hofe stand auch die Kutsche bereit. Kaum hatten sie eingespannt, so saß der Herr flugs im Wagen. Darauf setzte sich der Knecht auf den Bock, der Bauer stellte sich hinten auf, und vorwärts ging's. Die Pferde flogen wie vom Sturmwind getrieben. „Oho! Bursche, oho!“ rief der Bauer. „Mein Hut ist hinuntergeflogen!“ Der Knecht lachte: „Ha, ha! Euer Hut ist schon weit ab im neunten Gebiet vom Schloß. Wenn Ihr zurückkehrt, findet Ihr ihn schon wieder.“ Dem Bauer schien's, als wären sie erst ein kleines Stück gefahren.

Binnen kurzem gelangten sie nach einer mächtig großen Wiese; soweit aber das Auge reichte, war alles eben, kein Bäumchen rings zu schauen. Hier blieben sie halten; der gnädige Herr stieg nun aus dem Wagen und der Bauer wandte sogleich mit den Pferden um. Es währte nicht lange, so gesellte sich ein schwarzer Hund zu ihm. Das erinnerte ihn daran, daß der Knecht ihm gesagt habe, dann hinter sich zu blicken. Statt der Wiese sah der Bauer nur übelriechenden Qualm. Ihm gruselte vor Entsetzen, und seine Augen thränten, als er nach dem furchtbaren Rauch hinblickte. Er stieg daher rasch in den Wagen; der Hund lief vor den Pferden her und zeigte ihnen den Weg. Bald fand der Bauer seinen verlorenen Hut wieder und war dann sogleich zu Hause; der böse Herr aber kehrte nie mehr auf seinen Herrensitz zurück. Ihm ist's ergangen, wie's allen Menschenpeinigern im Höllenpfuhl ergeht. Nach J. Kulda.



Etliche Schusterschwänke.

Es gibt noch jetzt gute dumme Teufel, doch ist diese Rasse etwas seltener geworden. Früher aber waren sie viel häufiger und sie gaben sich wenig Mühe, hinter die Schliche der Menschen zu kommen. Damals ließ sich also noch recht gut mit der Höllensippschaft verkehren; gegenwärtig sind die Menschen etwas zurückhaltender geworden und die Höllengeister denn wohl auch bei weitem klüger.

In jener guten alten Zeit lebte ein armes Schusterlein, das vor Not sich nicht zu helfen wußte. Er hatte ein Haus voll Kinder und nichts zu beißen für sie und sich selber. Deswegen war er des Lebens überdrüssig geworden. Er nahm daher einen Strick zu Hand und begab sich in den nahen, bisweilen auch von den Höllengeistern aufgesuchten Wald. Hier gedachte er sich aufzuknüpfen. Wie er sich so nach einem passenden Orte umsah, trat ein Teufel aus dem Dickicht und fragte ihn: „Schuster, was suchst du hier?" —

Die Menschen wußten dazumal besser mit dem Teufel umzugehen, und der Schuster antwortete mithin:

„Mit Bastschlingen bindet man leicht euch Teufelskinder; dergleichen geh' ich abzuschinden." Als der Teufel die Rede vernahm, kratzte er sich hinter den Ohren und versetzte: „Schuster, muß das sein? laß lieber ab davon

und gib dich zufrieden." — „Warum nicht", erwiderte der Schuster, „wenn du mir so viel Geld herbeischaffst, als du tragen kannst." — „Meinetwegen", entschied sich der Höllenpatron und brachte einen Sack voll Geld, so schwer, als er ihn zu tragen vermochte. Dann eilte er vergnügt zur Hölle und rühmte sich, dem Schuster, der darauf ausginge, die Kinder der Hölle zu binden und zu bannen, das Handwerk gelegt zu haben.

Da kam er jedoch schön an. Die Kameradschaft meinte, er sei ein guter dummer Teufel und der Schuster habe ihn übervorteilt, als er sich so viel Geld ausbedungen, wie ein Teufel tragen könne. Das könne ein Schuster gar nicht wissen. Und so bestanden die andern darauf, daß der eben Angekommene nur gleich wieder zur Erde emporsteige, um mit dem Schuster sich im Ringen zu messen; dem stärkeren solle nachher das Geld gehören.

Der Teufel erschien daher eines Tages vor dem Schuster und sprach zu ihm: „Du! ich hab' dir zu viel Geld gebracht. Die andern wollen, daß wir um das Geld ringen, und wer der Stärkere ist, dem soll es gehören!" Der Schuster aber war klug und überlegte sich, wie er wohl mit dem Bösen fertig werde. Er wußte, daß an einer gewissen Stelle ein Bär sich's bequem zu machen pflege; daher sagte er zu dem Teufel: „Ich hab' einen Großvater, der neunundneunzig Jahre zählt; wirfst du den Alten zu Boden, bringst du auch mich zum Falle." Da ging der Teufel mit dem Schuster und der zeigte ihm den Zottelbär und sprach: „Das dort ist er! Ring' mit ihm!" Der Teufel weckte den Rauhhaarigen und sagte zu ihm: „Komm, laß uns ringen und sehen, wer den andern zu Boden wirft!" Den Bär verdroß die Zumutung. und er packte den Teufel und schmetterte ihn so derb zur Erde, daß demselben grün und gelb vor den Augen ward. Da rannte der Teufel zur Hölle und schrie: „Ich will nichts mit dem Menschen zu thun haben! Das ist eine Bestie von Kreatur! Der hat einen Großvater von neunundneunzig Jahren, und der hat mich so geduckt, daß ich schier blind geworden, als er mich niederwarf. Wie stark muß da erst der Enkel sein!"

Die bösen Geister aber meinten, ihr Kamerad sei ein Schwächling, und sie schickten daher einen andern Teufel, daß er hinaufgehe und mit dem Schuster um die Wette laufe: dem Schnelleren solle das Geld gehören. So kam denn der zweite Teufel zu dem Schuster und forderte ihn zum Wettlauf. Der Schuster antwortete: „Ich hab' ein Söhnlein, das drei Jahre alt ist. Überholst du das im Laufen, so thust du es bei mir gleichfalls." Der Teufel fragte nun, wie der Junge heiße. Der Schuster entgegnete, er heiße Hans und führte den Teufel unter einen Baum, wo ein Hase sein Lager bestellt hatte. Der Teufel rief: „Hans steh' auf, wir wollen um die Wette laufen!" Der Hase sprang in die Höhe und wartete nicht erst, bis ihm der Teufel nachlief, sondern rannte durch dick und dünn, über Stock und Stein, bis er in einen tiefen Graben geriet. Dahinein purzelte der Hans und der Teufel purzelte hinter ihm her, daß er sich überschlug und sich rings am ganzen Leibe zerschund. Als der Teufel wieder auf den Beinen stand, war der Hase schon über alle Berge, und obwohl jener dem Hans nachsetzte, konnte er ihn nicht einholen. Da kehrte auch der zweite Teufel in die Hölle zurück und klagte: „Dort oben lebt heut'

wirklich eine arge Sorte von Menschen! Ich will mit denen nichts mehr zu thun haben! Der Schuster hat ein dreijähriges Söhnlein, das lief, daß ich es nicht habe einholen können! Wie vermöcht' ich erst den Alten einzuholen!"

Einer von den Höllengeistern, der sich für klüger hielt, verlachte den Sprecher und versetzte: „Du bist und bleibst ein dummer Teufel! Jetzt will ich des Schusters Kraft erproben!" Und so kam denn auch der dritte Teufel zu dem Schuster und schrie ihn an: „Heraus damit, du hast des Geldes zu viel erhalten! Wir wollen sehen, wer von uns der Stärkste ist. Tragen wir ein Pferd im Walde herum. Wer solches dreimal herumträgt, dem soll das Geld sein!" Der Schuster suchte jetzt aus einem Pferdestalle das kräftigste Pferd heraus und führte es zum Walde. „Nun so trag's!" sagte der Teufel. „Trag' du es zuerst!" sagte der Schuster. Der Teufel nahm das Pferd und trug es dreimal herum; doch ward es ihm zu schwer, er mußte ausruhen. Da sprach der Schuster zu ihm: „Du hast ausgeruht, ich aber werde nicht ausruhen. Du hast das Pferd auf dem Rücken getragen, ich aber werd' es zwischen den Beinen tragen." Dann schwang er sich auf das Pferd, hieb es tüchtig mit einer Gerte, und ritt auf ihm dreimal im Walde herum. „Na", sagte der Schuster zu dem Teufel, „bin ich nicht stärker als du?" Der Teufel kehrte in die Hölle zurück und rief dort: „Das ist in der That eine wahrhafte Bestie von einem Menschen! Ich hab' ein Pferd mit Mühe und Not auf dem Rücken getragen; er aber hat es zwischen die Beine genommen, es noch dazu mit einer Gerte gehauen, und dreimal trug er's rings im Walde herum!"

Nun schickten die bösen Geister einen vierten Teufel ab, er solle mit dem Schuster um die Wette pfeifen; wer am stärksten pfiffe, dem solle das Geld gehören. Der Teufel erschien beim Schuster und sagte zu ihm: „Pfeife!" Der Schuster aber entgegnete: „Pfeif' du zuerst!" Der Teufel pfiff zum erstenmal, da flogen die Blätter von den Bäumen; er pfiff zum zweitenmal, es fielen die Zweige nieder; er pfiff zum drittenmal, und es fielen die Äste zu Boden. — „Du hast nun dreimal gepfiffen", sagte der Schuster, „und Blätter, Zweige und Äste fielen herab. Jetzt aber will ich pfeifen, daß die Bäume entwurzelt herumfliegen sollen. Sind dir deine Augen lieb, so bind' sie dir zu!"

„O Schusterchen", bat der erschrockene Teufel, „bind' du sie mir lieber zu!" Der Schuster verband dem Höllensohn die Augen; dann sah er sich nach einem tüchtigen Prügel um, holte weit aus, pfiff und hieb dem Teufel mit Macht eins über den Kopf mit den Worten: „Hab' ich dir nicht gesagt, daß die Bäume herumfliegen würden?" „O", schrie der Teufel, „o, o, o! Laß ab — pfeif' nicht weiter, mein Schädel hält's nimmer aus!" Indes der Schuster ließ nicht ab. „Hast du dreimal gepfiffen, so will ich auch mein Recht haben und dreimal drauf los pfeifen", und — pfiff, pfaff! hat er ihm noch zweimal hinter die Ohren gehauen, daß dem armen Teufel ganz torkelig zu Mute ward.

Nach mehr gelüstete dem nicht. Er riß sich die Binde von den Augen weg, schaute gar nicht weiter um sich, wußte daher auch gar nicht, ob wirklich die Bäume um ihn herum noch standen oder niedergerissen waren. Und er rannte stracks zur Hölle zurück. — Seitdem fällt es keinem Teufel mehr ein, mit einem regelrechten Schuster anzubinden.

Nach J. Kulda von Franz Otto.

---

3. Zwei Gevatter Schuster bei Luzifer.

Unfern von einander lebten einst zwei Schuster und die waren Gevattern. Der eine von ihnen war reich, der andre dagegen arm. Der Reiche hatte keine Kinder, der Arme an ihrer vieren genug. Nun schlachtete jener einmal eine Kuh. Da ging der Arme zu ihm und sagte: „Ich bitt' Euch, Gevatter, schenkt mir ein Stück Fleisch! Die Kinder wollen essen und ich kann ihnen nichts geben."

Der Reiche weigerte sich; doch der Arme bat so dringend: „Ich bitt' Euch um Gotteswillen! Ihr habt ja eben geschlachtet, schenkt mir nur ein Stück von Eurer Kuh." Da hieb der reiche Gevatter verdrießlich einen Fetzen Fleisch ab, reichte es ihm hin und sagte: „Da nehmt und nun — schert Euch zum Teufel!"

Der arme Schuster ärgerte sich darüber, nahm das Fleisch und marschierte stracks auf die Hölle los. Als er an die Satanspforte kam, sah er hier einen kleinen Teufel Wache stehen. Der rief ihn an: „Wohin Schuster, was willst du?" Der Schuster erwiderte: „Ich komm' zur Hölle mit einem Stück Fleisch, das mir mein Gevatter geschenkt hat." — „Was willst du damit — wem trägst du's zu?" fragte das Teufelchen. — „Zu wem sollt' ich's tragen als zu euch Teufeln!" entgegnete der Schuster. Das Teufelchen aber versetzte: „Weißt du was, bringe das Fleisch Luzifer, dem Höllenfürsten, und verlang' dafür von ihm den roten Hahn, den er bei sich sitzen hat." — Der Schuster bedankte sich und gelangte bis vor Luzifer. Nachdem dieser den Erdensohn vom Kopfe bis zum Fuße betrachtet, fragte er: „Was willst du hier?" — Unser Schuster erwiderte: „Ich bring' dir das Stück Fleisch, das mir mein Gevatter geschenkt hat und verlang' dafür den roten Hahn, den du bei dir sitzen hast." Luzifer, bei guter Laune, nahm das Fleisch und lieferte dafür den Hahn aus. Als der Schuster bald darauf wieder bei dem kleinen Wachtteufel vorbeikam, fragte ihn dieser: „Was wirst du nun mit dem Hahn anfangen?" — Der Schuster erwiderte: „Weiß ich's?" — Da sagte das gesprächige Teufelskerlchen: „Setz' ihn nur zu Hause auf den Tisch und befiehl ihm zu krähen! So oft er kräht, fällt ihm ein Dukaten aus dem Schnabel."

Vor Wonne hüpfte nun das Schusterlein ein Mal nach dem andern lustig in die Höhe; doch als der Meister nach Hause kam, fand er Weib und Kinder vor Hunger halb tot. „Ach Mann, o Mann!" rief sein Weib, „wo kommst du her? Ich und die Kinder warten auf dich mit Schmerzen." — Der Schuster sprach: „Seid außer Sorgen, wir werden bald genugsam zu leben haben", und er setzte den Hahn auf den Tisch und gebot: „Hahn, kräh'!" Und der Hahn krähte, und sogleich fiel ihm ein Dukaten aus dem Schnabel, und er krähte auf des Schusters Geheiß so lange, bis eine ungeheure Menge Dukaten dalagen. „Nun, Weib, werden wir nicht genug zu leben haben?" fragte der Schuster.

Nun wollte er aber auch wissen, wie viel Dukaten der Hahn bereits erkräht habe; er schickte also seine Tochter zum Gevatter und ließ dort um ein Viertelmaß bitten, die Dukaten zu messen. Die Tochter brachte das Verlangte. Nun maßen sie die Dukaten und maßen ihrer sechs Viertel. Hierauf schickte der Schuster das Maß an den Gevatter zurück. Das Viertel war jedoch schadhaft, und so kam es, daß hinter einem Nietnagel ein Dukaten stecken geblieben war.

Das Mädchen brachte nun diesen dem Gevatter, ohne davon zu wissen, mit dem Maße zurück. Der Gevatter nahm das Viertel, fand den Dukaten hinter dem Nietnagel und fragte: „Was habt ihr damit gemessen?“ Das Mädchen versetzte: „Der Vater brachte Geld, das maßen wir.“ Da verfügte sich der Gevatter in aller Eile zu dem Schuster. „Ei Gevatter“, hub er an, „wie mich deucht, habt Ihr tüchtig Geld eingeheimst?“ — „Nicht doch!“ entgegnete der Schuster.

„Gesteht es, gesteht es nur!“ sagte der Gevatter. „Ich kann Euch ja vom Eurigen nichts nehmen.“ Der Schuster leugnete, allein der böse Nachbar sprach:

„Gesteht Ihr's nicht, so klag' ich Euch an, daß Ihr jemand beraubt habt; Ihr habt Euch verraten! Eure Tochter hat in dem Viertel einen Dukaten übersehen und mir vertraut, daß Ihr Gold mit Maßen messet.“ Der Schuster konnte nun nicht länger leugnen und sprach: „Lieber Gevatter, ich will's Euch nur sagen. Ich war in der Hölle bei Luzifer. Ich brachte ihm das Stück Fleisch, das Ihr mir schenktet und womit Ihr mich zum Teufel schicktet, und dafür gab mir dieser einen roten Hahn. So oft der kräht, fällt ihm ein Dukaten aus dem Schnabel und er kräht so lange, als ich's will.“ — Der Gevatter schüttelte den Kopf. Auf sein Verlangen mußte ihm der Schuster nun noch den Weg zur Hölle beschreiben.

Daheim wieder angekommen, rief er freudig seinem Weibe zu: „O höre, Weib, höre! Unser Gevatter war bettelarm, wie du weißt; jetzt ist er der reichste Mann im Orte. Er ging auf mein Geheiß mit meinem Fleische in die Hölle zu Luzifer und bekam von ihm einen roten Hahn geschenkt. So oft dieser kräht, so oft fällt ihm auch ein Dukaten aus dem Schnabel, und er kräht so lange, als der Gevatter befiehlt. Weißt du was, ich mache mich nun auch auf nach der Hölle, gehe mit mir. Wir nehmen alles Fleisch, was wir haben und bringen es dorthin. Wer weiß, was man uns dann gibt!“

Wie gesagt, so gethan. Mit Fleisch beladen, gingen beide zur Hölle. Als sie zum Thore kamen, fanden sie den kleinen Teufel auf der Wache. Der begrüßte sie mit folgenden Worten: „Gut, daß ihr kommt; wir warten schon lang' auf euch. Auch gut, daß ihr das Fleisch mit euch genommen; ihr habt in eurem Leben niemand freiwillig ein so reiches Geschenk gemacht als der Hölle. Dafür sollt ihr den verdienten Lohn erhalten! Tretet nur ein!“

Der kleine Teufel verzerrte kichernd sein Gesicht, öffnete das Höllenthor und ließ sie ein — — nie hat jemand wieder etwas von ihnen vernommen.

4. Wie ein Schuster doch in den Himmel kam.

Es war einmal ein andrer Schuster, der von seinem Handwerk nicht leben und seine Kinder nicht ernähren konnte. Er verschrieb sich daher samt Weib und Kind dem Teufel. Nachdem dies geschehen, fragte ihn dieser: „Sag', was willst du dafür?“ Der Schuster forderte: „So viel Geld, daß ich leben und meine Kinder großziehen kann.“ Der Teufel brachte ihm täglich fünf Silbergulden.

Dies begab sich zu der Zeit, wo der Herr noch mit dem heiligen Petrus auf Erden herumwandelte. Die zwei pochten spät abends auch am Hause des Schusters an. Der wußte nicht, wer sie waren; aber er nahm die Wanderer freundlich auf und sein Weib bewirtete sie so gut als sie vermochte, bereitete ihnen ein gutes Lager und reichte ihnen Nachtessen und Frühstück.

Der Herr Jesus Christus fragte nun beim Abschied den Schuster: „Was bekommst du für die Bewirtung?“ Der Schuster antwortete: „Nichts, Herr!“ Der Herr aber sagte: „Vielleicht doch etwas?“ Der Schuster entgegnete: „Nu, wenn es sein muß, so bitt' ich um drei Dinge: wer sich auf meinen Dreifuß setzt, auf dem ich schustere, der soll von ihm nicht wieder aufstehen; wer von außen nach mir durchs Fenster guckt, der soll nicht wieder fortgehen können; und wer meinen Pflaumenbaum im Garten schüttelt, der soll an die Stelle gebannt sein.“ Der Herr sprach: „So sei's!“ und er schritt mit Petrus von dannen.



Der auf den Dreifuß gebannte Teufel.

Als nun die Zeit um war, kam der Teufel zu dem Schuster und mahnte ihn: „Schuster, komm, die Zeit ist um!“ Der aber sagte: „Wart' nur ein bißchen und ruhe dich erst auf meinem Dreifuß aus, bis ich mein Nachtmahl genommen!“ Der Teufel setzte sich auf den Dreifuß. Als der Schuster fertig war, rief er: „Nun, Teufel, brich auf!“ Als dieser nun von dem Schemel aufstehen wollte, konnte er es nicht und er schrie ganz jämmerlich, daß sein Hinterteil ihm brenne. Himmelhoch bat er den Schuster: „Ich bitte dich, Freundchen, laß mich los! Will dir dafür die Frist verlängern. Und er gab dem Schuster noch sieben Jahre zu.

Als diese um waren, kam der Teufel wieder, ging aber diesmal nicht in die Stube, sondern lugte durchs Fenster, klopfte an dasselbe und sprach: „Schuster komm, die Zeit ist um!“ Der aber entgegnete: „Mein Weib kocht noch das Nachtessen. Wart' nur so lang, bis ich gegessen habe!“ Als er nun fertig war, rief er: „Nun, Teufel, komm! Wir sind bereit!“ Der Teufel konnte jedoch, wie sehr er sich auch anstrengte, nicht vom Fenster fort und bat wieder:

„Freundchen, laß mich los! ich will die Frist dir nochmals verlängern!“ Da sagte der Schuster: „Nochmals sieben Jahre sollst du mir zugestehen! Kommst du aber zum drittenmal, so hat die Sache ein Ende! Ich hab' keine Lust, dein Narr zu sein.“ — Der Teufel gewährte ihm abermals sieben Jahre und verschwand.

Als die zweiten sieben Jahre verstrichen waren, erschien der Teufel wieder in der Stube des Schusters. Der aber sagte: „Gut, daß du kommst, ich bin gleich fertig. Geh' unterdessen in den Garten und schüttele dort den Pflaumenbaum. Mein Weib will von den Pflaumen etwas in ihr Bündel schnüren, die wollen wir unterwegs essen, und ich denk', auch dir werden sie behagen.“

Der Teufel ging in den Garten und schüttelte aus Lüsternheit den Pflaumenbaum so lange, bis nur noch der nackte Stamm verblieben war. Jetzt kam der Schuster herbei und rief: „Nun, Teufel, bist du bereit? — doch was seh' ich! Ich sagte dir, du solltest die Pflaumen abschütteln, aber es scheint, du willst den ganzen Baum mit dir nehmen. Laß ab und komm!“ —

Allein der Teufel konnte nicht von der Stelle, wieviel Mühe er sich auch gab. Er begann wieder zu bitten: „Freundchen, ich bitt', laß mich los!“

Der aber sprach: „Sagt' ich dir nicht, wenn du zum drittenmal kämst, solltest du nicht bitten? Immer bin ich bereit zu gehen und immer machst du Umstände. Wart', du sollst mich nicht mehr zum Narren haben!“ Und er holte seinen Knieriemen und fing an, dem Teufel das Fell zu gerben, daß es knallte. Der Teufel schrie und brüllte, daß die Leute zusammenliefen; doch sie lachten sich ins Fäustchen, als sie sahen, daß der Schuster den Teufel so derb bearbeitete. Als er damit fertig geworden, sagte er: „Nun lauf und laß dich nicht mehr sehen.“ Der Teufel rannte in die Hölle und kam nicht wieder.

Allein dem Schuster war doch bange, er werde nicht in den Himmel kommen, da er sich einmal dem Teufel verschrieben hatte. Als er starb, befahl er, man solle ihm sein Schurzfell in den Sarg mitgeben. Nach dem Tode klopfte er an das Himmelsthor. Der heilige Petrus öffnete, sah ihn an und sprach: „Schuster, hier ist nicht dein Platz! Weich', weich' von hinnen! Was du dir gewählt, das soll dir werden. Hättest du dir das Reich Gottes gewählt, wär' es dir zuteil geworden.“ Hiermit schloß er das Himmelsthor. Der Schuster dachte bei sich: „Was soll ich Ärmster nun anfangen? Will doch sehen, wie's in der Hölle ist.“ Und er ging zur Hölle. Sobald ihn aber die Teufel von weitem erblickten, schrieen sie: „Schließt das Thor und laßt den Schuster nicht herein, der jagt uns sonst auch noch aus der Hölle!“ Und der Schuster mochte an das Höllenthor pochen, wie er wollte, sie ließen ihn nicht ein.

Da ging er wieder zum Himmel. Der heilige Petrus öffnete, sah ihn an und sprach: „Hier ist kein Platz für dich!“ Doch der Schuster schlüpfte ihm unter der Hand durch, breitete sein Schurzfell aus und setzte sich darauf. Der heilige Petrus wollte ihn forttreiben; allein der Schuster saß fest und sagte zu ihm: „Ich sitze hier nicht auf dem Eurigen, sondern auf dem Meinigen.“ Der heilige Petrus trat nun vor den Herrn Jesum Christ und klagte: „Herr, der Schuster will nicht fort, und hier ist doch seine Stätte nicht!“ Da erbarmte sich der Sohn Gottes und gebot: „So laß ihn! Er ist so schlimm nicht! Mag er dort beim Thore fortschustern!“ Nach J. Fulda.



Die sieben Simeone vor dem Zaren.

Von den sieben Simeonen.

Russisches Volksmärchen.

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die lebten viele Jahre zusammen und hatten noch keine Kinder und waren schon hoch bejahrt. Und sie beteten zu Gott, daß er ihnen ein Kind schenken möchte, das ihnen im Alter beistehe; doch sie beteten lange Zeit, ohne daß ihr Gebet erhört wurde. Aber nach sieben Jahren kamen sieben Söhne auf einmal, welche alle Simeon genannt wurden. Indessen erfreuten sich Vater und Mutter nicht lange ihrer zahlreichen Nachkommenschaft. Sie starben beide, als die Jungen kaum zehn Jahre alt waren. Diese suchten sich nun weiter fortzuhelfen, so gut es ging, und bearbeiteten gemeinschaftlich ihre ererbten Feldgrundstücke.

Da begab sich's einmal, daß Zar Ador bei ihnen vorüberfuhr und sie arbeiten sah auf dem Felde, und er wunderte sich, daß so junge Bürschlein schon die Felder bestellten. Deshalb schickte er zu ihnen einen Bojar oder obersten Edelmann und ließ sie fragen, wessen Kinder sie wären. Der Bojar

kam zu den Simeonen und fragte sie, warum sie, noch so jung, schon so schwere Arbeit verrichteten. Darauf antwortete der erste Simeon, sie seien Waisen, hießen alle Simeon und müßten, wiewohl sehr jung, für sich selber sorgen, da sie niemand hätten, der für sie sorge. Der Edelmann teilte dieses dem Zaren mit, welcher sich über diesen Bericht sehr wunderte und die sieben mitzunehmen befahl.

Als der Zar in das Schloß kam, versammelte er alle seine Bojaren und sprach: „Meine Herren Bojaren! Ihr seht hier sieben Waisen, welche keine Anverwandte haben; ich will sie so erziehen, daß sie mir später dafür danken sollen, und darum frage ich euch, in welchem Handwerk oder in welcher Kunst ich sie unterrichten lassen soll.“ Darauf antwortete einer für alle: „Gnädiger Herr, da sie jetzt schon so reif sind und guten Verstand zeigen, so möchte es wohl das beste sein, jeden einzeln zu befragen, welches Handwerk oder welche Kunst er erlernen wolle.“ —

Der Zar billigte diese Antwort und begann damit, den ersten Simeon zu fragen: „Sage mir, welches Handwerk oder welche Kunst willst du lernen?“ Ihm antwortete der erste Simeon: „Majestät, ich will keine Kunst lernen, aber wenn Ihr befehlt, in der Mitte Eures Hofes eine Schmiede zu bauen, so würde ich für Euch eine Säule schmieden, die hinan zum Himmel reicht.“ Der Zar sah ein, daß er nicht nötig habe, diesen Simeon noch etwas lernen zu lassen, weil er schon ein so gewaltiger Schmied war und dieses Handwerk so künstlich auszuüben verstand; aber er glaubte doch nicht, daß er eine Säule bis zum Himmel schmieden könne. Deswegen befahl er, eine Schmiede in der Mitte seines Hofes zu bauen, und also begann der erste Simeon in dieser Schmiede sogleich sein erstaunliches Werk.

Darauf fragte der Zar den zweiten Simeon: „Und du, mein Junge, welches Handwerk oder welche Kunst willst du erlernen?“ Dieser antwortete: „Majestät, ich will weder ein Handwerk noch eine Kunst erlernen; aber wenn mein ältester Bruder die eiserne Säule geschmiedet hat, so werde ich auf den Gipfel dieser Säule steigen, in allen Königreichen mich umsehen und Euch sagen, was in jedem Reiche geschieht.“ — Der Zar fand, daß man auch diesen Simeon nichts zu lehren brauche, weil er gerade schon genug wisse.

Darauf fragte er den dritten Simeon: „Welches Handwerk oder welche Kunst willst du lernen?“ Dieser antwortete: „Majestät, ich will weder ein Handwerk noch eine Kunst erlernen, aber wenn mein ältester Bruder mir ein Beil schmiedete, so würde ich damit blitzschnell ein Schiff erbauen.“ — Da rief der Zar aus: „Traun — solche Meister thun mir not!“

Darauf fragte er den vierten Simeon: „Du, vierter Simeon, welches Handwerk oder welche Kunst willst du erlernen? — „Majestät, ich will nichts erlernen, aber wenn mein dritter Bruder ein Schiff erbaut hat, und das Schiff wird von den Feinden angefallen, so will ich es am Schnabel fassen und es ins unterirdische Reich geleiten, und wenn der Feind wieder abgesegelt ist, so werde ich es auch wieder aufs offene Meer steuern.“ — Der Zar, der von der Leistungsfähigkeit seiner Anbefohlenen sehr erbaut war, erstaunte über solche Wunderkraft und sagte zu ihm: „Na, auch du brauchst nichts mehr zu lernen!“

Darauf fragte er den nächsten Simeon: „Und du, fünfter Simeon, welches Handwerk oder welche Kunst willst du lernen?“ — „Ich will nichts erlernen, Majestät“, sagte der fünfte Simeon, „aber wenn mein ältester Bruder eine Flinte schmieden möchte, so werde ich mit dieser Flinte jeden Vogel oder jedes Ding in der Luft anschießen, es mag so weit sein als es will, wenn ich's nur sehe.“ — „Auch solche Geschicklichkeit will ich willkommen heißen“, sagte der Zar zu dem fünften.

Darauf fragte er den sechsten Simeon: „Du, Simeon, welche Kunst willst du betreiben?“ — „Majestät“, erwiderte Simeon, „ich will keine Kunst betreiben; aber wenn mein fünfter Bruder in der Luft einen Vogel angeschossen hat, so werde ich ihn nicht auf die Erde fallen lassen, sondern ihn in der Luft auffangen und Eurer Majestät zutragen.“ — „Du bist auch nicht übel geschickt“, sagte der Zar zu ihm — „auch dich werde ich gebrauchen können.“

Darauf fragte der Zar den letzten Simeon: „Und du, Simeon, welches Handwerk oder welche Kunst willst du lernen?“ — „Majestät“, antwortete der letzte Simeon, „ich will weder ein Handwerk noch eine Kunst lernen, denn ich verstehe ohnedies ein gutes Handwerk.“ — „Was für ein Handwerk verstehst du denn?“ fragte der Zar. „Ich verstehe mich sehr trefflich aufs Stehlen“, antwortete er, „daß es kaum einer besser können wird als ich.“

Als der Zar von einer so üblen Kunst hörte, ward er zornig und sprach zu seinen Bojaren: „Meine Herren, sagt mir, was ratet ihr mir? Sollte man diesen diebischen Simeon nicht bestrafen? .... Welchen Tod soll er erleiden?“ — „Majestät“, meinten die Räte, „warum soll man ihn gleich mit dem Tode bestrafen? Vielleicht ist er ein besonderer Dieb und kann uns im Notfalle sogar nützlich werden.“ — „Wie so denn?“ fragte der Zar. „Auf solche Weise“ —: meinten die Edeln; „Eure Majestät wirbt schon zehn Jahre um die Hand der schöne Zarin Helene, aber Ihr könnt sie nicht bekommen und habt schon soviel Heere und Geld daran gewendet; am Ende könnte dieser Meisterdieb vielleicht die schöne Zarin auf irgend eine Weise für Eure Majestät stehlen.“

Da antwortete der Zar: „Gottes Wort! Ihr sprecht die Wahrheit, meine Freunde!“ Und er wendete sich zu dem diebischen Simeon und sprach: „Nun, Simeon, kannst du durch neunundzwanzig Länder in das dreißigste Königreich wandern und mir die schöne Königin Helene zur Stelle schaffen?“ Wenn du sie stiehlst und sie mir richtig zur Stelle schaffst, werde ich dich reichlich belohnen.“ — „Es sei“, antwortete Simeon, „wie Ihr es befehlet.“ — „Ich befehle nicht bloß, sondern ich bitte dich, verweile nicht länger; nimm dir Kriegsleute und Geld, so viel du haben willst, und schaffe die schöne Zarin hierher.“ — „Ich brauche weder deine Heere noch deine Schätze“, sagte der letzte Simeon, „entlaß nur uns Brüder alle zusammen, denn ohne meine Brüder kann ich nichts ausrichten.“ — Der Zar wollte anfangs nicht gern alle Simeone auf einmal missen; allein, so leid es ihm auch that, so sah er sich rasch veranlaßt, sie alle zusammen zu beurlauben.

Unterdessen hatte der erste Simeon die eiserne Säule in der Schmiede auf dem Schloßhof schon vollendet. Der Zweite kletterte hinauf und sah sich nach allen Seiten um, um das Reich des Vaters der schönen Helene auszukundschaften. Plötzlich rief er dem Zaren Ador zu:

„Majestät, hinter neunundzwanzig Ländern im dreißigsten Königreiche, sehe ich die Zarin, die schöne Helene, am Fenster sitzen. O, wie schön sie ist!" Der Zar, dadurch noch mehr angefeuert, befahl nun den Simeonen: „Meine Freunde, macht euch heute noch stracks auf den Weg und kommt bald wieder! Ich kann nun einmal ohne die Zarin Helene nicht leben."

Der älteste schmiedete nun dem dritten eine Flinte und verschaffte, was zur Reise, d. h. an Zehrung, notwendig ist. Der diebische Simeon aber nahm eine Katze mit sich, und dann begaben sie sich auf den Weg. Der letzte der Simeone hatte aber diese Katze so an sich gewöhnt, daß sie ihm überall wie ein Hund nachlief; und wenn er stehen blieb, stellte sie sich auf die Hinterpfoten, schmeichelte ihm und schnurrte. So setzten sie ihren Weg fort, bis ans Ufer des Meeres, über welches sie hinwegsegeln mußten. Lange suchten sie am Strande nach Holz, um ein Schiff zu erbauen. Endlich fanden sie eine ungeheure Eiche. Der dritte Simeon griff nun zum Beil und hieb diese flugs an der Wurzel um; aus derselben arbeitete er blitzschnell ein Schiff; es ward segelfertig gemacht, und in den Bauch des Schiffes wurden kostbare Waren geschafft. Die sieben Simeone bestiegen nun das Fahrzeug und segelten ab.

Nach einigen Monaten kamen sie glücklich an das Ziel ihrer Reise. In dem Hafen angelangt, warfen sie die Anker aus. Den folgenden Tag nahm Simeon, der Schlaukopf, seine Katze und ging mit ihr in die Stadt. Er kam auch an das Schloß des Zaren und blieb vor den Fenstern der Prinzessin Helene stehen. Sogleich stellte sich seine Katze auf die Hinterpfoten, fing an zu schmeicheln und zu schnurren. Man muß aber wissen, daß in diesem Reiche noch niemand eine Katze gesehen, und niemand wußte, was dies für ein Tier sei. Die schöne Zarin Helene saß um diese Zeit am Fenster, und als sie die Katze erblickte, schickte sie alsbald eine ihrer Zofen, um sich zu erkundigen, was das für ein Geschöpf, und ob es nicht käuflich sei, und was es kosten solle. Die Zofe eilte alsbald zu Simeon und richtete ihren Auftrag aus. Simeon antwortete: „Meldet Ihrer Hoheit, der schönen Helene, daß dieses Tier „Katze" genannt wird, allein zu verkaufen ist es nicht; wenn es Ihrer Hoheit aber so gefällig ist, so werde ich es ihr als Geschenk verehren." — Die Zofe lief in das Gemach und meldete, was Simeon gesagt hatte. Darüber freute sich die Zarin sehr, verließ in eigner Person ihre Zimmer und fragte selber den Simeon, ob er die Katze wirklich nicht verkaufe. Simeon aber sprach zu ihr: „Majestät, die Katze verkaufe ich nicht, aber wenn sie Euch so wohlgefällt, so schenke ich sie Euch gern." Die Zarin nahm flugs die Katze auf ihre Arme, begab sich in ihre Zimmer und befahl dem Simeon, ihr zu folgen. Als sie in das Schloß kamen, suchte die Zarin ihren Vater, den Zaren, auf, zeigte ihm die Katze und erzählte diesem, daß ein Fremder ihr das Tier geschenkt habe. Der Zar besah sich die Katze von allen Seiten, freute sich sehr über dieselbe und befahl, den schlauen Simeon zu ihm zu rufen, und als dieser kam, wollte ihn der Zar für die Katze mit Schätzen belohnen. Da aber Simeon nichts annahm, sprach der Zar zu ihm: „Mein Freund, dann wohne einstweilen in meinem Hause; unterdessen wird sich die Katze in deiner Gegenwart besser an meine Tochter gewöhnen." Aber Simeon spürte keine Lust dazu und sagte zu

dem Zaren: „Eure Majestät, ich würde mit großem Vergnügen in Eurem Hause wohnen, wenn ich nicht meine Wohnung auf meinem Schiffe hätte, auf dem ich in Euer Reich gekommen bin, und das mag ich niemand anvertrauen; aber wenn Euch also beliebt, so werde ich jeden Tag Eurer Majestät aufwarten und die Katze an Eure liebe Tochter gewöhnen.“ Dies war dem Zaren auch recht, und er bat den schlauen Burschen, jeden Tag bei Hofe zu erscheinen.

Seitdem ging Simeon jeden Tag zu der schönen Zarin Helene. Einstmals aber sagte er zu ihr: „Hoheit, ich komme schon lange zu Euch; aber ich bemerke nicht, daß Ihr irgendwohin spazieren geht. Wenn Ihr nun einmal mein Schiff in Augenschein nehmen wolltet, so würde ich Euch viele prächtige Goldstoffe und edles Gestein zeigen, wie Ihr dergleichen noch nicht gesehen habt.“

Die Zarin begab sich sogleich zu ihrem Vater und bat ihn um die Erlaubnis, auf dem Kai spazieren gehen zu dürfen. Der Zar gestattete es und befahl, daß ihre Zofen ihr folgen sollten. Sobald sie auf dem Kai ankamen, bat Simeon die Zarin, sein Schiff zu besichtigen, und nachdem sie dies gethan, zeigten Simeon, der Schlaukopf, und seine Brüder der Zarin verschiedene wertvolle Waren. Darauf sagte der letzte Simeon zur schönen Helene: „Befehlet nun Euren Zofen, das Schiff zu verlassen, denn ich will Euch noch kostbarere Dinge zeigen, die aber nicht für aller Welt Augen sind.“ Die Zarewna befahl ihrem Gefolge, sogleich ans Land zu gehen. Und nun ließ Simeon, der Schlaukopf, durch seine Brüder die Ankertaue kappen und mit allen Segeln ins offene Meer hinaussteuern. Unterdessen legte er selbst der Zarin verschiedene Waren vor und beschenkte sie mit mehreren. Also verflossen einige Stunden. Endlich sagte die Zarewna, es sei Zeit, nach Hause zurückzukehren, denn der Vater würde sonst zürnen. Und sie verließ die Kajüte; da aber sah sie, daß das Schiff sich bereits in offener See befand und daß die Ufer schon verschwunden waren. Daher schlug sie sich an die Brust, verwandelte sich sogleich in einen Schwan und flog auf. Der fünfte Simeon ergriff jedoch die Flinte und schoß sie an, und der sechste ließ sie nicht ins Wasser fallen, sondern fing sie in der Luft auf und brachte sie aufs Schiff, wo die Zarin sich wieder zur Jungfrau verwandelte; nur am Arme war sie ein wenig verwundet.

Nachdem die Wärterinnen und Zofen, welche auf dem Kai warteten, sahen, daß das Schiff mit der Zarin auf und davon segelte, eilten sie zu dem Zaren und erzählten ihm den Vorgang. Da befahl der Zar, daß sogleich seine ganze Flotte den Flüchtigen nachjage. Schon war diese dem Schiffe der Simeone sehr nahe, als der vierte Simeon das Schiff beim Schnabel faßte und es in die unterirdische Welt steuerte. Und als nun die übrigen Schiffe wahrnahmen, wie das Fahrzeug mit der schönen Helene verschwand, da dachten alle, es sei mit Mann und Maus untergegangen. — Die Gebrüder Simeon aber kehrten glücklich in ihre Heimat zurück und geleiteten die schöne Zarewna Helene in den Palast des Zaren Ador, welcher den Simeonen für so große Dienste die Freiheit schenkte und noch dazu Gold und Silber und edle Gesteine in Menge. Er selbst aber lebte lange Jahre mit der schönen Zarin in Freude und Glück.

Nach A. Dietrich von Franz Otto.



Von einem, der sich selbst prellt.

So recht gemütlich saßen auf der Bürger- oder Ratswacht zu Kassel einst etliche wohlbestallte Bürger während einer bitter kalten Herbstnacht beisammen. Sie hatten sich ein gemütliches Feuer angezündet, und um solches zu unterhalten, von allen Seiten, wo nur brennbares Holz aufzutreiben war, davon herbeigeschafft. — Nach Mitternacht, als es immer kälter wurde, sagte einer der Zechbrüder zu den andern: „Hört, mir deucht, das Feuer wolle bald verlöschen und schon ist die Ratsholzkammer leer, während es noch lange hin bis zum Morgen ist. Was denkt ihr davon: gar nicht weit von hier steht auf einem Hofe ein alter Karren; wenn wir den nun mit verfeuerten, so könnte uns sein Besitzer eigentlich noch danken; denn die Karrete ist ja so schadhaft, daß sie unversehens mal unterwegs zusammenbricht.

Die Wachtmänner waren damit ganz einverstanden, und der, welcher wußte, wo der Karren stand, schaffte denselben auch richtig herbei. „Was wird aber aus dem alten Eisen, das läßt sich doch nicht mit verbrennen", sagte einer der Wachtmänner. „Na, da ließe sich Rat schaffen", meinte ein andrer, der zufällig mit altem Eisen handelte. „Wenn ihr mir das Eisen von der Karrete überlassen wollt, so gebe ich euch zwei anständig große Krüge Bier zum besten." Dieser Vorschlag schien allen recht annehmbar.

Mit dem Zerschlagen des alten Fahrzeugs kam man bald zu stande und ein Stück nach dem andern ward zum Feuern verbraucht.

Wie sich nun die ehrbaren Spießbürger so recht seelenvergnügt an der wärmenden Glut des Feuers ergötzten, sprach der, welcher das alte Eisen kaufte: „Was denkt ihr wohl, wie sich der Herr des Karrens morgen wundern wird, wenn er sein mürbes Karretchen nicht mehr vorfindet!" — Bei sich im stillen überschlug er aber wohlgefällig den Nutzen, den ihm dieser Handel einbringen werde, während die übrigen schadenfroh den Bierkrug herumgehen ließen und sich gleichfalls das Erstaunen des Karrenbesitzers vergegenwärtigten. —

Am andern Morgen wollte der Eisenhändler seinen billigen Erwerb mit anderm alten Quark, den er in seiner Niederlage liegen hatte, zum Wiederverkauf fortschaffen. Aber — zum Kuckuck — wo war denn sein Karren hingeraten? Derselbe hatte doch noch am Abend zuvor auf dem Amtshofe gestanden. — — Schau, schau! — jetzt ward es helle in ihm — er hatte sich an seinem eignen Holze vergriffen und mit dem gespendeten Biere sein eignes Eisen bezahlt! —

Höchlichst erzürnt über sich und andre überlegte er, wie er es anfangen könne, um sich an seinen Zechbrüdern schadlos zu halten. Als er sich jedoch erinnerte, wie wohlgefällig er selber dem Anschlag beigepflichtet und wie auch er des Karrenbesitzers gespottet hatte, da unterließ er wohlweislich alles weitere Reden und Klagen, damit er zum Schaden nicht auch noch Spott erntete.



Das Gespensterschiff oder der fliegende Holländer.

Dieselbe Sage in verschiedenen Lesarten.

„Hallo ho! Hurra!“ schallt es aus Mastkorb, Tau- und Takelwerk. Es brausen und rauschen die Wogen, und aus dem Dunstschleier, der sich über die Wasserfläche ausbreitet, werden die dunklen Umrisse eines Schiffes sichtbar. Die schattenhaften Gestalten der Matrosen scheinen in der Luft zu schweben, doch das Fahrzeug, das so plötzlich aus dem Meere hervortaucht, rührt sich nicht. Wenn sonst die dem ersehnten Ziele nahe Schiffsmannschaft jubelt und sich beglückwünscht, nach mancherlei Gefahren wohlbehalten in Sicht der heimatlichen Küste gekommen zu sein, wenn sonst lustig von Bugspriet und Masten bunte Wimpel flattern, wenn Kapitän und Matrose sich rüsten, binnen kurzem in den sichern Hafen einzulaufen — das unheimliche Schiff beeilt sich nicht; es scheint fest zu liegen, weicht und wankt nicht von der Stelle.

Ungefährdet ist es am Skagerrack, der gefährlichen Sandbank, vorüber gerauscht — doch wenn das Auge der ihm begegnenden Seefahrer sich ihm zuwendet, wenn Kapitän oder Schiffsvolk es anrufen, da entzieht eine dunkle Wolke bald nachher das seltsame Fahrzeug den spähenden Blicken....

Und wenn die Nacht wie ein Leichentuch ihre dunklen Fittiche über den endlosen Ozean ausbreitet, da taucht weit entfernt von der vorigen Stelle dasselbe Schiff inmitten der tosenden See unversehens von neuem auf. Dann hören die Seefahrer durch das Heulen der Windsbraut Stimmen und Kommandorufe, und auf dem sich geräuschlos nahenden dunklen Segler tauchen geisterhaft die schwarzen Gestalten der Schiffsmannschaft auf. „Das Gespensterschiff naht!" ruft zum Tod erschrocken das jenseitige Schiffsvolk, und alle flehen zu Gott, daß er sie vor einem Zusammentreffen mit dem Unheilbringer bewahren möge. Denn von den Fahrzeugen, welche dem gespenstigen Schiffe begegnen, gewinnt selten eines die heimatliche Küste wieder....

Als der Seeweg um das Vorgebirge der „Guten Hoffnung" gefunden war, die neue Meerstraße aber nur unter den größten Anstrengungen und Gefahren durchschifft werden konnte, da fehlte es nicht an Waghalsigen, welche, aller Fährnisse spottend, sich vermaßen, das gefürchtete „Kap der Stürme" zu umsegeln, koste es, was es wolle. Ein solcher Seemann, der bereits wochenlang vergebens gegen widrige Winde angekämpft und schließlich, von Windstille gebannt, nicht vorwärts kommen konnte, schwur bei allem, was ihm teuer, den Weg ums Kap zu gewinnen, trotz Sturm und Wogen, ja — dem Himmel und der Hölle zum Trotz, und sollt' er sich darum bemühen bis zum jüngsten Tag. Und er bekräftigte sein Gelöbnis bei einem ihm teuren heiligen Angedenken. Kaum hatte jedoch der Vermessene seinen Schwur ausgestoßen — da kräuseln sich auch schon die Wellen, und das Pfeifen des Windes verkündet den nahenden Orkan.

Zum Aufruhr vereinigen sich alle Elemente des Meeres, die Wellen umbrausen das schwankende Schiff, dessen Masten und Raaen erzittern. Berghoch türmen sich die Wogen und ergießen sich über den seinem Verhängnis verfallenen Segler. Die Schleusen des Himmels haben sich aufgethan; Blitz und Feuer von oben beschleunigen den Untergang eines Menschenwerkes: „Denn die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand."

Noch ein Donnerschlag, ein Windstoß — es bäumt sich eine Wasserflut himmelhoch auf und rauscht dahin, mit unwiderstehlicher Gewalt das Verdeck des Schiffes reinfegend. Doch Sturm und Wetter brechen sich an dem vor dem Winde dahinrasenden Fahrzeug... Seitdem irrt das Fahrzeug des „Fliegenden Holländers" umher auf allen Meeren, ziel- und ruhelos, bis ihm Erlösung wird....

Dies rastlose Umherschweifen kann nur dann seine Endschaft erreichen, wenn dem vermessenen Seemann von der Hand eines Sohnes oder Enkels zur Abbitte diejenige Reliquie entgegengebracht wird, auf welche er den gräßlichen Schwur abgelegt. Wie oft schon hat der geisterbleiche Kapitän Erlösung durch ein herannahendes Fahrzeug gehofft, sich diesem oder jenem genähert und im Grabeston von demselben Kunde aus der früheren Heimat verlangt!

Einmal ist selbst ein Boot vom „schwarzen Schiff" abgestoßen und hat bei einem heimkehrenden Kauffahrteifahrer angelegt. „Willkommen!" lautete

der Gruß der fremdartig gekleideten Ankömmlinge. „Ihr kommt aus Niederland? Mögt ihr uns nicht Rede stehen und diese Briefe besorgen, nach Amsterdam, nach dem Haag, nach Utrecht und Vlissingen? Ach lange, lange Zeit schon irrt steuer- und ruhelos unser Schiff auf den Meeren umher! Schaut uns nicht so entsetzt an, ihr Männer aus Holland! Gebt uns Nachricht aus der Heimat; könnt ihr, so helft uns den Weg in sie zurückfinden. Nehmt dafür alles, alle Schätze, die wir auf unserm Schiffe haben, allen Erlös aus unserm ehemaligen Handel mit Gütern dieser Welt und mit — schwarzen Nebenmenschen! Aber legt nicht die Hände in den Schoß — ach, helft, helft!"

Indessen den Unglücklichen, den Verfluchten kann niemand helfen ..... Ihre Gattinnen und Kinder sind seit hundert Jahren und darüber tot, in der Erde Schoß liegt das ganze Geschlecht, das dereinst mit den Ruhelosen lebte. Die Namen der Herumirrenden sind längst verschollen. Sie haben zum Himmel gefleht um Erlösung und die Mächte der Hölle beschworen um Ruhe und Rast. Umsonst! — Aber auch kein lebendes Wesen will ihnen die Hand reichen!

Und von neuem heult der Sturm, und in ihm verschwindet das abgesandte Boot des gespenstigen Seglers und gleich darauf dieser selbst. Bald herrscht Todesstille rings umher. Lange beschäftigt die seltsame Begegnung die Matrosen, welche ihr vom Orkan geschütteltes Fahrzeug wieder in leidliche Beschaffenheit zu bringen suchen; immer wieder bilden die Überlieferungen, welche sich an den „Fliegenden Holländer" knüpfen, den Stoff der Unterhaltung.

Ein alter Maat versichert, das gespenstige Schiff habe dereinst einem wilden Seefahrer angehört, der gottvergessen gelebt und keinerlei Todsünde gescheut hätte, um sich zu bereichern. Nachdem der Frevler und seine Begleiter zahllose Übelthaten beim Seeraube und vornehmlich bei der Menschenjagd als afrikanischer Sklavenhändler begangen, da habe sich an ihnen der Fluch erfüllt, dem sie solange getrotzt: den Frieden und die Ruhe, welche sie andern geraubt, beides können sie selbst nun nimmer finden. Ach lange, lange Jahre harren sie vergebens auf Erlösung. Sie erfolgt erst, wenn dem umherirrenden Befehlshaber, der nicht leben und nicht sterben kann, sein Todfeind begegnet und ihm die Gewissensschuld vom Herzen nimmt, indem er ihm ankündigt, er selbst, das Hauptopfer des „Fliegenden Holländers", habe ihm vergeben.

Dies und andres berichten die heimkehrenden Seeleute ihren staunenden Zuhörern, und solches erzählt nach die Küstenbevölkerung von Niederland bis hinauf zu den Gestaden der Nord- und Ostsee sowie des Baltischen Meeres. Mancher alte Seemann aber schüttelte den Kopf und meinte, er wisse es doch besser; und dann bringt er dieselbe Mär vom „Fliegenden Holländer" zum Vorschein, nur mit geringer Veränderung. Danach wäre es ein verstoßener Sohn, welcher den umherirrenden Bruder aufsuchen müsse, um ihn zu erlösen. Viel triftiger klingt die Ursache, welche Richard Wagners romantischer Oper zu Grunde liegt. Eine liebende, barmherzige Mädchenseele ist es hier, ein mutiges Seemannskind, das sich nicht scheut, für den schuldbeladenen geliebten Mann, den Befehlshaber des Gespensterschiffes — in Treue auszuharren und für den Ruhelosen in den Tod zu gehen, um dadurch Fluch und Bann aufzuheben. Dieser Lesart folgt die nachfolgende Erzählung.

Der Fliegende Holländer.

1.

Totenstille lagerte über dem Meere, kein Lüftchen regte sich. Die Sonne sank unter und färbte die spiegelglatte Meeresfläche mit rosigem Scheine. Aber am Saume des Horizonts stiegen schwere Wolken empor, langsam, drohend; dumpf grollte es in der Ferne wie herannahendes Gewitter.

Kapitän Danland, der norwegische Seefahrer, auf der Rückreise aus Ostindien begriffen, trat aus der Kajüte seines Schiffes und blickte aus nach dem Gewölke. Ihm trat mit besorgter Miene der Steuermann entgegen:

„Böses Wetter“, sagte er, „'s gibt Sturm, Herr.“

Der Kapitän schaute recht sorgenvoll drein. „Nur noch ein Tag, und die Heimat wäre erreicht“, erwiderte er. „Doch wer kann wissen, was bevorsteht? Ratsam ist's, sich vorzusehen.“ Und der Schiffsherr gab Befehl, die Segel zu reffen. Schweigend verrichteten die Matrosen ihr lang gewohntes Werk; kannten sie doch nur zu gut die nahende Gefahr. Bereits steigen graue Nebel auf, ballen sich zu seltsamen Gestalten, wirbeln und tanzen auf und nieder, senken sich langsam tiefer und tiefer, ein dichter, schwerer Schleier. Das Schiff liegt jetzt unbeweglich; fast atemlos harrt die Mannschaft auf den Ausbruch des Orkans.

Da zerriß die Nebelwand und — „Schiff ahoi!“ scholl es vom Mastkorb. Mit vollen Segeln, wie vom Sturm gepeitscht, naht ein Segler: mit jeder Minute deutlicher erkennbar, legt er jetzt um, noch ehe er vor den Wind gebracht worden. Pfeilschnell nähert er sich dem ihm entgegenkommenden Ostindienfahrer. Blutrot erscheinen die Segel, blutrot die Flagge, schwarz der Mast, schwer und düster der massige Schiffskörper. „Schiff ahoi!“ schreien nunmehr wie aus einer Kehle alle Matrosen. Aber der heranstürmende Segler achtet der Zurufe nicht. Lautlos starrt die Mannschaft des Norwegers die befremdende Erscheinung an. Nochmals läßt sie ihren Ruf ertönen — doch ihre Stimmen verhallen im Heulen des Sturmes — — — keine Antwort. — — Jetzt dünkt es den Seefahrern, als seien sie nur noch einen Flintenschuß weit von dem unheimlichen Segler entfernt. Deutlich ist zu merken, wie sich die schäumenden Wogen an seinem Bug und den Steven brechen; man hört die gellende Pfeife des Hochbootsmannes, das Krachen der Rippen und Planken, das Ächzen und Knarren der Masten. Totenstille rings umher. — — Und weiter stürmt das so plötzlich aufgetauchte Schiff. Bläuliche Flammen zucken auf den Masten und schlängeln an der Flagge nieder; näher, immer näher mit beängstigender Schnelle kommt der grausenerregende Segler. Die Matrosen des Ostindienfahrers, die sich nun in nächster Nähe desselben sehen, befürchten, daß ihr Fahrzeug von dem im Anlauf begriffenen auseinander gespleißt werde. Denn schon kann man die dunklen Gestalten geräuschlos auf dem Verdeck gegenüber sich bewegen sehen; drüben am Hauptmast steht der Befehlshaber mit gebietend erhobener Rechten. Ein Teil der Mannschaft des bedrohten Norwegers versucht es, die Kanonenlage der Wetterseite zu erklettern. Suchen sie das Takelwerk des seltsamen Seglers zu fassen, um sich beim unvermeidlichen Zusammenstoß etwa an Bord desselben zu retten?

In diesem Augenblick spielt das Bugsprietwasser des gefürchteten Fahrzeugs den Ostindienfahrer an; Schaumwellen vor sich auftreibend, rauscht es gespensterhaft über diesen hin .... Die verzweifelte Mannschaft stößt gellendes Angstgeschrei aus, während dieser oder jener in der Verzweiflung nach dem Tauwerk des unaufhaltsamen Schnellseglers langt, welcher sich bereits zwischen ihren Schiffsmasten befindet .... Aber die es wagten, kräftig und entschlossen anzugreifen — sie erfassen nichts — auch erfolgt kein Stoß, und wiewohl das zauberhafte Schiff durch den Ostindienfahrer mittendurch gesegelt zu sein schien, ist dies doch ohne Schaden vor sich gegangen. Und wer von dem zum Tode erschrockenen Schiffsvolk das gespenstige Fahrzeug scharf beobachtet hat, der konnte dessen abgezehrten schwarzen Kapitän, in der Tracht längst vergangener Zeiten, das Sprachrohr unterm Arm — ja er konnte seine geisterbleichen Matrosen wohl unterscheiden, die sich über die Kanonenlage ihres Schiffes lehnten, als schauten sie mit Behagen das Verderben, das ihr Schiff angerichtet ......

Da spaltet ein jäh zuckender Blitz die schwarze Wolkenmasse — und das gespenstige Fahrzeug ist vorübergerauscht — seewärts vor dem Winde rast es weiter. Dunkles Gewölk steigt herauf und der dahinstürmende Segler — ist so rasch im Nebel verschwunden, als er urplötzlich aufgetaucht war.

Das war der „Fliegende Holländer!“

Wie erstarrt schauen die Seefahrer hin auf die gespensterhafte Erscheinung. Durch die Luft fegt und heult fort und fort der Sturm; der Donner rollt, Blitze flammen, mächtige Wogenmassen überschütten das Verdeck! —

„Auf! jeder an seinen Posten!“ ruft der Kapitän durchs Sprachrohr, „die ganze Hölle ist los!“ Aber die Matrosen regen sich nicht; von Mund zu Mund läuft es: „Der Fliegende Holländer! das Gespensterschiff war es, wir sind verloren!“

Vergebens wiederholt Dauland seine Befehle, vergebens gebietet er Ordnung. Eine Lähmung ist über die sonst so mutige Schiffsmannschaft gekommen, — selbst der Steuermann läßt seinen Platz im Stiche.

„Feiglinge!“ donnert der Kapitän, indem er selbst nach dem Steuer eilt. Aber das Fahrzeug gehorcht dem Arme des geängstigten Schiffsherrn nicht mehr. Verzweifelnd sieht er sich nach Hilfe um. Im Flammenschein der Blitze bemerkt er jetzt vor dem Schiffe eine dunkle Masse. „Die Hörnerklippen sind's!“ ruft er in bebendem Tone, „möge uns Gott gnädig sein!“ Noch einmal greift er zum Sprachrohr, befiehlt die Boote niederzulassen — sein Ruf verhallt ungehört — in dumpfem Hinbrüten verharren die dem Untergange entgegensehenden Matrosen.

Da plötzlich, wie durch Zaubergewalt gelenkt, ändert das Schiff den Lauf und gleitet in nächster Nähe an den drohenden Felsen vorüber.

Erstaunt schaut der Kapitän nach dem Steuer hin. Er traut seinen Augen nicht und tritt näher heran. Sieh' — dort hockt ein unbekannter Alter in abgetragener Seemannsjacke. Langes weißes Haar umkräuselt sein eingefallenes, verwettertes Antlitz, der weiße Bart reicht bis auf die Brust; die eingesunkenen, fast erloschenen Augen schauen ruhig, unbeirrt durch die Gebärden des Erstaunens der Umstehenden, in die tobende See. Mit starkem Arm führt er das Steuer und gehorsam folgt ihm das Schiff in ein tieferes Fahrwasser.

„Wer ist der Alte?“ flüsterten die Matrosen, die nach und nach näher traten; „wo kommt er her?“ „'s ist der Wassergreis“, sagen die einen; „unser Schutzgeist“, heißt's bei den frömmeren. „Der Klabautermann ist es nicht, so viel ist gewiß“ — brummte der Steuermann, der sich aufgerafft. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Gewalt des Unwetters schien jetzt gebrochen. Nur dann und wann fuhr noch ein Blitz hernieder, es verhallte der Donner; der Sturm legte sich, die schweren Wolken und die Nebel verrannen; klar und hell glänzten die Sterne am Himmel, der Mond stieg empor und beleuchtete mit sanftem Scheine die noch schäumenden, zischenden Meereswellen. Da erhob sich der Alte von seinem Sitze und winkte schweigend den Steuermann heran. Noch hatte keiner gewagt, den Fremden anzureden, jetzt aber trat der Kapitän auf ihn zu.

„Dank Euch“, sprach er bewegt, „wer Ihr auch seid, ohne Eure Hilfe lägen wir zerschellt dort an den Hörnerklippen. Traun — ich kenne sie! Sagt, Mann, was begehrt Ihr zum Lohne? Hier nehmt fürs erste“ — und er reichte ihm bei diesen Worten eine gefüllte Börse hin — doch der Alte machte eine ablehnende Bewegung. Seltsam zuckte es über sein Gesicht: „Gold und Schätze begehr' ich nicht. Euch zu retten, bin ich entsendet; Dankesworte bedarf es nicht.“

„Wer aber sandte Euch her in dieser furchtbaren Nacht?“ fragte Danland. „Und wer seid Ihr selbst?“

„Steuermann“, entgegnete kurz der Alte.

„Und Euer Fahrzeug, wo ist's?“

„Mein Schiff kennt seinen Lauf und findet ihn auch ohne des Steuerers Hand. Doch meine Zeit ist um, gehabt Euch wohl!“ Er kletterte gewandt die Schiffsleiter hinunter und sprang in ein Boot, das Danland jetzt erst bemerkte. Bald war der Retter in der Not in der Dämmerung den Nachschauenden verschwunden. Der Kapitän sah ihm lange nach.

„Ein wunderlicher Kauz“, meinte er. „Wer er nur gewesen sein mag?“

Ein alter Matrose meinte: „Ein Mensch, so wie unsereiner, war's gewiß nicht. Das Gespensterschiff bringt Tod und Verderben, und kein gewöhnliches Menschenkind kann denen Rettung bringen, die mit ihm zusammengetroffen!“

„A bah! — Dummes Zeug, Aberglaube“, brummte der Kapitän verdrießlich in den Bart. Ein günstiger Wind blähte die Segel. Als der Morgen anbrach, erblickten die Seefahrer schon in der Ferne die friedliche, meerumspülte Heimat.

2.

Maria, Kapitän Danlands einziges Kind, saß zu Hause mit ihren Freundinnen im einfachen Zimmer mit holzgetäfelten Wänden.

Das Haus lag unfern des Ufers auf einem Felsenvorsprung, der seine einzelnen zackigen Spitzen bis über das Wasser erstreckte. Die eine dieser Spitzen war unter dem Namen des Nixenstein bekannt, weil dort allerlei Wassergeister ihr Wesen treiben sollten. Die Felsenkuppe, breit und geräumig, verflachte sich allmählich nach dem Lande zu. Seitwärts bot ein kleiner Hafen den Schiffern einen willkommenen Zufluchtsort, und um ihn her breiteten sich, Danlands

Haus ähnelnd, auf felsigem Grunde eine Anzahl größerer und kleinerer Häuser aus, Wohnstätten der Insassen eines kleinen Seestädtchens Norwegens.

Die Sonne schien freundlich durch das Fenster herein und beleuchtete eine heitere Gruppe plaudernder und kichernder Mädchen. Sie hatten sich gar viel zu erzählen; denn es waren Schiffe heimgekehrt, und da gab es von mitgebrachten Herrlichkeiten und von bereiteten Überraschungen, womit ein zärtlicher Vater, Bruder oder der Geliebte sein Lieb erfreut hatte, genug zu berichten.

„Seht diese Granaten“, rief jetzt die muntere Senda mit glänzenden Augen. „Die hat mir mein Olaf mit heimgebracht von seiner letzten Fahrt. Wer hätte schöneres Gestein aufzuweisen? Keine von euch; ich gönnte es auch höchstens noch meiner Maria, unsrer Herzensfreundin, unsrem Liebling, die nie Wünsche hegt und des Vaters kostbare Geschenke beiseite legt. Freilich sie, die Liebliche, bedarf keines Schmuckes. Ja, Maria, du träumerisches Sonntagskind, du bist auch ohne Schmuck schön genug, du brauchst weder schimmernde Steine noch Perlen in deinem goldenen Haar. Aber warum sollten wir andern uns nicht schmücken, solang' uns Lenz und Jugend blühen? Weshalb mühst du dich ab mit den fremden Blumen, die dein Vater aus fernen Gegenden, wo die Sonne immerdar glüht, mitbrachte? Sag', sind es nur diese bunten Kinder aus fremden Landen, die deine Augen leuchten machen?“

„Warum nicht, Senda?“ fiel eine andre heitere Stimme ein. „Wer weiß, was in diesen Blüten für ein Geheimnis steckt? Vielleicht erwacht im Blumenkelch, von ihrer Hand berührt, noch einmal ein verzauberter Blumengeist zu leibhaftigem Leben und führt sie heim in ein sonniges Wunderland, nach dem ihr Herz verlangt.“

„Und was sollte ich dort?“ entgegnete Maria lächelnd. „Wohl mag es in den Ländern mit ewig blauem Himmel schön sein zu leben, vielleicht schöner als bei uns; aber wißt ihr nicht, daß wir Nordslandskinder dort nicht gedeihen? Ich“, fuhr sie fort, und ihre Augen leuchteten, „ich würde vor Sehnsucht vergehen, wenn ich das Meer nicht mehr sähe, aus dessen Tiefe der Wassermann nachts emporsteigt und sein Lied in die Lüfte singt .... Sagt Mädchen“, unterbrach sie sich plötzlich, „hat eines von euch den Wassergreis schon gesehen?“

Die Mädchen sahen sich erschrocken an. „Still, still, Maria, das ist Teufelsspuk“, sagte Bruder Märten, der fromme Kaplan.

„Sagt, was ihr wollt — ich, ich sah ihn“, fuhr Maria fort, mit der Hand nach dem Nixenstein weisend. „Dort stand ich und schaute nach Vaters Schiff, als die Sonne sank. Die Seemöven flatterten umher, der Mond glänzte hell und beschien die rote Klippe im Meere — seht, dort saß der Alte. Sein weißes Haar flatterte im Winde, die Wellen netzten seine Sohlen. Und wie ich nach ihm aufmerksamer ausspähte, stieg aus dem Meere auf, erst verschwommen, schattenhaft, ein Schiff. Nur eine Gestalt, schwarz und finster, sah ich genau; die beugte sich weit über die Brüstung hinab nach der Klippe. Der Greis deutete mit erhobener Hand zum Himmel, und seine Stimme scholl weithin über das Meer, als er rief: „Die Erlösungsstunde naht!“ Das Schiff versank wieder, der Alte verschwand mit ihm — in dem Augenblick rief die Margret nach mir.

„Ein seltsames Traumbild“, meinte Frida.

„Ein Traum? O ich sah alles so klar und deutlich, wie ich euch sehe. Nein, ein Traum war es gewiß nicht.“

Die Mädchen schüttelten sich und meinten, sie wären wohl vor Schrecken davongelaufen; Margret, die alte Dienerin, aber ermahnte ihren Liebling, nicht mehr abends allein auf dem Nixenstein zu weilen. „Denn“, fügte sie hinzu, „da tauchen aus den Fluten die Nebelgeister auf und ziehen dich in ihren Bann. Haben sie dich aber einmal in ihrer Gewalt und an sich gefesselt, dann reißt keine Macht der Erde dich wieder los.“

Unterdessen war die Zeit zur Nachtruhe herangekommen; die Freundinnen verabschiedeten sich. Maria blieb allein. Sie trat an das Fenster und sah nach dem Meere. „Was der Vater diesmal solange ausbleibt?“ sagte sie in besorgtem Tone. „Heute Nacht der Sturm — mir wird so bange ums Herz.“

Besorgt spähte sie in die Ferne — da tauchten lichte Segel auf. Sie kamen näher, immer näher. Jetzt ließ sich die Flagge unterscheiden — ein Freudenruf: „Es ist der Vater!“ und sie eilte nach dem Hafen.

Sie hatte sich nicht geirrt, er war es. Bald saß er daheim am wärmenden Herd, von der Tochter liebevoll umfangen.

3.

Einige Tage waren seitdem vergangen. Kapitän Danland lehnte behaglich im alten Lehnstuhl und erzählte von seinen Erlebnissen und Fährnissen, von dem furchtbaren Sturm und dem Gespensterschiff. Und er schilderte in lebhafter Weise, wie sich schon die ganze Schiffsmannschaft für verloren gehalten, als sie mit dem geheimnisvollen Segler zusammengestoßen waren. Um ihn her horchten die herbeigekommenen Freunde und Nachbarn der Umgegend; Gespielinnen umgaben die Tochter und junge Leute, welche erschienen waren, die Mädchen heim zu geleiten, flüsterten denselben freundliche Worte zu.

„Kann auch davon erzählen, Nachbar Danland“, warf ein unter Sturm und Wetter grau gewordener Schiffseigner ein. „Weit entfernt von der norwegischen Küste, am Kap der Stürme, als sich das Himmelsdach aufgehellt hatte und windwärts kein Wölkchen zu sehen war, höchstens leichter Dunstschleier am fernen Horizont — als kein Windhauch sich regte und die weite Fläche des Ozeans spiegelglatt einer unübersehbaren Wüste glich, da tauchte auch vor den Augen des Schiffes, das ich vor etwa zwanzig Jahren führte, gleich unerwartet jenes Fahrzeug auf. Aus dem fernen Nebel erschollen Stimmen, man hörte die Schiffsglocke läuten. „Hallo ho! fertig!“ ertönt der Kommandoruf, und bald wurden deutlich erkennbar Rumpf, Masten und Raaen. Topp- und Mittelsegel waren eingerefft, die Raaen in den Wind gestrafft; es führte kein Linnen weiter als Vorder- und Sturmbeisatzsegel. Wie vom Sturm gepeitscht schoß es über die ruhige Wasserfläche, bald emporsteigend, wie vom Orkan aufgeschnellt, bald sich niederbeugend, als wolle es in der Tiefe der Fluten verschwinden, dann sich regungslos durch den Gischt der Wogen dahindrängend.

„So haben es viele Seefahrer geschaut; gar manches Schiff ist dem „Schwarzen Schiff“ oder „Fliegenden Holländer“ begegnet, und ihrer viele haben bald nachher den Untergang gefunden.



„Und manches Schiff hat bald nachher den Untergang gefunden, nachdem es dem Fliegenden Holländer begegnet!“

Wenn man es am wenigsten für möglich hält, erscheint es urplötzlich. Wo kurz vorher noch leichter Dunst war, da taucht mit einem Male hinter dunklem Gewölk das gespenstige Schiff auf .... Wir entgingen damals dem drohenden Unheil, wahrscheinlich auf dieselbe wunderbare Weise, wie ähnliche Fälle beobachtet worden sind. Ein andres Fahrzeug kam auf seiner rechten Seite in Sicht; auf dieses richtete es nun seinen Lauf, und von Schiff und Leuten hat man nie wieder etwas erfahren . . . .“

„Na — auch wir kamen nur mit knapper Not davon“, nahm Danland von neuem das Wort. „Doch nicht unsren Armen verdankten wir unsre Rettung. Als der heillose Sturm losbrach, der uns den Hörnerklippen zutrieb, da hatte sich, keiner von uns weiß recht wie, eine griesgrämige Teerjacke eingestellt. Der gespenstige Lotse saß am Steuer und lenkte das Schiff mit großem Geschick. Keiner von uns allen hätte ihm das nachgemacht. Die Leute flüsterten, solches gehe nicht mit rechten Dingen zu, und wahrlich, ich selber hab' mir etwas Ähnliches zugeraunt, wiewohl ich nicht am Aberglauben hafte.“

„Aber Vater“, sagte Maria mit ihrer sanften Stimme, „glaubt Ihr denn nicht an die Macht der Wassergeister, die denen Hilfe leisten, welche ihnen vertrauen? Ihr schüttelt den Kopf. Nun aber glaubt Ihr doch — sagt was Ihr wollt — an den Spuk des Gespensterschiffes. Schon oft habe ich vom Fliegenden Holländer reden hören, und mich schauert's stets, wenn ich an dem alten Bilde drüben in der Fremdenstube vorübergehe; denn die alte Margret behauptet, es stelle den Kapitän des Gespensterschiffes vor; sagt also — ich bitt' Euch, sagt, was hat es für eine Bewandtnis mit demselben?“

„Du thust viel Fragen auf einmal, meine Tochter; auch ist's eine schauerliche, traurige Geschichte, die sich daran knüpft.“

„O erzählt, Nachbar Danland, erzählt“, riefen die jungen Leute; auch die Männer redeten zu, rückten näher und meinten, sie möchten gern einmal genauer erfahren, was der Schiffsherr vom Fliegenden Holländer wisse.

„Na — in Gottes Namen denn, wenn ihr nicht anders wollt; hört also, was ich selber weiß“, sprach der alte Seemann. „Geh' hin, Gret“, fuhr er fort, „und hol' aus dem alten Wandschrank in der Großtantenstube drüben die dir bekannte Rolle. Ich könnt's auch selber erzählen; das aber, was auf dem Papiere steht, hat jemand niedergeschrieben, der das Erzählte mit erlebt haben muß.“

Die Dienerin brachte eine vergilbte Handschrift und Danland las:

„In einer reizenden Landschaft von prangenden Auen, unterbrochen von Fruchtfeldern mit Weingeländen, Ölbaumpflanzungen und Baumgängen mit goldig schimmernden Südfrüchten, im Hintergrund begrenzt von dunklerem Grün stolzer Pinien, liegt unfern der Küste ein freundliches Städtchen. Das Meer ragt tief ins sizilianische Land hinein und bildet zur Rechten eine geräumige Bucht. Die Wellen schienen hier leiser zu murmeln, als wollten sie nur kosend das herrliche Stückchen Erde berühren, über dem sich tiefer Friede ausbreitete. Abseits von dem Städtchen, am Meere auf einer Anhöhe, erhob sich ein Kirchlein mit weithin leuchtendem, vergoldeten Kreuz.

Es war Freitag. Die Glocken läuteten; festlich gekleidete Menschen schritten die Anhöhe hinauf zur Kapelle auf dem Felsenvorsprung.

Ein Schiff lief eben ein in die Bucht, ein stolzes Fahrzeug mit roter Flagge. Der Anker sank knirschend in den Grund, und an den Masten kletterten die Matrosen empor, wettergebräunte Gestalten, sich beeilend, die Segel zu reffen.

Der Kapitän selbst stand, das Sprachrohr in der Hand, auf dem Verdecke seines Schiffes stolz und gebietend wie ein König. Trotzig flammten die Augen unter dichten Brauen, in dunkeln Locken fiel das Haupthaar nieder, ein schwarzer Bart umsäumte das Kinn; von schwarzem Samt war seine Kleidung.

„He da — Steuermann!“ wandte er sich an einen bejahrten, doch noch kräftigen Mann, „habt Ihr Lust, mit ans Land zu gehen? Hallo — ho! Laßt das Boot nieder, Jungens!“ herrschte er den Matrosen zu, „dann mögt ihr feiern.“

„Na — Lust hätt' ich schon, den Fuß mal wieder auf festes Land zu setzen“, erwiderte der Steuermann. „Freilich wär's mir lieber“, murmelte er für sich, „er fände endlich 'mal Ruhe und kehrte heim mit den erlangten Schätzen.“

„Überlegt nicht lange und thut nicht so zimperlich, Alter, als wäret Ihr auf einmal eine Landratte geworden!“ spottete der Kapitän. „Doch wisset, wenn Euch ja die Fahrt etwa zu lange dauert, so kehrt heim zu Muttern und den andern. Unsereiner aber ist überall zu Hause, wo es ihm gefällt. Gehört dem Kühnen nicht das weite Meer, die ganze Welt? Und wären wir etwa müßig gewesen? Gefüllt sind alle Kisten und eine Menge Kostbarkeiten liegen aufgespeichert .... Sag', alter Teerbruder, was willst du noch mehr? Schau hin auf die Wellen, wie sie uns schmeichelnd einwiegen, als wollten sie sagen: „Wir grüßen dich, den Sohn des Niederlands, den König der Meere, und sein Schiff mit der roten Flagge und seine Mannschaft, die sich nicht „vor Sturm und Wetter, weder vor den Lebendigen noch den Toten fürchtet.“ Hör' auf, so verdrießlich drein zu lugen, du alte Seemöve! Vergiß, was nicht zu ändern ist! Das Meer ist und bleibt mein Lebenselement, mein Königreich; auf dem Schiff hier hab' ich meinen Königsthron aufgerichtet. So will ich herrschen, leben und sterben .... Sei mir gegrüßt, du wilde See, du, mein Liebchen!“

„Und wenn einmal Papa Sturm in das lustige Leben hineinfegt“, brummte der Steuermann, „dann heult und grollt das Liebchen mit und thut, als wolle sie ihren Liebhaber verschlingen mitsamt seinem Liebesgruß. Ich sag's Euch, es ist Gottes Stimme, die da mahnet, endlich heimzukehren! Verschmäht die Warnung nicht, ich bitt' Euch inständig, Herr!“

„Alter Sturmvogel, was lamentiert Ihr?“ fuhr der Kapitän auf; „seht Euch nur um“, und er deutete nach dem Ufer hin, „das schaut doch friedlich genug aus! Drückt einen die Gewissenslast — schaut dort nach dem Kloster neben der Kirche, dahin mögen die Beladenen gehen und Buße thun in Sack und Asche; packt zusammen Eure Siebensachen und tragt sie dorthin, wenn's Euch behagt. Uns aber laßt lustig dahinfahren, weiter von Land zu Land. Wer es wagt, uns den Weg zu verlegen, an dem übe ich mein Recht — traun! — man soll mich nicht umsonst den König der Meere heißen. Wer aber zwingt Euch, auszuharren?“

„Mich zwingt, Junker Jan“, entgegnete der Alte ernst und gemessen, „das Wort, welches ich einst Eurem Vater auf dem Sterbebette gegeben. Ihm, meinem Lebensretter, war ich nach Rom gefolgt, als er auszog, als ein heiterer Geselle die Welt zu sehen, und ich bin ihm treu geblieben, als er Euch, seinen stürmisch geliebten Sohn, heimbrachte aus dem Lande Italien, nachdem er sein schönes Weib, Eure Mutter, die Ihr nie kanntet, in die Erde ihrer Heimat gebettet, welche sie nimmer verlassen wollte und sollte. Dächt' ich doch, ich hätte ein gutes Recht darauf, Euch zu mahnen und zu warnen, abgesehen von dem mir heiligen Versprechen, mich von Euch, dem ungestümen, wilden Burschen, der schon als Knabe jeglicher Gefahr spottete, niemals zu trennen. Deshalb bleibe ich Euch treu, mag's Euch gefallen oder Verdruß bereiten.“ ....

„Nun, schmäle nicht länger, Alter, und komm mit“, erwiderte verdrossen der „schwarze Kapitän“. „Ja, treu bist du wie Gold, griesgrämig aber auch immer gewesen. Indes säume nicht länger und folge mir nun ins Boot.“

Schweigend stieß der Steuermann vom Schiffe ab und ruderte dem Ufer zu. „Bei meiner Ehre, ich ertrüge das ewige Nörgeln und sein kühnes Reden nicht“, brummte der Schiffsherr in den Bart, „wäre er mir nicht in der That ein zweiter Vater gewesen.“ — — Gleich nachher hatten sie das Festland erreicht. Sie durchwanderten die Häuserreihen und standen eben am Ende einer langen Straße, als der Glockenklang von der Kapelle niedertönte.

Ringsum blieb es jedoch still, die Gasse menschenleer. Der alte Steuermann hielt an und faltete andächtig die Hände. Auch der Kapitän rastete: sein Blick aber haftete auf einer schwarzgekleideten Frauengestalt, die soeben aus einem der letzten Wohngebäude herausgetreten war und eilenden Schrittes herankam. Ein langer Schleier verhüllte ihr Haupt, in der Hand hielt sie den geweihten Rosenkranz. Achtlos wollte sie an den Dastehenden vorüberschreiten, indes rasch sich wendend, befand sich der Kapitän ihr zur Seite. „Maria!“ rief er.

Wie vom Blitze getroffen, zuckte die Angeredete zusammen. Sie streckte abwehrend die Hand aus, als wolle sie Gefahrdrohendes von sich fern halten. „Gott sei mir gnädig!“ stammelten die bebenden Lippen.

Der „schwarze Kapitän“ ergriff ihre Hand; wilde, leidenschaftliche Freude flammte aus den dunklen Augen — doch hoch und stolz stand sie vor ihm; der augenblickliche Schreck schien überwunden. Ernst, fast traurig ruhten ihre Augen auf seinen erregten Zügen.

„Ihr irrt!“ sprach sie in gemessenem Tone. „Maria ist längst tot, Schwester Angelika aus dem Kloster der heiligen Barbara versieht hier ihr Pflegeamt. Die Glocke ruft zur ernsten Feier — lebt wohl!“

Bevor der Kapitän noch ein Wort der Erwiderung gefunden, war sie an ihm vorüber die Anhöhe hinaufgeeilt und in der Kirche verschwunden.

„Sie hier?“ rief mit funkelnden Blicken der Niederländer, indem er den Alten an der Schulter rüttelte. „Sahst du sie, die zweite Maria, welche mich verschmäht hat? Ha! und so stolz und gemessen stand sie wieder vor mir, wie damals, als sie mich verachtend von sich stieß, als der Sohn des holländischen Handelsherrn van der Velden ihr nicht fürnehm genug dünkte.“

„Nicht also, Herr“, unterbrach ihn ruhig der Alte, „Eure unbändige Wildheit hat Euch dem Herzen der lieblichen Maria von Bergen entfremdet und die schöne Maria von Casabianca hat keineswegs den holländischen Kaufmannssohn verschmäht, sie wollte nur nichts vom „König der Meere“ wissen, dessen Weib konnte sie nicht werden. Ihr wißt“ —

„Ich weiß alles, was du sagen willst, weiß, wie sich ihre Worte in meine Seele eingegraben haben.“ — „Nicht eines Piraten Weib kann ich sein“, sprach sie, „doch fluche ich dir nicht, Jan, daß du mich betrogst. Wehe mir, daß ich von dir lassen muß! Gehe hin, Gott verhelfe dir zur Besserung!“

„So ist es“, fuhr der Steuermann fort. „Die fromme Jungfrau konnte ihre reine Hand nicht in Eure blutbefleckte legen, in die des geschworenen

Feindes der Spanier und ihrer Priesterschaft. Hißtet Ihr auch das blutrote Banner erst auf, als es galt, die Übelthaten zu rächen, womit der finstere Philipp unsre freiheitliebenden Provinzen heimgesucht hat; habt Ihr Euch auch durch kühne Thaten einen weit und breit gefürchteten Namen gemacht, Eure Schätze und Kostbarkeiten auch im offenen Kampf erworben, nicht als Krämer in ehrsamem Kauf und Handel, so mußte doch der frommen Sizilianerin Euer Thun und Treiben als sündhafter Greuel erscheinen.“ ....

„Ja, sie verstieß mich, den Ketzer, den Piraten, trotz seines kräftigen Armes und seines furchtlosen Herzens“, erwiderte der Niederländer in großer Aufregung. „Aber sollte ich etwa betteln, jammern und klagen? Ich stürmte fort, um in neuen wilden Kämpfen gegen den Todfeind meines Vaterlandes das Toben des eignen Schmerzes zu vergessen. Doch wisse es, Alter, sie hätte mein guter Engel werden können — sie hätte meine Wildheit gebändigt — statt dessen riß sie sich von mir los. Da hat der Dämon der Leidenschaft sich meiner vollends bemächtigt. Laß sehen, ob der Böse gewährt, was das gütige Geschick mir verweigerte. Ich habe sie überall gesucht; mein soll sie werden, ich habe es geschworen, mein muß sie sein!“

„Herr“, sprach der Alte, „ruft nicht des Allmächtigen Rache auf Euer Haupt herab, der ewige Gott läßt seiner nicht spotten.“

„Schweige und gehorche, alter Sturmvogel!“ herrschte der Kapitän ihn an. Und er eilte dem Meere zu. —

Oben in der Kapelle war unterdessen der Gottesdienst beendet, die Andächtigen waren in ihre Wohnungen zurückgekehrt, nur in einem Winkel kniete noch eine Frauengestalt. Der lange Nonnenschleier verhüllte ihr Antlitz.

„Herr, Allerbarmer“, flehte sie mit gerungenen Händen, „erbarme dich seiner — meiner, sieh' meinen Jammer — meine Not!“ —

Alle niedergekämpften Stürme der Seele waren in ihrem Innern zu neuem Leben erwacht, als er vor sie trat, der Mann, der einst mit schmeichelndem Worte sich in ihr Herz eingeschlichen und das Vertrauen des unerfahrenen Mädchens gewonnen hatte. Sie dachte der Zeit des kurzen Glückes, als sie, die früh Verwaiste, einsam, unbekannt mit Welt und Menschen dahinlebend, sich geliebt wußte von ihm, der ihr ein Held zu sein schien, wenn er ihr von seinen Seefahrten erzählte, von seinen Reisen von Meer zu Meer, nach unbekannten Ländern. — — Und dann, als sie zu spät erkannte, wieviel Blut und Thränen an seinen Thaten hingen; als man ihr sagte: „Laß ab von dem wilden Seeräuber, dem Feinde deines Glaubens, dem nichts mehr heilig ist!“ da hatte sie sich losgerissen, war vor seinem stürmischen Flehen und Drohen geflohen. Nur vorübergehend sollte sie Ruhe und Frieden gefunden haben, hier in diesem stillen Thale, im Kloster bei den barmherzigen Schwestern; dies ihr Asyl nach stürmischen, qualvollen Tagen, sollte sie es wieder aufgeben? — Nein, nein! — Und doch fiel wie ein zündender Funke das unerwartete Wiedersehen in den kaum wiedererlangten Frieden ihres Herzens, die Wunden aufreißend, die sich kaum geschlossen, die Leidenschaft wieder erweckend, die in Vergessenheit begraben schien! Die Träume der Vergangenheit traten vor ihre Seele, das erstorbene Herz schrie laut auf und verlangte sein Recht. —

Hatte sie recht gethan, als sie ihn gehen hieß? Wäre es nicht besser gewesen, an seiner Seite zu bleiben, ihm den rechten Pfad zu zeigen, ihn zur Rückkehr nach der Heimat zu bestimmen? Er hatte ja Ehren und Reichtümer genug geerntet, Wechsel im Leben hinlänglich erfahren! — „O Herr, einen Funken Licht in diese finstere Nacht!“ —

Es war Abend geworden, als sie sich endlich erhob, beruhigter, aber bleich und todesmatt. Der Kampf war beendigt. Sie wußte, daß sie wohl gethan, als sie vor dem wilden Manne geflohen; seiner Macht einmal verfallen, wäre sie gewiß selbst mit untergegangen in Jammer und Elend. Fluch und Verdammnis wären ihr zuteil geworden. Sie hüllte sich tiefer in den Schleier und verließ unbemerkt die Kirche. Noch hatte niemand nach ihr gefragt. Die frommen Schwestern glaubten sie im Thale bei den Kranken, die heute ihrer Pflege anvertraut waren. „Die Pflicht wartet meiner“, sagte sie leise; „bevor die Glocke zum Ave Maria ruft, muß ich das Versäumte einholen.“

Eilends, als fürchte sie gesehen zu werden, schritt sie zur Anhöhe hinab. Sie wandte sich um die Biegung des Weges, die, von blühendem Gesträuch und Rebengeländen eingesäumt, den freien Ausblick verbarg, da — mit einem leisen Schrei wich sie zurück — es stand der Holländer abermals vor ihr. Sie wollte fliehen, aber er faßte sie am Arme. „Mein bist du, stolze Braut, du mußt mir folgen!“ rief er laut jubelnd, „da hilft kein Sträuben!“

Rings blieb alles still, kein Mensch zu sehen; ach! — es gab kein Entrinnen, jegliche Hilfe war fern, nahe am Ufer aber schaukelte das Boot mit den Leuten des Kapitäns. Von Entsetzen übermannt, ließ sie willenlos geschehen, daß er sie fortzog zur Schaluppe. Die Ruderer stießen vom Lande; bewegungslos, mit starren Augen sah sie, wie sie dem Schiffe immer näher kam. Jetzt scholl ein wildes, lärmendes „Hussa!“ vom Verdeck hernieder, zwei Arme umfaßten sie fester und trugen sie empor zu der wild jubelnden Menge.

Aber finster, mit drohender Gebärde vertrat der Steuermann den Weg.

„Zurück, Herr!“ rief er und seine Stimme durchdrang das Toben des Schiffsvolkes. „Bis hierher und nicht weiter, also will Gott, der Allgerechte! Hütet Euch, das Maß des Frevels zum Überfließen zu bringen. Das Mädchen, das Ihr rauben wollt, hat sich Gott verlobt. Ihr Ruf, wenn sie der Sprache mächtig sein wird, wird sich vereinigen mit dem Fluche der übrigen Opfer Eurer Leidenschaften, dem Blute der durch Euch Heimgesuchten und Beraubten. O, hütet Euch, daß nicht ein solch edles, unschuldiges Herz lauter noch um Rache schreit! O, Herr, bedenkt das Ende!“

„Elender Knecht!“ knirschte der Kapitän und seine Augen rollten unheimlich, „wäge deine eigne Sündenlast und büße meine noch mit, wenn dich’s danach gelüstet! Hinweg mit dir! Raum für deinen Herrn und die Braut des Königs der Meere!“ — Wie von einer Viper gestochen schnellte bei diesen Worten die im Nonnenkleide empor. Der schwarze Schleier glitt nieder, das langgefesselte Haar wogte um das bleiche Haupt.

„Ha! so bist du schön, mein Lieb!“ rief der wilde Mann des Nordens und wollte die Blume des Südens umfassen, aber des Steuermanns starke Faust hielt ihn zurück. „Verwegener Mann!“ rief er, „rühre sie nicht an, sie, die Braut

des Himmels!" — doch der Rasende hörte nicht. Für ihn gab es längst keine Schranken mehr, er kannte nur einen Willen, das war sei eigner. Unter schrecklicher Verwünschung schleuderte er den unwillkommenen Warner zur Seite; derselbe erhob sich von neuem — noch ein kräftiger Stoß und der treue Behüter seiner Jugend strauchelte über die Schiffstreppe hinab in die dunklen Fluten. Nun hatte der König der Meere freie Bahn — er stürzte vor.



Raub der Angelica.

Schwester Angelica knieete auf dem Verdeck. „Maria, Heilige, steh' mir bei, rette, errette mich in meiner größten Not!" flehte sie; und wie ein Gruß aus Himmelshöhen ertönte leise vom fernen Kirchlein die Glocke zum Ave Maria. — „Ave Maria", klang es in ihr nach, „gelobt seist du, Mutter des Herrn, du bist mir nahe!" — Ein Schein der Verklärung flog über ihr bleiches Antlitz, sie erhob sich und stand gleich nachher an der Schiffstreppe.

„Des Himmels Braut wird keines Menschen Weib! Dein bin ich, mein Heiland, im Leben und Sterben!" — rief sie und glitt hinab in die Flut. Doch sie versank nicht im Spiel der Wogen, die Wellen hoben sie wieder empor, höher, immer höher; sie färbten sich rot wie vergossenes Blut — — —

Unterdessen war es Abend geworden. Schweres Gewölk hatte sich zusammengezogen, der Himmel sich verfinstert; Blitze flammten, der Donner rollte. Es schien, als wachse die, welche den Tod in den Wellen gesucht, jene schwarze Gestalt mit dem wallenden Haar, riesig groß; ihre weiße Hand deutete nach oben, und durch das Rollen des Donners erklangen die Worte: „Fluch dir! fahre hin durch die Meere ohne Rast und Ruhe..... bis in alle Ewigkeit!“

Von neuem züngelten die Blitze nieder, blaue Flammenstrahlen zuckten um das Schiff, ein gräßlicher Schrei — hierauf schauerliches Hohngelächter — drang gellend durch die Lüfte, die Ankertaue rissen — — —

Am andern Morgen erzählten die Wächter der Stadt, in der Nacht um die zwölfte Stunde sei das fremde, stolze Schiff, das im Hafen vor Anker gelegen, mit blutroten Segeln und kohlschwarzem Mast von dannen gefahren. —

Seitdem irrt es umher auf allen Meeren, geräuschlos, still wie der Tod, unheilbringend demjenigen, welchem es begegnet. — —

„Das ist“, also schloß Kapitän Danland, „die Sage vom Fliegenden Holländer. Bis zur Stunde ist er der Schrecken aller Schiffer geblieben. Selten nur ist eines der Schiffe dem Untergang entronnen, die ihr Unstern mit ihm zusammentreffen ließ. Welche rettende Hand uns kürzlich dem Verderben entriß, das ist mir bis jetzt noch immer ein Rätsel.“ —

Grauen lagerte auf den Mienen der Zuhörer nach Beendigung der Erzählung. Der Kapitän rollte langsam die Blätter zusammen. Stumm starrte jung und alt vor sich hin; Maria, die Tochter des Schiffsherrn, hatte sich schon vor Vollendung der Geschichte vom „gespenstigen Schiffe“ aus den Reihen ihrer Gespielinnen zurückgezogen. Danland unterbrach zuerst das Schweigen.

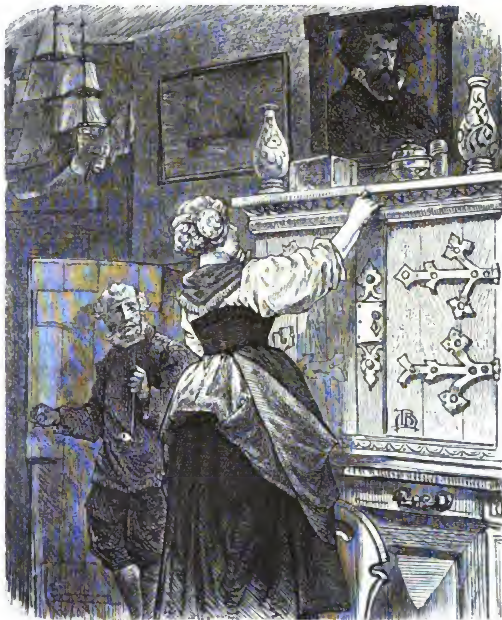
„Genug des Schrecklichen, für heute wenigstens!“ sagte er. „Selbst mich hat das Reden aus der Erinnerung an das erst jüngst Erlebte angegriffen. Also — vorwärts Jungens — gute Nacht, ihr Mädchen, träumt nicht vom „schwarzen Kapitän!“ Auf Wiedersehen, Nachbarn! morgen ist auch noch ein Tag.“

4.

Maria hatte sich, noch ehe ihr Vater die „Geschichte vom Gespensterschiff“ zu Ende gebracht, nach der fremden Stube geschlichen, wo über dem altertümlichen Schranke in dunkelfarbigem Rahmen das Bildnis eines Mannes in holländischer Tracht schon so lange hing, als sie überhaupt zurück zu denken vermochte. Die Nacht war längst hereingebrochen. Aber in den Nordlandsgegenden ist es zur Abendzeit monatelang nicht dunkler als bei uns in den Sommernächten. Sie konnte noch die düsteren und doch so anziehenden Gesichtszüge des Seemannsporträts unterscheiden, in dessen Anschauen sie versunken blieb. Träumerisch schob sie einen Schemel vor den Schrank und schaute unverwandt empor zu dem Gemälde. Es stellte einen Mann in den besten Jahren dar, in dunklem Gewande, ein Samtbarett auf dem Haupte. Je länger sie das Bild anstarrte, um so mehr schien es ihr, als belebe sich dasselbe. Ein paar düstre Augen sahen, so deuchte ihr, wie bittend und flehend zu ihr herab. Ihr ward ganz unheimlich und ängstlich zu Mute, wiewohl Furcht und Bangen die starken Herzen der Nordlandmädchen nicht so leicht beschleichen.

Ihr schauderte. Rasch erhob sie sich und eilte in ihr Kämmerlein, nicht aber, um daselbst Ruhe und Frieden zu finden. Das düstere Augenpaar verfolgte sie auch in ihren Träumen. Erst gegen Morgen senkte sich der Schlummer auf die ermüdeten Augenlider.

Sie blieb einsilbig und verschlossen an diesem und auch am folgenden und nächsten Tag. Gegen Ende des dritten, nach Rückkehr Danlands, zog es sie wie mit unsichtbaren Banden nach dem Zimmer zu dem Seemannsbilde.



Maria vor dem Bilde des Holländers.

Und wiederum sank sie vor demselben in träumerisches Hinbrüten. — So fand sie ihr Vater, der sich allerorten nach ihr umgesehen hatte.

„Was fehlt dir, Kind? Du siehst schon seit ein paar Tagen so verstört und angegriffen aus!“ sprach er mit besorgter Miene. „Und was führt dich hierher an diesen unheimlichen Ort, der nur selten von jemand aufgesucht wird, seit deiner Mutter Großtante hier ihren letzten Lebensseufzer ausgehaucht, fast in derselben Stellung, wie du dich hier gebärdest?“ . . . .

Maria schien den Worten des Vaters wenig oder gar nicht gefolgt zu sein. Wenigstens beantwortete sie nicht die an sie gerichtete Frage, sondern flüsterte zaghaft: „Sagt, mein Vater, kann der Fluch niemals gesühnt werden, der auf jenem unglücklichen Manne ruht, von dem Ihr vor wenig Abenden erzähltet?"

Danland zuckte die Achseln.

„Davon steht nichts in den Papieren der Großtante geschrieben; aber ich glaube nicht, daß der Engel der Barmherzigkeit sich so ganz von ihm wegwandte, daß keine Reue die Pein seines ruhelosen Daseins mildern könnte."

„Darf ich noch eine Frage an Euch richten, mein Vater?" sagte Maria. „Darf ich Euch bitten, mir zu sagen, in welcher Beziehung jener unheilblickende Mann zu unsrer Familie steht und wie das Bildnis dort in den Besitz der Großtante Marina gelangt ist?"

„Kind", erwiderte Danland, „deine Rede macht mir fast Sorge. Laß es genug sein, daß ein Glied unsrer Familie durch den Mann dort, der als dreiundzwanzigjähriger Jüngling sich Jan von der Velden nannte, unsäglich unglücklich geworden. Weißt du doch längst, daß man bei der Großtante nach ihrem Tode die Papiere gefunden hat; ihren Inhalt erfuhrst du schon größtenteils durch deine geschwätzige Amme. Ist dem nicht so?"

„Ja, mein Vater", antwortete das Mädchen. „Aber aus Eurem Munde möchte ich die Bestätigung dessen hören, was ich der Margret, wenn Ihr monatelang weg waret, zu guter Stunde und nur stückweise entreißen konnte."

„Ach, Kind . . . wahrlich nicht gern gedenke ich der Unglücklichen, die hier hochbetagt — als ob sie nicht zu sterben vermocht hätte — ihr Leben beschloß. Als ich um deine Mutter freite, die der Obhut und Fürsorge jener Dulderin anvertraut worden war, waren deren Wangen längst eingefallen und das Licht ihrer stets thränenfeuchten Augen schier gänzlich erloschen. Die schöne „Maid von Bergen", hieß sie, die Marina Güldenhaar, als sie noch in voller Jugendschöne prangte, der Stolz ihrer Familie, die Freude aller, die die Holde kannten. Ach — lange ist es schon her, daß ich deine Mutter heimführte! — Sie hat sich von der zärtlich geliebten Großtante, welche der früh Verwaisten die Eltern ersetzt hatte, nicht trennen wollen, und die Maid von Bergen sich nicht von ihr! Über ein Vierteljahrhundert hat sie noch in dieser Stube, nicht menschenscheu, aber freudenleer verbracht. Sie hat mir beigestanden, deine zwei Brüder und dann deine gute Mutter nach wenig Jahren häuslichen Glückes in die Erde zu betten, hat auch über die erst spät mir geborene Tochter, über dich, meine geliebte Maria, in den ersten Jahren deiner Kindheit noch ihre zarten, abgemagerten Hände gebreitet! Ach — Geschlecht auf Geschlecht mußte die Ärmste kommen und vergehen, diejenigen vor sich in die Grube sinken sehen, an denen ihr frühgebrochenes Herz hing; Eltern — Freunde — Geschwister — den jüngsten Bruder von der Hand jenes fürchterlichen Mannes, dessen Bild du eben wieder so schmerzvoll anstarrst. Ihn liebte sie mehr als sich selbst, ihn allein — und dennoch stieß sie ihn für immer von sich, als er, der wütige Geselle, aus Eifersucht das Messer gegen jenen zuckte, von dem er nicht wußte, daß er nur von seinem natürlichen Recht Gebrauch machte, als er, aus weiter Ferne heimgekehrt, die innig geliebte Schwester feurig in die

Arme schloß. Damals verließ der verstoßene Jan van der Velden den Hafen von Bergen auf immer und ist nie wieder dahin zurückgekehrt. Tante Marina gelobte das Bild des wilden Mannes auf immer aus ihrer Erinnerung auszulöschen, nachdem sie ihm alles zurückgegeben, was sie von ihm besaß — nur von jenem Gemälde dort oben hat sie sich nicht trennen mögen. Den Blick auf jene düster schauenden Augen gerichtet und mit den Worten: „Herr, schenke dem Unseligen die ewige Ruhe!“ so ist die Großtante, wohl hundert Jahre alt, gestorben, treu dem Manne ihrer ersten und einzigen Liebe, treu bis in den Tod, d. h. bis in ihren Tod. Denn wenn die Papiere, deren Inhalt du kennst, die Wahrheit enthalten, so irrt der unglückliche Jan seit hundert Jahren als Gespenst auf allen Meeren umher!“

Danland schwieg und atmete tief auf. Er sah, wie sein Kind noch immer unverwandt die feuchten Augen auf das Bildnis des Holländers richtete. Jetzt legte er seine Rechte auf die Schulter der Tochter. Sie zuckte zusammen.

„Kind“, sprach er, „es ist nicht wohlgethan, sich dem Zauberblick jenes fürchterlichen Mannes auszusetzen! Es ist genug, daß, wie du weißt, schon zwei Marien ihr Leben dahingaben, daß die eine den Tod in den Meereswogen gesucht, die andre in unendlicher Trauer und Treue ihr Dasein verbracht hat.“

„Ohne jedoch dahin gestrebt zu haben, sein besseres, ewiges Teil zu retten“, fiel Maria Danland ein. Für sich aber fuhr sie flüsternd fort: „Möge es einer dritten Maria vergönnt sein, der irrenden Seele den Frieden und die ewige Ruhe gewinnen zu helfen.“

Der Vater reichte der Tochter die Hand und beide verließen das unheimliche Gemach. — — Noch lange saß in dieser Nacht Maria wachend in ihrem Zimmer und dachte an den, der den Tod bringt, wohin er kommt, und selbst den Tod nicht finden kann, weil er schwere Schuld büßen muß. Wäre sie, die er liebte, nicht von ihm gegangen, hätte sie nicht den Tod ihm vorgezogen: vielleicht hätte sie sein guter Engel werden können, der ihn vor sich selbst schützte, hütete und warnte; so aber ist sie sein Dämon geworden .....

Also dachte und sprach Maria.

Sie öffnete das Fenster und blickte hinaus auf das in sanftem Wogengang aufsteigende und niedersinkende Meer, dessen weite Fläche im Mondscheine silbern glänzte. Sie hörte das Rauschen der Brandung, die in stetem Wechsel dieselbe Weise sang, wie vor Jahrtausenden, das Lied vom Werden und Vergehen, vom Leben und Sterben.

Da war es ihr auf einmal, als rauschten die Wellen stärker, als stiegen sie höher und höher, und aus Schaum und Wogen, getragen von den grollenden Fluten, tauchte der Wassergreis empor mit dem wallenden Silberhaar.

Geräuschlos glitt er bis zu dem Fenster, an dem sie saß. Sie erkannte ihn wieder und wußte es wohl, daß er es war, der des Vaters Schiff aus dem Sturme gerettet. Sein ernstes, mildes Auge suchte das ihre; leise, fast geisterhaft klang seine Stimme zu ihr: „Denkst du, Maria, voll Erbarmen des ruhelosen Mannes, kannst du empfinden die Qual seines Daseins? Verflucht irrt er umher auf den Ozeanen, ohne sein Grab, seinen Frieden finden zu können!

Und doch kann dem Unseligen Erlösung werden, wenn ein Weib voll heiliger Unschuld ihm ihr Leben weiht, ihm Treue bewahrt bis in den Tod."

Atemlos lauschte Maria den Worten; sie wollte antworten, doch die Gestalt des Alten wich langsam zurück und verschwand. Aber über dem Wasser schwebte ein bleiches Frauenbild; es erhob die weiße Hand, winkte der Jungfrau und sprach flehend: „Sei du sein Engel, erfüll' das Gebot, und folg' ihm getreu bis in den Tod!"

Die Erscheinung schwebte näher heran; die Meereswellen murmelten ihr dieselben Worte zu, durch die Lüfte drangen sie zu ihr, und eine kalte Hand berührte ihre Stirn. — Erschreckt fuhr sie auf.....

Die Morgenluft wehte ins Zimmer, sie war am Fenster sitzend eingeschlafen. Schon stieg die Sonne auf in ihrer majestätischen Pracht — nebenan in der Stube hantierte bereits die alte Margret.

Oft noch begab sie sich nach Sonnenuntergang auf ihren Lieblingsplatz, den Nixenstein, und blickte hinab auf den Wogengang. Dann war es ihr zuweilen, als tauche der Wassergreis empor, und durch die Lüfte tönten ihr entgegen Lieder der ewigen Barmherzigkeit und von ewiger Treue.

5.

Tiefes Mitleid mit dem Ruhelosen, ihr selbst unerklärlich, hatte Maria ergriffen. Immer und immer wieder mußte sie des umherirrenden Holländers gedenken. Die Traumbilder der Nacht standen ihr fort und fort vor den Augen.

So saß sie wieder eines Abends oben; die untergehende Sonne vergoldete ihr reiches, blondes Haar, ihre blauen Augen schauten schwärmerisch nach den schimmernden Tropfen der hoch aufschlagenden Wellen. Da hörte sie des Vaters Stimme vom Landungsplatze her. Maria wandte sich um, blieb aber, die Hand aufs Herz gepreßt, unbeweglich stehen. Hatte sie recht gesehen? Ja, es war ihr Vater, er kam jedoch nicht allein. Eine dunkle Gestalt trat eben hinter dem nächsten Felsenvorsprung heraus. Als wolle der Fremde lang vermißte, wiedergefundene Freunde, eine traute Heimat freudig begrüßen, so breitete er die Arme aus, zuerst gegen den Himmel, dann warf er sich zur Erde nieder, sie krampfhaft umfangend. Lange, lange lag er so da, als könne er den Boden nicht wieder missen, den er vielleicht seit vielen Jahren nicht betreten. Endlich erhob er sich wieder und eilte dem vorausgehenden Danland nach.

Maria aber beeilte sich, noch vor Ankunft der beiden Männer die gemeinschaftliche Wohnstube zu erreichen. Sie wollte eben zum Spinnrad greifen, als eilende Schritte hörbar wurden. Die Thür öffnete sich — vor ihrem Vater schritt eine hohe Männergestalt her und auf sie zu. Schwarz waren Haar und Bart und dunkel die Kleidung, die er trug. Wohl schien er noch jung, aber es war, als hätte unendliche Wehmut, tiefer hoffnungsloser Schmerz alle Blüte, alles Leben aus seinen Zügen verwischt. Doch seine Augen, dunkel und unergründlich, ruhten auf ihr mit seltsamem Glanze.

Noch immer starrte — stumm und regungslos — Maria den Fremden an. Ihr war's, als wenn alles Blut ihr aus Antlitz und Gliedern entwiche.



Maria vor dem fremden Werber.

„Na Mädchen“, lachte der Vater, „bist wohl zur Bildsäule erstarrt vor Staunen? Wie seltsam du doch diesen Fremden, unsern Gast, anblickst — stumm und starr stehst du da! — Weit umhergetrieben von Sturm und Wetter gelangte er mit seinem Schiffe an unsre Küste; hier will er rasten nach langer Irrfahrt. Du kennst den Seemannsbrauch; auf reich' ihm zum Gruße die Wange!“

Sprachlos hielt Maria die rechte hin, aber sie zuckte in jähem Schrecken zusammen — die des Gastes war kalt wie Eis.

Der Vater merkte es nicht. „Macht es, werter Herr und Gast“, fuhr Danland fort, „macht es Euch behäbig. Hier gibt's genug munteres Volk; das hört gern von Seefahrten und Abenteuern erzählen. Da kann es Euch nicht an dankbaren Zuhörern fehlen. Frisch, Mädchen, sorge, daß es unserm Gaste an nichts gebricht!“

Maria eilte an dem Fremden vorüber; scheu warf sie noch einen Blick zurück auf ihn. Er nahm unterdessen neben dem Vater Platz.

Mit einbrechender Dunkelheit erschienen die Nachbarn und Freunde. Wie gewöhnlich am Abend wurde viel hin und her geredet, erzählt, gefragt

und gelacht. Doch der Fremde verhielt sich schweigsam und schaute düster drein, so daß die Anwesenden allmählich von ihm wegrückten, und einer der jüngeren meinte, er sei doch ein wunderlicher, einsilbiger Geselle. In diesem Hause müsse aber alles fröhlich sein; es wäre ja lang genug hier traurig zugegangen.

Über das Antlitz des Fremden flog bei diesen Worten ein düsterer Schein. Lächeln konnte man es nicht nennen. „Weit bin ich umhergetrieben worden, auf allen Meeren", sagte er mit tiefer melancholischer Stimme. „Nirgends fand ich Ruhe noch Rast. Ich suche meine Heimat und finde sie nimmer, nun bin ich müde und matt geworden." Er sah bei diesen Worten nach Maria hin. Der seltsame Blick voll Glut und Sehnen stand ihr noch vor Augen, als sie sich allein in ihrem Zimmer befand.

Sie neigte den brennenden Kopf gegen das Kühlung spendende Fenster. „Daß dem Vater nicht die Ähnlichkeit des Fremden mit dem alten Porträt in der Großtante Zimmer aufgefallen ist!" sprach sie vor sich hin. „Ach, mir kommt er so bekannt vor, als kennten wir uns seit Jahren! Doch mich schauert's, wenn ich daran denke." Sie griff an Stirn und Haupt. „Ach", fuhr sie fort, „mich fiebert!" . . . . Horch! — welch wundersam ergreifender Ton drang plötzlich in ihr Ohr? Sie öffnete das Fenster und bog sich weit hinaus. Der Klang kam herüber vom Nixenstein. War es eine Menschenstimme, war es ein Ruf aus einer andern Welt? Sie lauschte schärfer — jetzt hörte sie die Worte deutlicher, verstand genau die dort gesprochenen Wehmuts- und Schmerzenslaute:

„Aus weiter Ferne, längst vergang'nen Zeiten
Spricht dieses Mädchens Bild zu mir.
Wie ich sie sah vor langen Ewigkeiten,
Vor meinen Augen steht sie wieder hier.

Sie steht vor mir entsetzt und bebend wieder,
Wie damals in demselben Land.
Den süßen Blick senkt sie zur Erde nieder,
Angstvoll aufs Herz gepreßt die weiße Hand.

In tiefer Glut fühl' ich die Seele brennen,
Wird neue Qual mir nur zu teil?
Soll ich Unseliger dies Liebe nennen?
Ist es die Sehnsucht nach dem ew'gen Heil?

Hat sich der Fluch von meinem Haupt gewandt?
Bist du, ein Engel, mir gesandt,
Und führst mich endlich in mein Heimatland?"

Leiser verhallte die letzte Strophe. Tief, unauslöschlich prägte sie sich in ihre Seele; wie Geistergruß klang es noch einmal durch das stille Zimmer:

„Mein Engel, der du mir gesandt,
O führ' mich endlich in mein Heimatland!"

Maria war auf die Kniee gesunken. Die Worte tönten in ihrem Herzen wieder und leise betend sprach sie: „Ja, ich will dein Rettungsengel sein."

Am andern Morgen trat unvermutet der fremde Mann in die Wohnstube; ihm folgte Danland mit heiterem Gesichte auf dem Fuße. Auf dem

Tische lag ein kostbarer Schmuck, edles Gestein und Perlen. Der Fremde trat schweigend an das Fenster, Maria fühlte unter Schauern seine dunklen Augen auf sich ruhen.

„Sieh' her, Kind", rief Danland, auf die Kostbarkeiten deutend, „wie gefällt dir der Reichtum aus Indien? Sperre nur deine Guckfensterlein recht weit auf! — 's ist für dich und noch mehr dazu, wenn du nur willst. Gönne unserm Gast nur ein Wörtlein. Du schweigst noch immer? Und ahnst doch wohl, was ich meine? — Na — wende dich nicht ab, Kind, ein stolzer, vornehmer Herr, wohl wert, daß sein Schiff in unsern Hafen einläuft, wirbt um dich und du thust wohl, ihm deine Gunst zuzuwenden. Also Kopf in die Höhe, nur frisch ausgelegt, wie's einem Seemannskind geziemt! Hol' der Geier dieses Armesündergesicht, das du schneidest! Zier' dich nicht länger und macht's miteinander aus, derweil ich mich nach einem frischen Trunk umschaue." Er nickte dem Gaste zu und verließ das Zimmer.

Der Fremde näherte sich dem Mädchen, das unbeweglich noch vor ihm stand.

„Maria!" flüsterte er, und tief drang ihr der Ton ins Herz. Sie sah zu ihm auf, seine Augen ruhten auf ihr mit dem Ausdruck tiefen Flehens und aufkeimender Hoffnung. „Maria!" wiederholte er, „den Namen sprach ich einst voll Trotz und Übermut; schon lang' ist's her — wie lang'? ich weiß es selber nicht; umhergetrieben auf wildbewegtem Ozean, zähle ich die Jahre längst nicht mehr. Du gleichst der einen wie der andern, die sich von mir wendeten; sie gleicht dir, die ich aus glutvoller Leidenschaft verdarb. Durch dich allein kann mir Friede und Erlösung werden, willst du mir rettender Engel sein?"

Maria stand vor ihm mit leuchtenden Blicken, sie reichte ihm schweigend die Hand und zitterte nicht, als seine eiskalte die ihre an sich zog. Sie wußte jetzt, was den Traumbildern für eine Deutung zu geben sei; sie fühlte, daß sie die Kraft besitze, zu sühnen, zu erlösen. Ein Ausdruck seliger Freude glitt über sein totenbleiches Gesicht.

„Nur kurze Zeit ist mir vergönnt", fuhr er fort, „ein Tag und zwei Nächte — du ahnst nicht, wer ich bin. Es ist der Fluch, der auf mir ruht, daß ich nicht rasten darf an irgend einem Orte. Doch einst, wenn du deine Treue mir bewahrst, dann kehre ich ein zu seligem Frieden. O bleibe stark und treu! an deiner Treue hängt mein Heil — meine Erlösung."

Hoch aufgerichtet stand Maria ihm gegenüber; nicht ein Augenblick der Schwäche überkam sie. Die Augen strahlend in himmlischer Begeisterung, sprach sie klar und deutlich: „Dir schwör' ich Treue bis in den Tod!"

Er beugte sich zu ihr nieder. Todeskälte umwehte sie, aber sie wankte nicht, sie duldete den Kuß, den die bleichen Lippen auf ihre lebenswarmen drückten. Da flammte ein heller Schein im Zimmer, vom Meere herüber scholl in dumpfem Chor: „Wir hörten den Schwur, den heiligen Eid; Kapitän, komm' zurück nun, um ist die Zeit!"

Eisiger Hauch streifte ihr Gesicht; als sie die Augen öffnete, befand sie sich allein. — Aber von draußen ertönten wirres Schreien, drohende Zurufe, dazwischen schauerliche Klänge, die ihr durch Mark und Bein drangen. Der Vater trat entsetzt in die Stube. „Wo ist der Fremde?" fragte er verstört.

„Ja, Vater!“ schrie sie auf mit totenblassem Gesicht, „wo ist er?“.... Der alte Seemann sah scheu umher. „Nicht mehr hier?“

Er sank auf den nächsten Stuhl. „Gott sei uns gnädig! Er war es, Kind“! stöhnte er, „derselbe, der schon deiner Mutter Großtante so unsäglich unglücklich machte, der Holländer, der schwarze Geist der Meere. Entsetzlich! Er war es, dessen Schiff unter schaurigen Gesängen der Matrosen soeben fortfuhr mit blutroten Segeln, kohlschwarzen Masten. Doch Gott sei gedankt, du bist gerettet — du lebst. Der Herr hat mich gnädiglich zum zweitenmal vor ihm bewahrt!“

Maria sah bleich, doch gefaßt zu Boden; sie wußte, wem sie sich verlobt hatte. Ihr Blick fiel auf ihre Hand, an dem einen Finger glänzte ein Ring mit blitzendem Rubin — ein Erinnerungsdenkmal ihres Schwures. Wie ein Traum waren die Ereignisse der letzten Stunden an ihr vorübergeflogen, aber klar und lebendig stand er, stand das Bild des Unseligen vor ihrer Seele.

6.

Der alte Danland erholte sich nach und nach von seinem Schrecken, aber besorgt und ängstlich sah er auf sein geliebtes Kind. Ihre Wangen wollten nicht mehr frisch werden, ob auch Wochen dahingingen; es war, als hätte der kalte Hauch des Todes die schönste Blume des Hafenstädtchens entblättert, sie war nicht mehr heiter und wohlgemut wie zuvor. Vergeblich bot der Vater alles auf, den frischen Lebensmut wieder zurückzuführen — — sie blieb still und träumerisch. Der Herbst verging, der Winter kam heran, der Frühling kehrte wieder und mit ihm stachen die Schiffe wieder in See.

Da brachte Kapitän Danland einst von einer Reise einen jungen, blühenden Gesellen mit, Erich Jarlson hieß er. Seine Familie stammte aus jenem Küstenstrich, und er kam, um die Wohnstätte seiner Vorfahren aufzusuchen.

Länger weilte er im Hause des alten, befreundeten Seemanns, als er sich vorgenommen hatte. Maria, die blasse Seerose, wie sie jetzt von ihren Freundinnen genannt wurde, Maria mit den blonden Locken und den tiefblauen Augen hatte es ihm angethan. Sie blieb zwar einsilbig wie bisher, aber wenn er von den Wundern erzählte, die dem Schiffer auf seinen Fahrten begegnen, dann erwachte sie wie aus tiefem Traume und horchte mit blitzenden Augen. Dann redete sie zuweilen und es waren Worte voller Bedeutung, die sie sprach. Trat er aber zu ihr heran und erfaßte ihre Hand, sprach er von verborgener Liebe und verschwiegenen Wünschen, da wandte sie sich traurig ab.

Vater Danland dachte jedoch und hoffte im Grunde seines Herzens, daß es dem frischen, kecken Manne wohl gelingen werde, das Mädchen aus seinem träumerischen Zustande zu erwecken.

Eine wichtige Botschaft zwang Erich, eilends die Anker zu lichten. Er suchte Maria auf, sie war nicht zu finden. Schon mahnten die Signale vom Schiffe, eben trat auch Kapitän Danland ein mit dem Abschiedstrunk; da wagte er es, ihm zu sagen, wie gern er Marien als Gattin heimführen möchte, und daß er in acht Tagen zurückkehren wolle, sich ihr Jawort zu holen.

„Das soll dir werden, mein Junge!“ versetzte der Alte mit vor Freude leuchtenden Augen. „Ja, du hast es am Ende schon; denn mein Wort gilt soviel als ihres und wohl noch mehr. Was sollte sich auch ein Mädchen noch Bessres wünschen als solch einen wackern Mann, obendrein einen Rangschiffer wie unsereiner selbst! — „Na, in vier Wochen feiern wir Hochzeit, auf Seemannswort“, versicherte Danland beim Abschiednehmen, „und darauf nun einen kräftigen Trunk. Aufs Wohl der Braut! Frisch, stoßt an!“ Die Becher erklangen, die Männer schüttelten sich die Hände, und Erich begab sich voll froher Hoffnung an Bord.

Mit nicht minder guten Hoffnungen trat Danland abends in sein Haus, wo er die Tochter mit der Spindel beschäftigt fand.

Sie war vor wenig Augenblicken erst aus dem Fremdenzimmer gekommen. Ihre Wangen erschienen noch bleicher denn zuvor. Eine Weile sah der Vater ihr schweigend zu, wie sie, ohne ihn zu bemerken, in tiefe Träumerei versunken blieb.

„Maria, mein Herzenskind“, begann er endlich und strich liebkosend ihre bleiche Wange, „willst du deinem Vater das Herz leicht machen?“

Maria sah verwundert von ihrer Arbeit auf.

„Sieh Kind“, fuhr er fort, „ich weiß ein Mittel, das dir das frische Leben zurückgibt, mir wieder ein fröhliches Kind — ein Mittel, das dir die Grillen vertreibt, die dir wie Seemöven um den Kopf schwirren. Schau, Erich Jarlson hat um dich angehalten, will mit dir die Fahrt durchs Leben versuchen. Ein prächtiger Junge ist's, ohne Makel und Tadel. Ich hab' ihm dein Jawort zugesagt und denke, du sagst nicht nein, wenn dein Vater es verlangt. Bist ja immer eine gehorsame Tochter gewesen. Aber was hast du? Ist Sturm im Anzuge? Segel gerefft, Luken geschlossen! Rede, willst du den Jungen oder nicht?“

Maria hatte sich erhoben.

„Er ist brav und rechtschaffen, ich aber darf ihn nicht nehmen, ich kann und darf nicht“, sagte sie leise, aber bestimmt.

Danland sah sie an, als traue er seinen Ohren nicht.

„Darfst nicht? Kannst nicht? Wer könnte es dir wehren, wenn dein Vater es will?“

„Vater, siehst du den dunkelfunkelnden Ring an meiner Hand nicht?“ erwiderte sie. „Der mir den Ring gab, dem schwur ich Treue, du weißt es. Die Treue muß ich ihm halten, im Leben und Sterben!“

Es war das erste Mal, daß sie dem Vater mit solcher Entschiedenheit entgegentrat. Der aber machte ihr anfänglich Vorstellungen; dann bat er sie, ihren Sinn zu ändern, und als all seine Worte nichts fruchteten, als sie auf seine ernste Zusprache selbst immer nur ein leises „Ich darf nicht“ zur Antwort gab, da brauste der Alte auf in seinem Seemannsgrimme.

„Heda, hallo!“ rief er, „ist der Teufel an Bord? Soll ich's mit ansehen, daß du um des Teufelsspuks willen dich selbst vor der Zeit ins Grab bettest? Ist's nicht genug am Untergang zweier Marien? Weg mit dem Ring, weg mit den Grillen! Du wirst Erich Jarlsons Frau und sollte ich dich mit Gewalt zum Altar schleppen. Verlaß dich darauf, denn ich habe dem Erich Jarlson mein Wort gegeben, und das habe ich noch nie gebrochen.“

Seitdem ging er grollend im Hause umher. Das Zimmer, in dem das Bildnis des Holländers hing, ward verschlossen; Danland selbst verkehrte mit seiner Tochter nur, soweit der Haushalt es nötig machte. Von der Ursache ihrer Entfremdung ward nicht ein Wort mehr geredet.

Maria, nur bleicher als sonst, ließ sich, als nach acht Tagen Erich zurückkehrte, vom Vater dem Werber entgegenführen, ja sie ließ es geschehen, daß derselbe ihre Hand in die des Bräutigams legte. Die Thräne, die dabei aus ihrem Auge rann, ihr Schweigen hielt Erich für Schüchternheit, die sich wohl bald verlieren werde. Er achtete es nicht, daß sie schweigsam und traurig blieb; denn er dachte: „Bin ich nur einmal mit ihr in den Hafen der Ehe eingelaufen, dann wird sich alles schon so gestalten, wie ich es wünsche."

So kam der Hochzeitstag heran. Am Abend zuvor lugte Marie noch einmal vom Nixenstein in die Meereswogen. In trübes Sinnen verloren, richteten sich unwillkürlich ihre Blicke nach der roten Klippe. Da erhob sich aus der dunkelblauen Flut ein greises Haupt mit wehmütiger Gebärde. Sie erkannte den Wassergreis; er sprach mit tonloser Stimme:

„Vergißt du, Maria, das ernste Gebot?
Dein Wort mußt du lösen in Leben und Tod.
Ihm folgt auf dem Weltmeer ein ewiges Leid,
Vergißt du des Schwures, den heiligen Eid." —

Maria preßte die Hand an die Stirn: „In Leben und Tod", wiederholte sie. Als sie wieder nach der See schaute, war die Erscheinung verschwunden. Sie aber beugte sich nieder über die Klippe. „Ihr Wassergeister, taucht herauf, nehmt mich auf in euer kühles Reich! Für den Vater und sein Gebot spricht das ältere Recht. Ich kann das Wort nicht lösen, welches ich ihm, dem Ruhelosen gab, ohne die ältere Pflicht zu verletzen."

Die Wellen rauschten empor, als wollten sie das Mädchen zu sich niederziehen, sie beugte sich tiefer, tiefer — da erfaßte sie ein starker Arm und riß sie zurück.

„Maria, mein Kind", sagte Danland — denn er war es — „was treibst du?" Er zog sie weiter fort und preßte sie an seine Brust. „Vergißt du, was du deinem Vater, der dich so herzlich liebt, schuldest?" fragte er vorwurfsvoll.

„Vater" entgegnete sie, „teuerster Vater, wenn du dir dein Kind erhalten willst, so höre mein Flehen! Hindere mich nicht, den Schwur zu achten, den ich dem Unseligen ablegte, um meines ewigen Heiles willen hindere mich nicht!"

„Still, Kind", entgegnete der Vater, sie ins Haus geleitend, „mein Wort steht deinem entgegen, meines aber muß in Ehren gehalten bleiben, gerade deinetwillen. Einst wirst du mir's noch danken."

Er küßte sie auf die Stirn und begab sich zur Ruhe.

Der Hochzeitsmorgen brach an, trüb, grau und düster. Vor Danlands Hause waren die Gäste versammelt; da stand der Bräutigam, umringt von Glückwünschenden, lächelnd und stolz, und erwartete die Braut.

Sie trat heraus im Brautgewand; ihre Wangen aber waren weiß wie die Blüten des Kranzes, den sie in den blonden Lockenhaaren trug. Die Nachbarn flüsterten miteinander: „Ein böses Zeichen", doch der Bräutigam ergriff ihre Hand und der Zug bewegte sich nach der Kirche.

Maria sah nieder auf den Ring an ihrer Hand, der Stein funkelte rot wie Blut, ihr war, als gehe ein Wehklagen durch die Lüfte, als flüsterten sie ihr zu ein trauriges Lied von Verrat und Treubruch und Drohungen ewiger Qual. Sie sah zurück nach dem Meere, als müsse von dorther Hilfe kommen, ihr Fuß stockte — dort, an einen Felsen gelehnt, erblickte sie die wohlbekannte dunkle Gestalt. Unbeweglich wie ein Steinbild stand er da, aber in den Augen glühte düsteres Feuer, sie blickten nach ihr hin in namenloser Angst. Und sie widerstand nicht dem stummen Flehen, entschlossen riß sie sich los von dem Bräutigam, der staunend ihr Zögern wahrnahm. Links und rechts sich bahnbrechend, drängte sie durch die Menge. Ein Ruf gellte ihr nach:

„Der Holländer! der böse Geist der Meere! Um Gotteswillen, Maria, halt' ein!“ — Doch sie hörte es nicht, schon war sie an seiner Seite; er umschlang sie und stand im nächsten Augenblick mit ihr auf dem Nixenstein.

Aus dem Meere herauf stieg das Schiff mit den blutroten Segeln, den schwarzen Masten. „Schau' hin, Maria“, sprach er, „meine Braut, mein Weib! Es ist das Totenschiff. Keines Menschen Fuß betrat es seit einem Jahrhundert und länger — dort ist mein Schloß, dorthin muß ich zurück!“

„Ich folge dir, treu bis zum Tod!“ rief sie und schwang sich mit ihm hinab in das gespenstige Fahrzeug.

Aber von ihrem Fuße berührt, erzitterten die Planken. Die Wellen bäumten sich hoch auf, wild donnernd im Strudel, mit schwindelnder Schnelle zogen sie in den Abgrund hinab das schwarze Schiff, das Gespenst des Meeres, und mit ihm seine Bemannung....

In diesem Augenblicke brach aus den Wolken hervor hellstrahlend die Sonne; eine weiße Frauengestalt schwebte über den Fluten, die hielt in den Händen ein leuchtendes Kreuz. Die Glocken läuteten in der Kirche, und in tausendfachem Jubelchor ertönte unsichtbar, wie von Engelsstimmen, ein ergreifendes „Halleluja! Erlösung! Frieden!“

Von dem Felsen hernieder beugte sich der Vater, nach dem geliebten Kinde spähend. Wehklagend umdrängten ihn die Freunde, in tiefem Schmerze stand der Bräutigam neben ihm. — Da trat zu ihnen ein alter Seemann: Danland erkannte in ihm denjenigen, der ihn einst aus Sturmesnot gerettet hatte. Der führte den unglücklichen Vater hinab zur Bucht.

Dort spielten und plätscherten die Wellen und trugen sanft zum Ufer zwei Tote, die sich umschlangen; ein verklärtes Lächeln ruhte auf den verwetterten Zügen des Seemanns. Er deutete auf die beiden und sprach:

„Sie schlafen in Frieden, gesühnt ist die That,
Wie einst es beschlossen nach ewigem Rat.
Mein Werk ist vollendet, nun ruft es mir zu:
Geh', Alter am Steuer, geh' endlich zur Ruh!“

Dann wanderte er durch die Menge, die sich am Uferrand zusammengefunden, und ward nicht mehr gesehen. Aber die Leute erzählten sich, und sie beharrten dabei, das sei der Steuermann des „Fliegenden Holländers“ gewesen.

Von Dorothea Waldner und Franz Otto.



Der Ruhelose auf dem ruhelosen Schiff.

Dies ist die im Westen der Alten Welt, mit mehr oder weniger Abweichungen sich ähnelnd, vielfach zu Schrift und Musik benutzte Mär. Unzweifelhaft ist die Sage vom „Fliegenden Holländer" viel älter, als die meisten Erzähler annehmen; verläuft sie sich doch in die längst vergangenen Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts. Wenn wir ihre Anfänge in unserm Sagenkreise verfolgen, so geraten wir auf unsrer Suche nach der Grafschaft Limburg und wir müssen in dem alten Schlosse Falkenberg rasten, wo es heute noch nicht geheuer sein, sondern, nach dem Glauben des Volkes, „umgehen" soll. Da will dieser und jener noch immer von Zeit zu Zeit den Klageruf: „Mörder, Mörder!" vernommen haben, und ein altes Mütterchen behauptet gar, daß dann zwei flackernde Flämmchen auftauchten; und wenn ihnen ein Neugieriger folgt, geleitet von weherufenden Tönen, so mag er es immerhin thun, ein Wesen von Fleisch und Bein hat bislang selbst der Beherzteste noch nicht entdecken können.

Heute ist der alte Herrensitz eine Ruine; um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber stand das Schloß noch in vollem Glanze. Damals wohnten

dort zwei Brüder aus dem alten Geschlechte der Falkenberger, Walram und Reginald. Beide waren in Liebe entbrannt zu Alice, der schönen Tochter des Grafen von Kleve. Sie entschied für Walram und erklärte sich bereit, dem Bevorzugten die Hand zu reichen. Darüber ergrimmt, brütete der verschmähte Bruder Rache und vollführte am Abend der Hochzeit seine schwarze That.

Er überfiel das junge Paar und richtete gegen beide den Todesstoß. Obschon tödlich verwundet, griff Walram in des Bruders Mordwaffe und schlug seinem Mörder die blutende Hand ins Gesicht. Der Missethäter wich entsetzt zurück. Vom Haupte derjenigen, deren Besitz er selbst dem Bruder nicht gönnen mochte, schnitt er eine Locke; dann floh er, so weit ihn die Füße trugen.

Lange irrte er unstet umher.

Eines Abends spät erreichte er die Klause eines Einsiedlers und beichtete, von diesem gastlich aufgenommen, dem frommen Manne die schwere Schuld.

Dieser legte dem Brudermörder die Buße auf, so lange ruhelos immer weiter gen Norden zu wandern, als er noch Boden unter den Füßen spüre; dann aber werde Gott ihm durch ein Zeichen offenbaren, was er weiterhin zu thun habe. Reginald gelobte die Erfüllung der ihm auferlegten Buße.

Hierauf verbrannte er die Locke der so heiß Geliebten an der ewigen Lampe auf dem Altar des Klausners und begab sich auf die Pilgerschaft gen Norden.

Bald gesellten sich ihm zwei Gestalten bei und gaben ihm das Geleite. Die eine dunkle zur Linken flüsterte ihm zu, sich der Verzweiflung nicht länger hinzugeben, sondern den Freuden der Welt zu leben; die andre zur Rechten aber, die lichte, bestärkte ihn, nur an die auferlegte Buße und an Versöhnung mit Gott zu denken. So pilgerte er wochen- und monatelang immer gen Norden. Endlich erreichte er den Meeresstrand und sah nun kein Erdreich mehr vor sich, um seinen Fuß darauf zu setzen. Wie er aber hinausschaute auf die unübersehbare Wasserwüste, da bemerkte er einen Nachen, der dem Ufer zuruderte, und der Schiffer darin winkte ihm zu und sprach, am Strande angekommen, das entscheidende Wort: „Wir haben dich erwartet!“

Es war das Zeichen für Reginald. Ohne sich zu besinnen, bestieg er nun den Kahn, seine zwei bisherigen Begleiter mit ihm. Der Fährmann stieß nun vom Ufer und richtete den Lauf nach einem großen Schiffe, das in einiger Entfernung im Meere auftauchte, wie zur Abfahrt gerüstet, alle Segel gespannt und die Flagge aufgezogen. Und die Ankömmlinge stiegen allesamt an Bord, der Kahn samt dem Fährmann aber verschwand. Das Schiff segelte alsbald ab und durchfurchte eilig die Wogen des Meeres. Das Deck des Fahrzeuges war menschenleer, und als Reginald in das Innere hinabstieg, sah er auch dort kein lebendes Wesen. Nun wandte er sich wieder nach oben und erblickte mitten auf dem Verdeck einen Tisch mit drei Stühlen. Hier nahm er mit seinen Begleitern Platz, und die schwarze Gestalt zur Linken legte drei beinerne Würfel auf den Tisch mit den Worten: „Jetzt wollen wir um deine Seele würfeln bis zum jüngsten Tag!“ — Dies thun sie heute noch.

Ohne Ruder und Steuer durchfurcht das ruhelose Schiff den weiten Ozean. Zur Nacht irren feurige Zünglein auf seinen Masten, die Segel erscheinen grau wie die Erde, seine Masten fahl wie abgewelkte Blätter eines Totenkranzes.

Noch immer ist sein Bord leer, dem Steuer fehlt der Steuermann. So irrt das Schiff umher auf der Öde des Meeres, jedem Segler mit Unheil drohend, dem es begegnet. Mancher Seefahrer hat es schon in der Ferne vorüberziehen sehen, und manches Schiff hat bald nachher den Untergang gefunden.

Wie vorstehend geschildert, lebt in seltsam verschlungenen Lesarten die Sage vom „Fliegenden Holländer“ fort im Munde der abendländischen Völker. Dieselbe uralte Erscheinung des gespenstigen Schiffes in den arabischen, persischen und indischen Meeren zeigt auf die Örtlichkeit ihres Ursprungs hin. Hier wie dort gipfelt die Sage in der Erlösung des umherirrenden Schiffes und seines Befehlshabers samt seiner Mannschaft durch ein Sühnopfer. Dies verlangt auch die Überlieferung im Osten unsrer Erdhälfte, im Anklang an die religiösen Empfindungen der mittelalterlichen Zeit. Die Sage hört sich kaum weniger interessant an, wie sie, vom Zauber des Morgenlandes umwoben, von einem deutschen Meister der Märchendichtung dargestellt worden. Die Sage vom „Fliegenden Holländer“ hat Wilhelm Hauff behandelt in seiner

Geschichte vom Gespensterschiff.

In Balsora lebte ein Kaufmann, Jussuf mit Namen, weder reich noch arm, ein ehrlicher Mann, der sich in seinem bescheidenen Laden ganz wohl gefiel. Aus Furcht, das Wenige, was er besaß, zu verlieren, setzte er nicht gern etwas aufs Spiel. Er hatte nur einen einzigen Sohn und erzog ihn recht und schlicht, in der Hoffnung, daß er ihm bald hilfreich zur Hand sein könne. Als der Jüngling achtzehn Jahre alt war, fiel es dem alten Handelsmanne ein, sich an einer größeren Handelsunternehmung zu beteiligen, weil er wünschte, seinem Abdallah ein größeres Vermögen hinterlassen zu können. Aber seitdem verließ den Alten sein bisheriger guter Mut und er starb, wohl aus Gram darüber, tausend Goldstücke dem Meere anvertraut zu haben. Der Sohn bemühte sich, den Hingang des Vaters zu verschmerzen, und es gelang ihm im Hinblick auf die bald nachher eingetroffene traurige Botschaft, daß das Schiff, dem sein Vater seine Güter mitgegeben hatte, versunken sei. Abdallahs jugendlichen Mut konnte jedoch dieser Unfall nicht beugen. Er machte entschlossen alles vollends zu Geld, was sein Vater hinterlassen hatte, und zog aus, um in der Fremde sein Glück zu versuchen, nur von einem alten Diener seines Vaters begleitet, der sich aus alter Anhänglichkeit nicht von dem Sohne seines Wohlthäters trennen wollte.

Im Hafen von Balsora schifften sich beide mit günstigem Winde ein. Das Schiff, auf dem sie sich eingemietet hatten, war nach Indien bestimmt. Sie waren schon fünfzehn Tage auf der gewöhnlichen Straße dahingefahren, als der Kapitän das Herannahen eines Sturmes verkündete. Er machte dazu ein bedenkliches Gesicht, denn er kannte in dieser Gegend das Fahrwasser nicht hinlänglich, um einem Sturme mit Ruhe begegnen zu können. Daher ließ er alle Segel einziehen, und so trieben die Reisenden langsam hin. Die Nacht war angebrochen, hell und kalt, und der Kapitän glaubte schon, sich in den Anzeichen des Sturmes getäuscht zu haben. Auf einmal schwebte ein Schiff,

welches man vorher nicht gesehen hatte, dicht an dem ihrigen vorbei. Wildes Jauchzen und Geschrei erscholl vom Verdeck herauf, worüber sich Abdallah, zu dieser angstvollen Stunde und angesichts des Sturmes, nicht wenig wunderte. Auch der Kapitän an seiner Seite wurde blaß wie der Tod. „Mein Schiff ist verloren", rief er, „dort segelt der Tod!" Ehe man ihn noch über diesen sonderbaren Ausruf befragen konnte, stürzten schon heulend und schreiend die Matrosen herein: „Habt ihr ihn gesehen?" schrieen sie, „jetzt ist's mit uns vorbei!"

Der Kapitän aber ließ Trostsprüche aus dem Koran vorlesen und stellte sich selbst ans Steuerruder. Alles vergebens! Zusehends brauste der Sturm auf, und ehe eine Stunde verging, krachte das Schiff und blieb sitzen. Rasch wurden die Boote ausgesetzt; kaum hatten sich die letzten Matrosen gerettet, so versank das Schiff vor ihren Augen — als ein Bettler fuhr Abdallah in die See hinaus. Aber der Jammer hatte noch kein Ende. Fürchterlicher tobte der Sturm, das Boot war nicht mehr zu regieren. Der junge Kaufmann hielt krampfhaft seinen alten Diener umschlungen, und sie versprachen sich, nie von einander zu weichen. Endlich brach der Tag an. Aber mit dem ersten Anblick der Morgenröte faßte der Wind das Boot, in welchem die Schiffbrüchigen saßen, und stürzte es um. Man hat keinen der Schiffsgenossen wieder gesehen. Der Sturz hatte Abdallah betäubt, und als er aufwachte, befand er sich in den Armen seines alten treuen Dieners, der sich auf das umgeschlagene Boot gerettet und ihn nachgezogen hatte. Unterdessen hatte der Sturm ausgerast. Vom aufgerannten Schiffe war nichts mehr zu sehen, wohl aber gewahrten sie nicht weit entfernt ein andres Fahrzeug, auf das die Wellen sie hintrieben. Näher herangekommen, erkannten sie dasselbe Schiff, das in der Nacht an ihnen vorbeigefahren und den Kapitän so sehr in Schrecken versetzt hatte. Herr und Diener empfanden ein seltsames Grauen. Die Äußerung des Kapitäns, die sich so furchtbar bestätigt hatte, das öde Aussehen des Schiffes, auf dem sich niemand zeigte, so nahe sie auch herangekommen und so laut sie schrieen, erschreckte die Verunglückten. Doch erschien es ihnen noch als einzige Zuflucht, und darum priesen sie den Propheten, der sie so wunderbar beschützt hatte.

Am Vorderteil des Schiffes hing ein langes Tau herab. Mit Händen und Füßen ruderten sie darauf los, um es zu erfassen. Endlich glückte es. Laut erhoben sie ihre Stimmen, aber es blieb still auf dem Schiffe. Nun klommen sie an dem Tau hinauf, Abdallah als der jüngste voran. Aber — Entsetzen! Welches Schauspiel stellte sich seinem Auge dar, als er das Verdeck betrat! Der Boden war von Blut gerötet, zwanzig bis dreißig Leichname in türkischer Tracht lagen auf dem Boden; am mittleren Mastbaum stand ein Mann, reich gekleidet, den Säbel in der Hand. Sein Gesicht war blaß und verzerrt und durch die Stirn ging ein großer Nagel, der ihn an den Mastbaum heftete; auch er war tot. Schrecken fesselte Abdallahs Schritte, er wagte kaum zu atmen. Endlich war sein Begleiter heraufgekommen. Auch ihn überraschte der schreckliche Anblick: nirgends etwas Lebendiges, überall nur blutige Leichname.

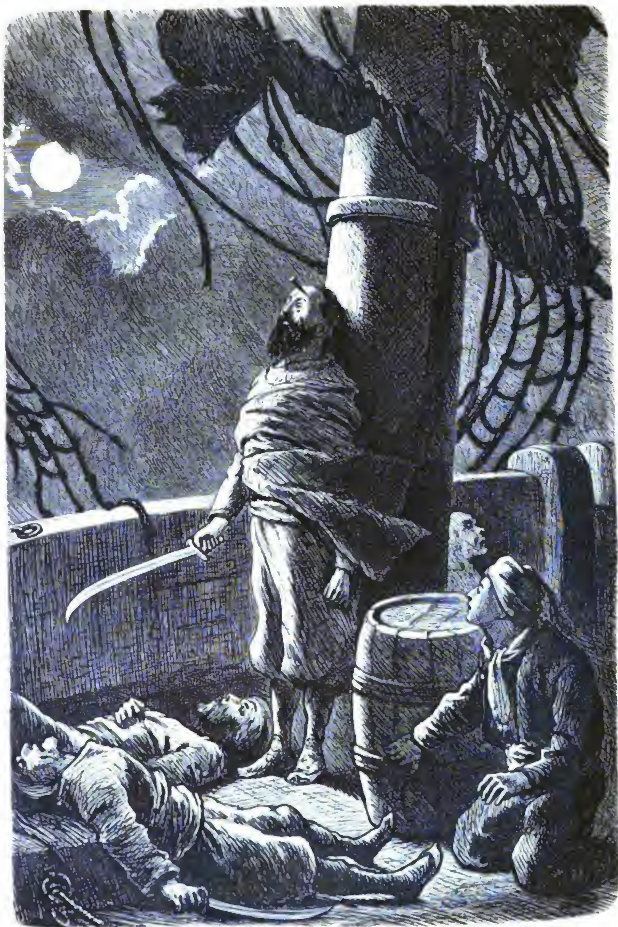
Endlich wagten beide weiter zu schreiten, nachdem sie in ihrer Seelenangst den Propheten um Schutz angefleht hatten. Bei jedem Tritte sahen sie sich um, ob nicht noch Schrecklicheres sich darbiete. Aber alles blieb wie zuvor.

Weit und breit nichts Lebendiges als sie selbst und das Weltmeer! Nicht einmal laut zu sprechen wagten sie, aus Furcht, der tote, am Mast angespießte Capitano möchte seine starren Augen nach ihnen hindrehen oder einer der Getöteten könnte seinen Kopf umwenden. Endlich waren sie bis an eine Treppe gekommen, die in den Schiffsraum führte. Unwillkürlich machten sie dort Halt und sahen einander an, denn keiner wagte es recht, seine Gedanken zu äußern.

„O Herr“, sprach der treue Diener, „hier ist etwas Schreckliches geschehen. Doch wenn auch das Schiff da unten voll Mörder steckt, so will ich mich ihnen doch lieber auf Gnade und Ungnade ergeben, als längere Zeit unter diesen Toten zubringen.“ Abdallah dachte wie er, sie faßten sich ein Herz und stiegen voller Erwartung hinunter. Totenstille herrschte aber auch hier — nur ihre Schritte hallten auf der Treppe. Jetzt standen sie an der Thür der Kajüte. Abdallah legte sein Ohr an die Thür und lauschte, es war nichts zu hören. Entschlossen betrat er das Gemach, das einen höchst verworrenen Anblick darbot. Kleider, Waffen und andres Geräte lagen wild und bunt durcheinander. Die Mannschaft oder wenigstens der Capitano mußten vor kurzem noch gezecht haben, so sah es aus. Die beiden gingen von Raum zu Raum weiter, von Gemach zu Gemach, überall wertvolle Waren: Seide, Perlen, Zucker u. s. w.

Der junge Kaufmann geriet vor Freude über diesen Anblick außer sich; denn da niemand auf dem Schiffe war, glaubte er, alles sich zueignen zu dürfen. Aber Ibrahim, der alte Diener, machte ihn darauf aufmerksam, daß sie wahrscheinlich noch sehr weit vom Lande entfernt seien, wohin sie allein und ohne menschliche Hilfe wohl nicht so leicht kommen könnten.

Sie labten sich nun an den Speisen und Getränken, die sie in reichlichem Maße vorfanden, und stiegen endlich wieder empor aufs Verdeck. Aber hier schauderte ihnen erst recht die Haut ob des schrecklichen Anblicks der Leichen: Sie beschlossen, sich davon zu befreien und sie über Bord zu werfen. Aber wie schauerlich ward ihnen zu Mute, als sie fanden, daß sich keiner aus seiner Lage fortbewegen ließ. Wie festgebannt lagen sie am Boden; man hätte die Bretter des Verdecks ausheben müssen, um sie zu entfernen, und dazu gebrach es an Werkzeugen. Auch der Capitano ließ sich nicht von seinem Mast losmachen, nicht einmal seinen Säbel konnte man ihm aus der starren Hand entwinden. So brachten denn die beiden den Tag in trauriger Betrachtung ihrer Lage zu. Als es Nacht zu werden anfing, suchte sich der alte Ibrahim ein Ruheplätzchen im Kajüttenraum, Abdallah aber wollte auf dem Verdeck wachen, um nach Rettung auszuspähen. Als der Mond heraufkam und er nach den Gestirnen berechnete, daß es wohl um die elfte Stunde sei, überfiel ihn urplötzlich und so unwiderstehlich der Schlaf, daß er unwillkürlich hinter ein Faß, das auf dem Verdeck stand, kollerte. Doch war es mehr Betäubung als Schlaf; denn er hörte deutlich die See an der Seite des Schiffes anschlagen und die Segel im Winde knarren und pfeifen. Auf einmal glaubte er auch Stimmen und Männertritte auf dem Verdeck zu vernehmen. Er wollte sich aufrichten, um danach zu schauen. Aber eine unsichtbare Gewalt hielt seine Glieder gefesselt, nicht einmal die Augen konnte er aufschlagen. Und immer deutlicher drangen die Stimmen an sein Ohr.



Auf dem Verdeck des Gespensterschiffes.

Es war ihm, als wenn ein fröhliches Schiffsvolk auf dem Verdeck sich umhertummele. Mitunter glaubte er die kräftige Stimme eines Befehlenden zu vernehmen und Taue und Segel deutlich auf- und abziehen zu hören. Nach und nach aber schwanden ihm die Sinne, er verfiel in einen tieferen Schlaf. Noch war es ihm, wie wenn das Geräusch von Waffen zu ihm herandränge — — er erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand und ihm aufs Gesicht brannte. Verwundert schaute er sich um: Sturm, Schiff, die Toten, alles, was er in der Nacht vernommen hatte, kam ihm wie ein Traum vor — doch als er um sich blickte, befand sich alles in demselben Zustande wie gestern. Unbeweglich lagen die Toten, unbeweglich war der Capitano an den Mastbaum geheftet. Abdallah lachte über seinen Traum und stand auf, den Alten zu suchen.

Dieser saß ganz nachdenklich in der Kajütte. „O Herr!“ rief er aus, als sein Gefährte zu ihm herantrat, „ich wollte lieber im tiefsten Grunde des Meeres liegen, als in diesem verzauberten Schiff noch eine Nacht zubringen.“

Abdallah fragte ihn nach der Ursache seines Abscheues, und er antwortete: „Als ich einige Stunden geschlafen hatte, wachte ich auf und vernahm, wie man über meinem Haupte hin und herlief. Anfänglich dachte ich, Ihr wäret es. Doch es waren wenigstens zwanzig, die oben umherliefen; auch hörte ich rufen und schreien. Endlich tappten schwere Tritte die Treppe herab. Da wußte ich nichts mehr von mir, nur hier und da kehrte auf einige Augenblicke meine Besinnung zurück, und nun sah ich denselben Mann, der oben am Mast angenagelt ist, an jenem Tisch dort sitzen, singend und trinkend, und der, welcher in einem roten Scharlachkleid nicht weit von ihm am Boden liegt, saß neben ihm und trank mit.“ Also erzählte der alte Ibrahim.

Ihr könnt es glauben, daß beiden gar nicht wohl zu Mute war; denn was sie wahrgenommen, konnte unmöglich eine Täuschung gewesen sein. In solcher Gesellschaft zu schiffen, erschien greulich.

Ibrahim versank wieder in tiefes Nachdenken. „Jetzt hab' ich's!“ rief er endlich aus; es fiel ihm nämlich ein Sprichwort ein, das ihm sein Großvater, ein erfahrener, weitgereister Mann, gelehrt hatte und das gegen jeden Geister- und Zauberspuk helfen sollte; auch behauptete er, jener unnatürliche Schlaf, der sie beide befallen, ließe sich in der nächsten Nacht verhindern, wenn sie recht eifrig Sprüche aus dem Koran beteten. Der Vorschlag des alten Mannes ließ sich hören. In banger Erwartung sahen beide die Nacht herankommen. Neben der Kajütte befand sich ein Kämmerchen; dorthin wollten sie sich zurückziehen. Sie bohrten mehrere Löcher in die Thür, hinlänglich groß, um durch sie den ganzen Kajüttenraum zu überschauen; dann verschlossen sie die Thür von innen, und Ibrahim schrieb den Namen des Propheten in alle vier Ecken. So erwarteten sie die Schrecken der Nacht. Es mochte wieder ungefähr elf Uhr sein, als es beide gewaltig zu schläfern anfing. Ibrahim riet, einige Sprüche des Korans zu beten, was auch half.

Mit einem Male ward es oben lebhaft, die Taue knarrten, mehrere schritten über das Verdeck hin, und Stimmen ließen sich deutlich unterscheiden. Die beiden hatten in gespannter Erwartung etliche Minuten gelauscht, da hörten sie deutlich jemand die Kajüttentreppe herabsteigen.

Sofort begann der Alte den Spruch, welchen ihn sein Großvater gegen Spuk und Zauberei gelehrt hatte, herzusagen:

„Kommt ihr herab aus der Luft,
Steigt ihr aus tiefem Meer,
Schlieft ihr in dunkler Gruft,
Stammt ihr vom Feuer her:
Allah ist euer Herr und Meister,
Ihm sind gehorsam alle Geister.“

Abdallah glaubte nicht so recht an die Macht dieses Spruches, und ihm stieg das Haar zu Berge, als die Thür aufflog. Herein trat jener große, stattliche Mann, den er am Mastbaum angenagelt gesehen hatte. Der Nagel ging ihm auch jetzt mitten durchs Hirn, das Schwert hatte er jedoch in die Scheide gesteckt, hinter ihm schritt ein zweiter herein, weniger kostbar gekleidet; auch ihn hatte Abdallah oben liegen sehen. Der Capitano, denn dies war er unverkennbar, mit seinem bleichen Gesichte, seinem großen schwarzen Barte, seinen wildrollenden Augen, sah sich starr im ganzen Gemache um. Abdallah konnte jeden Zug seines Antlitzes unterscheiden, als er an der Thür vorüberging; er aber schien auf nichts zu achten. Die beiden setzten sich nun an den Tisch, in der Mitte der Kajütte, und sprachen laut und heftig miteinander in einer unbekannten Sprache. Sie wurden immer lauter und eifriger, bis endlich der Capitano mit geballter Faust auf den Tisch hinschlug, daß das Zimmer dröhnte. Mit wildem Gelächter sprang der andre auf und winkte dem Capitano, ihm zu folgen. Dieser stand auf, riß seinen Säbel aus der Scheide und beide verließen wütend das Gemach. Die Lauscher atmeten freier, als die gespenstigen Burschen weg waren; aber ihre Angst hatte noch lange kein Ende.

Immer lauter und stürmischer ging's auf dem Verdeck zu. Man hörte eilends hin und her rennen und schreien, lachen und heulen. Endlich erhob sich ein höllischer Lärm, so daß die Versteckten glaubten, das Verdeck mit allen Segeln stürze auf sie herab, Waffengeklirr und Geschrei erscholl — — dann auf einmal tiefe Stille. Als Abdallah und der Alte gegen Tagesanbruch hinauf zu gehen wagten, trafen sie alles wie sonst; nicht einer lag anders als früher, alle waren steif wie Holz.

So vergingen mehrere Tage auf dem Schiffe; es segelte immer nach Osten, wo nach Abdallahs Berechnung Land liegen mußte, aber wenn es auch bei Tage viele Meilen zurückgelegt hatte, bei Nacht schien es immer wieder zurückzukehren; denn die Reisenden befanden sich immer am nämlichen Fleck, wenn die Sonne aufging. Sie konnten sich dies nicht anders erklären, als daß die Toten jede Nacht mit vollem Winde wieder zurücksegelten. Um dies zu verhüten, zogen die beiden, ehe es Nacht wurde, alle Segel ein und wandten dasselbe Mittel an, wie bei der Thür in der Kajütte; sie schrieben zum Schutze den Namen des Propheten auf Pergament und auch das Sprüchlein des Großvaters dazu, und banden es um die eingezogenen Segel. Ängstlich warteten sie nun in ihrem Schlupfwinkel den Erfolg ab. Der Spuk schien diesmal noch ärger zu toben, aber siehe, am andern Morgen waren die Segel noch aufgerollt, so wie sie dieselben verlassen hatten. Jetzt spannten sie den Tag über

nur so viele Segel auf, als nötig waren, das Schiff sanft fortzutreiben und legten dergestalt in fünf Tagen doch eine gute Strecke zurück.

Endlich, am Morgen des sechsten Tages, nahmen sie in geringer Ferne Land wahr, und dankten Allah und dem Propheten für ihre wunderbare Rettung. Diesen Tag und die folgende Nacht noch trieben sie an einer Küste hin, doch am siebenten Morgen glaubten sie in geringer Entfernung eine Stadt zu erblicken; sie ließen mit vieler Mühe einen Anker in die See, der alsobald Grund faßte, legten dann ein kleines Boot, das auf dem Verdeck befindlich, aus und ruderten mit aller Macht der Küste zu. Nach einer halben Stunde gelangten sie nach einem Fluß, der sich in die See ergoß, und stiegen bald nachher ans Ufer. Am Stadtthor erkundigten sie sich, wie die Stadt heiße, und erfuhren, daß es ein indischer Platz sei, nicht weit von der Gegend, wohin sie zuerst zu schiffen willens gewesen. Sie begaben sich nun in eine Karawanserai und erfrischten sich. Abdallah aber forschte alsbald nach einem weisen und verständigen Manne, indem er dem Wirt zu verstehen gab, daß er einen solchen brauche, der sich ein wenig auf Zauberei verstände. Der Wirt führte den jungen Kaufmann in eine abgelegene Straße zu einem unscheinbaren Hause; daselbst ließ er denselben eintreten mit der Weisung, er solle nur nach Muley fragen.

In dem Hause kam dem Fremden ein altes Männlein mit grauem Bart und langer Nase entgegen und fragte nach seinem Begehr. Abdallah sagte, er suche den weisen Muley, und der Alte antwortete, er selbst sei der Gesuchte. Der junge Kaufmann zog nun den Alten in sein Vertrauen und fragte ihn um Rat, was er mit den Toten machen solle, und wie er es angreifen müsse, um sie aus dem Schiff zu schaffen. Muley antwortete, die Leute des Schiffes seien wahrscheinlich wegen irgend eines Frevels auf das Meer verzaubert; er glaube, der Zauber werde sich lösen, wenn man sie ans Land bringe; dies könne aber nur geschehen, wenn man die Bretter, auf denen sie lägen, losmache und beides, Dielen und Tote, ans Land schaffe. Ihm aber, dem Abdallah, gehöre von Gottes und Rechts wegen das Schiff samt allen Gütern, weil er es gleichsam gefunden habe; doch möge er alles geheim halten und ihm selbst ein kleines Geschenk von seinem Überfluß machen, dann wolle er mit einer Anzahl Sklaven ihm behilflich sein, die Toten wegzuschaffen. Abdallah versprach dem Alten reichliche Belohnung, und so machten sie sich nun, mit Sägen und Beilen wohl versehen, auf den Weg. Unterwegs konnte Muley Ibrahims glücklichen Einfall, die Segel mit den Sprüchen des Korans zu umwinden, nicht genug loben. Er sagte, es sei dies das einzige Mittel gewesen, die beiden zu retten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als sie beim Schiff ankamen. Mit vereinten Kräften machten sie sich sogleich ans Werk, und in einer Stunde lagen schon vier der Toten in dem Nachen. Einige der Sklaven ruderten sie ans Land, um sie dort zu verscharren. Sie erzählten, als sie zurückkamen, die Toten hätten ihnen die Mühe des Begrabens erspart, indem sie, sowie sie auf die Erde gelegt worden, alsogleich in Staub zerfallen seien. Emsig fuhren sie fort, Dielen mit den Toten abzusägen, und vor Anbruch des Abends waren alle ans Land gebracht, bis auf den an den Mast angenagelten Capitano. Umsonst versuchten sie, den Nagel, welcher den Unheimlichen anspießte, aus

dem Holze zu ziehen, keine Gewalt vermochte, ihn auch nur um ein Haar breit zu verrücken. Nun war wiederum guter Rat teuer; man konnte doch nicht den Mastbaum abhauen, um den Capitano ans Land zu führen. Doch auch aus dieser Verlegenheit half Muley. Er ließ schnell einen Sklaven ans Land rudern und einen Topf mit Erde herbeibringen. Als diese herbeigeschafft war, sprach der alte Zauberer geheimnisvolle Worte darüber aus und schüttete die Erde auf das Haupt des Toten. Sogleich schlug dieser die Augen auf, holte tief Atem, und die Wunde des Nagels in seiner Stirne fing an zu bluten. Nun ließ sich der Nagel leicht herausziehen und der Capitano fiel einem der Sklaven in die Arme.

„Wer hat mich hierher geführt?“ sprach derselbe, nachdem er sich erholt hatte. Muley zeigte auf den jungen Kaufmann, und dieser trat zu ihm heran. „Dank dir“, sprach der Schiffsherr, „du unbekannter Fremdling hast mich von langen Qualen errettet. Seit fünfzig Jahren schifft mein Leib durch diese Wogen, denn mein Geist war verdammt, jede Nacht hierher zurückzukehren. Aber jetzt hat mein Haupt die Erde berührt, und ich kann versöhnt zu meinen Vätern eingehen.“ Abdallah bat den Capitano, zu erzählen, wie er in diesen schrecklichen Zustand gekommen sei, und dieser begann: „Vor fünfzig Jahren war ich ein angesehener Mann und wohnte in Algier; Gewinnsucht trieb mich, ein Schiff auszurüsten und Seeraub zu treiben. Ich hatte dieses Geschäft schon einige Zeit geführt, da nahm ich einmal auf Zante einen Derwisch an Bord, der umsonst reisen wollte. Wir, ich und meine Gesellen, achteten nicht auf die Heiligkeit des Mannes, vielmehr trieben wir unser Gespött mit ihm.

„Als er aber einst in heiligem Eifer mir meinen Lebenswandel verwiesen hatte, übermannte mich nach einer durchschwärmten Nacht der Zorn.

„Wütend über das, was mir ein Derwisch gesagt hatte, und was ich mir von keinem Sultan hätte sagen lassen, stürzte ich aufs Verdeck und stieß ihm meinen Dolch in die Brust. Sterbend verwünschte er mich und meine Mannschaft, herum zu irren und nicht sterben und nicht leben zu können, bis wir unser Haupt auf die Erde legen würden. Der Derwisch starb, wir warfen ihn in die See und verlachten seine Drohungen. Aber noch in derselben Nacht erfüllten sich seine Worte. Ein Teil meiner Mannschaft empörte sich gegen mich. Mit fürchterlicher Wut wurde gestritten, bis meine Anhänger unterlagen und ich an den Mastbaum genagelt wurde. Aber auch die Empörer verbluteten an ihren Wunden — — bald war mein Schiff nur ein großes Grab. Mir selbst brachen die Augen, mein Atem hielt an, und ich meinte zu sterben. Doch es war nur eine Erstarrung, die mich gefesselt hielt; in der nächsten Nacht, zur nämlichen Stunde, da wir den Derwisch in die See geworfen, erwachte ich und alle meine Genossen, unser Leben war zurückgekehrt; aber wir konnten nichts thun und sprechen, als was wir in jener Nacht gesprochen und gethan hatten. — — So segelten wir fünfzig Jahre lang, ohne zu leben oder zu sterben; denn nie konnten wir das Land erreichen. — — Mit toller Freude segelten wir allemal mit vollen Segeln in den Sturm, weil wir hofften, endlich an einer Klippe zu zerschellen und das müde Haupt auf dem Grunde des Meeres zur Ruhe zu betten. — —

„Es ist uns jedoch nicht gelungen. Jetzt aber kann ich sterben. Noch einmal meinen Dank, unbekannter Retter! wenn Schätze dich lohnen können, so nimm mein Schiff, als Zeichen meiner Dankbarkeit.“

Der Capitano ließ sein Haupt sinken, als er so gesprochen hatte, und verschied. Sogleich zerfiel auch er, wie seine Gefährten, in Staub. Abdallah sammelte diesen in ein Kästchen und übergab ihn am Lande der Erde. Dann ließ er aus der Stadt Arbeiter herbeiholen und sein Schiff in guten Zustand versetzen: die Waren aber, welche sich an Bord befanden, wurden gegen andre mit großem Gewinn umgetauscht. Hierauf bemannte Abdallah sein Schiff mit tüchtigen Matrosen, beschenkte seinen Freund Muley reichlich und schiffte sich nach seinem Vaterlande ein. Er machte aber einen Umweg, indem er an vielen Inseln und Ländern landete und die erhandelten Waren zu Markt brachte.

Der Prophet segnete sein Unternehmen. Nach drei Vierteljahren lief er noch einmal so reich, als ihn der sterbende Capitano gemacht hatte, in Balsora ein. Seine Mitbürger waren erstaunt über das Glück, welches der Sohn Jussufs gefunden, und glaubten nicht anders, als er habe das Diamantenthal des berühmten Reisenden Sindbad entdeckt.

Er ließ sie in ihrem Glauben.

Von nun an aber mußten die jungen Leute von Balsora, wenn sie achtzehn Jahre alt waren, in die Welt hinaus, um, gleich Abdallah, ihr Glück zu machen. Dieser seinerseits verlebte ruhig und in Frieden seine Tage. Alle fünf Jahre machte er jedoch eine Reise nach Mekka, um dem Herrn an heiliger Stätte für seinen Segen zu danken und für den Capitano und seine Leute zu bitten, daß er sie in sein Paradies aufnehme.

Nach Wilhelm Hauff.





Hundert auff einen Streich

Magyarisches Märchen.

a gab's mal, irgendwo auf der Welt, einen Handwerksburschen, ein Schneider seines Zeichens, der besaß im Himmel und auf Erden nichts weiter als einen lumpigen Groschen. Mit dem begab er sich auf die Wanderschaft. Wie er so dahinwanderte über Berg und Thal, ohne Rast und Ruh', da ward er sehr hungrig. Er ging also in ein Wirtshaus und ließ sich für seinen Groschen einen Topf saure Milch geben. Nun aß er tüchtig darauf los; aber da kamen eine entsetzliche Menge Fliegen herbeigeflogen und die setzten sich auf seinen Teller. Darob erzürnte sich der Schneider; er schlug in seinem Grimme mit der flachen Hand auf die Fliegenbande los und nachher zählte er, wie viel er wohl totgeschlagen habe: da waren's gerade hundert tote Fliegen. Dieses fand der Geselle sehr ergötzlich; er nahm also eine Tafel und schrieb mit großen Buchstaben darauf: „Ich bin derjenige, der hundert auf einen Streich totgeschlagen hat!" Und diese Tafel band er sich auf den Rücken fest.

Damit wanderte er weiter, ohne Rast und Ruh' immer zu, um eine große Königsstadt herum. Da sah der König vom Altan herab die Aufschrift in

großen Buchstaben und sandte einen Bedienten, um nachzusehen, was der Geselle auf dem Rücken geschrieben trüge. Der Diener sah sich's an und berichtete dem König, was darauf zu lesen war. „Schnell, ruf' mir den Menschen her!" sagte der König, „so einen kann ich just gebrauchen." Man rief den Schneider herbei. „Warum habt Ihr mich rufen lassen, gnädigster Herr König?" fragte der Handwerksbursche. „Ich habe dich nur darum rufen lassen", antwortete der König, „weil es hier im Walde eine Kapelle gibt, in welcher zwölf Bären herumwirtschaften; schon viele Menschen sind darin umgekommen, da dachte ich, du könntest vielleicht den Ungetümen den Garaus machen." „Das will ich schon, gnädigster König", sagte der Bursche, „gebt mir nur ein halb Jahr gut Essen und Trinken, dann sollen die Bären nicht weiter ihr Wesen treiben."

Der König bewilligte das Verlangte. Der Handwerksbursche aber dachte bei sich so: „Wenn ich auch sterbe, so hab' ich doch wenigstens ein halbes Jahr lang flott gelebt, und so was schadet im Grunde nicht." Und so aß und trank er denn immer darauf los. Wie das halbe Jahr aber um war, ließ er am Abend zwölf große Fässer Wein in die Kapelle schaffen und eine Menge Brot und Fleisch dazu. Sich selber versteckte er unter die Bänke. Auf einmal kamen brummend zwölf riesige Bären und langten ohne viel Umstände gleich gehörig zu; sie fraßen alles auf und nahmen dazwischen hinein auch tüchtige Schlückchen. So wurden sie alle von dem Weine trunken. Wie sie nun im Rausche alle durcheinander purzelten, kroch unser Schneider unter den Bänken vor und schnitt ihnen flugs die Köpfe ab. Hierauf brachte er in der Kirche wieder alles in Ordnung; nur die Bestien ließ er liegen, wo sie lagen.

Am Morgen bei guter Zeit, als der König kaum erst aufgestanden war, meldete man ihm, daß die Bären allesamt tot seien. Der König wunderte sich nicht wenig, als er die Bären, einen wie den andern, mausetot daliegen sah, und er fragte den Bärentöter: „Sag an, wie hast du denn dies angefangen?"

„Na, sie kamen auf mich los und wollten mich zerreißen, aber ich ließ sie alle über die Klinge springen, einen nach dem andern", sagte der Bursche.

„Dann hätte ich noch einen andern Auftrag für dich", versetzte der König, „wenn du diesen auch ausführst, dann sollst du mein halbes Königreich und meine Tochter dazu haben." „Was soll's sein?" fragte der Schneider zuversichtlich. Der König aber fuhr fort: „Ich besitze einen schönen Garten, darin hausen drei Riesen; wenn du die aus der Welt schaffst, so sollst du kriegen, was ich dir eben versprochen." „Recht gern, gnädigster König!" antwortete der Handwerksbursche, „nur um ein Vierteljahr Zeit bitt' ich und unterdessen stattliche Verpflegung in allem." Er erhielt wiederum, was er verlangte. Auch diesmal wartete er ruhig die ausgemachte Zeit ab. Als der Tag gekommen, dachte er bei sich selber: „Wie fang' ich es nun an, die Riesen umzubringen?" Er dachte hin und her. Endlich ging er auf den Markt, kaufte sich für etwa zwei Groschen frischen Käse und eine Lerche, und als es Abend ward, begab er sich in den Garten, wo er gleich am Thore den größten und stärksten der drei Riesen traf.

„Ich weiß wohl, was du willst", sagte dieser; „du willst uns alle umbringen, aber es wird nichts daraus; wir wollen gleich einmal eine Probe machen, wer den andern bezwingen kann. Hier hast du ein Stückchen Stein; wenn du das

so zusammendrücken kannst wie ich, dann können wir wohl miteinander ringen", und damit zerbrach er den Stein und zerbröckelte die Hälfte; das andre Stück aber reichte er dem Schneider. Der nahm flugs den Käse aus der Tasche, drückte ihn gegen den Stein und zeigte dem Riesen die geschlossene Faust. „Guck' her, Kamerad, das ist was Rechtes, was du kannst! thu' dagegen, was ich mache, und drücke Wasser aus dem Steine!" Der Riese probierte es, aber er brachte es nicht fertig. „Wir wollen noch eine Probe machen", sagte er ärgerlich, denn er schämte sich doch. „Hier, wirf einmal meine große Keule so weit wie ich!" „Ich will's versuchen", sagte der Handwerksbursche. Nun faßte der Riese den fürchterlichen Kolben und schleuderte ihn so hoch in die Luft, daß er, als er wieder herunterkam, ein Loch von Mannesdicke in den Erdboden schlug und zwei Klafter tief hineinfuhr. Der Schneider füllte rasch die Erdspalte aus, und ließ sogleich die Lerche aus der Tasche fliegen. Erfreut, loszukommen, sauste sie über alle Maßen geschwind in die Höhe, daß man gar nicht wußte, was geschehen war. Der Riese aber wartete immer, bis etwas herunterfallen würde. „Ja Kamerad", sagte der Schneider, „da kannst du noch lange warten; es fällt nichts wieder herunter, das ist bis über den Himmel geflogen, Gott weiß in welche Welt." Der Riese aber sperrte Mund und Ohren auf und sprach aus ganz andrer Tonart: „Nein, so einen Burschen hab' ich noch nicht gefunden; jetzt seh' ich wohl ein, daß ich mit dir nicht anbinden kann; meine beiden Kameraden aber sind noch schwächer als ich, da nutzt eine Probe noch weniger; die können dich nicht bezwingen, aber herrufen will ich sie doch." Da pfiff er, und sogleich erschienen die beiden andern Riesen. „Mit dem Burschen kann's keiner von uns aufnehmen", sagte er; „da hab' ich denn gedacht: wie wär's, wenn wir ihn in unsern Bund aufnähmen?" „I, das wäre ja prächtig!" versetzten die andern beiden Riesen; „aber du bist doch einverstanden?" fragten sie den Schneider. „Ach, mir ist alles recht", meinte der, „wenn's nur dabei gut zu essen und zu trinken gibt." Und somit nahmen ihn die Riesen zum Kameraden an.

Sie aßen und tranken hierauf zusammen, bis sie nicht mehr konnten, dann legten sie sich schlafen: aber keiner von allen vieren wagte ein Auge zuzuthun. Der Handwerksbursche fürchtete sich vor den Riesen und die Riesen vor dem Handwerksburschen — so ging's die ganze Nacht. Am andern Tage thaten sich die Riesen zusammen und berieten im stillen, wie sie vereint ihren Kameraden wohl umbringen könnten. Sobald er schlief, meinte der erste Riese, sollte ihm einer mit der Keule den Schädel einschlagen. Unser Schneider aber merkte gar wohl, daß sie ihm ans Leben wollten; darum holte er sich eine große Blase, die füllte er mit Ochsenblut. Und als er schlafen ging, legte er sie so zurecht, daß man glauben konnte, sie sei sein wirklicher Kopf. Die Riesen warteten nun, bis er einschliefe. Um darüber ins Klare zu kommen, streckte einer leise den Fuß aus und berührte mit der Zehenspitze dergestalt den Kopf des Handwerksburschen, d. h. die Blase, daß das Blut ihm bis in die Augen spritzte. Das teilte er voller Freude seinen Kameraden mit, und wie die sahen, daß er über und über blutig war, und der Fußboden auch, da dachten sie, es wäre ihnen gelungen, und in ihrer Freude tranken sie so wacker darauf los, bis sie alle drei trunken dalagen. Mehr wollte der Schneider nicht. Wie sie so recht süß schliefen, stürzte er über sie her und schnitt allen dreien die Köpfe ab.

Am Morgen meldete man dem Könige, die Riesen wären tot. Der König freute sich darüber, solch einen außerordentlichen Mann zum Schwiegersohn zu bekommen und gab auf der Stelle dem Schneider seine Tochter zur Frau.

Wie die beiden getraut werden sollten, empfing der König eine Botschaft, durch welche ihm der Nachbarkönig Krieg ankündigte. „Ach, mein lieber Sohn“, bat der König seinen Eidam, „geh' du noch an meiner Statt in den Krieg und führe das Heer gegen den Feind; sieh', ich bin schon alt und habe die Kräfte doch nicht mehr wie du; hernach sollt ihr gleich getraut werden, sowie du aus dem Felde heimkehrst.“ „Recht gern, mein königlicher Vater“, sagte etwas betreten der Bursche; doch machte er sich gleich auf den Weg. Nun führte man ihm aus des Königs Marstall die schönsten Kriegsrosse vor; aber er wollte keines von allen besteigen, weil er noch niemals in seinem Leben zu Pferde gesessen. Klug genug, befahl er, ihm ein gewöhnliches Ackerpferd zu bringen, er verlange, sagte er, keinen Vorzug, wenn es in den Kampf gehe. Da brachte man ihm einen dürren Ackergaul, und wie sich der neue Königssohn auf den schwang, da lachten alle rings umher. Er aber machte sich nichts daraus. Wie sie nun auf den Feind stießen, da scheute der des Schlachtenlärms ungewohnte Klepper und riß aus über Berg und Thal, querfeldein. In ihrem blinden Eifer rannte die Mähre wider ein hölzernes Kreuz an, das im Wege stand; und weil dem Reiter nun doch bange ward, er könne aus seiner Höhe herunter stürzen, so umfaßte er das Kreuz krampfhaft. Doch das brach unten ab; indes behielt der Held einen guten Teil desselben in den Händen und ließ es auch nicht wieder los. Jetzt entsetzte sich das Pferd noch mehr und stürzte stracks auf den Feind los. Wie der feindliche Heerführer aber seinen Gegner mit dem Kreuze gewahrte, schrie er laut auf: „Waffen weg! das ist kein ehrlicher Krieg, der Gott der Magyaren selber zieht gegen uns zu Felde!“ Und die Soldaten warfen ihre Waffen weg und liefen davon.

Nun wurde der Schneider der Königstochter angetraut, und in seiner Freude übergab ihm der König auch die Regierung. Das junge Paar hielt eine große prächtige Hochzeit. Aber im Schlafe fing der junge Ehemann an zu sprechen: „Wo ist nur mein Bügeleisen? wo ist der Zwirn? wo ist die Nadel?“ und dergleichen. Wie die Königstochter solches hörte, konnte sie den Morgen kaum erwarten, um ihren Vater zu fragen, von welcher Herkunft wohl ihr Mann sein möchte, denn er spräche fortwährend von Bügeleisen, Zwirn und Nadeln. Der König aber stellte seinen Eidam darüber zur Rede, wie er nur von so närrischem Zeuge träumen könne. Der aber antwortete, er wäre gestern vor der Trauung noch bei einem Schneiderlein gewesen, um sich einen Knopf befestigen zu lassen, und da wäre viel von dergleichen Zeug gesprochen worden, darum er wohl davon geträumt habe. Nun erklärte der König seiner Tochter, woher die ganze Träumerei gekommen. Dies befriedigte die junge Königin, und das Paar hat hierauf recht glücklich miteinander gelebt. Aber der alte König und seine Tochter wissen bis auf den heutigen Tag noch nicht, von welchem Stoffe der auf den Thron gelangte Held eigentlich gewesen.

Aus G. Gaal's Nachlaß. G. Stier nacherzählt von Franz Otto.



Wie der junge Engländer Tanzstunde erhält.



Die Muldenkorkser.

Ein altes Märchen im neuen Gewande.

Wenn man der Mulde bei dem neu aufgetauchten Bade einige Stunden aufwärts folgt, so gelangt man vorüber an dem lieblichen Flußufer nach einem sauberen Städtchen, gleich allen andern kleinen Orten jenes Teiles von Deutschland von freundlichem Aussehen und von artigen Menschen bewohnt, wo sich alle Welt kennt, und wo daher, wenn der Herr Pfarrer, der Arzt oder Amtsrichter eine Speise mehr auf der Tafel hat, das ganze Städtchen die Köpfe zusammensteckt. Die Leute weit und breit ähneln sich in diesem Teile unsres engern Vaterlandes. Seit wann man aber die gutmütigen, landzugehörigen Kleinstädter, Bürger und Dörfler „Muldenkorkser" nennt: dies bringt diese lehrreiche Geschichte ans Tageslicht.

Man kann sich denken, welch Aufsehen es machte, als zu Anfang der Zeit unsrer Großeltern ein Mann sich unter den Muldenthalern ansiedelte, von dem niemand wußte, was er war, woher er kam, was er wollte und wovon er lebte. Der Bürgermeister der kleinen Stadt hatte zwar den Paß des Zugereisten in Richtigkeit befunden, aber er mußte sich sagen, daß der Inhaber ihm doch etwas verdächtig vorkomme, und die ganze würdige Bürgerschaft

pflichtete ihrem Oberhaupte bei. Denn der Fremde mietete für eine Person ein ganzes Haus und lebte, nachdem er sich wohnlich eingerichtet, darin mutterseelenallein, ohne sich viel um die Leiden und Freuden der verehrlichen Nachbarschaft zu bekümmern; wie mit Absicht hielt er sich von allen Gevatter Schuh- und Handschuhmachern fern. Ja, er kochte sich seine Gerichte sogar selbst; niemand betrat das Haus des Menschenscheuen als ein alter Knabe in den Sechzigen, der für den Sonderling die nötigen Einkäufe besorgte. Doch überschritt auch der Alte nie die ihm gezogene Grenze, den Flur des Hauses. Die ganze Stadt versuchte es nach und nach, mit dem Fremden bekannt zu werden, anfänglich, indem man ihm auf Schritt und Tritt folgte, dann aber, indem man ihn von allen Seiten zum Essen oder zu einem Schälchen Kaffee einlud. Der Unzugängliche hielt sich jedoch von alledem fern und ließ sich allemal entschuldigen. So verliefen zehn Jahre auf solche Weise, und noch immer galt der sonderbare Kauz in Grünwiesenthal als „der fremde Herr".

Da geschah es eines Tages, daß Leute mit ausländischen Tieren in der Stadt ankamen. Unter den Sehenswürdigkeiten der Gaukler erregte in erster Reihe ein Orang-Utang, von der stattlichen Größe eines Menschen, außerordentliches Interesse; allerorten rühmte man die artigen Kunststücke des riesigen Affen. Die Hunde- und Affenkomödianten zogen in der Stadt umher und kamen auch vor das Haus des geheimnisvollen Fremden, der zuerst über die Störung sehr unwillig war, zuletzt aber immer freundlicher dreinschaute und, augenscheinlich befriedigt, den Gauklern ein großes Silberstück zuwarf.

Am andern Tage zog die Truppe auf und davon. Kaum aber war sie weggezogen, so schickte der fremde Herr nach einigen Stunden zur Post, und gar bald sah man ihn zu demselben Thore mit Extrapost hinausfahren, durch das die Gaukler samt ihren Tieren gezogen waren. Das gab natürlich neues Gerede. Das ganze Städtchen ärgerte sich, daß man nicht wußte, wohin der Sonderling so eilig gereist sei. Doch schon in derselben Nacht kehrte derselbe zurück, aber nicht allein. Es saß noch ein jemand bei ihm im Wagen, der den Hut tief über die Stirn gedrückt und um den Mund ein seidnes Tuch gewunden hatte. Pflichtschuldigst fragte der redliche Thorschreiber nach Namen und Paß des Unbekannten, ihm ward aber nur eine barsche Antwort.

„Es ist mein Neffe", sagte der heimkehrende „fremde Herr", indem er einen Silberling in die Hand des städtischen Beamten gleiten ließ; „mein Begleiter versteht kein Wort deutsch; es ist unrecht, mich, der ich seit Jahren hier bekannt bin, so lange aufzuhalten." — Oheim und Neffe durften herein. —

Der Herr Bürgermeister hatte freilich gegen die Art und Weise des Thorhüters, sich mit dem Sonderling zu verständigen, manches einzuwenden. Denn er meinte, der Beamte hätte wenigstens einen Versuch machen sollen, den mitgekommenen andern „fremden Herrn" zum Sprechen zu bringen und sich von dessen Rede wenigstens so viel Worte zu merken, daß man sich über dessen Sprache und Herkunft hätte eine Vorstellung bilden können.

Der Thorschreiber versicherte hierauf, daß die vernommenen Knurrtöne englisch gelautet, ja, er meinte, der Herr habe „Goddam!" gerufen. Und so hieß der zweite „fremde Herr" fortan „Goddam" oder auch „der junge Engländer".

Aber zu sehen bekam man den neuen Stadtbewohner nirgends, wenn er auch den Leuten noch so viel von sich zu reden Gelegenheit gab. Denn man hörte nicht selten beim Vorübergehen an dem öden Hause des Fremden schreckliches Geschrei, sah „Mr. Goddam“ in rotem Frack und grünen Beinkleidern mit struppigem Haar und erschrockener Miene an den Fenstern vorübereilen, während ihm der „fremde Herr“ im roten Schlafrock mit einer Hetzpeitsche nachlief, um ihn zu züchtigen. — Die Frauen des Städtchens waren empört über diese schmähliche Behandlung, und der hochedle Herr Bürgermeister entschloß sich auf vieles Drängen endlich, an den Fremden einen energischen Schreibebrief abzusenden, in welchem er ihm drohte, den jungen Mann unter seinen besonderen Schutz zu nehmen, wenn solche Szenen grausamer Bestrafung noch öfter vorfielen.

Wie erstaunt aber war das würdige Stadtoberhaupt, als der Fremde am nächstfolgenden Tage bei ihm vorsprach und auf das höflichste sein Benehmen entschuldigend, die Auskunft gab, die Unanstelligkeit seines Zöglings sei Ursache der Strenge. Der störrische, junge Mensch, wiewohl sonsthin sehr talentvoll, sei in allem, was Sprache heiße, ganz unzugänglich; ein Insasse von Grünwiesenthal müsse aber doch sprechen können. Diese Halsstarrigkeit seines Zöglings zwinge ihn nun zu ganz ernsten Maßregeln, zumal er so sehr wünsche, daß sein Neffe recht bald der deutschen Sprache mächtig werde, um denselben in die Gesellschaften von Grünwiesenthal einzuführen. Infolge dieser Mitteilungen äußerte sich der Herr Bürgermeister am selbigen Abend im Kasino voll Lob über den „alten Engländer“, und auch die Meinung der Bürger wandelte sich urplötzlich zu seinen gunsten um. Hörte man einmal wieder Geschrei und Tumult in dem öden Hause, so ging man ruhig vorüber und sagte: „Aha, man gibt dem Herrn Neffen Unterricht in der deutschen Sprache.“ Schon nach einem Vierteljahr schien dieser Unterricht im Deutschen beendigt, denn der Engländer ließ einen alten französischen Tanzmeister, der seit Jahren unter den Muldenthalern lebte, holen und trug demselben auf, seinen Neffen im Tanzen zu unterrichten. Er machte ihn zugleich aufmerksam, daß der junge Herr etwas eigensinnig sei, und etwas habe, was man Spleen nennt, indem er sich schon jetzt für einen großen Tänzer halte, obgleich er im Grunde nichts weiter als Bocksprünge mache.

Der Franzose mußte natürlich in der ganzen Stadt erzählen, was er im Hause des Fremden erlebte. Hiernach erschien der Neffe stets in einem roten Frack, schön frisiert, in grünen weiten Beinkleidern und stets in Glaceehandschuhen. Er sprach wenig und mit fremdem Accent, zeigte sich anfänglich artig und anstellig, schnitt aber bald nachher die wunderlichsten Grimassen und gefiel sich dabei, in den tollsten Sprüngen herumzujagen. Zuletzt zog er gar die Schuhe aus, warf sie seinem Tanzlehrer an den Kopf und fegte nun auf allen Vieren im Zimmer umher. Das war das Zeichen für die Hetzpeitsche. Der alte Herr, rasch herbeieilend, ließ solche dann ohne Gnade auf dem Rücken des tollen Neffen herumtanzen. Indes half meist schon ein andres Mittel, den Zögling gefügig zu machen, wenn man ihm mittels einer Schnalle die Halsbinde etwas fester anzog, worauf der junge Herr wieder manierlich wurde.

Als man endlich Musik zur Tanzstunde heranziehen konnte, ging's noch besser. Der Stadtmusikus spielte nun die Geige, der Herr Tanzmeister mußte

Damenkleider anziehen und sich in denselben vom Herrn Neffen zum Tanze auffordern lassen. Das Tanzen war freilich für den Meister der edlen Gymnastik keine Kleinigkeit. Denn er mußte bisweilen tanzen, bis ihm der Atem ausging, oder bis dem Herrn Stadtmusikus der Arm lahm wurde. Nur der harte Thaler sowie der dargereichte leckere Wein lockten den französischen Tanzprofessor und den Violinkünstler immer wieder in das öde Haus. Unterdessen freuten sich die jungen Damen des Städtchens schon auf den neuen Winter, wo sie die Bekanntschaft eines neuen, ebenso seltenen wie flinken Tänzers machen sollten.

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Frauen ein wundersames Vorkommnis. Sie hatten vor dem bisher so öden Hause einen prächtigen Glaswagen mit schönen Pferden stehen sehen, vor welchem ein Lakai am Schlag gehalten. Bald seien der alte und der junge Engländer sehr elegant gekleidet aus dem Hause getreten, in den Wagen gesprungen und direkt nach dem Hause des Herrn Bürgermeisters gefahren.

Nun entstand eine eigentümliche Unruhe in allen Häusern, in Stube, Küche und Stall. Denn die Frauen witterten alsobald die kommenden Dinge, indem sie einander sagten, daß der Fremde nun zuverlässig seinen Neffen „in die große Welt“ einführen werde. Man fegte und putzte die „guten Stuben“, die Damen jung und alt brachten ihren „besten Staat“ in Ordnung. Und in der That fuhr der alte Herr mit seinem Neffen der Reihe nach bei allen Honoratioren von Grünwiesenthal vor, um seinen Zögling der Gewogenheit der angesehensten Familien zu empfehlen. Man war entzückt von der Liebenswürdigkeit der beiden Herren, namentlich gefiel der „junge Engländer“, wiewohl er durchaus nicht schön war, vielmehr sich beflissen zeigte, seine Häßlichkeit durch fratzenhaftes Gesichterschneiden noch zu erhöhen. Man fand Mr. Goddam dennoch interessant, weil er fortwährend mit den Augen zwinkte und mit den Zähnen fletschte; zeigte er doch trotz aller Schelmereien eine außerordentliche Gewandtheit in seiner Haltung. Er warf sich mit einem Ruck aus einer Sofaecke in die andre oder schnellte sich von einem Lehnstuhl in den andern; dabei streckte er höchst ungezwungen die Beine von sich. Was man aber bei andern jungen Leuten höchst unschicklich fand, galt bei dem Neffen für Einfachheit, ja Genialität.

„Einem Engländer kann man dergleichen nicht übel nehmen“, hieß es allgemein. So wenig der junge Fremde sich auch den wackeren Leuten gegenüber Zwang anthat, so nahm sich doch Herr Goddam in Gegenwart seines Oheims etwas zusammen und zeigte sich meist fügsam. Ein ernster Blick reichte hin, um seine Haltung wieder etwas in Ordnung zu bringen.

So war denn der Herr Neffe in die Welt eingeführt. Ganz Grünwiesenthal sprach an diesem und den folgenden Tagen von nichts anderm als von diesem Ereignis. Nun änderte sich auch auf einmal die Lebensweise des Alten. Er ließ sich öfters auf dem Ratskeller sehen, wo von der Aristokratie Grünwiesenthals Kegel geschoben und weidlich Bier getrunken wurde. Der Neffe besonders zeigte sich als Meister im Spiel: freilich ging es auch hierbei nicht ohne Unfug ab, denn ehe man sich's versah, saß er auf dem niedrigen Dache des Kegelschubs und schnitt Grimassen herab. Der Fremde hatte es jedoch nicht mehr nötig, die Ungezogenheiten seines Neffen zu bemänteln; denn dies thaten

der Herr Bürgermeister und die andern Honoratioren. Auch im Wirtshause abends, wenn Mr. Goddam mit seinem Oheim im „Hirsch“ erschien, war er ein gar gern gesehener Gast. Er benahm sich daselbst genau so wie alle andern Muldenthaler, kannegießerte und rumorte darauf los, indem er auf den Tisch schlug, gab in allem seine feststehende Meinung kund, die man jedesmal für durchaus vernünftig und angemessen erachtete, schon weil sie von einem Engländer herrührte.

Man hatte bislang in Grünwiesenthal jeden Abend Karten gespielt, die Partie um einen Sechser; das fand der „junge Engländer“ erbärmlich. Er brachte Thaler und Louisdor zum Vorschein, behauptete kühnlich, niemand verstehe es, so fein wie er zu spielen, und er söhnte die beleidigten Herren dadurch aus, daß er ganz ungeheure Summen an sie verlor. So gelangte derselbe zu großem Ansehen. Seine Liebenswürdigkeit galt als eine ausgemachte Sache — schadete es einem der braven Kleinbürger, daß Mr. Goddam sich so grenzenlos unwissend stellte, als wenn er nicht einmal seinen Namen zu schreiben vermöchte? — Dies war ja seine Sache, was ging's andre an?

Mit dem herannahenden Winter trat der Neffe mit noch größerem Glanze auf. Er wußte sich unentbehrlich zu machen; ja man fand zuletzt jede Gesellschaft langweilig, wo der Augapfel von Grünwiesenthal nicht zugegen war. Alles wendete sich ihm zu, wenn er auch das albernste Zeug zusammenschwatzte. Las er gar seine Gedichte vor, so schwammen die Damen in Thränen, und Thränen flossen selbst dann, als manche behaupteten, das Vorgetragene sei schon irgendwo zu lesen gewesen, ohne Rührung hervorzurufen.

Seine höchsten Triumphe aber trug er auf den Grünwiesenthaler Kränzchen und Bällen davon; denn er brachte einen völligen Umsturz in die Tanzordnung des Städtchens, da er sich an keine Anstandsregeln hielt, sondern that, was ihm eben beliebte. Die Männer wagten nichts einzuwenden, weil ihre besseren Hälften alles vortrefflich fanden. Der „fremde Herr“ hatte seine Freude daran, wenn man ihn wegen seines liebenswürdigen Zöglings beglückwünschte. Dann und wann mußte er freilich noch immer sein väterliches Ansehen gegenüber den übersprudelnden Launen des Neffen zur Geltung bringen. Aber wenn der junge Engländer sich gebärdete, als befände er sich unter Hottentotten — ein Mittel verfing immer: der Onkel brauchte dem Neffen nur die Halsbinde fester zu schnallen, und sieh' da! — alles ging wieder eine Zeitlang in Ordnung.

Schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten. So war es auch hier. Ehe man sich's versah, war die junge Welt Grünwiesenthals wie umgewandelt. Da die jungen Leutchen sahen, wie alles bewundert und gepriesen wurde, was der junge Fant that, so machte man ihm alles nach, und warf man dem jungen Volk ungeschliffenes, früher ganz ungewohntes Benehmen vor, so zeigten sie einfach auf den jungen Engländer hin, der von aller Welt vergöttert ward. —

Aber die Freude der jungen Leute dauerte nicht mehr lange. Ein großes Konzert sollte die Wintervergnügungen beschließen; ihre Mitwirkung hatten alle Musikfreunde des Städtchens zugesagt. Der „fremde Herr“, dem man das entworfene Programm vorlegte, billigte alles, doch wünschte er ein Duett eingefügt zu sehen, wofür er seinen Neffen und die Tochter des Bürgemeisters vorschlug. Dem Fremden zu Gefallen ward dasselbe alsbald eingeübt. —

Der alte Herr konnte jedoch der musikalischen Soiree nicht beiwohnen. Als er darüber sein Bedauern äußerte, gab er dem Bürgermeister einige Winke hinsichtlich seines Neffen, welchen er diesmal dem verehrten Stadtoberhaupt überlassen müsse. Er unterrichtete den Ebengedachten davon, was zu thun sei, wenn sein Neffe etwa wieder seine Schrullen zeigte, sich zum Beispiel auf ein Notenpult setzen oder durchaus den Kontrabaß streichen wollte und dergleichen mehr. „Wollen ihm dann der Herr Bürgermeister nur seine hohe Halsbinde etwas lockerer machen oder sie ihm ganz ausziehen, dann wird es schon gehen."

Der Stadtschultheiß versprach zu vollführen, was ihm geraten worden.

Nach dem Konzertsaal strömte am Abend ganz Grünwiesenthal und Umgegend. Die erste Abteilung der Aufführung, in welcher auch der Bürgermeister seine Kunst als Kontrabassist zeigte, ging ohne Störung vorüber. Man war im höchsten Grade auf die folgende Nummer gespannt, in welcher das Duett der Tochter des Genannten mit Mr. Goddam zum Vortrage gelangen sollte. Der Neffe war im kostbarsten Anzuge erschienen und hatte sich ohne weiteres in den Lehnstuhl geworfen, der eigentlich für eine hochadlige Dame aus Wolkenkuckucksheim bestimmt gewesen. Von hier aus sah er mit einem ungeheuren Perspektiv nach allen Seiten. Hierbei schnitt er absonderliche Grimassen und machte sich dann mit einem von ihm mitgebrachten großen Fleischerhunde zu schaffen.

Welch Aufsehen dies alles auch verursachte, so wagte doch niemand, etwas darüber zu sagen. Endlich trat der Bürgermeister auf den jungen Herrn zu und überreichte ihm ein Notenblatt mit den Worten: „Junger Herr, wenn es Ihnen jetzt gefällig wäre, das Duett zu singen?" Alles befand sich in atemloser Spannung. Der Neffe begann das Gesicht zu verziehen, aber er brachte nur greuliche und jämmerliche Töne heraus. Der Musikdirigent gab ihm nun einen Wink, höher zu singen. Aber statt darauf zu achten, warf jener dem Herrn Stadtorganisten einen seiner Schuhe an den Kopf und fletschte die Zähne.

Als dies der zum Tode betroffene Bürgermeister sah, dachte er: „Aha! jetzt unterliegt der bedauernswerte Jüngling wieder seinen Zufällen oder Attacken." Er sprang daher hinzu, packte seinen Mann am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter. Aber dadurch wurde es nur noch schlimmer. Denn der junge Engländer sprach nun nicht mehr deutsch, sondern eine ganz unverständliche Sprache, blökte recht frech die ganze hochachtbare Gesellschaft an und gefiel sich schließlich in den wunderlichsten Sprüngen. Der Herr Stadtvorstand geriet darob in Verzweiflung und löste nun dem jungen Manne das Halsband vollends.

Doch welch ein Schrecken! Statt menschlicher Farbe und Haut umgab den Hals des tollen Gastes ein dunkelbraunes Fell, und alsbald machte sich seine tierische Munterkeit durch noch possierlichere Sprünge Luft. Er riß sich die Perücke und die Handschuhe ab, und nun zeigte es sich, daß der junge Herr Engländer überall mit braunen Haaren bewachsen war. Endlich warf er die letzte Scheu von sich, setzte über die Tische und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Bässe, durchsprang die große Pauke, kurz er benahm sich wie ein Rasender. „Haltet ihn fest, fangt ihn ein!" rief der unglückliche Bürgermeister. Aber das war schwierig. Mit Mühe und Not gelang es endlich einem mutigen Jägersmann, seiner habhaft zu werden.

Man drängte sich nun um den Gebändigten und besah sich das Weltwunder von allen Seiten. Da rief ein gelehrter Herr aus der Nachbarschaft: „Aber, meine Herren, wie konnten sie nur dies Tier in eine honette Gesellschaft eintreten lassen? Ihr Herr Engländer junior ist nichts mehr und nichts weniger als ein Affe, homo troglodytes Linnaei; ich gebe sogleich zehn Thaler für sein Fell und lasse den Orang=Utang dann für mein Kabinett ausbalgen."

Wer beschreibt das Erstaunen der Grünwiesenthaler, als sie solches hörten! „Was, Mr. Goddam — ein Orang=Utang, ein Affe in unsrer Gesellschaft?"



„Haltet ihn fest, fangt ihn ein!" rief der unglückliche Bürgermeister.

Man traute seinen Sinnen kaum. „Es ist Zauberei und teuflischer Spuk im Spiel", sagte der aus Rand und Band geratene Bürgermeister, indem er das Halstuch des Neffen herbeibrachte. „Man sehe — in diesem Tuche steckte der ganze Zauber, der den homo troglodytes in unsern Augen so höchst liebenswürdig erscheinen ließ. Da ist ein breiter Streifen elastischen Pergaments mit allerlei wunderlichen Zeichen. Ich glaube, es ist Latein; kann es niemand entziffern?" Der Herr Pfarrer, ein gelehrter Mann, nahm das Pergament zur Hand und entschied: „Mit nichten, es sind nur lateinische Buchstaben und heißt:

„Der Affe gar possierlich ist, zumal wenn er vom Apfel frißt."

„Welch eine Verhöhnung des ganzen Muldenthals! Solch ein Betrug geht über die Hutschnur und sollte exemplarisch bestraft werden." Jeder stimmte bei, und so begab man sich sogleich zu dem Fremden, der die guten Muldenthaler so arg zum besten gehabt hatte. Sechs graubärtige Stadtsoldaten bemächtigten sich des Affenneffen, mit welchem der Fremde konfrontiert werden sollte.

Man kam, von einer wachsenden Menschenmenge umgeben, an das Haus. Es ward angepocht — keine Antwort! — man zog die Glocke — vergeblich! Kein Mensch und keine Seele zeigte sich. Voller Ungeduld befahl der Bürgermeister, die Thür einzuschlagen. Nachdem freie Bahn gemacht worden, begab sich eine Anzahl Grünwiesenthaler in das Zimmer des Affenoheims.

Indes man gewahrte hier nichts als altes Gerümpel; von dem Manne, nach dem man suchte, war nicht eine Spur zu finden. Schon wollte man unverrichteter Sache wieder abziehen, als der Herr Stadtschreiber auf einem Arbeitstisch einen großen versiegelten Brief, an den Herrn Bürgermeister gerichtet, liegen sah.

Dieser selbst öffnete ihn sofort. — Bis dahin hatte niemand die redlichen Kleinstädter anders genannt als die Grünwiesenthaler „Stadtherren". Welche Augen machten diese aber, als der Oberste der Stadtbehörde zu lesen begann:

„Meine lieben Muldenkorkser!

Wenn ihr dies leset, bin ich weit entfernt von eurem netten Städtchen. Ihr werdet nun wissen, wes Standes und Landes mein lieber Pflegesohn ist. Nehmt den Spaß, den ich mir mit euch erlaubte, als eine gute Lehre auf und fallet niemals wieder einem Fremden zur Last, der unter euch für sich allein leben will; nötigt niemand in eure Gesellschaften, wenn ihm solche nicht anstehen. Eure Neugierde und Zudringlichkeit, eure kleinstädtischen Sitten und schlechten Manieren, vornehmlich aber eure lächerliche Vorliebe für fremde Narrheit euch vor die Augen zu führen, erzog ich diesen Orang-Utang, den ihr liebgewonnen, nur weil er ein Fremder war. Benutzet die wohlverdiente Lehre nach Kräften!"

Die Muldenkorkser schämten sich über alle Maßen. Sie suchten nach einem guten Grund, sich selbst zu entschuldigen, und trösteten sich schließlich damit, daß der ganze erlebte Affenschwindel nur mit unnatürlichen Dingen zugegangen sein könne. Am meisten gewannen noch die jungen Leute durch die empfangene Lektion. Sie sahen ein, wie lächerlich auch sie sich gemacht, und bemühten sich ernstlich, so rasch wie möglich die angenommenen häßlichen Sitten, wobei ihnen ein Affe als Vorbild gedient, abzulegen. Der Orang-Utang aber wurde dem Gelehrten überantwortet, der allen die Augen geöffnet. Dieser gab sich weiter keine Mühe, aus einem Affen einen Menschen zu machen, sondern behandelte den Orang-Utang, wie dergleichen Hinterindier es gewohnt sind. Noch lange Jahre konnte man den Vierhänder im Hofe des Gelehrten sein Wesen treiben sehen, und alle Welt wunderte sich, wie es nur möglich gewesen, einen solchen Affen für einen Menschen zu halten. — Ob jedoch unterdessen die Sorte Erdenwaller ausgestorben ist, welche gern den Menschen in so nahe Verbindung mit dem Affen bringen möchte, steht sehr dahin.

Nach W. Hauffs „Der junge Engländer".



Der Tanz mit dem Grünrocke.



Die Teufelskäthe.

Böhmisches Märchen.

In einem Dorfe gab es eine Bäuerin, Namens Käthe. Sie besaß Haus, Garten und dazu noch einiges Geld. Aber hätte sie ganz und gar in Gold gesteckt, so würde sie doch kein Bursche gemocht haben, selbst der ärmste nicht, weil sie so schlimm war wie der Böse, und ihr Maulwerk war noch ärger. Sie lebte mit einer alten Mutter, denn allein konnte sie nicht durchkommen; aber hätte ihr irgend einer ohne Mühe einen Dienst leisten können und sie Dukaten dafür gezahlt, da wär' ihr dennoch niemand beigesprungen, weil sie ob jeder Kleinigkeit gleich zankte und schalt, daß es zehn Meilen weit zu hören war. Und weil sie zudem noch häßlich aussah, so blieb sie sitzen, bis sie allmählich vierzig zählte.

Wie es meistens in Dörfern zu sein pflegt, daß am Sonntag zum Tanze aufgespielt wird, so war's auch Sitte im Dorfe der Käthe. Wenn sich in der Schenke der Dudelsack oder die Geige hören ließ, war die Stube bald voll von Burschen; in dem Hausflur und vor dem Hause standen die Mädchen, an den Fenstern die Kinder.

Aber die erste von allen war immer die Käthe. Die Burschen winkten den Mädchen und die Paare traten an; Käthe aber war solch ein Glück ihr Lebtag nicht widerfahren, selbst wenn sie den Dudelsackpfeifer selbst bezahlt hätte. Trotzdem blieb sie so leicht keinen Sonntag vom Tanzsaale weg. Eines Tages geht sie wieder dahin und denkt unterwegs bei sich: „Bin schon so alt, und hab' noch nie mit einem Burschen getanzt: ist das nicht zum Totärgern? Fürwahr, tanzen möcht ich heut' und müßt ich meinethalben mit dem Teufel tanzen."

Und recht wütig betritt sie die Schenke, setzt sich zum Ofen und schaut, wie die Bursche die Mädchen zum Tanze holen. Auf einmal tritt ein flotter Bursch mit einer roten Feder auf dem Hute ein, setzt sich unweit von Käthe nieder und läßt sich einschenken. Da reicht der Angekommene sein Glas der Käthe zum Trinken hin. Die wundert sich, daß ihr solche Ehre widerfährt; ein Weilchen sträubt sie sich, doch endlich trinkt sie und zwar recht herzhaft. Der Fremde stellt nun den Krug hin, zieht aus der Tasche einen blanken Dukaten, wirft ihn dem Dudelsackpfeifer zu, und ruft: „Ein Solo!" Die Bursche treten auseinander, und der mit der roten Feder auf dem Hute führt Käthe zum Tanz.

„Ei, zum Kuckuck, wer ist das?" fragen die Alten und stecken die Köpfe zusammen; die Bursche verziehen den Mund und die Mädchen kichern, eine hinter der andern, und nehmen die Schürze vors Gesicht, damit Käthe nicht gewahr wird, wie man sie auslacht. Aber diese bekümmerte sich um niemand, sie war froh, daß sie tanzte; und hätte die ganze Welt über sie gelacht, so würde sie sich darüber hinweggesetzt haben. Den ganzen Nachmittag und auch den ganzen Abend tanzte sie mit dem Fremden, der ihr Pfefferkuchen kaufte und, als die Zeit zum Heimgehen kam, sie bis an ihr Haus brachte.

„Könnt' ich doch mit Euch bis zu meinem Ende tanzen, so wie heut!" Also wünschte sich Käthe, als sich beide trennen wollten.

„Ei, das kann sein, komm' nur mit mir!"

„Wo wohnt Ihr denn?"

„Häng' dich mir getrost um den Hals, ich will dir's dann schon sagen."

Käthe that's, allein in diesem Augenblicke zeigte ihr Begleiter sich in seiner wirklichen Gestalt. Ein Tänzer aus der Hölle war's und dorthin brachte er die Käthe. Bei der Höllenpforte hielt er an, um anzupochen. Die Kameraden öffneten, und als sie sahen, daß er ganz in Schweiß gebadet, wollten sie ihm Erleichterung schaffen und Käthe ihm vom Halse heben. Die aber hielt fest wie eine Zange und ließ sich auf keinerlei Weise losreißen: der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte sich mit Käthen am Halse zu seinem Herrn und Meister, dem Luzifer, verfügen.

„Wen bringst du hier?" fragte dieser. — Und nun erzählte der Teufel, wie es ihm auf Erden gegangen, wie er, um Käthe zu trösten, mit ihr ein Tänzchen versucht und ihr auf ein Weilchen auch die Hölle habe zeigen wollen. „Ich hab' nicht geahnt", schloß er, „daß sie mich nicht würde wieder loslassen wollen."

„Weil du ein Dummkopf bist und dir nicht merkst, was ich dir sage", bellte der Oberteufel den Höllenjunker an. „Bevor du mit jemand anbindest, sollst du erst seine Gesinnung prüfen. Hättest du danach gethan, würdest du die Käthe nicht gleich mit dir genommen haben. Jetzt scher' dich und sieh', wie du sie los wirst!"

Voll Verdruß trabte der Teufel mit Jungfer Käthe auf die Erde zurück. Er versprach ihr goldene Berge, wenn sie ihn freiließe; er schalt und raste, alles umsonst. Ermüdet, in Wut gebracht, kam er mit seiner Last auf einer Wiese an, wo ein junger Schäfer in einem mächtigen Pelz seine Schafe hütete. Der Teufel hatte sich in einen gewöhnlichen Menschen verwandelt, und darum erkannte ihn der Schäfer nicht. „Freund, wen schleppt ihr da mit Euch herum?“ fragte gutmütig der Bursch im Pelze.

„Ach, ich atme kaum“, sagte der Höllenjunker. „Stellt Euch vor, ich gehe ganz ruhig meines Wegs, ohne an etwas zu denken, da wirft sich das Weib mir an den Hals und läßt mich nun nicht wieder los. Ich hab' sie bis ins nächste Dorf tragen wollen, um mich dort von ihr frei zu machen; aber ich kann nicht weiter, die Kniee schlottern mir.“

„Nu, wartet, ich will Euch helfen, aber nicht auf lange, weil ich meine Schafe hüten muß; doch die Hälfte Wegs will ich sie Euch tragen.“

„Ei, schon dafür will ich dankbar sein.“

„Hörst du, häng' dich nun an mich!“ schrie der Schäfer Käthe zu.

Kaum hört die Käthe diese Einladung, so läßt sie den Teufel los und hängt sich an den bepelzten Schäfer. Der hatte nun was zu tragen, Käthe und dazu noch seinen ungeheuren Pelz. Auch er bekam's bald genug satt und sann nun, wie er sich der Käthe entledigen könne. Als er jetzt an einem Teiche vorüber keucht, da fällt ihm ein, seine Bürde da hineinzuwerfen. Aber wie? Na — konnt' er den Pelz nicht mit ihr zugleich ausziehen? Er war ihm weit genug und so versuchte er vorsichtig, ob's wohl ginge. Und sieh', zuerst zieht er einen Arm heraus, Käthe merkt nichts; dann den andern, Käthe merkt noch nichts; jetzt macht er die erste Schnur vom Knopfloch los, dann die zweite, dann die dritte, und plumps! liegt Käthe im Teich samt dem Pelz. Der Teufel war dem Schäfer nicht nachgegangen; er hütete unterdessen die Schafe, doch achtete er sorgsam darauf, wie weit der Schäfer mit Käthe kommen würde. Er durfte nicht lange warten. Den nassen Pelz auf der Schulter, kehrte der Schäfer nach der Stelle der Wiese zurück, wo der Höllenjunker ihn getroffen. Als sie sich erblickten, sah einer den andern mit gar sonderbaren Blicken an. Endlich sprach der Teufel zum Schäfer: „Hab' Dank, du hast mir einen großen Dienst erwiesen; denn ich hätte mich vielleicht mit der Käthe bis zum jüngsten Tage schleppen müssen. Damit du aber wissest, wem du aus der Klemme geholfen, so wisse, daß ich ein Teufel bin.“ Er sprach's und verschwand. Der Schäfer blieb eine Weile wie vom Schlag gerührt stehen, dann sagt' er zu sich selbst: „Sind alle so dumm als der, so ist's schon gut!“

In dem Lande, wo unser Schäfer seine Schafe weidete, herrschte dazumal ein junger, reicher Fürst, und da er Herr über alles war, genoß er alles in vollem Maße. Tag für Tag vergnügte er sich nach Herzenslust auf jede mögliche Art, und bis in die Nacht schallte aus den fürstlichen Gemächern der Lärm ausgelassener Zecher. Das Land verwalteten zwei Stellvertreter, die es um kein Haar besser trieben als ihr Herr. Und so erging's den armen Unterthanen übel genug. Einst, als der Fürst nicht mehr wußte, was er aussinnen solle, rief er seinen Sterndeuter und befahl demselben, ihm und seinen zwei

Räten die Zukunft vorherzusagen. Der Sterngucker gehorchte und forschte in den Sternen, welch ein Ende die drei nehmen würden.

„Verzeih, o Fürst“, sprach er, „deinem und deiner Stellvertreter Leben droht solche Heimsuchung, daß ich mir's nicht zu sagen getraue.“

„Sag's nur heraus, sei's, was es wolle! Du aber bleibst in meiner Nähe, und erfüllt sich dein Wort nicht, so kostet es dich den Kopf!“

„Gern unterwerfe ich mich deinem Befehl!“ sagte der Astrolog. „So hör' denn: Bevor der Mond voll wird, kehrt bei deinen Stellvertretern der Teufel ein, und während des Vollmondes holt er auch dich, o Fürst, und dann schafft er euch alle drei lebendig in die Hölle.“

„Ins Gefängnis mit dem lügnerischen Wicht!“ gebot der Fürst, und die Diener thaten nach seinem Befehl. Im Herzen jedoch war dem Fürsten nicht so ganz geheuerlich zu Mute, wie sehr er sich auch verstellte; die Worte des Sterndeuters hatten Eindruck auf ihn gemacht. Zum erstenmal rührte sich das Gewissen in ihm. Die zwei Stellvertreter gelangten halbtot nach Hause. Keiner von ihnen führte mehr einen Bissen in den Mund; endlich rafften sie all ihre Habe zusammen und machten sich auf und davon nach ihren Schlössern. Der Fürst aber ging in sich, lebte, wie es sich für einen Fürsten geziemt, und gewöhnte sich daran, sein Land selbst zu verwalten, in der Hoffnung, sein Schicksal vielleicht doch zu ändern.

Von all diesen Dingen hatte natürlich unser Schäfer keine Ahnung; er weidete täglich seine Herde und kümmerte sich nicht um das, was in der Welt vorging. Da stand eines Tages plötzlich der Teufel vor ihm und sprach: „Ich bin gekommen, Schäfer, um dir den Dienst zu vergelten, den du mir erwiesen. Ich soll die früheren Stellvertreter Eures Fürsten in die Hölle schaffen, weil sie ihn schlecht beraten und die Armen bestohlen haben. Bis zum bestimmten Tage geh' in das Schloß des ersten Rates, wo sich viel Volk versammelt haben wird. Sobald Geschrei entsteht, die Diener die Thore öffnen und ich den Herrn fortschleppe, tritt zu mir und sag': „Entweiche, sonst wird es dir schlimm ergehn!“ Ich werde gehorchen und mich davonmachen. Du aber laß dir dafür von dem Herrn zwei Säcke Goldes geben, und will er nicht, so droh' ihm, daß du mich alsbald wieder herbeirufen werdest. Hierauf geh' in das Schloß des zweiten Rates, mach' es wieder so und begehr' die gleiche Zahlung. Mit dem Gelde aber wirtschafte vernünftig und verwend' es gut. Wenn Vollmond herangekommen ist, muß ich den Fürsten selbst holen. Ihn befreien zu wollen, rat' ich dir nicht, du müßtest denn mit deiner eignen Haut büßen wollen.“ So sprach er und entfernte sich.

Der Schäfer hatte sich jedes Wort gemerkt. Als die Zeit um war, kündigte er seinen Dienst und begab sich nach dem Schlosse, wo der eine der fürstlichen Räte wohnte. Er kam gerade recht. Zahlreiche Leute standen da und warteten schon darauf, daß der Teufel den Verhaßten fortschleppe. Jetzt erhebt sich im Schloß verzweifeltes Geschrei: die Thore öffnen sich, und der Teufel schleppt in der That den totenbleichen Herrn, der fast schon zur Leiche geworden, fort. Da aber springt der Schäfer hervor, faßt den armen Schächer bei der Hand und stößt den Teufel mit den Worten weg: „Pack' dich, sonst wird es dir schlimm ergehn!“

Und auf der Stelle verschwindet der Teufel, und der hocherfreute Herr küßt dem Schäfer beide Hände und fragt ihn, was er zum Lohne begehre. Als der Schäfer sagte: „Zwei Säcke Goldes!“ befahl der Gerettete, solche alsbald herbeizuschaffen.

Zufrieden begab sich der Schäfer nun nach dem zweiten Schlosse und verrichtete dort so gut sein Werk wie im ersten. Es ist begreiflich, daß der Fürst von dem Teufelaustreiber bald hörte; denn er fragte jeden Tag, wie's mit seinen Räten stehe. Als er vernommen, wie es ihnen ergangen, schickte er nach dem Schäfer und bat ihn, er möchte auch ihn aus des Teufels Klauen retten.

„Mein Herr und Gebieter“, antwortete der Schäfer, „Euch kann ich es nicht versprechen, denn es gilt dann meine eigne Haut. Ihr seid ein großer Sünder; aber wenn Ihr Euch bessern wollet, rechtschaffen, mild und weise regieren, wie's einem Fürsten geziemt, so versucht' ich's schon und sollt' ich statt Eurer in die Hölle wandern müssen.“

Der Fürst versprach ernstliche Besserung, und der Schäfer entfernte sich mit der Zusage, am bestimmten Tage sich einzustellen.

Mit Furcht und Angst erwartete der ganze Hof den Vollmond. Wie die Leute anfänglich dem Fürsten sein Schicksal gegönnt hatten, so bemitleideten sie ihn jetzt; denn von dem Augenblicke an, wo er sich wirklich besserte, konnten sie ja sich keinen bessern Herrn wünschen.

Die Tage verstreichen, ob sie der Mensch in Freuden oder in Leiden zählt! Eh' sich der Fürst dessen versah, war der Tag vor der Thür, wo er sich von allem trennen sollte, was ihm lieb war. Schwarz gekleidet, wie zum Grabesgange, saß er da und erwartete den Schäfer oder den Teufel. Auf einmal steht der Teufel vor ihm.

„Mach' dich bereit, deine schlecht verbrachte Zeit ist abgelaufen!“ sagte er.

Ohne ein Wort zu sprechen, erhob sich der Fürst und schritt hinter dem Teufel nach dem Flur hin, wo es von Leuten wimmelte. Da drängt sich der Schäfer ganz erhitzt durch die Haufen, gerad' auf den Teufel zu und schreit: „Lauf schnell, schnell, sonst wird es dir schlimm ergehn!“

„Was fällt dir ein, mich aufhalten zu wollen?“ raunte der Teufel dem Schäfer zu. „Weißt du nicht, was ich dir gesagt habe?“

„Ach, du Narr!“ sagte der andre. „Mir kommt's ja nicht auf den Fürsten an, sondern deinetwegen bangt mir. Die Käthe ist wieder los und fragt nach dir!“

Kaum hatte der Teufel den Namen der Käthe aussprechen hören — husch! — so war er weg wie weggeblasen und ließ den Fürsten in Ruhe.

Der Schäfer lachte ihn im stillen aus, und der Fürst fühlte sich glücklich, durch des Schäfers List von dem Höllenbrande erlöst zu sein. Dafür erhob er den klugen Burschen zu seinem Gesellschafter und liebte ihn wie seinen Bruder.

Und daran that er wohl; denn noch selten hat ein Fürst einen treueren Diener und besseren Ratgeber gehabt. Die Säcke Gold aber verteilte der Schäfer unter jene armen Leute, denen des Fürsten Stellvertreter die Schätze abgepreßt hatten.

B. Němec nacherzählt von Franz Otto.

Die Auswanderer.

Ein Märchen aus der Pflanzenwelt.*)



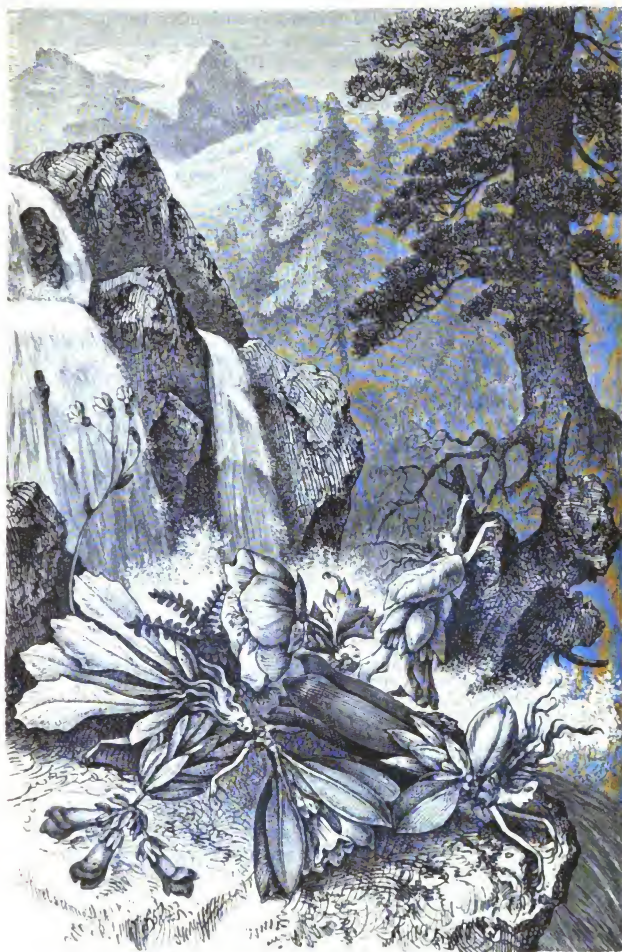
Wenn es Winter geworden, dann ist's um den hohen Dachstein in den steirischen Alpen grausig und schauerlich. Da liegt der Schnee viele Ellen hoch, ballt und schiebt sich zu Lawinen zusammen und stürzt wie ein Ungetüm in das Thal, alles zertrümmernd auf seiner Bahn, daß mächtige Tannen und Lärchen wie Grashalme umknicken. Da müssen die Blumen und Kräuter viel Ungemach aushalten. Die kleinen Blumen haben es noch am besten, denn sie stecken sieben Monate des Jahres unter dem Schnee, warm und sicher. Sie hören nicht das Brausen des Wintersturmes, wie er über das eisige Joch daher fegend, rasend auf den Tannenwald einstürzt und wütig heult, wenn er, auf freier Bahn gehemmt, sich durch Felsenklüfte drängen muß.

Aber die armen Bäume und Gesträuche! Wie ächzen und seufzen die Fichten und Arven unter der drückenden Schneelast! Wie müssen sich die Krummholzkiefern am Boden niederdrücken vor dem gestrengen Winter! Wenn dann mit dem warmen Föhn der Frühling herübergekommen ist aus Welschland und unten im Thale und in der Ebene alles grünt und blüht, da liegt oben auf dem Hochgebirge noch lange Wochen tiefer Schnee, und die armen Blumen müssen in Geduld aushalten, während im Thale die Wiesenblumen schon unter der Sense des Mähers fallen. Ist aber die Sonne endlich in das Hochgebirge gekommen, da gilt's, daß sich die Blumen beeilen, Blätter, Blüten und Samen fertig zu bringen; denn ach, nur kurz währet die schöne Zeit, und ehe sich's die Alpenbewohner versehen, oft noch ehe sie zu ihrer Fortpflanzung Samen reifen können, hat sie der frühe Herbstschnee wieder zum Winterschlafe begraben. Sie können sich nicht einmal der schönen Sommerzeit ungestört freuen; gar oft macht der Winter dem Sommer ganz unerwartet einen Besuch im Hochgebirge, bedeckt in der Nacht oder bei Gewitterkühle die blumigen Alpen und Felsen mit solchem Schnee, daß nur die höheren Alpenrosen mit ihren feurigen Blütenköpfen daraus hervorsehen. Freilich ist für den Winter um diese Zeit kein Bleiben, und ehe die Sonne noch im Mittag steht, ist er wieder verschwunden und hat sich nach seinem kühlen Sommersitz in die Gletscher und Klüfte zurückgezogen.

Es war an einem solchen winterlichen Sommertage, nachdem auch die kleinsten Gräser und kriechenden Steinbrechen[1]) unwillig die letzten Schneeflocken abgeschüttelt hatten. Die Sonne schien warm und wohlthuend auf die weite, blumige Alpe, während ein dichter Wolkenschleier noch die Wälder und Thalgründe verhüllte. — Auf der Alpe waren fast alle Pflanzenbewohner des Hochgebirges versammelt.

---

*) In Betreff der Ziffern wird auf Seite XVI des Titelbogens verwiesen.



Auswanderung der unzufriedenen Alpenblumen.

Zwei verschiedene Gebirgstöcke stoßen hier aneinander, und jeder Boden hat seine besonderen Pflanzen. Besonders üppig blühte und grünte es am Fuße eines mächtigen Felsens, der seine zackigen Grate unten weit in das glatte, samtweiche Alpengrün streckte, während er oben seine Schneemütze an diesem wolkigen Tage beharrlich auf dem Kopfe behielt.

Hier war ein schöner, traulicher Platz, so recht für die kleinsten Alpenbewohner geschaffen. Da stand die weiße Dryade[2]), der Alpen und Schneehahnenfuß[3]), gelber und blauer Enzian[4]) rote und bläuliche Schlüsselblumen und gelbe Aurikeln[5]) bildeten ganze Rasen, mit zierlicher Aretia[6]), Alpensilene[7]), Alpennelken[8]), Steinbrech und Mannsschild[9]) abwechselnd; dazwischen die mannigfaltigsten andern Blumen und Gräser, die selbst der Sennhirt nicht alle mit Namen zu nennen wußte, alles so nahe beisammen, daß sie sich zuwinken und duftige Mitteilungen machen konnten. Weiter unter zwischen bemoosten Felstrümmern, nahe am Rande der Schlucht, in welche sich der weißschäumende Bach in tausend Wasserfällen durch Wolken in die verhüllte Tiefe stürzte, stand zahlreiches Gebüsch von niedrigen Alpenrosen, die mit ihren feurigen Blumen weit über die ganze Alpe leuchteten, neben Zwergweiden und Bergelsen[10]) von bärtigen Flechten, immergrünem Farnkraut und rankendem Moos[11]) durchwebt.

Es war gerade die Zeit, wo die Blumen sich zu unterhalten*) pflegten, und die ganzen versammelten Alpenbewohner sahen recht munter aus nach dem erfrischenden Schneebad der vergangenen Nacht; denn Tagschläfer wie in der Ebene gibt's in den hohen Regionen überhaupt nicht.

„Aufs Frühjahr ziehe ich fort“, sagte Linaria[12]), das Alpenlöwenmäulchen, zu Soldanella, dem Alpenglöckchen[13]), das etwas höher auf dem Felsen stand und den blauen Kopf nach dem in Orange und Violett gekleideten Löwenmäulchen herabbog. „Hier ist's nicht auszuhalten! Was war das wieder für ein tolles Wetter gestern abend! mir ist ein Blitz quer durch den Mund gefahren; ich war ordentlich froh, als ich mich unter den Schnee ducken konnte.“

„Du bist zu furchtsam, Löwenmäulchen“, erwiderte Soldanella. „Ich habe das alles schon hundertmal mit erlebt, und es war gestern nicht schlimmer als gewöhnlich. Ihr Bodenkriecher seid gar zu furchtsam. Aber recht hast du, es ist ein elendes Leben hier oben und der Winter gar zu lang. Zuzeiten dachte ich auch schon an das Auswandern. Doch wohin sollten wir ziehen?“

„Wohin anders als in die schöne weite Ebene dort unten? Siehe nur, wie sonnig sie daliegt. Es muß herrlich sein. O wie sehne ich mich hinab zu meinen Verwandten, die auf dem Kies des großen Stromes und gar in schönen Gärten wohnen sollen! ich kann die Zeit kaum erwarten, bis es fortgeht.“

„Aber wer gibt uns Gewißheit, daß es dort besser ist?“ fragte Nachbarin Aurikel. „Noch ist keine von uns aus den Bergen herausgekommen, und es ist doch bedenklich, so aufs Geratewohl in die Welt zu gehen.“

„Auch ich habe Vettern und Basen unten an den Flüssen und Bächen“, ließ sich eine Kriechweide[14]), die Nachbarin Löwenmäulchens, vernehmen. —

---

*) Fechner, welcher sich die Mühe gegeben hat, ein Seelenleben der Pflanzen zu beweisen, nimmt an, daß die Düfte eine Art Mitteilung seien.

„Und alle sind größer und mächtiger als eine unsrer Familie hier oben. Ist das nicht ein Beweis, daß es unten doch besser sein muß?"

So wurde weiter hin und hergesprochen. Löwenmäulchen, das auf einer ewig beweglichen Steinrutsche über die ganze Alpe kroch, ließ das rotgelbe Plappermaul nicht eher ruhen, als bis es eine Auswanderungsgesellschaft zusammengebracht hatte, und wo dieses nicht hinkam, übernahm es Saxifraga [15]), die Steinbrecherin, die Liebe zum heimatlichen Boden locker zu machen. Selbst das vornehme Edelweiß [16]) und mancher andre Bewohner des Felsens ließ sich bereden, die Reise aus den Bergen ins Tiefland mit anzutreten. Ein zeitiger Winter machte allen Vorsätzen zur Auswanderung ein Ende.

Doch fand sie statt, und ein Wanderer, der an der Enns und Donau an den Gewässern aufstieg in die Gegend des Dachsteins, fand am Ufer der Enns, ja selbst schon an der Donau, viele Bewohner des Hochgebirges, einige in recht traurigen Umständen, wie es den Auswanderern auf fremder Erde wohl oft geht.

Einige auswanderungslustige Pflanzen hatten das Frühjahr nicht erwarten können und benutzten die Gelegenheit, als eine mächtige Schneelawine den Weg über die Alpe nahm. Die Rutschpartie ging so schnell, daß sie in wenigen Minuten unten im Thale angelangt waren, aber so zerquetscht und zerrissen, daß die meisten den Tod davontrugen und nur einige mit dem Schneewasser des großen Tauwetters weiter in das flache Land hinaus gelangten.

Nicht viel besser ging es einer andern Gesellschaft, die mit einem guten Stück Erde in das Thal gerissen wurde und an einer Stelle liegen blieb, wo ihnen jede Gelegenheit, weiter zu kommen, abgeschnitten war. Nur wenige von ihnen konnten in dem fremden Boden Wurzel schlagen, und diese nahmen zum Teil die Gewohnheiten und Trachten der Thalbewohner an, obgleich ein Hügel von Felstrümmern und Erde, der Überrest des Bergsturzes, sie immer an ihr schönes Vaterland auf der Höhe erinnerte.

Andre Älpler, darunter die Brüder Rhododendron [17]), Edelweiß, die bärtige und die niedrige Alpenglocke [18]) und mehrere Enziane rc. fingen es bedächtiger an. Sie hatten sich bis dicht an den Rand des Abgrundes gedrängt und wagten zur günstigen Zeit den kecken Sprung in die Tiefe. Das Wagestück gelang zwar, aber mit diesem ernsten, kühnen Schritt in die Fremde hatte sich auch die Wanderlust gegeben, und sie waren froh, daß sie am Fuße der schönen Alpe liegen bleiben konnten und nicht bis in die Nähe der Dörfer und Felder gesprungen waren. Der größte Teil der auswanderungslustigen Bewohner der Alpe, an der Spitze das kleine Löwenmaul, machte die Reise zu Wasser, gewann mit dem schmelzenden Schnee den Bach und schwamm darin weiter hinab in den blauen Bergstrom, freilich arg zerfetzt und beschädigt, denn es ging holderdipolder über die Klippen durch die Felsschlucht. Aber auch diese gefahrvolle Reise mochte den wenigsten Auswanderern, die sie glücklich überstanden hatten, gefallen; suchten sie doch rasch wieder das Trockene zu gewinnen. Einige retteten sich schon in den Wasserfällen auf trockene Felsen, besonders die Steinbrecharten, welche gar geschickte Felsenkletterer sind.

Die übrigen ließen sich hier und da auf Sandbänken ans Ufer schwemmen und suchten festen Fuß zu fassen, wo ihnen eine Stelle passend schien; versuchten

zuweilen sogar, am steilen Ufer hinaufzuklimmen und die Höhen wieder zu gewinnen, was ihnen freilich nicht nach Wunsch gelang.

Wie viele dabei zu Grunde gingen, sagt die Geschichte nicht; auch kamen in der Regel nur die jungen in Samengestalt ausgewanderten Pflanzen davon. Am besten erging es einigen Weiden, die sich nicht nur häufig auf Sandbänken und Inseln im Strome festsetzten, sondern sogar wirklich bis an die Donau gelangten, wo ihre mächtigen Vettern und Basen wohnten. Sie brachten es aber nicht zu gleicher Höhe wie diese, so sehr sie sich zu strecken suchten, und wurden von ihren Verwandten gering angesehen und unterdrückt.

Diese Auswanderungszüge gingen nach und nach mit gewöhnlichen Reisegelegenheiten vor sich. Es fand aber auch einmal bei außerordentlicher Beförderung eine Auswanderung in Masse statt.

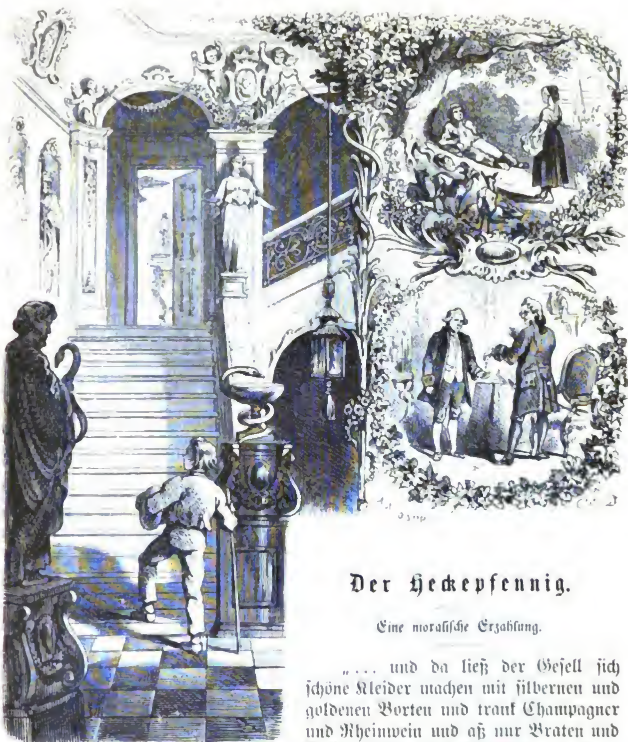
Der Föhnwind tobte mit einem Gewitter durch die Berge und rüttelte eine ganze Masse von Lawinen los, die fast noch länger donnerten als das Wetter in den Wolken. Eine ungeheure, mit Erde und Felstrümmern vermischte Schneemasse legte sich quer über das enge Hochthal und dämmte den Bach zu einem See, in den alle Schluchten ihr Wasser ergossen, und mit ihnen kamen Tausende von Alpenpflanzen und Millionen Samen mit in den jungen See.

Das Wasser schwoll mächtig an und suchte sich einen Ausweg durch eine andre Felsschlucht; als aber die Flut zu gewaltig wurde, durchbrach sie wütend den hemmenden Damm und stürzte, entsetzliche Verwüstung in ihrem Gefolge, über die Felsen in das Thal, das grünende, blühende Ufer mit sich hinabreißend. Das breite Bett des Bergstroms konnte die große, plötzlich hereinbrechende Wasserflut nicht aufnehmen, und sie überflutete vor den Bergen naheliegende Wiesen und Torfmoore. Bei diesem großen Naturereignis gelangten die Alpenpflanzen am weitesten in das Land hinab, einige bis an die Donau, andre, wie Enzian und Aurikel, auf die Moorfläche weit vom Flusse entfernt.

Die meisten Auswanderer fristeten, ihrem heimatlichen Boden entrückt, ein kümmerliches Dasein und mochten recht sehnsuchtsvoll an die schöne Alpe am Dachstein zurückdenken. Einige jedoch schienen sich im Tiefland wohl zu befinden. Als Fremdlinge wurden sie von den Menschen neugierig betrachtet und andern Blumen der Gegend vorgezogen. Mehrere davon, wie die goldig blühende, duftende Aurikel und der niedrige Enzian [19]), wurden sogar in die Gärten gepflanzt und gehätschelt und gepflegt. Die Aurikel verleugnete ihre hohe Abkunft, indem sie die Goldfarbe aufgab und alle bunten Farben annahm, sich sogar pudern ließ [20]), um in England anständig auftreten zu können, wobei sie aber den köstlichen Duft der freien Bergheimat einbüßte. Der Enzian dagegen bewahrte das reine tiefe Blau seiner Berge und veränderte sich in der Gefangenschaft nicht, während mancher Auswanderer sein eignes Wesen ganz aufgab und von den andern Bewohnern der Tiefe nicht mehr zu unterscheiden war.

Hermann Jäger.





Der Heckepfennig.

Eine moralische Erzählung.

„... und da ließ der Gesell sich schöne Kleider machen mit silbernen und goldenen Borten und trank Champagner und Rheinwein und aß nur Braten und Kuchen; und nirgends mehr ging er zu Fuß, sondern fuhr in einem Wagen mit sechs kohlschwarzen Rappen und war ein Graf wie einer." So schloß die alte Großmutter ihre Geschichte von dem jungen Gesellen, der von einer guten Frau einen Heckepfennig geschenkt bekommen, als er heulend am Wege gestanden mit roten Backen und gelben Haaren, gleich dem Flachs am Rocken.

„Herr Gott! wer so einen hätt'!" rief der Bastian, und das Bärbchen und die Annemarie vergaßen über dem Sinnen, was sie sich für seidene Tücher und Granatschnüre dann anschaffen wollten, vollkommen das Spinnen.

„Und das ist kein Märlein", sagte die Großmutter; „mein Großvater seliger hat in seiner Jugend einen alten Mann gekannt, der war Laufbube gewesen bei dem Gesellen, der ein Graf geworden war."

„Was Ihr nicht sagt!“ rief der Jakob, und der Bastian meinte, es sei unrecht, daß nicht heutzutage derartiges geschehe; brauchen könnt' man's schon.

„Oho!“ meinte der Heinergörg, „das kommt nur auf die rechte Stunde und das rechte Glück an. Da war einer bei unsrer Kompanie, der konnt' mehr als Brot essen. Der hat mir einmal vertraut, wenn man unbeschrieen an einem Kreuzwege einen Kupferpfennig findet, den soll man aufheben mit der linken Hand über die rechte Schulter; das ist ein „Heckepfennig“, in dem die Kraft schläft. Dann muß man einen weisen Mann suchen, welcher das Elixir von Albertus Magnus von Köln zu machen versteht, daß ihn der damit bestreiche; dann hat man einen richtigen Heckepfennig, unter dem jedesmal ein Silberdreier liegt, so oft man ihn wendet, und jeden Freitag ein Dukaten.“

„Ja, ja“, sagte die Großmutter, „aber die weisen Männer wachsen nicht an den Hecken wie die Brombeeren; denn die Welt wird schlechter und geringer von Tag zu Tag, und nicht einmal die Mädchen sind mehr so schön und so fleißig wie zu meiner Zeit — von den Buben ganz zu geschweigen.“

Dem widerstritt das Bärbchen und die Annemarie, und der Jakob schlug sich auf ihre Seite und auch der Bastian; der Heinergörg aber klappte verdrießlich mit den Fingern, denn seine Pfeife war ausgegangen, und als er frisch Feuer schlagen wollt' mit Stahl und Zunder, da schrie er: „Au! au!“ denn er hatte nicht den Feuerstein getroffen, sondern die Fingerknöchel angeschlagen und schlenkerte so arg mit den Fingern hin und her, daß die andern lachen mußten und darüber den Heckepfennig vergaßen.

Wie aber die Mädchen die Rocken zusammengepackt und die Kopftücher übergebunden, wie die Burschen heimgegangen waren und die Großmutter ins Bett, da dachte keines mehr an den Heckepfennig als das Büblein, das den ganzen Abend still im Ofenwinkel gesessen und Schindeln geschnitzt hatte.

Das war der Geißenmartin, ein armes Waisenkind, das um Gotteswillen bei dem Bachbauer auf dem Heuboden schlafen durfte und von der Gemeinde täglich einen Batzen bekam für das Hüten der Geißen.

Von einem Batzen den Tag aber konnte der Martin nicht fett werden, noch sich betreßte Kleider anschaffen, und er sah deshalb etwas gar schlank und dürftig aus, und seine Kleider waren weniger zu weit als zu kurz.

Er hätt' es aber noch schlimmer haben können, als er es hatte. Bisher war er doch jeden Tag satt geworden und konnte genau sagen, wann die Bachbäuerin und wann die Müllerin buken, denn die schenkten ihm jedesmal ein Brot, und die Schulzin ließ ihn alle Sonntage eine Suppe in der Küche verspeisen und dann und wann gab's auch einmal Sauerkraut und Klöße. Denn die Frau Schulz hatte Martins Mutter während ihrer Schulzeit gut gekannt und hatte sie lieb gehabt als gute Freundin. Das war aber schon lange her, und der Rosenstrauch überm Grabe seiner Mutter war fast höher als der Martin selbst.

Dem Martin war es bislang nicht eingefallen, daß er es anders haben könnt' oder wollt'; aber heute, heute waren ihm andre Gedanken beigekommen, wie er von dem Heckepfennig gehört und was dafür zu erlangen sei.

So lag der Martin denn im Heu, und es war das erste Mal, daß er nicht schlafen konnt', so lang' er sich erinnern mochte.

Durch die Dachluke glitzerten die Sterne frostig kalt herein, dieweil es im Januar war, und Eis und Schnee lag über der Erde ausgebreitet, wie ein weißes Tuch. Der Martin konnte es sich wohl vorstellen, wie es aussehen möcht' draußen an der Klingenhalde, wo er sein Vieh zu hüten pflegte im Sommer; jetzt hingen die Bäume voll Schnee weiß und schaumig, wie das schönste Federbett — aber an alles das dachte der Martin heut' nicht.

Der Heckepfennig, der Heckepfennig hatte es ihm angethan, und er starrte nach den glitzernden Sternen, und sie kamen ihm vor wie lauter Heckepfennige, aber keiner wollte sich loslösen und in die leere Hand des Hirtenbübleins fallen, bis ihm endlich doch vor Müdigkeit und Sinnen die Augen zufielen und der blonde Kopf ins duftende Heu sank.

Aber auch im Traume ließ ihn der Heckepfennig nicht los, der Martin dachte und träumte davon bis zum helllichten Morgen. Er fuhr in stolzen Karossen in die Lande hinaus, weit, weit fort, weiter als Amerika, wohin der Schmiedegörg gewandert war, ja — noch darüber hinaus, in die Wüste, an das rote Meer, worin der König Pharao versunken, an den Berg Karmel und in das Thal Josaphat — — der Martin kannte all die Orte, freilich nur vom Hörensagen und aus der biblischen Geschichte.

Der Martin war zwar ein armes Büblein, aber ein fleißiger Schüler, dem es nicht leid war, in der Schule zu sitzen in den Wintertagen, wo die Geißen im Stalle standen. Erstlich war es warm in der Schule und zweitens lernte man da so viel, an das man denken konnt' den langen Sommer über, wann die Geißen an der Klingenhalde auf und nieder kletterten und die Sonne warm über das Land schien von morgens früh fünf bis abends sieben Uhr. Daher paßte der Geißenmartin wohl auf in der Schule, und er hatte auch schon manches gelernt und behalten; heute aber dacht' er, solche Dinge, wie die vom Heckepfennig, lerne man doch nicht dort, da müsse man eben doch schon unter den Kürassieren gedient haben, wie der Heinergörg, oder so alt geworden sein wie die alte Bachbäuerin, so alt — sie wußte es selber nicht mehr recht, wie alt sie war! —

Der Martin ging weiter zur Schule, aber es war kein rechtes Lernen mehr. Er dachte nur an den Heckepfennig und die Schätze, die er bringen sollte.

So kam der Frühling wieder und die Zeit, wo die Raine an der Klingenhalde mit Grün sich überkleiden, wo die Veilchen aufblühen an den warmen Stellen, die Bäume Knospen treiben und die Weidenkätzchen ihre Sommerfellchen von der Sonne sich wärmen lassen, wo der Bauer mit dem Pflug hinausfährt und der Martin mit den Geißen. — Sonst, wenn die Zeit da war, da hatte dieser gejauchzt und geschrieen vor Lust, hatte sich eine Pfeife geschnitten aus Maßholder oder Schilfrohr und war seinen Geißen mit Pfeifen und Singsang vorangetanzt zur Klingenhalde. Heute aber schlich er mürrisch hinterdrein und fuchtelte mit dem Stecken in der Luft, und wie die Tannen an der Klingenhalde ihm entgegennickten, gleichsam als wollten sie sagen: „Guck! da ist der Martin, wie ist der gewachsen in dem Winter!“ — da dacht' er: „Was ist mir das alles? und was hab' ich von den dummen Tannen? die sind festgewachsen und wissen viel, wo ein Heckepfennig liegt; und die Geißen, das dumme Vieh, das weiß es ebensowenig.“

So redete der Martin sonst nicht, bevor er noch etwas von dem Heckepfennig wußte: da sah er stolz zu den Tannen hinauf und sagte: „Gelt, wir kennen uns!“ und die Geißen hatte er gern, und sie kannten ihn alle und fraßen aus seiner Hand, und jeder hatt' er ihren Namen gegeben, je nach ihrer Art und ihrem Aussehen.

„Der Heckepfennig, der Heckepfennig! ach, wer den hätt'!“ das war jetzt des Martins Denken und Sinnen bei Tag und bei Nacht.

So trieb er auch einmal seine Geißen wieder aus, mürrisch und gleichgültig. Sonst hatt' er immer die Augen ringsum schweifen lassen, voll Lust und Vergnügen, jetzt aber war es ihm schon zur Gewohnheit geworden, auf den Boden zu blicken, als ob er etwas verloren hätte, daß er's fast nicht mehr lassen konnte. Von Zeit zu Zeit rief er: „Vorwärts!“ wenn eine der Geißen stehen blieb und genäschig an dem Gartenzaune fraß, aber sein „Vorwärts!“ klang so mürrisch, so fremd, daß die Geißen sich ansahen, und ihr Gemecker tönte, als wollten sie sagen: „Ist das der Martin?“ Dazu schüttelten sie die Köpfe, wie die alte Bachbäuerin, wenn sie den Satz aufstellte, die Welt würde alle Tage schlechter. Die Geißen meinten das bald selber, wenigstens hatte sich der Martin nicht zu seinem Vorteil geändert seit letztem Herbst.

So trollte denn der Bursche seines Weges hin, die Augen am Boden, bis er an den Ort kam, wo rechts der Pfad von der Straße nach der Klingenhalde führte und es links ab nach Haßlingen ging. Da stand ein Nußbaum und unter dem Nußbaum lagen ein paar Steine zum Niedersitzen für diejenigen, die den kühlen Schatten genießen wollten, den der alte Baum spendete.

Da — da — der Martin stand wie verzaubert, da lag etwas im Staube — etwas — etwas, was er lange gesucht, von dem er geträumt bei Nacht und bei Tag — ein kupferner Heller — und just da, wo die Wege sich kreuzen, ein Pfennig am Kreuzweg, ein Heller, der, um Heckepfennig zu werden, nur noch die Kleinigkeit des Elixirs von Albertus Magnus von Köln gebrauchte.

Martin! Martin, du Glückskind! Graf Martin, der die großen Reisen macht, von dem das Dorf noch reden wird in hundert Jahren — da liegt dein Glück, deine Hoffnung; aus welches Herren Münze, das ist gleichgültig und auch nicht mehr zu erkennen, denn er ist verschlissen und abgerieben, aber genug, er liegt am Kreuzweg — der Kupferheller! — der Heckepfennig!

Unbeschrieen — mit der linken Hand über die rechte Schulter — — der Martin versucht's, es will nicht gelingen; er wendet sich hin, er wendet sich her, umsonst, er bringt's nicht zustande, der Schweiß rinnt ihm von der Stirne; es ist eben kein leicht Stück Arbeit, einen Heckepfennig aufzuheben, der Martin merkt etwas davon. Endlich kommt ihm ein guter Gedanke, das ist's! — er legt sich platt auf den Rücken, immer über die Schulter nach dem Heller schielend — dann greift er vorsichtig mit der linken Hand über die rechte Schulter — langsam — vorsichtig — da — da hält er ihn, er faßt ihn zwischen seine Finger — er hat ihn — — — unbeschrieen — die Geißen sagen nichts dazu, und die Mäher, die ins Heu gehen, haben nicht acht auf ihn, höchstens daß einer denken konnt': „der Bub' hat's notwendig, sich auch noch im Chausseestaube zu wälzen, seine paar Lümplein langen ohnedies nicht mehr lange aus.“

So kommt der Martin auf die Klingenhalde, stolz, als trüg' er ein Königreich in der Hosentasche. Durch die Tannen geht fächelnd frischer Morgenwind, sie beugen sich vor- und rückwärts; dem Martin kommt es vor, als sängen sie:

„Wir haben vor dir uns gebeugt und gebogen:
Martin, Graf Martin, bleib' uns gewogen!
Wolle in Hulden
Nicht unser vergessen,
Trägst du einst gulden'
Und silberne Tressen.
Und auf fernen Fahrten und Reisen
Denke auch manchmal der heimischen Geißen".

„Nein", sagte der Martin gnädig, „ich werde nie vergessen, was ich war", und es kam ihm das wie eine rechte rühmliche Sinnesäußerung vor.

So setzte er sich auf einen Stein und ließ die Tannen über sich rauschen: „Martin! Graf Martin!" — — er ließ die Geißen laufen, wohin sie wollten.

Da kam das Gretchen vom Dorfe her mit einem großen, leeren Tuche. Das Gretchen war einer armen Häuslerin Kind, die mit Kräutern handelte, die sie und Gretchen auf den Bergen und in den Wiesen suchten, Kamillen, Schafgarbe, Baldrian, gut für Thee und Salben.

Dem Martin war's sonst immer gar angenehm, wenn das Gretchen vorbeikam und eine Weile mit ihm plauderte von dem und jenem. Heute aber sah er dem Gretchen sehr stolz entgegen, und sprach weder „Guten Morgen!" noch „Schon so früh?" oder etwas andres derartiges.

„Du kannst dich neben mich setzen — ich hab' nichts dagegen", meinte er herablassend, und ehe das Gretchen sich noch gesetzt, fragte er achselzuckend: „Was machst du denn eigentlich mit all' dem Gekräuter, das du suchen gehst? Du kannst einen recht dauern, es ist ein armselig Geschäft" . . .

„Wie so?" fragte Gretchen beleidigt, „es trägt eben doch immer mehr ein, als Geißen hüten."

„Ja, das glaub' ich auch", sagte der Martin gleichgültig, als spräche er von einem ihm ganz fremden Gethue; „aber wem bringt ihr denn das Zeug?"

Da begann nun das Gretchen zu erzählen von dem gelehrten Herrn in der Stadt, dem sie es brächte, der habe viel merkwürdige Sachen und mache Dinge, man könne es gar nicht beschreiben.

Der Martin horchte hoch auf. „Du", fragte er, und zwar jetzt weit weniger herablassend, sondern mehr vertraulich, „du, macht der auch das Elixir von Albert Magnus?"

„Ich weiß nicht gewiß, aber ich glaub's schon", erwiderte das Gretchen, dem es darauf ankam, dem gelehrten Herrn, mit dem es in Verbindung stand, keine Blöße zu geben.

„Es ist ein weiser Mann?" fragte der Martin.

„Erst graulicht", versicherte das Gretchen; „man sieht es noch, daß er einmal schwarzes Haar hatte."

Das Gretchen wußte nicht, was Martin wußte, es war eben ein Bauernkind.

„Wo wohnt denn der Mann?" fragte der Martin.

„In der Stadt“, antwortete Gretchen, „am Markt, in dem großen Hause, an welchem man schellen muß. Aber warum fragst du mich so aus?“

„Ach, es hat weiter nichts auf sich“, sagte der Martin, „und ich will dich jetzt auch nicht weiter aufhalten.“ — —

Wie das Gretchen nun zwischen den Tannen verschwunden war, da machte der Martin vor Freuden einen Luftsprung. „O du glückseliger Tag, du einziger Tag! jetzt hab' ich nicht nur den Pfennig, ich weiß auch, wo der weise Mann zu finden ist, der mir ihn kräftig macht. Dem Gretchen sorg' ich dann später für einen neuen Anzug; es kommt armselig genug daher, es soll mir nicht umsonst den Weg zu dem weisen Manne gesagt haben — nein, wahrlich nicht!“

So dachte der Martin, und eines schönen Tages machte er sich auf nach der Stadt. Seinen kostbaren Pfennig trug er wohlverwahrt bei sich.

Wie aber der Martin in die Stadt kam und auf den Markt, da wurde es ihm windelweich und weh ums Herze, und er dachte an das Aufheben mit der linken Hand über die rechte Schulter am Kreuzweg. Denn um den Markt standen lauter große Häuser und an jedem mußte man schellen.

Wo der weise Mann wohne, dem Hafners Gretchen aus Bellheim Kräuter bringt, das hatte er jetzt schon an so vielen Thüren gefragt, und wenn ja eins Antwort gab, so hieß es: „Ich weiß es nicht.“

Endlich, endlich sprach eine junge Magd: „Soll's etwa der Herr Doktor Vincenz sein, der da nebenan wohnt?“

„Ja, der könnt's sein“, erwiderte Martin kleinlaut und dachte bei sich: „Ist er's nicht, so muß ich eben weiter fragen.“

Der Doktor Vincenz wohnte nun just gerade nicht am Markt, sondern in einer Seitengasse. „Was thut's“, dachte der Martin und ging frischweg hinein ins Haus, denn die Thür stand offen.

Unten war eine breite Hausflur und zu beiden Seiten befanden sich Thüren, aber fest verschlossene. Vielleicht wohnt er oben, dachte der Martin, und stieg die Stiegen hinan.

Es war eine breite steinerne Treppe mit breitem Geländer und Nischen in der Mauer; darin standen steinerne Männer und gewaltige Steinkannen, um die sich steinernes Laub rankte und steinerne Schlangen ringelten; dem Martin wurde es ganz unheimlich, wie er so Stufe um Stufe hinaufschritt, und er hörte jedesmal seinen Tritt widerhallen in dem weiten, öden Gange und dem hohen, kühlen Treppenhause; kalt und heiß kam eine Todesangst über ihn, wie er dergleichen bis jetzt noch nicht empfunden, denn all' die Steinmänner sahen auf ihn herab aus kalten, sternenlosen Augen. Er meinte, sie müßten die erhobenen Arme jetzt sinken lassen und auf ihn mit den Keulen niederfahren, und die Steinschlangen ringelten sich um seinen Leib, und die steinernen Ranken legten sich um seine Füße und verwehrten ihm den Weg zu dem weisen Manne und dem Elixir des Albertus Magnus. Sein Herz pochte und klopfte, und in wilder Hast sprang er die Stufen hinan und blieb aufatmend im Gange stehen; dann sah er die Treppe hinab, auf die ein kaltes Sonnenlicht fiel. Da standen die Männer noch immer mit erhobenen Armen, und die Schlangen hielten noch immer die Kannen mit ihren grausigen Leibern umklammert.

„Gott sei Dank, daß ich an denen vorbei bin!“ sprach der Martin tief aufatmend; „aber jetzt, was weiter?“

Da sah er eine Thür, die war nur halb angelehnt, und da der Martin die Schrecken der Treppe glücklich überwunden hatte, so kam ihm auch wieder der Mut und er schritt frisch darauf los. Da er aber manierlich war, so klopfte er an — ein schnarrende Stimme rief: „Herein!“ und Martin trat ein.

Fast wäre er rücklings wieder herausgestürzt, wenn ihn der Schreck nicht geradezu angewurzelt hätte, denn was er dort sah war nichts Gewöhnliches.

Kein Menschenkind war im Zimmer, nur ein wundersamer Vogel, rot, grün und golden, schwenkte sich in seinem messingenen Reifen und rief zornig: „Fort, du Lump! Lump!“ Und über ihm von der Decke herab hing ein entsetzliches Ungetüm mit schuppigem Leibe und greulichem Rachen, und wundersam gestaltete Muscheln und ausgestopftes Getier stand umher, und Schlangen und Eidechsen waren in Gläsern festgebunden wie Kobolde; dem Martin standen die Haare zu Berge vor Schrecken, aber rühren konnte er sich nicht.

Da fing plötzlich das Ungetüm über ihm an sich zu schaukeln, und aus dem geöffneten Rachen kam es hervor in deutlichen Lauten:

„Unter schwankenden Palmen
Spielt ich mein kindliches Spiel,
Zwischen den schilfigen Halmen,
In dem Schlamme des Nil.

Einst dem ägyptischen Lande
War ich ein Herrscher und Gott;
Hier nun häng' ich, o Schande!
Mir und andern zum Spott.

Ach, wer glaubt noch an Drachen?
Wer an die heilige Kuh?
Aufgesperrt ist mein Rachen,
Aber nie klappt er mehr zu!“

„Man könnt' es doch nicht wissen!“ das flog dem Martin durch den Sinn wie ein Blitz, und wie ein Blitz sprang er zur Seite: weitab ist gut vor'm Schuß, und am Ende war das nur eine Lockung von dem Teufelsdrachen, mit dessen Zahnreihen der Martin keine nähere Bekanntschaft machen wollte.

Wie er aber so zur Seite sprang, da tönte es neben ihm wie Rauschen und Brausen und aus dem Innern einer ungeheuren Muschel klang es hervor:

„Tief unten, tief unten
Im Indischen Meer,
Da ward ich gefunden,
Da stamme ich her,

Im Traume, im Traume
Noch immer ich mein',
Vom wehenden Schaume
Bespritzet zu sein.

O Wellen, o Wellen,
Du tanzende Flut,
Am Strand der Seychellen,
Wie klingt ihr so gut!

Zu lauschen, zu lauschen,
O Wonne und Weh,
Dem ewigen Rauschen
Der heiligen See!“ —

Da ward es dem Martin ganz andächtig zu Mute, und er meinte von fern her das ewige Rauschen der heiligen See zu hören. Aber der farbige Vogel, der die ganze Zeit her sich unaufhörlich in seinem Reifen hin und her geschwenkt, rief jetzt dazwischen: „Jakob!“ und gleich darauf noch leidenschaftlicher und schnarrender, „Jakob!“

„Oho, ich werd' doch wissen, wie ich heiß'“, versetzte Martin ärgerlich. „Martin, und nicht Jakob heiße ich.“

„Jakob!“ wiederholte jedoch der Vogel und rasselte mit seiner Kette, daran er gefesselt war wie ein armer Sünder.

„Dich soll ja ....!“ rief der Martin und trat gegen den Schreier vor. Aber ehe er noch etwas weiter sagen konnte, ging nebenan eine Thür auf und ein Mann trat ins Zimmer.

„Zu wem willst du, mein Kind?“ fragte er den Martin.

„Zum Doktor Vincenz, dem weisen Manne, will ich“, sagte der Bursche.

„Und was willst du von ihm?“ fragte der Mann weiter.

„Das Elixir von Albertus Magnus von Köln“, versetzte der Martin herzhaft; denn der Doktor sah gar nicht böse aus, und das gab dem Bittsteller wieder all seinen Mut.

„Was?“ fragte der Doktor, „was sagst du?“

„Das Elixir“, wiederholte der Martin und zeigte ihm den Pfennig, „womit Ihr den anstreichet und ihn machet zu einem richtigen Heckepfennig, den ich gefunden hab', unbeschrieen an einem Kreuzweg.“

„Kind, das geht nicht.“

„Warum nicht? ich bezahl's!“ versicherte der Martin.

„Mit was?“ fragte der Mann.

Da fiel es dem Martin erst siedend heiß ein, daß er außer dem Heller nichts in der Tasche hatte als ein Stücklein Käse und Brot.

„Nun, nun“, stammelte er, „wann ich den Heckepfennig einmal hab', dann will ich Euch einen ganzen Haufen Geld geben.“

„Ja dann!“ — meinte der Doktor — „du hast gut versprechen.“

„Soll ich ihn denn umsonst gefunden haben?“ klagte der Martin und die Thränen stiegen ihm in die Augen; „erbarmt Euch doch eines Waisenbübleins und verscheucht ihm nicht sein Glück!“

Da sah der Doktor in das Gesicht des Martin und in seine großen Augen, die voll Wasser standen, und nach kurzem Besinnen sprach er:

„Ich will's versuchen; aber merke wohl auf, ob du die Bedingungen einhalten kannst, denn die Elixire, die du begehrst, sind gar kostbar und wertvoll, und sind nicht so leicht zu erlangen wie ein Trunk Wasser von der Quelle. Und um den Heckepfennig zu erwerben, muß einer durchmachen seine Lehr- und Gesellenjahre, und muß darum dienen in Treue. Wie alt bist du?“

„Zwölf Jahre“, antwortete der Martin.

„Wohl, so sollst du erst dienen sieben Jahre um den Heckepfennig.“

Sieben Jahre! das dünkte dem Martin lange; aber — er konnt' es wohl wagen um eines Heckepfennigs willen, und er sagte: „Ja, ich will!“

„Merk' auf“, sprach der Doktor weiter, „du mußt mir dienen in allen Treuen, und nichts sei dir zu viel, was ich dir heiße, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Und jede Kost sei dir recht, und die Kleider, die ich dir geben werde, sollst du halten und schonen, als wären sie Scharlach und Seide; so verlangt es der Dienst des Heckepfennigs. Willst du?“

„Ja, ich will's, in allen Treuen“, erwiderte der Martin ernsthaft.

So blieb denn der Martin bei dem Doktor Vincenz und hatte im Anfange einen leichten Dienst.



Martin im Raritätenkabinett.

Das heißt, er mußte die Steinmänner an der Treppe und das Krokodil und die Muscheln abstäuben; so schwer es ihm im Anfange auch fiel. Mit dem Vogel, der anfangs immer „Jakob" geschrieen, befreundete er sich zuletzt so sehr, daß derselbe ordentlich gnädig sagte: „Martin, Spitzbub', wo bist du?" —

Dann half er dem Doktor mit allerlei Hantierung, bald da, bald dort, und zeigte sich immer willfährig und ordentlich. Als nun das erste Vierteljahr vergangen war, meinte der Doktor: „Martin, die kostbaren Elixire fangen schon ein wenig zu wirken an, da sieh'!" und er zeigte dem Martin sechs neue Silberdreier. — — Dem Martin aber schoß das Blut ins Gesicht, und ihm schlug das Herz vor Freude.

Also das Elixir von dem Albertus Magnus, in welches der Doktor den Heller gelegt, fing schon an zu wirken! Glücklicher Martin!

Schon wollt' er danach greifen, aber rasch schloß der Doktor wieder die geöffnete Hand.

„Halt, halt!“ sagte er, „so schnell geht das nicht. Das Geld muß wieder zu dem Pfennig zurück, daß er sich daran gewöhnt, sonst verliert er die Kraft; er muß anziehen.“

„Ja, ja“, meinte der Martin, „das wird sein wie bei den Schlagtauben.“

„Fast so“, erwiderte der Doktor, „nur nicht ganz.“

Und so ging es Vierteljahr um Vierteljahr. Der Martin ward immer größer und kräftiger, und vom Abstäuben und Gläserwischen war er allmählich zu viel wichtigeren Diensten gelangt und er lernte Dinge, von welchen er sich vorher nichts hatte träumen lassen, Dinge, die weder dem Heinergörg bei der Kompanie, noch der Bachbäuerin in der Zeit vorgekommen waren, wo alles besser war. — Und die Kraft des Heckepfennigs mehrte sich von Jahr zu Jahr, ja er heckte jetzt Gulden statt Dreier, aber sie mußten immer wieder zu ihm zurück, denn er besaß noch nicht seine volle Kraft. —

So vergingen die sieben Jahre, und als sie um waren, dünkten sie dem Martin so kurz, als seien es sieben Monate gewesen.

Da trat eines Morgens der Doktor zu ihm und sagte:

„Martin, du bist jetzt neunzehn Jahre alt; du hast auch etwas gelernt und bist ein großer Bursche geworden, deine Lehrzeit um den Heckepfennig ist aus: jetzt beginnen die Gesellenjahre — Martin, es beginnt ein schwererer Dienst! Jetzt soll der Heckepfennig aus meiner Obhut in deine übergehen, und du sollst ihn bewahren, daß er seine Kraft nicht verliert. Da sieh'!“

Und der Doktor zählte dem Martin hundert bare Gulden auf den Tisch; die hatte der Pfennig geheckt in den sieben Jahren. Das war ein schöner Anfang dafür, daß der Pfennig erst noch schwach und ein Anfänger war.

„Nimm es, Martin“, sagte der Doktor, „und versprich mir, daß du in des Heckepfennigs Dienst getreu stehen willst, daß du die Wirtshäuser meidest, sechs Tage in der Woche arbeitest und am siebenten Tage Gott die Ehre gönnst in Dankbarkeit und Freude. Laß den Heckepfennig seine Kraft nicht verlieren und bestreiche ihn fleißig mit den kostbaren Elixiren.“ —

Der Martin versprach alles und fragte: „Wo sind die Elixire?“

„Die mußt du dir selber herbeischaffen“, sagte der Doktor.

„Wie nennen sie sich?“ fragte der Martin.

„Auch dieses kann ich dir nicht sagen, mein Sohn“, antwortete der Doktor, „du wirst ihre Namen erfahren, wenn du sie besitzest.“

Da ward der Martin gar traurig und kleinmütig. Elixire sollte er suchen, deren Namen er nicht einmal wußte.

Der Dienst um den Heckepfennig war eben doch schwerer, als er sich vorgestellt hatte. So nahm er denn mit Thränen Abschied von dem Doktor, denn er liebte ihn gar sehr und hatte ihm viel Gutes zu danken in jeder Weise. Mit dem Heckepfennig und den hundert Gulden in der Tasche trat er seine Wander- und Gesellenfahrt an.

Jahre um Jahre vergingen. Der Papagei rief noch: „Martin, Spitzbub', wo bist du?" aber er rief es heiser und klanglos, und kein Martin antwortete. Darüber verlor der Papagei aus Gram eine Feder um die andre, und wo früher ein goldener Federbüschel von seinem Haupte genickt, da war jetzt eine Glatze. Die Muschel summte noch immer ihr altes Meerlied und das Krokodil hatte seine Prophezeiung wahr gemacht und den Rachen nie mehr zugeklappt, von wegen zwei festen Sperrhölzern, die dazwischen staken. So war alles beim Alten geblieben, nur der Doktor Vincenz war nach Gretchens Ansicht ein weiser Mann geworden, denn er hatte jetzt schneeweißes Haar. —

Eines Tages saß der Doktor in seinem Sessel und dachte an dies und jenes; die Sonne schien ins Fenster und das Krokodil schaukelte sich, und die Muschel summte, und der Papagei rief: „Martin, wo bist du?"

Da schallte ein Tritt die Treppe herauf, ein fester und doch leichter Tritt, und der stille, breite Gang und das Stiegenhaus hallten ihn wieder wie einen bekannten Laut, und die Thür ging auf.

Unter der Thür stand ein brauner stattlicher Mann. „Martin!" schrie der Papagei und schwenkte sich wie toll in seinem Reifen, und „mein lieber Sohn!" rief der Doktor und breitete die Arme aus. Und der Angekommene fiel auf die Kniee und in die Arme des alten Mannes; er weinte wie ein Kind.

„Wo kommst du her?" fragte der Doktor.

„Aus fernen Landen!" sagte der Martin.

„Und du hast deinen Heckepfenning noch?" forschte der Doktor.

„Er hat mir ein Haus gebaut und mein Glück gegründet."

„So hast du die kostbaren Elixire gefunden?"

„Ich hab' sie gefunden, und Euch dank' ich's, Euch, der Ihr mehr an mir gethan, als ein Vater thun konnte; ja, ja, ich habe sie gefunden!"

So blieb der Heckepfenning in Kraft, und Martin ward nicht nur ein reicher, er ward auch ein hochangesehener Mann, und trug er gleich keine güldenen Tressen auf den Kleidern, und hieß er auch nicht Herr Graf, so hieß er doch ein Ehrenmann, und jeder sprach von ihm mit Achtung und Liebe. Der Heckepfenning äußerte seine Kraft auch auf diese Weise.

* *
*

Daß mein Märlein aber auch zu gutem Schlusse komme, will ich zu aller Nutzen und Frommen melden, wie die kostbaren Elixire sich nennen. Es sind köstliche und wertvolle Besitztümer und machen in Wirklichkeit oft den Heller zum Heckepfennig — er braucht nicht einmal an einem Kreuzwege gefunden und aufgehoben zu sein mit der linken Hand über die rechte Schulter. Jeden Heller machen sie kräftig und einen jeden Menschen machen sie glücklich, der sie in der rechten Weise zu gebrauchen versteht, die köstlichen Elixire:

Fleiß, Redlichkeit und Sparsamkeit!

E. Diethoff.

Dreißig Neck-Rätselfragen.

In welcher Zeit hat der größte Narr gelebt? — In der Zeit zwischen seinem Geburts- und Sterbetage.

In welches Gemach begibt sich niemand gern? — In das Ungemach.

Nach welchen Zeiten sehnt man sich, so man hungert? — Nach den Mahlzeiten.

Wann muß man sich in acht nehmen, daß man sich selbst nicht ins Herz beißt? — Wenn man das Herz auf der Zunge hat.

Warum kann ein Pferd kein Schneider werden? — Weil es das Futter frißt.

Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht? — Weil er's auswendig kann.

Welches Tier genießt das schätzbarste Getränk? — Der Floh; denn dieser trinkt Menschenblut.

Was machen die zwölf Apostel im Himmel? — Ein Dutzend.

Was sehen alle Blinden und hören alle Tauben? — Nichts.

Was ist groß beim Riesen und klein beim Zwerge? — Der Buchstabe R.

Welche Augen und welche Ellen werden gegessen? — Die Neunaugen und Forellen.

Welche Leute machen ihre Arbeit verkehrt und doch richtig? — Die Kupferstecher.

Welcher Fall thut nicht weh? — Der Beifall.

Welcher Sack ist ein Mensch? — Der Kosak.

Welche Schuhe benutzt man, ohne sie an die Füße zu ziehen? — Die Hemmschuhe.

Welches Gewicht muß ein Mensch haben, wenn er nicht umfallen will? — Das Gleichgewicht.

Welches sind die kleinsten Fische? — Die, welche den Schwanz dem Kopfe am nächsten haben.

Welche Tracht ist die beste? — Die Eintracht.

Wem fallen vom Wassertrinken die Augen zu? — Dem Ertrinkenden.

Wer geht auf dem Kopfe in die Kirche? — Der Schuhnagel.

Wer kommt des Morgens zuerst in die Kirche? — Der Schlüsselbart.

Wer könnte den Wunsch hegen, einäugig zu sein? — Der Blinde, der gar kein Auge hat.

Wer läßt sich das, was er verschenkt, bezahlen? — Der Schenkwirt.

Wie kann man Isaak mit einem Buchstaben schreiben? — Man nimmt einen Sack her und schreibt ein I darauf.

Wie kannst du machen, daß die Mäuse dein Korn nicht fressen? — Schenke es ihnen, dann fressen sie ihr, nicht dein Korn.

Wie viele Stiche bedarf es zu einem gut angenähten Knopfe? — Keinen.

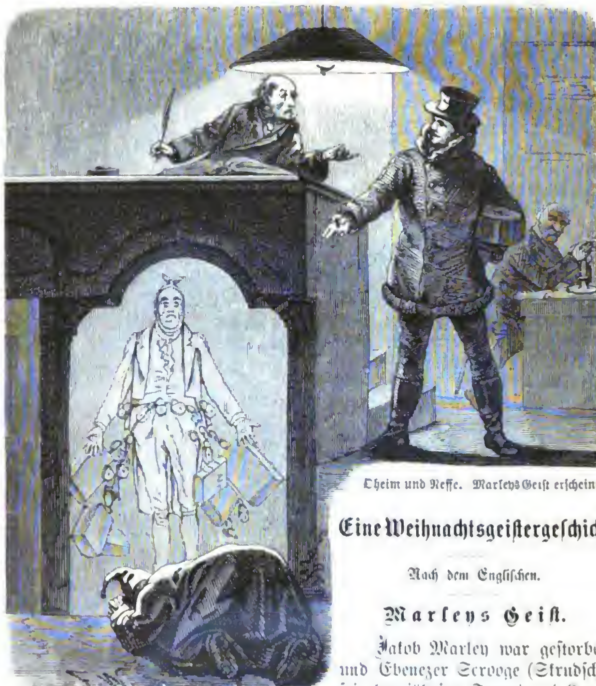
Wie viel Kehlen hat der Mensch? — Drei, zwei Kniekehlen und eine hinter der Zunge.

Wo fliegen den Leuten die Tauben gebraten ins Maul? — Nirgends.

Wohin hat Adam den ersten Nagel geschlagen? — Auf den Kopf.

Womit fängt der Tod an? — Mit dem Buchstaben T.

Aus dem „Studiosus jovialis“, dem Neck-Rätselbuch.



Oheim und Neffe. Marleys Geist erscheint.

Eine Weihnachtsgeistergeschichte.

Nach dem Englischen.

Marleys Geist.

Jakob Marley war gestorben und Ebenezer Scrooge (Skrudsch), sein langjähriger Freund und Kompagnon, war sein einziger Erbe, überhaupt der einzige, der ihn betrauerte. Indes zeigte sich Scrooge von diesem Unfalle keineswegs sehr angegriffen, vielmehr schloß er als geschickter Geschäftsmann noch am Tage des Begräbnisses einen vorteilhaften Handel ab. — Er löschte auch auf seinem Aushängeschilde niemals den Namen Marley aus; noch jahrelang stand über der Thür seines Geschäftes zu lesen: „Scrooge & Marley“, so daß viele ihn bald Herr Marley bald Herr Scrooge anredeten. Dies war ihm jedoch ganz gleichgültig, hörte er doch auf beide Namen.

Ja, ja, der alte Scrooge war nicht nur ein geriebener Geschäftsmann, er war etwas mehr: ein alter Filz, ein schlauer Fuchs, ein habsüchtiger, geiziger Haltefest, ein schmutziger, alter Sünder — hart und scharf wie ein Flintenstein, geheimnisvoll wie ein Märchen, streng gegen sich selbst wie ein Klosterbruder und einsam wie eine Schnecke. Seine innere Kälte machte seine alten

Gesichtszüge erstarren, kniff seine Nase zusammen und runzelte seine Wangen. Sie machte seinen Gang steif, sie rötete seine Triefaugen, färbte seine Lippen blau und that sich boshafter Weise sogar in seiner schnarrenden Stimme kund.

Niemand wagte den alten Sünder auf der Straße anzureden; kein Kind fragte ihn nach Zeit und Stunde, niemand verlangte von ihm den Weg dahin oder dorthin zu erfahren; selbst die Hunde der Blinden schienen ihn zu kennen und zogen ihre Herren in Thorwege und Höfe hinein, sobald sie den immer bitterböse aussehenden Scrooge herankommen sahen. Doch was kümmerte sich dieser darum? Gerade so wollte er es haben — justement gar nicht anders.

So begab es sich auch einmal, daß er am heiligen Weihnachtsabend allein an seinem Schreibpult saß. Draußen war es recht empfindlich kalt, aber trotzdem stand die Thür weit offen, damit er ein wachsames Auge auf seinen Kommis haben konnte, der nebenan in einer engen Zelle, wo von den feuchten Wänden schmutziges Wasser herabrieselte, Briefe abschrieb.

Scrooge unterhielt nur wenig Feuer im Kamin, aber das Feuer in der feuchten Zelle nebenan war noch bei weitem kleiner, und der arme Diener getraute sich nicht nachzulegen, weil Scrooge den Kohlenkasten in seiner Stube unter Aufsicht hielt und jedesmal, wenn der Kommis Kohlen haben wollte, ein grimmiges Gesicht schnitt, so daß der arme Mann seine Hände lieber an einer matt glimmenden Kerze zu wärmen versuchte.

„Vergnügte Weihnachten, Oheim — Gott segne Sie!“ rief plötzlich schon unter der Thüre eine muntere Stimme; sie gehörte Scrooges Neffen an, der so rasch eingetreten war, daß der Alte es nicht hatte verhindern können.

„Bah! Br, br!“ — rief Scrooge — „was sind das für dumme Possen!“

„Wie, Oheim, Weihnachten wäre eine Posse?“ erwiderte Scrooges Neffe, „das kann Ihr Ernst doch nicht sein? meine ich.“

„Was wäre es denn anders? Vergnügte Weihnachten? He — he! Was ist Weihnachten für dich anders als eine Zeit, wo du Rechnungen bezahlen sollst, ohne Geld zu haben? — — Eine Zeit justement, zu der du dich selbst um ein Jahr älter und nicht um ein Haar reicher findest?“

„O, Weihnachten ist und bleibt doch eine prächtige Zeit“, antwortete der Neffe. „Es ist eine herrliche Zeit, eine Zeit des Wohlwollens, der Vergebung und der Uneigennützigkeit, und obwohl sie mir noch nicht einen Schatz von Gold und Silber in die Tasche gebracht hat, sage ich doch aus Herzensgrund: Gott segne sie!“

Der Schreiber nebenan gab unwillkürlich seinen Beifall zu erkennen, aber bald bereute er es, denn Herr Scrooge rief ihm barsch zu:

„He — da drin — laßt mich nicht wieder einen ähnlichen Ton hören, sonst könnt' ich mich nach einem andern Kontordiener umsehen!“

„Na, zürnen Sie nicht, Oheim!“ — beschwichtigte der Neffe — „besuchen Sie uns lieber morgen und seien Sie unser Gast bei Tische.“

Scrooge sagte in einer Weise zu, die deutlich erkennen ließ, daß er nicht kommen werde; aber ohne ein Wort des Unwillens verließ der Neffe das Zimmer und begrüßte noch freundlich den Kontordiener, der, so sehr ihn auch fror, doch herzlich antwortete.

„Dieser Mensch dort ist auch so ein Narr" — brummte Scrooge; — „hat wöchentlich fünfzehn Schillinge und daheim Weib und Kind und schwatzt ebenfalls von vergnügten Weihnachten!"

Wieder öffnete sich die Thür und zwei anständige Herren traten herein.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Scrooge zu sprechen, oder mit Herrn Marley?" — fragte einer derselben.

„Herr Marley ist schon seit sieben Jahren tot."

„Nun, wir zweifeln nicht, daß seine Freigebigkeit auf den überlebenden Associé übergegangen" — begann der Herr wieder, ohne zu merken, daß bei dem Worte „Freigebigkeit" Scrooge zusammenschauderte. „In der jetzigen festlichen Zeit ist es recht dringend notwendig, daß wir Wohlhabenderen nach Kräften für die Armen und Verwahrlosten sorgen, die in keiner Jahreszeit so großem Mangel ausgesetzt sind, als gerade im Winter."

„Gibt's keine Gefängnisse, Zuchthäuser und Besserungsanstalten mehr? He? He?" .... fragte Scrooge.

„Leider noch in zu großer Anzahl — — —"

„Das ist mir lieb" — fiel der Alte ein; ich trage bereits zur Aufrechthaltung dieser Anstalten bei, mehr thue ich nicht. Am besten wäre es, ein Teil dieses überflüssigen Volkes stürbe, dadurch würde am raschesten der Übervölkerung vorgebeugt. He — he — guten Abend, meine Herren!"

Kopfschüttelnd entfernten sich die Fürbitter, und Scrooge vertiefte sich wieder in seine Geschäftsbücher. — Draußen hatten unterdessen Nebel und Dunkelheit immer weiter zugenommen, und so war auch die Stunde gekommen, zu der das Kontor geschlossen ward. Schlecht gelaunt stieg Scrooge von seinem wackligen Sessel herab und winkte dem Kommis Feierabend zu.

„Sie werden morgen den ganzen Tag für sich haben wollen?"

„Wenn's Ihnen recht ist, Sir!" — versetzte der Gefragte schüchtern.

„Ist mir nicht recht!" gab Scrooge zur Antwort, und als der Kommis einzuwenden wagte, daß es ja nur einmal im Jahre vorkomme, fuhr er auf: „Eine schlechte Ausrede dafür, daß man jeden 25. Dezember seinem Brotherrn das Geld aus der Tasche stiehlt. Falls Sie morgen den ganzen Tag für sich haben wollen, so stellen Sie sich dafür übermorgen um so früher ein!"

Der Schreiber versprach es und beide verließen das Kontor. Scrooge ging in sein Wirtshaus, ein altes düsteres Lokal, um dort sein einfaches und freudenloses Mahl zu genießen. Nachdem er hier alle Zeitungen gelesen und den Rest des Abends über den Notizen in seinem Wechseltaschenbuch gebrütet hatte, trabte er nach Hause, um sich schlafen zu legen.

Er wohnte in denselben Zimmern, die einst seinem verstorbenen Associé angehört hatten. Es war eine düstere Zimmerreihe in einem finstern Gebäude, hinten in einem Hofe, über den sich eine solche Dunkelheit lagerte, daß sogar Scrooge, der hier jeden Stein kannte, den Weg tastend suchen mußte.

Jetzt stand er vor der Hausthür; aber seltsam — als Scrooge den Hausschlüssel ins Thürschloß steckte, da erblickte er in dem dicht über dem Schlosse befindlichen Thürklopfer nicht den eisernen Griff, sondern Marleys Angesicht.

Wahrhaftig, ich wiederhole es, er sah — Jakob Marleys Angesicht.

Es war nicht in undurchdringlichen Schatten gehüllt, wie die übrigen Gegenstände auf dem Hofe, sondern verbreitete einen dämmernden Lichtschein um sich, wie etwa faules Holz im Keller. — Es war gerade nicht furchtbar und grauenhaft anzuschauen, sondern blickte auf Scrooge, wie Marley, als er noch lebte, es gewöhnlich zu thun pflegte — nämlich die geisterhafte Brille über die gespenstige Stirn hinaufgerückt. — Als Scrooge aber fester, starrer auf die Erscheinung blickte, war es wieder nur ein Thürklopfer, den er ins Auge faßte.

Einen Augenblick war der Alte erschrocken, dann aber schloß er auf, schritt zur Hausthür hinein und zündete seine Kerze an. Hinter der Thür war nichts Verdächtiges zu sehen, und nachdem er sie sorgfältig verriegelt, schritt er beruhigt die Treppe hinauf und in sein Zimmer hinein, wo alles sich in bester Ordnung befand. Niemand unter dem Tische, niemand unter dem Sofa, niemand unter dem Bette und auch kein unerbetner Strolch in dem Schlafrocke, der gleichfalls in unverdächtiger Weise an der Wand hing. Höchst befriedigt schloß sich Scrooge ein und drehte sogar den Schlüssel zweimal um, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Dann setzte er sich in seinen Lehnstuhl.

Unwillkürlich blieb sein Auge an einem alten, abgegriffenen Klingelzug haften, und siehe da — auf einmal begann dieser Klingelzug sich zu bewegen, daß die Glocke anschlug und laut und immer lauter erschallte, bis endlich alle Glocken im Hause mit einstimmten. — —

Nach einer Weile verstummte das Geläute — plötzlich aber ward von der untersten Tiefe des Hauses herauf klirrendes Geräusch hörbar, gerade als ob jemand eine schwere Kette über Fässer hinschleife; die Kellerthür flog dumpf knarrend auf; es kam die Treppe herauf und schritt gerade auf das Zimmer zu.

„Bah, das sind Possen, dumme Possen!“ murmelte Scrooge vor sich hin. Indes änderte doch etwas seine Gesichtsfarbe, als der Spukgeist ohne irgend eine Pause auf einmal durch die Thür hereintrat.

Es war Marleys Geist!

Ja, es war ganz dasselbe Gesicht; auch die Kleidung war dieselbe, die er immer getragen. Nur war um die Mitte seines Leibes eine lange Kette befestigt, die aus Geldkassen, Schlüsseln, Vorlegeschlössern, Hauptbüchern, Briefschaften und Urkunden zusammengesetzt war. Der Körper des Gespenstes war durchsichtig, so daß Scrooge durch Frack und Weste blicken und die beiden Knöpfe auf dem Rücken des Frackes zu sehen vermochte. Obwohl Mr. Scrooge das Gespenst durch und durch schaute und den erstarrenden Eindruck seiner todeskalten Augen fühlte, so mißtraute er doch noch immer seinen Sinnen.

„Wer bist du?“ rief er, obschon er es von Anfang an erkannt hatte.

„Frage mich lieber, wer ich war!“ meinte das Gespenst.

„Und wer warst du einst?“ forschte Scrooge mit lauter Stimme weiter, als wollte er sich durch lautes Reden Mut einsprechen.

„Zu meinen Lebzeiten“, antwortete die Spukgestalt, „war ich dein Geschäftsgenosse — Jakob Marley.“

„Possen! nichts als Possen!“ — rief Scrooge, der noch immer meinte, er sei nur in einer Sinnestäuschung befangen.

Aber bei diesen Worten stöhnte das Gespenst aufs gräßlichste und es rasselte mit den Ketten auf eine so entsetzliche Weise, daß Scrooge sich mit beiden Händen an dem Stuhle halten mußte, um nicht in Ohnmacht zu sinken. Sein Schreck wurde noch größer, als das Gespenst eine Binde abnahm, die es um Hals und Kopf trug, und als sein Unterkiefer nun auf die Brust herabsank. Scrooge fiel auf die Kniee, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und rief aus: „Hab' Erbarmen mit mir, fürchterlicher Geist! warum erschreckst du mich?"

„Weil du sonst nicht an mich glaubst. Sieh' hier die Kette, welche ich tragen muß. Ich schmiedete sie Glied um Glied, Elle um Elle selbst. Willst du wissen, wie lang und schwer die Kette sein wird, die du selbst einst trägst?"

Scrooge zitterte und bebte wie Espenlaub.

„Vor sieben Weihnachtsabenden", fuhr der Geist fort — „war sie eben so lang und schwer wie die meinige; seitdem hast du fleißig gearbeitet, daß sie um einen guten Teil größer geworden ist."

Erschrocken jammerte Scrooge: „Jakob, alter Jakob Marley! fahre fort — sprich dich völlig aus, alter Freund!"

„Ich kann dir keine weitere Auskunft geben" — sagte der Geist — „die kommt aus andern Regionen. Ich kann nur sagen, was ich leide. Weil ich bei meinem Leben nur an mich und nur an Geld und Gut dachte, weil allgemeine Wohlfahrt, weil Mildthätigkeit und Menschenfreundlichkeit und Nachsicht, weil Herzensgüte und Wohlwollen mir fremd blieben, darum muß ich nun ohne Rast und Ruhe wandern — und gerade in der Weihnachtszeit ist meine Pein am schwersten, weil ich dann am meisten fühle, was ich hätte thun *sollen*. Gab es nicht arme Hütten genug, in die mich der Weihnachtsstern hätte führen sollen? — ich aber ließ mich dahin nicht leiten." —

Scrooge erschrak nicht wenig, als er das Gespenst sich selbst auf solche Weise anklagen hörte. Nach einer kleinen Weile fuhr Marleys Geist fort:

„Ein Teil meiner Buße besteht darin, daß ich dich warnen muß. Noch drei Geister werden dich heimsuchen. Hörst du nicht auf deren Warnungsruf, so bleibt dir keine Hoffnung zur Rettung. Erwarte den ersten Besuch morgen, wenn die Glocke eins schlägt, den zweiten in der nächsten Nacht in derselben Stunde; der dritte wird sodann in der dritten Nacht erscheinen, wenn der letzte Glockenschlag um Mitternacht ausgeklungen hat."

Scrooge sank bei diesen unangenehmen Eröffnungen fast vom Stuhle; der Geist aber schritt rückwärts nach dem Fenster zu, das sich mehr und mehr öffnete, und verschwand durch dasselbe. Draußen aber durch die stille Nacht ging ein Seufzen und Wehklagen, und als Scrooge hinaussah, bemerkte er, wie die ganze Luft mit gespenstigen Gestalten angefüllt erschien, die alle, mit Ketten belastet, ruhelos bald hierhin, bald dorthin huschten. Nachdenklich schloß der Griesgram das Fenster und untersuchte dann die Stubenthür, die er immer noch doppelt verschlossen und wohlverriegelt fand. Eben wollte er wieder sein gewöhnliches Trostwort „Possen!" ausrufen — er hielt jedoch bei der ersten Silbe inne, denn er gedachte der schlimmen Minuten, die er eben erst verbracht. Da er ein dringendes Bedürfnis nach Ruhe fühlte, so warf er sich sofort, ohne sich erst auszukleiden, aufs Bett und verfiel augenblicklich in tiefen Schlaf.

Die erste Geistererscheinung.

Als Scrooge erwachte, war es so dunkel, daß er kaum das durchsichtige Fenster von der Wand zu unterscheiden vermochte. Er rieb sich die Augen und hörte auf einmal von der benachbarten Turmuhr die Glocke schlagen. Unwillkürlich zählte er nach — 6, 7, 8, 9, 10, 11 — ja zwölf — „Was?“ zwölf Uhr! das ist nicht möglich!“ Er drückte auf die Feder seiner Repetiruhr und — sie schlug ebenfalls zwölfmal. „Nein, sollte ich denn den ganzen Tag hindurch bis tief in die andre Nacht hinein geschlafen haben?“

Er sprang aus dem Bette und tappte nach dem Fenster, aber draußen war alles still und finster. Nachdenklich legte er sich wieder zu Bette und grübelte hin und her; aber je mehr er überlegte, desto verworrener wurden seine Gedanken, bis auf einmal die Glocke eins schlug. Da übergoß ein Lichtschein das Gemach und die Vorhänge des Bettes wurden zurückgeschoben.

Wahrhaftig — eine Hand schob die Vorhänge beiseite, gerade dort, wohin er eben seine Blicke gerichtet hielt. Scrooge wollte in die Höhe fahren, aber er brachte es nur zu einer halbsitzenden Stellung und sah sich plötzlich einem überirdischen Besucher gegenüber. Eine seltsame Gestalt stand vor ihm. Bald kam sie ihm vor wie ein Kind, bald wie ein alter Mann. Sein Haar war weiß, wie vom Alter gebleicht, und doch zeigte das Gesicht nicht eine einzige Runzel und die zarteste, blühendste Farbe verschönerte die Haut. In den Armen und Händen schien eine ungewöhnliche Kraft zu liegen. Bekleidet war die Gestalt mit einem Überwurf vom reinsten Weiß, und um seine Hüfte schlang sich ein leuchtender Gürtel. In der Hand hielt der Geist einen Zweig von frischem, grünem Wachholder und auf dem Kopfe trug er eine Krone, der ein hellglänzender Lichtstrahl entsprang, welcher rings alles erhellte. Unter dem Arme trug er seltsamerweise eine Kappe von der Form eines großen Lichthütchens.

„Bist du der Geist, dessen Erscheinen mir verkündet wurde?“ fragte Scrooge verwundert. Das Gespenst bejahte dies mit wohltönender Stimme, die so leise klang, als stünde die Gestalt nicht neben ihm, sondern in weiter Ferne.

„Wer bist du denn?“ fragte Scrooge weiter.

„Ich bin der Geist deiner jüngst vergangenen Weihnacht und bin gekommen, für deine Wohlfahrt zu sorgen.“

Scrooge dachte im stillen, daß er durchaus nicht einsehen könne, wie sich dies durch eine schlaflose Nacht bewirken lasse; aber noch ehe er antworten konnte, fuhr der Geist fort: „Auf, erhebe dich — und folge mir!“

Scrooge wollte einwenden, zuerst, daß er z. B. nicht angekleidet, dann, daß er verschnupft sei und daß die gegenwärtige Stunde sich ohnehin nicht zu Spaziergängen eigne; doch verschluckte er das alles, denn dem Händedruck des Geistes, wiewohl er sanft war, wie eine Weiberhand, vermochte er keinen Widerstand zu leisten. Der Geist schritt dem Fenster zu — Scrooge folgte.

Der Geist berührte ihn und die beiden schritten durch die Mauer des Hauses und befanden sich plötzlich auf offener Landstraße, zu deren beiden Seiten sich Felder ausdehnten. Die Nacht war mittlerweile entwichen und ein heller, kalter Wintertag lagerte über dem schneebedeckten Gefilde.

„Du lieber Himmel!“ rief Scrooge, als er sich umsah, „das ist ja meine Heimat! Hier habe ich als kleiner Knabe gespielt!“

Des alten Mannes Augen glänzten, als sie weiter gingen; er erkannte jeden Zaun, jeden Baum. Eine Schar munterer Knaben kam daher.

„Das sind nur Schatten von Geschöpfen, die einst gewesen sind“, sprach der Geist; „sie haben kein Bewußtsein von uns, und wir sind hier überdies allen Lebenden verborgen.“ Scrooge hörte wenig auf die Worte seines Führers.

Er kannte ja alle die muntern Burschen, die lustigen Gespielen seiner Jugend, die jetzt beim Scheiden auf verschiedenen Feldwegen und Seitenpfaden nach Hause eilten und sich gegenseitig „Vergnügte Weihnachten!“ zuriefen.

Dann sah er seine einzige Schwester, die liebliche Fanny, die es immer so treu mit ihm gemeint hatte, wenn der etwas strenge Vater über die Streiche seines wilden Jungen gezankt hatte. Der Alte fühlte Thränen im Auge.

„Sie war zwar immer ein zartes Wesen, das kein kühles Lüftchen vertragen konnte, aber sie hatte ein menschenfreundliches, gutes, edles Herz“ — sagte das Gespenst.

„Ja, das hatte sie in der That!“ rief Scrooge begeistert aus.

„Sie starb wohl als Gattin und hatte Kinder?“ — fuhr der Geist fort.

„Ein einziges“, antwortete Scrooge.

„Richtig, er ist Euer Neffe.“

Diese Wendung des Gesprächs war dem Alten nicht angenehm — aber da hatte sich auch schon die Szene verändert. Sie befanden sich wieder in den Straßen der Stadt; hier herrschte überall buntes Treiben, überall sah man angezündete Lichter; es war — Weihnachtsabend! — Sie traten in einen Laden ein, wo ein alter Herr hinter einem hohen Schreibpult saß. Der Anblick des Kaufladens sowie der des alten Herrn erregte Scrooges Aufmerksamkeit.

„Ei der Tausend! das ist ja der alte Fezziwig, wie er leibte und lebte!“ Der alte Fezziwig legte aber seine Feder hin, sah nach der Wanduhr, welche die siebente Abendstunde ankündigte, und rief in vergnügtem Tone:

„Heda! ihr Jungen da drinnen — heda, Ebenezer, Fritz!“

Scrooge sah sich selbst, als Lehrling, in Begleitung seines Kameraden diensteifrig herbeieilen.

„Heda, meine Jungen“, rief Fezziwig, „heute ist Feierabend! Es ist ja Weihnachtsabend, darum schließt die Fensterladen, und dann räumt das Zimmer aus. Rasch, Jungen, und laßt uns Platz schaffen!“

Hurra! — wie schnell ging das! In einer Minute war alles weggeschafft; der Boden wurde gekehrt, die Lampen gesäubert und das alte Magazin zu einem glänzenden Ballsaal hergerichtet. Und jetzt trat ein Fiedler herein, nahm auf dem hohen Sitze Platz und fiedelte darauf los, so gut er es konnte. Dann kam die gute alte Frau Fezziwig, hinter ihr die drei Fräulein Fezziwig, denen sechs junge Anbeter folgten; und weiter traten herein die im Geschäft thätigen jungen Leute, und auch die Hausmagd mit ihrem Vetter, sodann die Köchin mit ihres Bruders Busenfreund, dem Milchmann. Eines nach dem andern schritt herein; die einen schüchtern, die andern kühn und verwogen. Dann begannen mit einem Male ihrer zwanzig Paare den Ball mit einer

Polonäse, die in würdigster Weise von den guten Fezziwigs geführt wurde. War dies eine Lust! Wie strahlten alle Gesichter vor Freude und Wonne! Und gegessen und getrunken wurde, was nur das Zeug hielt! Da setzte es mächtige Stücke kalten Rostbratens, das Bier floß in Strömen, und für die Damen waren Kuchen und Pastetchen da in reichster Auswahl. Dann wurde wieder gehopst. Zuletzt kam das Hauptstück; denn jetzt ließ sich das würdige Paar eine gute, alte Weise aufspielen, etwa: „Und als der Großvater die Großmutter nahm!" — und tanzte ein Solo, worauf alle Anwesenden begeistert in ein aus tiefstem Herzensgrunde kommendes Lebehoch ausbrachen."

Der alte Fezziwig machte nun mit jedem anwesenden Frauenzimmer das herkömmliche Ehrentänzchen, ohne nur die geringste Ermüdung zu zeigen, und seiner würdig zeigte sich die gute Hausfrau, die brave, dicke Frau Fezziwig, die ebenfalls mit allen anwesenden Herren ihren Reigen tanzte. Das galt für alle als höchste Ehre und Freude. Und als nun der alte Herr zu Ende war, da machte er noch zum Schluß einen so kühnen Luftsprung, daß er mit den Füßen zu winken schien, und doch gelangte er ohne zu straucheln glücklich wieder auf seine Füße — eine Leistung, die ihm donnernden Beifall eintrug.

Als aber die Glocke elf Uhr schlug, da ging der Hausball zu Ende. Herr und Frau Fezziwig stellten sich an die Thür, drückten jedem und jeder freundlich die Hand und wünschten allen „Vergnügte Weihnachten". Zuletzt waren nur noch die beiden Lehrlinge im Zimmer, die wohlgemut ihre Betten aufsuchten, dort unter jenem Zahltische im hintern Teil des Ladens.

Während dieser ganzen Zeit hatte sich Scrooge wie außer sich gebärdet. Sein Herz und Wesen waren bei dem Auftritt zu sehr beteiligt; durchlebte er doch noch einmal einige der glücklichsten Stunden seines Lebens.

Er geriet in die seltsamste Aufregung, als das Gespenst meinte: „Ah bah, 's ist eine Kleinigkeit, diese dummen Leute zu so innigem Danke zu bringen."

„Was? — Eine Kleinigkeit wäre es?" fragte Scrooge.

Der Geist winkte ihm, auf die zwei Lehrlinge zu hören, die eben aus vollem Herzen sich in Fezziwigs Lob erschöpften; dann fuhr er fort:

„Nicht wahr, es ist nicht der Rede wert, was Fezziwig gethan hat? Er hat nur einige Stücke vergänglichen Goldes geopfert. Ist's der Mühe wert, daß man so viel Rühmens davon macht?"

Diese Bemerkung erzürnte Scrooge, und heftig rief er aus, nicht mehr wie sein gegenwärtiges, sondern wie sein zukünftiges Ebenbild:

„Das ist's nicht, Geist! Fezziwig hatte es in seiner Macht, uns glücklich oder unglücklich, unsern Dienst uns leicht oder mühsam zu machen, uns den Himmel oder die Hölle zu bereiten. Er —" hier hielt er plötzlich inne.

„Was hast du?" fragte der Geist.

„O!" — sagte Scrooge ganz kleinlaut — „ich dachte nur eben daran, wie lieb es mir wäre, wenn ich gerade jetzt meinem Kommis auch ein paar Wörtchen sagen könnte."

Wieder standen sie auf der Straße.

„Meine Frist läuft zu Ende", sprach der Geist, „aber eins laß dir noch zeigen.'

Und er führte ihn in ein kleines, trauliches Stübchen, darin saß ein hübsches junges Mädchen und weinte. —

Scrooge erzitterte in tiefster Seele, er erkannte seine ehemalige Braut, die er verlassen hatte, weil sie — arm war. — — — — — — — —

„Höre, Geist!" hob er endlich mit bebender Stimme an — „schaffe mich fort von hier, ich kann es nicht länger ertragen."

Doch das Gespenst rührte sich nicht; da, im Zorn, riß er ihm die Mütze in Gestalt eines Lichthütchens weg und zog sie mit rascher Bewegung ihm über den Kopf. — Der Geist verschwand darunter, und wie sich Scrooge umsah, befand er sich wieder in seinem Schlafgemach. Nun gab er noch der Mütze einen letzten Ruck von oben herab und legte sich müde und matt auf sein Bett, um alsbald in tiefen Schlaf zu sinken.

Der zweite der drei Geister.

Als Scrooge wieder erwachte und seine Gedanken zusammensuchte, hub die Glocke abermals aus, um zwölf Uhr zu schlagen. Er war darauf gefaßt und wartete in einem Zustande von stiller Verzweiflung der kommenden Dinge.

Es schlug ein Uhr — aber kein Geist erschien; nur ein rötlicher Schein lagerte sich über das Gemach. Es vergingen fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde, ohne daß sich weiter etwas gezeigt hätte; aber jener verhängnisvolle Schein, der offenbar aus dem anstoßenden Stübchen kommen mußte, erregte Scrooge so, daß er endlich leise aufstand, in seine Pantoffeln fuhr und nach der Thür schlich. In demselben Augenblicke aber, als er die Thürklinke berührte, bat ihn eine unbekannte Stimme, hereinzutreten.

Da stand er in seinem eignen Wohnzimmer.

Wie seltsam aber war dasselbe verändert! Wände und Decke waren über und über so mit lebendigem Grün und Laubwerk überhangen, daß es einem kleinen Lustwäldchen glich. Im Kamin loderte ein mächtiges Feuer und auf dem Boden lagen zu einer Art von Thron aufgeschichtet: Truthühner, Gänse, Wildbret, Kränze von Würsten, Fleischpasteten, Körbe voll Austern, Zuckerzeug und Lebkuchen, rotbackige Äpfel, gewaltige Kuchen, daneben dampfende Schüsseln mit Punsch, die wunderbar lieblichen Geruch ausströmen ließen. Hoch oben auf diesem seltsamen Thron saß in nachlässiger Haltung ein lustiger Riese, gar köstlich anzuschauen. — Er hielt eine brennende Fackel in der Hand, die er emporhielt, um ihr Licht auf Scrooge fallen zu lassen, der schüchtern in der Thür stand.

„Immer herein, Männchen!" — rief der Geist — „und lerne mich näher kennen: Ich bin der Geist der heutigen Weihnacht."

Scrooge gehorchte ehrerbietig dem so einladend ausschauenden Gespenste, das mit einem langen grünen, mit weißem Pelz besetzten Gewande bekleidet war und auf dem Kopfe einen Kranz von Tannenreisern trug, an dem hier und da lustig glänzende Eiszapfen hingen. Jetzt erhob sich der Geist.

„Höre, Geist!" sagte Scrooge demütig, „führe mich, wohin du willst; die Erscheinungen der vergangenen Nacht haben mir zur Lehre gedient und wirken noch bei mir fort. Wenn du Lust hat, mich zu belehren, so lehre mich Nutzen aus ihnen ziehen!"

„Berühre meinen Rock!“ sprach die Erscheinung.

Scrooge that so, und mit einem Male war das Zimmer mit all seinen Herrlichkeiten verschwunden und sie standen auf dem Weihnachtsmarkte. Welche lockenden Herrlichkeiten lagen hier wieder ringsumher aufgespeichert! Welch buntes Treiben durchwogte die zum Markt führenden Straßen! Überall, wo sie hinkamen, schwenkte der Geist seine Fackel, und wo die Funken hinfielen, die aber nur Scrooge sichtbar waren, da glänzten die Gesichter um so freudiger und zufriedener, namentlich die der Armen.



Scrooge vor dem Weihnachtsriesen.

„Liegt denn etwas Besonderes in den Funken, die du von deiner Fackel aussprühen läßt?“ fragte Scrooge.

„Allerdings!“ erwiderte der Geist, „es ist mein eigner Duft, und der beglückt am meisten die Armen.“ — Jetzt standen sie vor der niedern Wohnung Jack Cratchits, des armen Schreibers, und lächelnd blieb der Geist stehen, um sie durch Besprengung mit seiner Fackel einzuweihen und zu segnen. —

Der arme Jack erhielt vom reichen Scrooge nur fünfzehn Schillinge Wochenlohn, da kam der Segen des Geistes der Weihnacht doppelt gelegen. —

Drinnen aber erhob sich Frau Cratchit, des Schreibers Weib, und deckte den Festtisch. Sie war ärmlich, aber trotzdem sauber gekleidet, wie ihre zweite Tochter Belinde, die ihr beim Tischdecken half. Master Peter Cratchit aber, der älteste Sohn der Familie, untersuchte mit ernster Miene die Kartoffeln, ob sie noch nicht weich zum Schälen seien. Jetzt stürmten auch die beiden jungen Cratchits, ein Knabe und ein Mädchen, ins Zimmer und erzählten, daß sie draußen im Vorbeigehen am Bäckerhause den Duft einer gebratenen Gans gerochen hätten, die sie unzweifelhaft als die ihrige erkannt.

„Wo mag nur der gute Vater mit dem Gottlieb so lange bleiben?“ sagte Frau Cratchit. „Auch unsre Martha ist noch nicht da.“

„Hier ist Martha, liebe Mutter!“ riefen die beiden Kleinen. — „Hurra! du wirst staunen über die große Gans, die wir heute essen.“

„Gott sei Dank, daß du da bist, liebes Kind!“ sprach die Mutter. — „Setze dich zum Feuer, du bist ja ganz erstarrt.“

„Hurra! der Vater kommt!“ hieß es jetzt. — Ja, da trat er herein und trug den armen kleinen Gottlieb auf der Schulter. Das war eine Freude, daß nun der Vater da war! Der kleine Gottlieb freilich war ein recht armes Kind, denn er konnte nicht gehen und sich nur mühsam mit einer Krücke forthelfen — dennoch war er der Liebling der Familie, und eben hockten ihn die beiden jungen Cratchits auf, um ihm in der Küche den brodelnden Pudding zu zeigen. Der Vater erzählte nun der Mutter, wie gut der kleine Gottlieb gewesen, und was für eigentümliche Gedanken er immer hege. So habe er gemeint, er hoffe, die Leute in der Kirche sähen, was er für ein armer Krüppel sei, damit sie Gott um so mehr für ihre eignen gesunden Glieder dankten.

Jetzt entstand neuer Lärm; die gebratene Gans wurde gebracht und mit hellem Jubelgeschrei begrüßt, in das selbst der kleine Gottlieb einstimmte.

Na wahrlich! eine solche Gans war aber auch noch nie gesehen worden. Vater Jack hielt es platterdings für unmöglich, daß je ein solcher Vogel schon gebraten worden sei. Durch Kartoffelmus und Bratensauce unterstützt, bildete die Gans in der That eine völlig ausreichende Mahlzeit für die Familie.

Die Teller wurden nun gewechselt, und Mutter Cratchit verließ die Stube, um die Krone des Festschmauses, den Pudding, zu holen. In stiller Erwartung harrte die Familie der kommenden Dinge. Wie, wenn der Pudding nicht gelungen oder gar verbrannt wäre! — Namentlich den jungen Cratchits war dieser Gedanke furchtbar. Aber da erschien auch schon die Mutter mit dem dampfenden Aufsatze und ihr freundliches Gesicht verkündete, daß sie damit zufrieden war.

„Ah, welch ein wunderschöner Pudding!“ rief der Vater, und alle stimmten bewundernd ein und genossen mit Behagen das Meisterstück der Kochkunst. Daß der Pudding eigentlich für die große Familie etwas klein gewesen — darüber Betrachtungen anzustellen fiel niemand ein. — Jetzt war das Mahl vorüber. Nun wurden Stühle im Halbkreise um den Kamin gerückt, Äpfel auf den Tisch gesetzt und dann der vom Vater höchst eigenhändig gebraute Punsch versucht, dessen Wohlgeschmack anhaltend ein beifälliges Murmeln veranlaßte.

„Gott sei mit uns allen, meine Lieben", sagte der Vater, „und schenke uns vergnügte Weihnachten!" — Mit froher Andacht stimmte die gesamte Familie dem Wunsche bei, und Gottlieb fügte noch hinzu: „Gott segne jeden von uns insbesondere!" Es war ein rührender Anblick, wie zärtlich der Vater sein unglückliches Kind ansah und wie glücklich ihm dieses entgegenblickte.

„Höre Geist!" sagte Scrooge mit einer Teilnahme, wie er sie zuvor nie gefühlt — „wird der arme kleine Gottlieb am Leben bleiben?"

„Ich sehe einen leeren Stuhl stehen und darüber eine Krücke hängen" — sagte der Geist — „das Kind wird wohl bald sterben. Was liegt auch daran? Wenn der Knabe stirbt, so hilft er der Übervölkerung vorbeugen!"

Beschämt senkte Scrooge sein Haupt nieder, als er seine eignen lieblosen Worte vom Geiste wiederholen hörte, und bittere Scham und Reue ergriff ihn.

„Höre, Mensch!" hub der Geist wieder an, „wenn du wirklich ein Herz und keinen Stein in der Brust trägst, hüte dich vor solch vermessener Rede, bis du erst weißt, was Übervölkerung heißt und wo sie stattfindet. Maßest du dir an, zu entscheiden, welche Menschen leben und welche sterben sollen? Es könnte geschehen, daß du in den Augen Gottes weit weniger würdig befunden würdest zu leben als Millionen andre, ja selbst als das verwachsene Kind dieses Armen."

Scrooge war tief erschüttert durch des Geistes ernste Worte. Da hörte er seinen Namen nennen. Vater Cratchit brachte einen Trinkspruch auf ihn aus.

„Nun wollen wir auch Herrn Scrooge leben lassen. Auf sein Wohlsein!"

Aber der Vater fand damit keinen freudigen Anklang. Schon die Erwähnung des Namens schien hinreichend, einen düstern Schatten über die Gesichter der ganzen Gesellschaft zu verbreiten, und die Mutter erwiderte mißmutig: „Muß denn gerade am Weihnachtstage die Gesundheit eines so verhaßten, mürrischen, unbarmherzigen Menschen, wie des Herrn Scrooge, getrunken werden? Niemand weiß es besser, wie er ist, als du, du armer, armer Mann!" —

„Schweige, liebes Kind!" ermahnte der arme Schreiber mild, „bedenke doch — es ist Weihnachten!"

So wurde denn die Gesundheit getrunken, aber mit freudigem Herzen geschah es nicht; Scrooge wunderte sich nicht, daß dem so war.

Bald war indes die Gesellschaft wieder so lustig wie vorher; alle waren so glücklich, so genügsam, und beim hellen Funkensprühen der Fackel des Geistes wichen auch die letzten Kummerfalten von der Stirn des armen Ehepaares.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder stand der Geist und Scrooge auf der Straße. Wo sie vorüberschritten, vernahm man Weihnachtsfreude; selbst auf öder Heide tönte ihnen aus der Hütte des Bergmanns und am Meeresstrande aus der Fischerwohnung der Festjubel entgegen. Überall, wo sie vorüberschwebten, sogar über der wogenden See, als sie sich auf ein Schiff herniederließen — überall freute man sich oder gedachte man des glückseligen Festes.

Plötzlich wieder in ein hell erleuchtetes, behaglich eingerichtetes Zimmer versetzt, hörte Scrooge das herzliche, muntere Lachen seines Neffen Alfred. Wie nun in der Welt nichts so unwiderstehlich wirkt als Frohsinn und Lachen, so stimmte auch die ganze, hier versammelte Gesellschaft in Alfreds Heiterkeit mit ein.

„Hahaha! — — Wahrhaftig, er nannte Weihnachten eine Posse!"

„Da sollte er sich aber doch schämen, solch ein alter Mann!“ rief Alfreds Frau aus, ein allerliebstes hübsches Weibchen, mit so treuen und ehrlichen Augen, daß man nicht genug hineinschauen konnte.

„Ja“, antwortete Alfred, „ein kurioser Kauz ist der Ohm und lange nicht so freundlich und gefällig, als er es könnte. Was hilft ihm sein Reichtum! er weiß ja damit nichts Gutes zu thun und gönnt sich selbst nicht die geringste Bequemlichkeit. Er dauert mich! Ich hatte ihn eingeladen zu uns zu kommen; er will nicht und bringt sich nun selbst um einen vergnügten Abend.“

„Ich bedauere ihn nicht, warum ist er so dumm!“ warf Alfreds Schwägerin ein, und die andren Anwesenden stimmten ihr bei.

„Nun“ — fuhr Alfred fort — „ich werde doch wieder zu ihm gehen, um mich nach ihm zu erkundigen und ihm glückliche Weihnachten zu wünschen. Vielleicht rührt ihn das und veranlaßt ihn, seinem armen Kommis einmal fünfzig Pfund zu hinterlassen.“

Da brachen aber alle wieder in ein lautes Lachen aus, daß Alfred so gutmütig glauben konnte, sein Onkel werde einmal gerührt werden. Man beschäftigte sich nun mit andern angenehmeren Dingen als mit dem filzigen Oheim. Es wurde musiziert und gesungen; man spielte Pfänderspiele und wurde dabei so lustig, daß sogar der alte Scrooge mitspielen wollte und vergaß, daß er nur als Schatten hier weilte. Ja, als der Geist Miene machte, fortzugehen, da bat Scrooge wie ein Kind, er möge doch noch ein halbes Stündchen warten, da eben ein neues Spiel beginne.

Das Spiel hieß „Ja und Nein“, und Alfred sollte etwas denken, was die andern erraten wollten, wobei er auf ihre Fragen nur mit „ja“ oder „nein“ antworten durfte. Nach vielen Kreuz- und Querfragen brachten sie endlich heraus, daß er sich ein lebendiges Geschöpf gedacht, das zuweilen brumme und knurre, zuweilen wohl auch rede und welches in London wohne, das in den Straßen herumgehe und doch nicht zur Schau geführt werde, das niemand angehöre, aber auch in keiner Menagerie lebe, noch je geschlachtet werde, kurzum, weder Pferd noch ein Esel, noch Tiger, noch Hund, noch Katze — überhaupt gar kein Tier sei. Auf jede neue Frage brach Alfred in ein schallendes Gelächter aus, und als seine Schwägerin ausrief: „Ich habe es, das ist Onkel Scrooge!“ da war es, als wolle die Gesellschaft vor Lachen aus Rand und Band kommen.

Alfred faßte sich zuerst. „Der Oheim hat uns viel Vergnügen gemacht, nicht wahr?“ begann er. „Es wäre daher schwarzer Undank, wenn wir nicht eine Gesundheit trinken wollten. Onkel Scrooge soll leben!“

„Ja wohl, er soll leben!“ riefen die andern.

„Gott schenke dem alten Manne vergnügte Weihnachten und glückliches Neujahr! Er wollte zwar nicht unser Gast sein, aber er selbst muß darunter doch am meisten leiden. Oheim Scrooge soll leben!“

Oheim Scrooge war ganz lustig geworden, er wollte eben in längerer Rede antworten — — bah — da war alles verschwunden und er stand auf der Straße. Seltsam — das blonde Lockenhaar des Geistes war grau geworden, sein Gesicht zeigte Furchen — er war alt geworden.

„Ist das Leben der Geister so kurz?“ — fragte Scrooge.

„Mein Leben endigt mit der heutigen Nacht“, antwortete der Geist.

Aufmerksam schaute ihn Scrooge an; es that ihm leid, sich so bald von ihm trennen zu sollen. Da sah er etwas unter dem Mantel des Geistes hervorragen.

„Verzeih mir", sagte er nach dieser Frage, „was hast du da verborgen?"

„Schau her", gab der Geist kummervoll zur Antwort und brachte aus den Falten seines Kleides einen Knaben und ein Mädchen hervor, zerrissen und verkümmert aussehend und sich ängstlich an sein Gewand klammernd. — „Schau her, das sind auch Kinder der Menschen; sie klammern sich an mich an, um Klage zu führen gegen ihren Vater. Der Knabe ist der Mangel; das Mädchen heißt Unwissenheit. An ihrem Dasein trägt die Unbarmherzigkeit, die Lieblosigkeit derer Schuld, die da helfen könnten und es nicht thun. Hüte dich davor!"

„Finden denn die Armen nirgends Zuflucht?" fragte Scrooge. —

„Gibt's nicht Gefängnisse genug?" fuhr der Geist fort, „bestehen keine Zuchthäuser mehr?" — Mit diesen Worten, auf die sich Scrooge recht wohl besann, verschwand der Geist, denn eben schlug die Glocke zwölf. Und wie der letzte Schlag verhallt war, da — stand vor Scrooge eine neue Erscheinung — eine ernste Gestalt, in weite tiefschwarze Tücher verhüllt, das Gesicht mit einem krämpigen Hute verdeckt, schwebte ihm breit entgegen, wie Nebel am Boden —

Die letzte Geistererscheinung.

Das Erscheinung schwebte heran. Scrooge sank vor dem Gespenste, dessen ausgestreckte Hand er nur deutlicher zu erkennen vermochte, auf die Kniee nieder und rief mit zitternder Stimme:

„Geist der Zukunft! Ich fürchte dich mehr als irgend eines der Gespenster, die ich seither gesehen. Da ich aber hoffe, daß du mein wahres Wohl befördern möchtest, so will ich mich dir gern anvertrauen."

Der Geist gab keine Antwort, sondern deutete mit der Hand vorwärts. Sie schritten weiter und standen plötzlich im Herzen der Altstadt, mitten auf der Börse unter reichen Kaufleuten. Bei einer Gruppe blieben sie stehen. —

„Ich weiß nichts Näheres", sagte ein Herr, „nur daß er gestorben ist."

„Und wann starb er denn?" fragte sein dicker Nachbar.

„Heute nacht, glaube ich", lautete die Antwort des Schlanken.

„Das Begräbnis wird nur sein Leben kosten; denn ich wüßte nicht, wer mitgehen oder ihn betrauern sollte", meinte ein dritter.

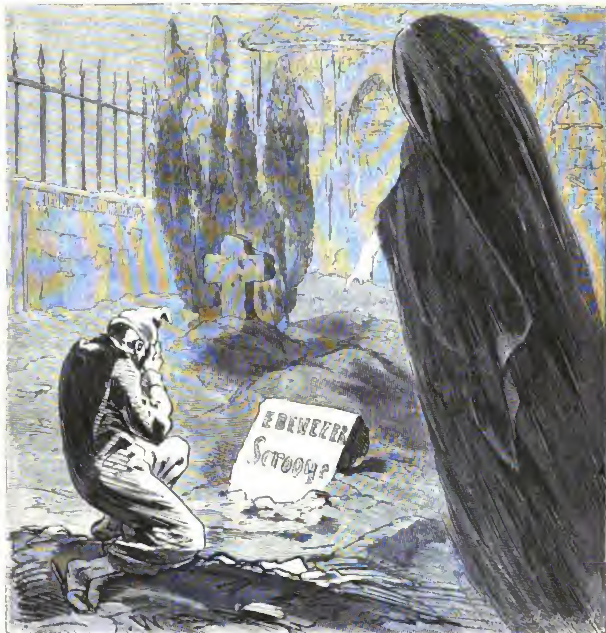
„Wenn ich Zeit hätte", begann ein vierter, „würde ich als Freiwilliger mitgehen, denn ich habe ihn noch am besten gekannt; wir grüßten uns und plauderten wohl dann und wann eine Weile miteinander."

Die Leute gingen auseinander und Scrooge sah den Geist fragend an. Der aber deutete auf zwei andre Männer, die eben auf der Straße sich begegneten. „Der alte Filz wird heute begraben" — sagte der eine — „sind Sie etwa ein Leidtragender?"

„O behüte", sagte der andre, „nichts weniger als das; guten Morgen!"

Was sollten diese Gespräche? — Der Geist blieb stumm, aber eine eigentümliche Beklommenheit bemächtigte sich Scrooges. Die Szene hatte sich abermals verändert. Sie standen in einem dunklen Gemache vor einem leeren, nackten Bette, auf welchem unter einem zerlumpten Betttuche ein verdeckter

Körper lag, der, obwohl stumm, doch seine Anwesenheit in fürchterlicher Sprache ankündigte. Das war der Leichnam jenes Mannes, von dem draußen so lieblos und gleichgültig gesprochen worden war. — Scrooge blickte angstvoll auf das Gespenst, dessen starke Hand nach dem Haupt des Toten deutete; die Decke war nachlässig darübergeworfen, die geringste Bewegung würde das Antlitz enthüllt haben. Doch Scrooge wagte nicht, den Schleier zu lüften. Stumm stand er daneben.



Scrooge liest auf dem Grabstein den Namen Scrooge.

Das Gemach sah aus wie geplündert; kein liebendes Wesen hatte hier geweilt; alles war leer, vom Bett hatte man sogar die Vorhänge abgerissen.

O Gott, wer mochte jener Mann sein, auf dessen verhülltes Haupt noch immer unbeweglich der Geist hinwies?

Wieder befanden sie sich auf offener Straße. Jetzt kamen sie an Scrooges Geschäftslokal vorüber. Der Alte warf einen Blick hinein — aber er sah drinnen andre Geräte, die Gestalt, welche vor dem Pulte saß, war nicht sein Ebenbild.

„Geist, ich beschwöre dich“, rief Scrooge todesmatt, „nenne mir den Namen jenes Mannes, der auf dem Totenbette lag.“

Aber stumm schwebte der Geist weiter, mit seiner Hand nur nach vorwärts deutend. So kamen sie an ein eisernes Gitter. Es war ein Friedhof — hier lag also der unglückliche Mann, dessen Namen er noch erfahren sollte.

Der Geist stand unter den Gräbern und deutete auf eines derselben.

„O Geist“, rief er aus, auf eines der Gräber hinwankend, „sind die Dinge, die du mir zeigst, die Schatten dessen, was da kommen wird oder sind es nur Traumbilder, die vielleicht eintreffen könnten?“

Die Erscheinung blieb stumm und zeigte auf das Grab.

Zitternd und bebend beugte sich der alte Mann nieder und las auf dem Steine des öden Grabes seinen eignen Namen: „Ebenezer Scrooge“.

Und er fiel auf die Kniee nieder und rief: „Bin ich der Mann, der auf jenem Totenbette lag?“ — — Die Hand des unerbittlichen Begleiters deutete von dem Grabe auf ihn und von ihm wieder auf das Grab zurück.

„O schone meiner, Geist!“ rief er, „sprich nicht: So wird es kommen!“

Die Hand blieb in ihrer früheren Richtung.

„Höre, Geist!“ schrie Scrooge sich verzweifelt an das dunkle Gewand festklammernd, „ich bin nicht mehr der Mann, der ich war — will auch hinfort nicht der Mensch sein, welchem diese Lehre gegeben werden mußte. Ist für mich jede Hoffnung verloren?“ — Die Hand des Geistes schien zu zittern.

„Guter Geist!“ fuhr Scrooge fort, indem er vor ihm niederstürzte — „gib mir Gewißheit, daß es noch in meiner Macht steht, die Schatten, die du mir gezeigt hast, durch einen andern Lebenswandel zu versöhnen.“

Des Gespenstes Hand erzitterte noch mehr. Scrooge aber fuhr fort:

„Ich will in meinem Herzen die heilige Zeit der Weihnacht ehren und mir Mühe geben, mich ihrer während des ganzen Jahres zu erinnern — will der Vergangenheit gedenken, der Gegenwart und Zukunft leben. — — O sage mir, ob es noch möglich ist, die Schrift auf diesem Grabsteine auszulöschen?“

In bitterer Angst faßte er nach der Hand des Gespenstes. Doch der Geist stieß ihn zurück. — —

Und wie er nun die Hände zum Gebet faltete, daß sein Los sich wende, bemerkte er, wie die Gestalt sich nach und nach auflöste, wie das verhüllende Gewand von ihr fiel, wie der riesige Körper zusammenschrumpfte, dann in Nebel verschwand und sich endlich in — einen Bettpfosten verwandelte.

Ja — und der Bettpfosten gehörte zu seinem eignen Bett — das Bett, in dem er lag, das Zimmer, gehörten ihm, und vor allem nannte er auch die Zeit sein, welche er zur Buße und Besserung noch vor sich hatte.

In seinem Ringen mit dem Geiste hatte er heftig geweint, sein Gesicht war noch jetzt von Thränen feucht. — „Ich will die Lehren der Geister der heiligen Dreizahl nie vergessen“, sprach er zu sich.

Scrooge war in der That ein andrer geworden — glückselig stand er am Morgen des ersten Weihnachtsfesttags auf und trat in sein Wohnzimmer.

Sich umsehend sagte er zu sich selbst: „Ha ha! Dort trat Jakob Marley herein. Hier in der Ecke saß der Weihnachtsgeist; zu jenem Fenster sind wir

hinausspaziert — alles ist Wahrheit, alles Wirklichkeit gewesen. Ha! Ha!" — Es war für einen Mann, der seit so vielen Jahren aus der Übung gekommen, ein prächtiges Lachen, in das Scrooge jetzt ausbrach. Seine Lustigkeit unterbrach auf einmal das feierliche Geläute der Glocken. Er eilte an das Fenster und öffnete es. Kein Nebel war sichtbar. Heiter, glänzend und lustig kalt war es draußen; goldenes Sonnenlicht schien hernieder, wohlthuende Frische durchwehte die Luft, die von den hellen Glockentönen erzitterte. Und wie läutete es doch so wunderschön!

„Was ist's denn heute!" rief Scrooge einem vorbeilaufenden Buben zu.

„Heute?" — versetzte der Knabe wie verdutzt — „ei! 's ist ja Christtag!"

„Richtig — 's ist Christtag", murmelte Scrooge in seiner Seele vergnügt — das ist schön, daß die Geister alles in einer Nacht abgemacht haben"...

„Heda, hübscher Junge!" rief er einem Bürschlein zu.

„Was beliebt?" antwortete der Knabe.

„Du kennst doch den Laden des Geflügelhändlers an der Ecke?"

„Das will ich meinen!" entgegnete der Bursche.

„Na — da sag' mal dort, daß ich den großen Truthahn kaufe, der vor dem Laden hängt. Springe, du sollst auch ein gutes Botenlohn bekommen."

Der Knabe eilte fort, und bald befand sich der Truthahn unterwegs nach der Wohnung Jack Cratchits, des alten Kommis von Scrooge und Marley.

Jetzt kleidete sich Scrooge vollends an und verließ das Haus. Wie vergnügt schritt er dahin, freundlich wünschte er allen „Vergnügte Weihnachten!"

Er war noch nicht weit gegangen, da sah er denselben Herrn, der gestern Abend in sein Kontor gekommen und um einen Beitrag für die Armen gebeten hatte. Wohl schämte er sich etwas, aber er ging gerade auf ihn zu.

„Bester Herr", begann Scrooge, „ich wünsche Ihnen vergnügte Weihnachten. Sie waren gestern so gut, mich zu besuchen"....

„Sie sind Herr Scrooge, nicht wahr?" fragte der andre verwundert.

„Allerdings, so heiße ich, und ich fürchte fast, Sie haben kein besonderes Wohlgefallen an meinem Namen; aber haben Sie die Güte, mich noch einmal zu besuchen, ich will"... hier flüsterte ihm Scrooge etwas ins Ohr.

„Du lieber Gott!" — rief der fremde Herr, als ob ihm der Atem auszugehen drohe — „ist das Ihr wirklicher Ernst, bester Herr Scrooge?"

„Gewiß! Thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie zu mir!"

„Ei, freilich, werde ich kommen!" erwiderte der Herr und drückte Scrooge so warm die Hand, daß es diesem wohl ums Herz wurde.

War das ein vergnügter Spaziergang! — Am Nachmittage machte er sich auf den Weg zu seinem Neffen. Wohl ein dutzendmal ging er an der Thür vorbei, ehe er den Mut hatte, zur Treppe emporzusteigen. Endlich wagte er's doch.

Und wie wurde er aufgenommen? Der Neffe riß ihm vor Freude fast den Rockärmel aus und zerquetschte ihm beim Händedrücken fast die Hand.

Und die Nichte war so herzlich, so liebenswürdig, und alle freuten sich so sehr seines Kommens, daß der Alte sich wieder jung fühlte, mitlachte und scherzte, mitsang und jubelte wie der Jüngsten einer. Ja, das war ein Abend, wie er ihn seit der Jugendzeit nicht wieder erlebt, voll köstlichen Wohlbehagens!

Am andern Morgen war er sehr früh im Kontor, denn es war ihm viel daran gelegen, noch vor Jack da zu sein. Jetzt keuchte der Arme heran. Vor Angst den Dank für den Truthahn vergessend, warf er einen erschrockenen Seitenblick auf Scrooge und setzte sich eilig an sein Pult, um thunlichst bald die Feder rasch über das Papier fliegen zu lassen.

„Heda!" brummte Scrooge im früheren Tone seiner Stimme. — „Ihr kommt ziemlich spät! Daß mir dies nicht wieder vorkommt!"

„Verzeihung, Sir!" stammelte Cratchit reumütig; „ich habe mich etwas verspätet, es soll nicht wieder vorkommen."

Jetzt war Scrooge zu ihm herangetreten und rief: „So? Laßt Euch nun sagen, daß das nicht länger so fortgehen kann und darum — hier gab er Jack einen wohlgemeinten Rippenstoß — bin ich gesonnen, Euren Gehalt zu erhöhen."

Jack zitterte. Es kam ihm sogar der Gedanke, um Hilfe zu rufen, denn der Alte mußte einen — Raptus bekommen haben!

„Vergnügte Weihnachten, Jack!" rief aber jetzt Mr. Scrooge und klopfte dabei seinem Kommis mit solchem Ernste auf die Schulter, daß dieser über die Absichten seines Brotherrn unmöglich in Zweifel sein konnte — „ich wünsche Euch vergnügte Weihnachten, so vergnügt, als ihr sie Euch selber wünscht, und deswegen will ich Euren Gehalt erhöhen und mir Mühe geben, auch Eurer zahlreichen Familie beizuspringen. Das wollen wir aber heute nachmittag bei einem Glase Punsch besprechen. Jetzt aber macht ein tüchtiges Feuer an und kauft einen großen Kohlenkorb!"

Und Scrooge that mehr, als er versprochen hatte; er ward dem kleinen Gottlieb, der nicht starb, ein zweiter Vater. Er wurde ein so guter Freund und gütiger, menschenfreundlicher Herr, als man nur einen finden konnte. Manche Leute lachten, als sie diese Veränderung an ihm wahrnahmen; allein er ließ sie lachen, denn er merkte bald, daß auf dieser weiten Erde einmal nichts, selbst nicht das Beste, geschehen kann, ohne daß es gewissen Spöttern mißfällt. Aber sein eignes Herz lachte dabei laut auf, und das machte ihm das meiste Vergnügen. Doch auch die guten Nachbarn meinten, daß niemand besser sein Weihnachten zu feiern wisse als der alte Scrooge, und daß sich darin in der ganzen Christenheit kein Mensch mit ihm messen könne.

Ich aber spreche mit dem gebrechlichen Gottlieb: „Gott segne einen jeden unter uns!" und mit Mr. Scrooge: „Vergnügte Weihnachten!"

Nach Charles Dickens erzählt von Franz Otto.







